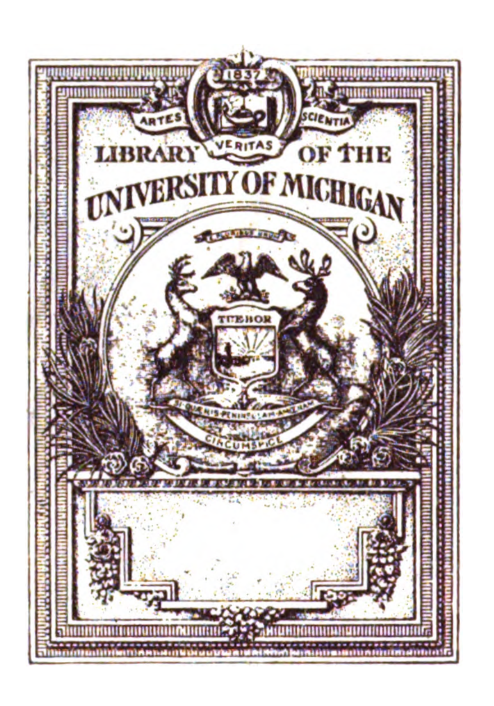

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE


Digitized by Google

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT

FÜR DEN

NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT

BEGRÜNDET MIT

FRANZ DÖRR UND KARL KÜHN

VON

WILHELM VIËTOR

HERAUSGEGEBEN

VON

WALTHER KÜCHLER UND THEODOR ZEIGER

XXVI. BAND

(DER PHONETISCHEN STUDIEN XXXII. BAND)

MARBURG IN HESSEN

N. G. ELWERT'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG

1919.

14 —

BAND XXVI APRIL-JUNI 1918 HEFT 1/2

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT

FÜR DEN

NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT

IN VERBINDUNG MIT

WALTHER KÜCHLER UND THEODOR ZEIGER

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM VIËTOR

MARBURG IN HESSEN

N. G. ELWERT'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG

1918

AUSGEGEBEN AM 25. MAI 1918.

Die Neueren Sprachen erscheinen jährlich in 10 Heften zum Preise von ℳ 12.— für den im April beginnenden Band. Preis für Mitarbeiter ℳ 9.— portofrei direkt. Frühere Jahrgänge nur zum *erhöhten Einzelpreis von M. 15.—*. Für neue Abonnenten bleibt der Friedenspreis von M. 12.— trotz der erheblich vermehrten Herstellungskosten bestehen.

Infolge der Zensurbestimmungen kann leicht eine Verzögerung in der Ausgabe der Hefte eintreten, was die Bezieher der Zeitschrift freundlichst beachten wollen. Die behördlich angeordnete Einschränkung des Papierbezugs zwingt zur Ausgabe des 26. Bandes in *Doppelheften*.

Inhalt.

Seite

Über das Verhältnis von Sprache und Nationalgefühl. Von KARL VOSZLER in München 1
George Merediths Romankunst. (I.) Von PHIL. ARONSTEIN in Berlin 14
Beiträge zur französischen Syntax. (X.) Von H. SCHMIDT in Altona 32
Zum Gedächtnis. Adolf Rambeau †. Von E. STENGEL in Greifswald 51
„ Martin Krummacher †. Von F. D. 54

VERMISCHTES.

Schattenbilder und Figuren. Von WALTHER KÜCHLER in Würzburg 57
„Die ersten Hunderttausend.“ Von PFAU in Hannover, z. z. im Felde 61
Stilistische Beiträge zur englischen Sprache. Von NATHAN in Frankenthal 67
Sprachliche Randbemerkungen zu Pinero und Shaw. Von W. V. . . 70
Erklärung. Von ALBERT EICHLER in Graz 72
Zu Rambeaus Bildnis. Von W. V. 72

ANZEIGER.

1. G. Panconcelli-Calzia, *Einführung in die angewandte Phonetik.* — 2. Ders., *Über das Verhalten von Dauer und Höhe im Akzent.* — Ernst Westerlund Selmer, *Satzphonetische Untersuchungen.* — Max Leky, *Grundlagen einer allgemeinen Phonetik.* — Von W. V. 73
† Ernst Meumann, *Zeitfragen deutscher Nationalerziehung.* — Karl Reinhardt, *Erläuterungen zu der Ordnung der Prüfung und zu der Ordnung der praktischen Ausbildung für das Lehramt an höheren Schulen in Preußen.* Von OTTO WEIDENMÜLLER in Flensburg . 79
Emma Danielowski, *Richardsons erster Roman.* — Ferd. Holthausen, *Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache.* Von WALTHER FISCHER in Würzburg 81
Nostradamus, *Die Franzosen, wie sie sind. Gegenwart und Zukunft.* — Max von Boehn, *Vom Kaiserreich zur Republik.* — Annette Kolb, *Briefe einer Deutsch-Französin.* Von WALTHER KÜCHLER in Würzburg 84
Kurt Fehler, *Erweiterung und Vertiefung des französischen Wortschatzes.* — N. Martin und K. Gruber, *Lehrbuch der französischen Sprache.* Von ALBERT STREUBER in Darmstadt 92
Meyers Sprachführer: Berthold Wiese, *Italienisch.* Von WALTHER KÜCHLER in Würzburg 96

ALPHABETISCHES INHALTSVERZEICHNIS DES XXVI. BANDES.

I. ABHANDLUNGEN.

Seite

Aronstein, Philipp, *Georg Merediths Romankunst* I 14, II 140, III 201
Brunnemann, Anna, *Baudelaire und sein Übersetzer Stefan George* 338
Budde, E. H., *Probleme und Entwicklungsmöglichkeiten des englischen Grammatikunterrichts* 117
Dörr, Franz, *Zum Gedächtnis. Martin Krummacher †* 54
— —, *W. Viëtor †. Zum Gedächtnis* 289
Eckermann, Karl, *Die Umformung als Hilfsmittel zur Vertiefung des Sprachunterrichts* 312
Hanisch, Erdmann, *Ein Beitrag zum Byronismus Lermontows* . 234
Jahrmann, Gertrud, *'Syr Gawayne and the Grene Knyght' und Stuckens 'Gawân'* 405
Küchler, Walther, *Ernest Renans Abkehr vom Glauben* . . . 97
Kuttner, Max, *Pro domo* 424
Lederer, Max, *Grillparzer und das Theater* 193
Meiszner, H., *Der „dramatische Monolog“ und Robert Browning* . 207
Richter, Karl, *Wie treibt man an der Schule praktische Literaturgeschichte?* 433
Schmidt, H., *Beiträge zur französischen Syntax* I (X) 32, II (XI) 221
Schröer, A., *Wilhelm Viëtors fachwissenschaftliche Bedeutung* . . 385
Speidel, Th., *Zur Phonetik der Vokale* 395
Spitzer, Leo, *Über syntaktische Methoden auf romanischem Gebiet* 323
Stengel, Edmund, *Zum Gedächtnis. Adolf Rambeau †* 51
Viëtor, Wilhelm, *Zu dem Thema von Budde* 138
Voszler, Karl, *Über das Verhältnis von Sprache und Nationalgefühl* 1

II. VERMISCHTES.

Balassa, Josef, *Deutsche Elemente in der ungarischen Soldatensprache* 359
— —, *Ein Satz als Lehnwort* 360
Bergmann, Karl, *Lautgestaltung und Bedeutungswechsel französischer Wörter in den elsässischen Mundarten* 156
Eichler, Albert, *Erklärung* 72
Druckfehlerberichtigung 264
Hamm, R., *Boche und Alboche* 260
Küchler, Walther, *Schattenbilder und Figuren* 57
— —, *Abwehr — Einsicht — Forderung* 454



Seite

LENZ, ANNA, *Zu O. Lohmanns Aufsatz: Über den Wert unserer Regeln und Sprachgesetze* 358
LOKOTSCH, KARL, *Bemerkungen zur Methodik des Türkischen* III . 159
NATHAN, *Stilistische Beiträge zur englischen Sprache* 67
Neuphilologischer Ferienkurs in Dresden 168
PFAU, *Die ersten Hunderttausend* 61
—, *Französische militärische Fachausdrücke* I 161, II 240
SCHULZ, *Le Cafard* 448
SCHUMANN, ALFRED, *Schulausgaben und Arbeitsteilung* 251
SPITZER, LEO, *Soldatendeutsch: Naplü — Ohlala — Tuhlömong* . . 258
VIËTOR, WILHELM, *Akademie und Fremdwörter* 167
— —, *50 Jahre deutscher Kulturarbeit* 165
— —, *Sprachliche Randbemerkungen zu Pinero und Shaw* . . . 70
— —, *Zu Rambeaus Bildnis* 72

IV. ANZEIGER.

Mitarbeiter: A. S. = Albert Streuber in Darmstadt. — B. G. = B. Gaster in Antwerpen. — H. K. = H. Klinghardt in Kötzschenbroda. — H. W. = H. Wocke in Haynau. — J. E. = Josef Englert in Würzburg. — K. V. = Karl Voßler in München. — M. F. = Max Freund in Gießen und Marburg. — O. B. = Otto Badke in Stralsund. — O. H. B. = Otto H. Brandt in Dresden. — O. W. = Otto Weidenmüller in Flensburg. — R. I. = Rudolf Imelmann in Rostock. — R. Sch. = Richard Schiedermair in Würzburg. — S. F. = Sigmund Feist in Berlin. — Th. Z. = Theodor Zeiger in Frankfurt a. M. — W. F. = Walther Fischer in Würzburg. — W. K. = Walther Küchler in Würzburg. — W. P. = Willi Peters in Würzburg. — W. V. = W. Viëtor in Marburg i. H.

1. *Allgemeine Kulturfragen.*

Erasmus von Rotterdam, *Das Lob der Narrheit* (H. W.) . . . 480
Kolb, Annette, *Briefe einer Deutsch-Französin* (W. K.) 91
Litt, Th., *Geschichte und Leben* (O. W.) 477
Meyer, Hermann, *Frankreichs Kampf um die Macht in der Welt* (W. K.) 379
Morsbach, Lorenz, *England und die englische Gefahr* (O. W.) . . 173
Nötzel, Karl, *Der französische und der deutsche Geist* (W. K.) . . 286
Rühlmann, Paul, *Die französische Schule und der Weltkrieg* (W. K.) 464
Simmel, Georg, *Der Krieg und die geistigen Entscheidungen* (W. K.)
Süßmilch, Holm, *Die lateinische Vagantenpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts* (W. K.) 463
Wundt, Wilhelm, *Die Nationen und ihre Philosophie* (W. P.) . . 381

2. *Allgemeine Sprachkunde, Phonetik und sprachlicher Unterricht.*

Borbein, Hans, *Auslandsstudien und neusprachlicher Unterricht im Licht des Weltkriegs* (Th. Z.) 465
Hüppy, A., *Die Phonetik im Unterricht der modernen Sprachen* (W. F.) 477
Korlén, Artur, *Modern språkundervisning* (H. K.) 470
K. A., *Das Studium der fremden Sprachen nach den leichtesten und schnellsten Methoden* (O. B.) 185
Leky, Max, *Grundlagen einer allgemeinen Phonetik* (W. V.) . . . 75
Lenschau, Thomas, *Deutschunterricht als Kulturkunde* (O. W.) . 265
Meumann, Ernst, *Zeitfragen deutscher Nationalerziehung* (O. W.) . 79

Seite

Morsbach, Lorenz, *Universität und Schule mit besonderer Berücksichtigung der englischen Philologie* (W. F.) 178
Neumann, Ludwig, *Das deutsche Gymnasium und die Erdkunde* (O. W.) 266
Panconcelli-Calzia, G., *Einführung in die angewandte Phonetik* (W. V.) 73
— —, *Über das Verhalten von Dauer und Höhe im Akzent* (W. V.) 73
Reinhardt, Karl, *Erläuterungen zu der Ordnung der Prüfung und zu der Ordnung der praktischen Ausbildung für das Lehramt an höheren Schulen in Preußen* (O. W.) 80
Schönherr, Walther, *Direkte und indirekte Methode im neusprachlichen Unterricht* (A. S.) 271
Spitzer, Leo, *Die Sprache als Kampfmittel* (K. V.) 272
— —, *Anti-Chamberlain* (K. V.) 272
— —. *Über einige Wörter der Liebessprache* (K. V.). 273
— —, *Fremdwörterhatz und Fremdvölkerhaß* (K. V.). 277
Selmer, Ernst Westerlund, *Satzphonetische Untersuchungen* (W. V.) 74
Szwedziński, Alfons, *Die Sprache* (W. F.) 364
Umbach, E., *Ziele und Wege des Sprachunterrichts auf unseren höheren Schulen* (A. S.) 368

3. *Deutsch.*

Baesecke, Georg, *Wie studiert man Deutsch?* (O. W.) 173
Blümel, Rudolf, *Einführung in das Mittelhochdeutsche* (O. W.) . . 479
Böckel, Otto, *Das deutsche Volkslied* (O. W.) 173
Brandenburg, Erich, *Martin Luther als Vorkämpfer deutschen Geistes* (O. W.) 265
Engel, Eduard, *Entwelschung* (W. K.) 287
Händel, Oskar, *Führer durch die Muttersprache* (O. W.) 361
Imme, Theodor, *Die deutsche Soldatensprache und ihr Humor* (R. Sch.) 270
Kluge, Friedrich, *Von Luther bis Lessing* (H. W.) 480
Kohts-Meyer-Schuster, *Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten*, bearbeitet von Graefenhain, Brill und Rühl (O. W.) . . . 361
Lienhard, Friedrich, *Das klassische Weimar* (W. K.) 464
Marcks, Richard, *Luther und Deutschland* (O. W.) 265
Maußer, *Deutsche Soldatensprache* (R. Sch.). 268
Mogk, Eugen, *Deutsche Heldensage* (O. W.) 265
Seiler, Friedrich, *Das deutsche Sprichwort* (H. W.) 479
Von der Pfordten, *Deutsche Musik auf geschichtlicher und nationaler Grundlage* (O. W.) 174
Werner, R. M., *Lessing* (O. W.) 268

4. *Englisch.*

KULTUR- UND LITERATURGESCHICHTE.

Bonnard, G., *La Controverse de Martin Marprelate* (W. F.) . . . 365
Danielowski, Emma, *Richardsons erster Roman* (W. F.) 81
Eberhardt, Oskar, *Der Bauernaufstand vom Jahre 1381 in der englischen Poesie* (W. F.) 366

Seite

LEHR- UND HILFSBÜCHER. SCHULAUSGABEN.

Baumgartner, A., *Corrispondenza commerciale inglese* (W. F.) . . 175
Brandeis, A., und Reitterer, Th., *Lehrgang der englischen Sprache für österreichische Realgymnasien.* 1. 5. 6. Teil (A. S.) . . . 369
Brandenburg, Ernst, und Dunker, Carl, *The English Clerc* (W. F.) 175
Cheyney, Eduard P., *An Introduction to the Industrial and Social History of England* (A. S.) 373
Düring, H., *Practical Commercial English* (W. F.) 175
Eduard, M. G., *Colloquial English* (M. F.) 474
Gschwind, Frank Henry, *An English Reader for Commercial Schools* (W. F.) 175
Günther, J. H. A., *A manual of English pronunciation and grammar* (R. J.) 367
Hamburger, Sophie, *New English Lessons for Foreign Students* (W. F.) 179
Holthausen, Ferd., *Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache* (W. F.) 83
Krüger, Richard, und Schmidt, Georg, *Lehrbuch der englischen Sprache* (W. F.) 175
Montag, Hedwig, *When Knights were Bold* (A. S.) 373
Nader, E., *Praktische Methodik des Unterrichts in der englischen Sprache* (A. S.) 189
Oberbach, Johannes, *Englische Handelskorrespondenz in Mustern und Aufgaben* (W. F.) 175
— —, *Kleine Englische Handelskorrespondenz in Mustern und Aufgaben* (W. F.) 175
Sternbeck, Alfred, *A Gateway to Shakespeare* (A. S.) 373

5. *Französisch.*

KULTUR- UND LITERATURGESCHICHTE.

Becker, Philipp August, *Clément Marots Liebeslyrik* (W. K.) . . 378
v. Boehn, Max, *Vom Kaiserreich zur Republik* (W. K.) 87
Hunger, Willy, *Soldatenausdrücke und volkstümliche Redensarten der französischen Sprache* (S. F.) 376
Nostradamus, *Die Franzosen wie sie sind* (W. K.) 84
Sainéan, L., *L'Argot des Tranchées* (O. H. B.) 375

LEHR- UND HILFSBÜCHER. SCHULAUSGABEN.

van Duyl, C. F., *Grammaire française* (A. S.) 374
Eberhard, Otto, *Je parle français* (O. B.) 188
— —, *Heures de Liberté de Lionel Morton* (O. B.) 188
Fehler, Kurt, *Erweiterung und Vertiefung des französischen Wortschatzes* (A. S.) 92
Klincksieck, Fr., *Französisches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten* (A. S.) 457
Martin, N., u. Gruber, K., *Lehrbuch der französischen Sprache* (A. S.) 93
— —, *Französische Grammatik für die Oberstufe höherer Mädchenschulen* (A. S.) 93

Seite

Plattner, Ph., *Grammatisches Lexikon der französischen Sprache* (A. S.) 459
— —, *Wörterbuch der Schwierigkeiten der französischen Aussprache und Rechtschreibung* (A. S.) 459
Roßmann, R., *Wörterverzeichnis zum Lehrbuch der französischen Sprache* (A. S.) 459
— —, und Schmidt, F., *Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Anschauung* (A. S.) 459
Thouaille, Albert, and E. E. Whitfield, *First Steps in Commercial French* (W. F.) 175
Sokoll und Wyplel, *Lehrbuch der französischen Sprache* (A. S.) . 459
Wolfinger, David, *Französische Grammatik für Gymnasien* (A. S.) 271
— —. *Französisches Lesebuch für Gymnasien* (A. S.) . . . . , . 271

4. *Andere Sprachen.*

Appel, Carl, *Bernart von Ventadorn* (W. K.) 180
— —, *Provenzalische Lautlehre* (W. K.) 377
Bolt, Nic., *Peterli* (O. B.) 188
Espey, Albert, *Dimbowitza-Klänge* (J. E.) 383
Friedrichs, E., *Kurzgefaßte systematische Grammatik der russischen Sprache* (O. B.) 185
Logeman, H., *A Commentary, Critical and Explanatory, on the Norwegian Text of Henric Ibsen's Peer Gynt* (O. W.) . . . 169
Lommatzsch, Erhard, *Provenzalisches Liederbuch* (W. K.) . . . 285
v. Marnitz, L., *Russisches Elementarbuch* (O. B.) 185
Voßler, Karl, *Der Trobador Marcabru und die Anfänge des gekünstelten Stiles* (W. K.) 278
— —, *Peire Cardinal* (W. K.) 278
— —, *Der Minnesang des Bernard von Ventadorn* (W. K.) . . . 278
Wiese, Berthold, *Italienisch* (W. K.) 96
v. Ziegesar, *Niederländischer Sprachführer* (B. G.) 190



Adolf Rambeau.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT
FÜR DEN
NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT.

BAND XXVI. APRIL-JUNI 1918. HEFT 1/2.

ÜBER DAS VERHÄLTNIS VON SPRACHE UND NATIONALGEFÜHL.

Wenn heute ein Grieche oder Römer des Altertums oder ein Christenmensch des Mittelalters in das Jammertal dieser Gegenwart herabstiege und hören und sehen könnte, wie wir nicht bloß um Macht und Gut und Geld uns zerfleischen, sondern sogar um der *Sprachen* willen, die in diesem oder jenem Grenzland herrschen sollen: was würden die Vorfahren unserer Kultur für große Augen machen!

Sprachliche Kämpfe, Verordnungen, Verbote wie wir sie in Elsaß-Lothringen, in Belgien, in Schleswig-Holstein, in Polen, in Böhmen, in Tirol erlebt haben, um nur das Nächste zu nennen, das um Deutschland herumliegt, dergleichen gab es früher nicht. In Neapel z. B. hat die ganze Zeit der römischen Weltherrschaft hindurch die griechische Sprache unangefochten dauern dürfen. Griechische Inschriften reichen dort bis in das siebente Jahrhundert n. Chr. herab. Wenn die Imperatoren auf Besuch kamen, fügten sie sich gerne dem griechischen Lebensstil des Landes. Kaiser Claudius ließ sich griechische Schauspiele daselbst vorführen. Ähnliches wissen wir aus anderen Küstenstädten des südlichen Italien. Im Senat zu Syrakus hat Cicero als römischer Beamter griechisch gesprochen, und wenn ihm das seine Landsleute verübelten, so geschah es aus einem richtigen Gefühl für römische Würde, keineswegs aus sprachlicher Unduldsamkeit. Nie haben die Römer die Landessprachen der von ihnen eroberten Gebiete angefeindet. Nachdem mit rücksichtsloser Gewalt in Spanien und in Gallien die Herrschaft des römischen Gesetzes einmal eingerichtet war, ließ man friedlich, allmählich und wie von selbst die Herrschaft der lateinischen Sprache über diese Länder sich ergießen. Darum ist das Iberische in Spanien, das Keltische in Gallien eines natürlichen

und sanften Todes gestorben. Kein Widerspruch, keine Klage hat sich, soviel wir wissen, erhoben.

So lautlos ließe sich wohl heute in Europa keine Sprache mehr ersticken. Höchstens Mundarten und Dialekte noch können in dieser süßen und schwindsüchtigen Weise zuweilen sich auflösen[1]. Sie sterben dann friedlich und widerstandslos wie jene alten Sprachen der Iberer und Gallier zumeist wohl deshalb, weil ihr Erlöschen den Eingang in eine höhere, kulturell überlegene Sprachgemeinschaft bedeutet. Doch nicht einmal dies ist immer der Fall. In Irland z. B. wehrt sich die alte zum Dialekt herabgesunkene Landessprache, so gut oder schlecht sie eben kann, noch immer gegen das Englische; und in der Schweiz sträubt sich das Rätoromanische gegen das Deutsche und borgt sich in seinem Kampf gegen den nordischen Bedränger die Waffen von seinem südlichen Nachbarn, dem Italienischen, es italianisiert; und warum verteidigt sich das Rätische nicht auch gegen das Italienische, das ihm doch ebenso nach dem Leben trachtet? Weil der Rätoromane sich dem Italiener stammverwandt weiß oder fühlt. Hier liegt der springende Punkt: im Stammesbewußtsein, im Nationalgefühl.

Man verteidigt seine Sprache und kämpft für sie desto hartnäckiger, je lebendiger man das Gefühl und je klarer man das Bewußtsein hat, daß es dabei um den Bestand der eigenen Stammesart geht, um das eigene Volkstum, um die Nationalität.

Haben denn aber die alten Iberer und Gallier, die so leicht und rasch das Latein sich gefallen ließen, nicht auch ihr Stammesbewußtsein und ihren Nationalstolz gehabt? Gewiß, doch war's eine einfachere Art Stolz: zwar derb, handfest, rassig und von triebhafter Leidenschaftlichkeit, aber eben darum ein geistloser Stolz. War er einmal mit Waffengewalt zerbrochen, so lag er am Boden, unfähig eines tieferen Widerstandes und geistigen Rückhaltes. Die Sprache aber ist etwas Geistiges. Ein entwaffneter Iberer oder Gallier konnte höchstens noch persönliche Eitelkeit, keinen nationalen Stolz mehr aufbringen. Und eben die Eitelkeit trieb ihn, die Sprache seines Siegers zu erlernen, mit lateinischer Redekunst sich zu schmücken und der Muttersprache sich zu schämen. Die selbstgefälligsten und wortfreudigsten Meister lateinischer Beredsamkeit sind bald nicht mehr in Italien, sondern in Spanien und Gallien gewachsen: Seneca, Lucan, Martial, C. Cornelius Gallus, Ausonius u. a.

[1] Aber auch da stehen dann jammernde Philologen am Krankenbett.

Da wir heute zumeist nur Nationalsprachen um uns sehen, sind wir gewöhnt, Nationalität und Sprache als unauflöslich miteinander verwachsen zu denken. Wenn man in Österreich Erhebungen über die Nationalität der Einwohner anstellt, so hält man sich an die Sprache; es gibt in der Tat kein anderes zuverlässiges Kennzeichen. Wer Deutsch spricht, d. h. sich zum Deutschen als seiner gewohnheitsmäßigen Sprache bekennt, gehört dem deutschen Volkstum zu, wer Italienisch oder Polnisch angibt, wird als Italiener oder Pole im nationalen, nicht im staatlichen Sinne gerechnet. In zweifelhaften Fällen verhält es sich mit der Nationalsprache wie mit einer Konfession: man bekennt sie — man kann sie also auch wechseln. Es ist natürlich, d. h. natur*geschichtlich* aber nicht natur*gesetzlich*, daß die Sprache uns zu Nationen verbindet. Nicht jede Sprachgemeinschaft ist zugleich Volksgemeinschaft. Zu hunderterlei anderer Arten von Gemeinschaft kann eine Sprache die Menschen zusammenführen. Das Latein, zuerst die Stammessprache der Latiner, ist im Laufe der Zeit zur römischen Staatssprache, dann zur katholischen Kirchensprache und schließlich zur papierenen Gelehrtensprache geworden. So gibt es weiterhin Handelssprachen wie das Englische im überseeischen Ausland, Gaunersprachen wie das Rotwelsch, naturferne künstliche Weltsprachen wie Volapük und Esperanto und schließlich fast ebensoviele Sondersprachen, als es Sonderinteressen gibt, zu denen die Menschen sich kasten- oder zunftmäßig zusammentun. Im mittelalterlichen Spanien hat es bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein neben dem Kastilischen eine galicisch-portugiesische Kunstsprache gegeben, doch war sie ausschließlich an den höfischen Minnesang gebunden. Der König Alfonso el Sabio hat seine prosaischen Werke kastilisch, seine Liebeslieder galicisch und eine besonders vornehme Art von Minnesang provenzalisch abgefaßt, je nach dem Interessentenkreis, an den er sich richtete. Wie viele Sprachen schwirren in modernen Großstädten durcheinander: in Wien, in Konstantinopel, in Kairo, in Neuyork oder Chikago! Und Menschen bilden sich an solchen Plätzen aus, die im Sprachverkehr so charakterlos werden wie im Handel das Geld. Ein Wiener Geld- und Bildungsprotz spricht tschechisch mit seinem Dienstmädchen, ungarisch mit seinem Kutscher, französisch mit seiner Freundin, italienisch mit seinem Musiklehrer, englisch mit seinem Kinderfräulein und, wenn es gut geht, auch deutsch mit seiner Familie. Demnach

1*

könnte man beinahe meinen, daß es im Wesen der Sprache liegt, ein eigenes Wesen mit eigenen Zwecken und Werten überhaupt nicht zu haben, sondern reiner Tauschwert zu sein.

In gewissem Sinne ist es auch richtig, daß das Vorherrschen oder Verschwinden, das Siegen oder Unterliegen der *einen* Sprache vor der anderen mit dem Kräftespiel der jeweils hervortretenden praktischen Faktoren zusammengeht. An zahlreichen Beispielen hat die Forschung gezeigt, wie die Sprachgrenzen durch militärische, politische, kirchliche, wirtschaftliche Bedürfnisse verschoben und bestimmt werden, und wie immer das schwächere Interesse vor dem mächtigeren weichen muß. In der Schweiz als einem friedlichen und freien Lande, wo nicht mehr mit Waffen- oder Gewissenszwang für die Ausbreitung dieser oder jener Sprache gearbeitet wird, ist die sprachliche Bewegung heute fast nur durch das wirtschaftliche Leben noch bestimmt. Die Straßen des Verkehrs geben den Ausschlag. Die Gotthardbahn trägt deutsche Sprache nach dem Tessin, die Simplonbahn romanische nach dem Norden, die bündnerischen Bahnen und die Linie Basel—Biel sind wiederum Heerstraßen, auf denen das Deutsche gegen Welschland vorrückt. Im Wallis aber reist das Französische von Westen her mit der Eisenbahn, während vom Osten her das Deutsche mit der Postkutsche kaum vorwärts kommt[1].

Aber alle Verkehrswege, alle Bedürfnisse und Zweckmäßigkeiten, ja alle Zwangsmaßregeln polizeilicher, staatlicher, kirchicher Behörden müssen versagen, sobald bei einem Volk einmal das Nationalgefühl geweckt und für die Sache seiner Landessprache alarmiert ist. So in Polen. Als man den Polen ihre staatliche Freiheit und Einheit genommen und zerschlagen hatte sangen sie polnische Lieder. An ihre Sprache klammerten sie sich als an das letzte Kennzeichen, Pfand und Symbol ihrer völkischen Eigenart und Zusammengehörigkeit. Je strenger im öffentlichen Verkehr ihre Sprache verboten wurde, desto trotziger, inniger, streitbarer und religiöser ward die Liebe zu ihr. Jetzt enthüllte sie ganz ihren idealen Wert, und nur um ihrer selbst willen, aller äußeren Zweckmäßigkeit zum Hohne, um der polnischen Sehnsucht willen ward sie gesprochen und gepflegt. Da jedes Wort nun Kerkerhaft und Verbannung kosten konnte, ward jeder polnische Laut ein Stück nationales Heiligtum: ein

[1] Morf, *Aus Dichtung und Sprache der Romanen* II, 1911, S. 258 ff.

seelischer Gruß dem Bruder, eine kriegerische Parole dem Feind gegenüber. In göttlicher Nacktheit zeigt sich hier, was so viele Politiker, und nicht nur Politiker, sondern sogar Sprachforscher nicht zu sehen vermögen, nämlich der ideale Form- und Erhaltungstrieb, der jeder Sprache innewohnt, sofern sie irgendwie Ausdruck einer geistigen Eigenart und Zusammengehörigkeit ist. Es braucht keine nationale zu sein, es kann z. B. auch eine religiöse sein. Je stärker das Judentum verfolgt wird, desto zäher hängt es an der Sprache seiner Synagoge und schützt die lyrische Seele des Hebräischen in stachliger Schale. Ähnlich verschließt ein Dichter oder Träumer, den seine Sehnsucht ganz erfüllt, sich gegen jede Zumutung und jedes Geräusch der Welt, um nur noch inneres Ohr zu sein und innere Stimme zu werden für diese Sehnsucht. Wie für das dichterische, wie für das religiöse, so kann auch für das nationale Gefühl, wenn alle anderen Grundlagen ihm entzogen sind, die Sprache der seelische Ort oder das spezifische Medium werden. Wenn wir heute verstummen müßten, die Sprache unserer Mutter würde weiterspinnen in uns, und wenn wir auswandern müßten, sie bliebe unsere geistige Heimat.

Von Mensch zu Mensch, von Geschlecht zu Geschlecht stiftet die Sprache ein Verhältnis seelischer Verwandtschaft, dessen Innigkeit und Bedeutung die europäischen Kulturvölker nur allmählich und langsam, aber immer tiefer empfunden und immer klarer verstanden haben.

Die Italiener waren die ersten, die Deutschen die letzten, und die Franzosen die eifrigsten. Wie ist das gekommen?

Während des ganzen Mittelalters lastete auf dem Nationalgefühl der Völker des Abendlandes der vom alten Rom überkommene Universalismus: das Kaiserreich, die katholische Kirche, die lateinische Sprache. Diese drei umschlossen teils mit ihrer Macht, teils mit ihrem Recht, teils mit ihrer idealen Forderung die gesamte Christenheit. Sie wurden als etwas Großes, Hohes und Weites empfunden, das wertvoller war als etwaige Ansprüche der einzelnen Völker. Unter den christlichen Nationen aber war keine tiefer durchdrungen von diesem Universalismus als die deutsche. War sie doch seit Karl dem Großen die Inhaberin des Kaisertums und als solche die berufene Hüterin des Weltreiches und seines völkerumschlingenden und versöhnenden Geistes. Der Deutsche des Mittelalters hat sich in höherem Grade als die anderen für die Zusammenhörigkeit und Einheit der

christlichen Völker verantwortlich gefühlt und hat bei dieser erhebenden Sorge kein nachhaltiges Sondergefühl für sein eigen Volkstum mehr aufbringen können. Selbst in einem so national gestimmten Dichter wie Walter von der Vogelweide ist der römische Reichsgedanke lebendiger als der deutsche Stolz. Noch heute haben wir aus den Jahrhunderten des römisch-deutschen Kaisertums einen universalistischen und übernationalen Zug in unserem politischen und kulturellen Denken. In manchen Gedanken, die gerade jetzt wieder laut werden, läßt sich das Fortwirken dieser Erbschaft erkennen. Kein Volk ist weniger darauf bedacht gewesen als das deutsche, die Landesgrenzen seiner Nationalität abzurunden. Nichts nimmt sich auf einer Sprachenkarte so zerrissen, so vernachlässigt und verzettelt aus wie *unser* Sprachgebiet. In der Schweiz, in Österreich, in Norditalien, in Ungarn und tief hinein nach Rußland bis über die Wolga hinüber (von Amerika gar nicht zu reden) sitzen Brüder unseres Stammes und unserer Zunge, die alle uns staatlich nicht mehr zugehören. Es ist nicht auszudenken, wieviel an nationaler Geschlossenheit und Kraft wir an das Ideal des Welt- und Kaiserreiches verwendet und verschwendet haben. Und doch war's vielleicht keine Verschwendung. Jedenfalls sind nicht *wir* die Entdecker des modernen Nationalgefühls.

Es sind die Italiener. Seit der römische Kaiser ein Deutscher war, seit Karl dem Großen, hat sich kaum mehr ein italienisches Herz für das christliche Universalreich erwärmen können. Von mittelalterlicher Kaisersage und Kaiserdichtung zeugt in Italien kaum eine Spur[1]. Eine einzige großartige Ausnahme ist Dante mit seinem Weltgefühl, mit seiner *Göttlichen Komödie* und seiner lateinischen Schrift über die Universalmonarchie gewesen. Er hat diese Gesinnung mit der Verbannung aus der Heimat bezahlt. Und doch waren nirgends die Erinnerungen an das alte Rom und seine Größe so heimisch und lebendig wie bei den Italienern. Nur war es eben nicht das kaiserliche, sondern das republikanische Rom, zu dem die mittelalterlichen Italiener mit ihren Städterepubliken sich hingezogen fühlten. Es war *ihr* Rom, nicht das der Welt. *Roma nostra.* Indem sie den republikanisch-römischen gegen den kaiserlich-römischen Staatsgedanken ausspielten und erhoben, haben sie das Mittelalter politisch über-

[1] Über die Sonderstellung Italiens im Mittelalter vgl. Voßler, *Die göttliche Komödie* II. Bd., Heidelberg 1908, S. 13ff.

wunden und die Renaissance heraufgeführt. Und ähnlich haben die italienischen Humanisten gegen das Latein der Kirche das heidnische Latein des Cicero, des Virgil und Horaz gepriesen, das Latein Italiens gegen das Latein der Welt. Von diesem ihrem Heimatlatein aus sind die italienischen Humanisten dazu übergegangen, bald auch der Tochter dieses Lateins, dem Italienischen, dieselbe bewußte Künstlerliebe und Philologensorgfalt zu widmen. Die lateinische Sprachpflege und -reinigung hat unmittelbar eine italienische erzeugt. Es waren die gleichen Männer, die sich für beide Purismen einsetzten: Petrarca, Alberti, Polizian, Bembo usw. — Kurz, die Besinnung auf die nationale Eigenart als etwas Ererbtes und geschichtlich Gewordenes, in der Politik sowohl wie in der Sprache, ist zuerst in Italien erwacht, und zwar wesentlich als partikularistischer Widerspruch und Reaktion gegen die universalen Ideen des Mittelalters, als *sacro egoismo*. Noch heute steht in Rom dieser nationale Egoismus mit Feindschaft oder Gleichgültigkeit dem universalistischen Papsttum gegenüber.

Als die Bewegung des Humanismus und der Renaissance am Ende des 15. Jahrhunderts von Italien nach Frankreich übergriff, hatte sich dort ein starkes, beinahe schon unumschränktes Königtum ausgebildet. Und die Franzosen waren derart stolz auf ihren Herrscher, daß der völkische Gedanke fast restlos bei ihnen in dem dynastischen Gefühle aufging. Wer damals sich rühmte, ein Franzose zu sein, der dachte dabei kaum an die französische Sprache und noch weniger an die große Vergangenheit und mittelalterliche Kultur des Landes, sondern vor allem an die Macht und Herrlichkeit seines Königs in Paris[1]. Zur bewußten Pflege ihrer Landesgeschichte und zur planmäßigen Bereicherung, Veredlung und Reinigung ihrer Sprache als eines nationalen Gutes sind die Franzosen erst durch das italienische Beispiel angeregt worden. Während aber bei den Italienern das Nationalgefühl sich an eine erfreuliche politische Wirklichkeit nicht anlehnen konnte und daher bis in das 19. Jahrhundert herein, bis zum Risorgimento, einen beschaulichen, schwärmerischen, beinahe wollüstigen und arkadischen Zug bewahrt hat und Künstlerliebe zur Nation geblieben ist, ist es in dem mächtig gefügten Frankreich gleich um so realistischer, praktischer

[1] Vgl. Voßler, *Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung*, Heidelberg 1913, S. 139 u. 165.

und aggressiver geworden. Selbst die gelehrte Arbeit an der nationalen Geschichte, Literatur und Sprache wurde mit eroberungslustigem Eifer betrieben und als eine Art Wettkampf mit der Antike und mit den Italienern aufgefaßt. Seit den Tagen der Renaissance bis auf die Gegenwart gilt in Frankreich die Veredlung der Sprache, die Feststellung der Grammatik und Rechtschreibung, die Verbuchung des Wortschatzes, die Uniformierung der französischen Laut- und Schriftformen nicht bloß als eine nationale Angelegenheit, sondern geradezu als eine staatliche und politische. In diesem Sinne haben die Könige ihre Sprachverordnungen erlassen, haben Philologen und Künstler von ihnen ihre Aufträge empfangen, hat Richelieu die *Académie française* gegründet und haben die größten Meister der Sprache ihr Genie in den Dienst des Sonnenkönigs gestellt. In Frankreich zum ersten Mal übernimmt der Staat die Organisation einer nationalen Einheitsprache. Was das Königtum begonnen, wird von der Revolution weitergeführt. Im Jahre 1790 hat die Nationalversammlung in Paris den Plan gefaßt, alle Dialekte, Mundarten, Patois und Jargons im Reiche auszurotten um der Einheit willen, und hat einen Aufruf ergehen lassen, um in allen Landschaften zu erwecken «une sainte émulation pour bannir les jargons, derniers lambeaux de la féodalité et monuments de l'esclavage». Auf so gewaltsame Weise haben die Franzosen ihre Sprache lieben und pflegen gelernt. Daher gibt es kein Land, wo die sprachliche Zucht so straff und allgemein ist wie bei ihnen, und keines das so frühe, so nachdrücklich und planmäßig für die Verbreitung seiner Sprache im Ausland gearbeitet hat. Schon im Jahre 1509 hat der Humanist Claude de Seyssel den König Ludwig XII. auf die Wichtigkeit der Durchdringung des Auslandes mit französischer Sprache hingewiesen. Er wollte nichts Geringeres als Italien französieren. Heute noch ist es bezeichnend für den imperialistischen Spracheifer der Franzosen, daß ihnen die Französierung des deutschen Elsaß näher am Herzen liegt als die Rückgewinnung der ohnedem romanischen Sprachgebiete in Lothringen.

Von den Italienern und von den Franzosen haben nun wir Deutsche viel, sehr viel gelernt, was die Pflege unserer Sprache als eines nationalen Gutes betrifft. Die zahlreichen Gesellschaften, die halb spielend, halb schulmeisternd, im 17. Jahrhundert gegen die Ausländerei und den Grobianismus in der deutschen Sprache ankämpften, sind Nachbildungen der italienischen und französi-

schen Sprachakademien. Sogar der im Jahre 1885 gegründete „Allgemeine deutsche Sprachverein“ dürfte wohl in der im Jahre 1883 gestifteten *Alliance française* seine Vorgängerin haben. Unser Eigenstes und Bestes aber verdanken wir uns selbst und unserer besonderen Auffassung des Verhältnisses von Nation und Sprache. Um es mit einem Schlagwort oder Wortspiel auszudrücken: die Romanen sind vorwiegend Sprachmenschen, wir Deutsche Sachmenschen[1]. Der Romane ist immer geneigt, die Sprache zu überschätzen. Er glaubt mit dem Zauber des Wortes Dinge auszurichten, die schließlich doch nur mit Taten sich vollbringen lassen. Auf jede Weise züchtet er seine Sprache, bemißt den Wert einer Kultur nach der Macht und dem Glanz ihrer Sprache und sucht und findet die höchste Bildung in der sprachlichen Bildung. Ihm ist es gegeben, Worte wie *la liberté, la gloire, la victoire, la justice* so wirksam anzubringen und mit einer Bedeutungs- und Lautfülle von sich zu geben, daß er durch die bloße Aussprache des Namens sich als den Besitzer der Sache dartut vor aller Welt und vor sich selbt. Der Deutsche aber möchte nur Taten, Gedanken und Gefühle gelten lassen, und wo ihm diese sachlichen Schätze in sprachlich wohlgepflegter Einkleidung entgegentreten, wird er nur gar zu leicht mißtrauisch. Er glaubt, daß, wo der Wille stark, der Gedanke rein und tief und die Gefühle echt sind, durch Worte nur alles verpfuscht werden kann. Ihm ist es gegeben, die schönste Gesinnung schamhaft zu verschweigen oder, was schlimmer ist, sie durch einen geschnürten, gebauschten, verzwickten Wortschwall für die Umwelt unverständlich oder ungenießbar zu machen, um dann nur desto tiefer wieder sie in sich selbst zu empfinden.

Beide Teile — das hat dieser Krieg in weitestem Umfang gezeigt — unterschätzen einander, und für beide gibt es dabei der unliebsamen Überraschungen genug. Wer von uns hätte gedacht, daß durch das bloße Wort, durch ihre Reden, durch ihre Presse, durch hinreißende Phrasen und Kundgebungen die Franzosen uns so viele Feinde erwecken und solchen Schaden zufügen könnten, daß aber *unsere* Reden, *unsere* Presse, *unsere* Kundgebungen, so ehrlich sie gemeint waren, so kläglich verhallen und fast von der ganzen Welt so hoffnungslos mißhört werden sollten. Ihrerseits sind nun Franzosen, Italiener und

[1] H. Schuchardt unterscheidet, gemäß dem Begriffspaar „Wörter und Sachen“, Wortmenschen und Sachmenschen.



Slawen (denn auch diese gehören zu den Sprachmenschen) nicht wenig erstaunt über die Hiebe, die wir austeilen und über die Taten, die wir, von langer Hand und in der Stille, vorbereiten und plötzlich in die Welt setzen.

Wir sind nun einmal keine Zauberer der Sprache, und sprachliche Bildung gilt uns als ein Formalismus von zweifelhaftem Wert. Wenn wir aus eigenem Trieb uns daran machen, unsere Sprache zu pflegen, so muß ein sachliches dringendes tiefes universales Bedürfnis dahinter stecken, etwa so wie bei Luther, der die neuhochdeutsche Sprache gezüchtet und aus einem landessprachlichen Chaos heraus beinahe geschaffen hat, weil es ihm galt, das Wort Gottes, die Bibel uns nahe zu bringen. Oder, um neben das große Beispiel ein kleines zu setzen: jene kaiserlichen Kanzleibeamten und Schreiber, die zu Beginn der Neuzeit sich um ein einheitliches Deutsch bemühten, lediglich um Ordnung und Frieden im Lande zu stiften, nicht um etwas Schönes zu machen, das wie ein Ruhmesdenkmal der Nation aussehen sollte. So ist die deutsche Schriftsprache schlecht und recht, und meistens eher schlecht als recht, gewachsen, durch gelehrten und volkstümlichen, fremden und mundartlichen Zufluß oft ebenso sehr entstellt wie bereichert. Tief und weit und *sehr geduldig* ist sie uns geraten, aber nicht sonderlich ansprechend. Unsere tiefsten Denker: Kant und Hegel, sind keine Meister, sondern Büßer der deutschen Sprache gewesen. Hat doch ihr größter Meister und erfolgreichster Liebhaber sie einmal ungeduldig von sich gestoßen: Goethe.

Vieles hab ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
　Öl gemalt, in Ton hab ich auch manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet.
　Nur ein einzig Talent bracht ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb ich unglücklicher Dichter
　In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

Wo hätte je ein welscher oder slawischer Dichter auch nur im Zorn oder im Scherz von seiner Muttersprache etwas Ähnliches gesagt! Hören wir die Worte des verbannten Turgenieff:

In Tagen des Zweifels, in Tagen drückender Sorge um das Schicksal meines Heimatlandes, bist du allein mir Halt und Stütze, o du große, mächtige, wahrhaftige und freie russische Sprache! Wenn du nicht wärst, müßte man da nicht verzweifeln angesichts alles dessen, was sich daheim vollzieht? Undenkbar aber ist es,

daß eine solche Sprache nicht auch einem großen Volke sollte gegeben sein[1]!

Selbst der mittelalterliche Dante, so sehr er durchdrungen war von der Notwendigkeit und Herrlichkeit eines Weltreichs und von der Überzeugung, daß das Latein die vollendetste und dauerhafteste aller Sprachen der Menschheit sei, so hat er doch jeden, der seine elementare Liebe zum italienischen Mutterlaut in Frage stellen wollte, einen Narren und Spötter genannt:

Se manifestamente per le finestre d'una casa uscisse fiamma di fuoco, e alcuno domandasse se là entro fosse il fuoco, e un altro rispondesse a lui di sì, non saprei ben giudicare qual di costoro fosse da schernire più. E non altrimenti sarebbe fatta la domanda e la risposta di colui e di me, che mi domandasse se amore alla mia loquela propria è in me e io gli rispondessi di sì appresso le sue proposte ragioni[2].

In der Tat, die Flammen seiner nationalen Liebe für das *idioma gentile* schlagen heiß und verzehrend zu den Fenstern seiner internationalen Bauwerke hinaus. Gerade von Dante dem Weltbürger stammt der erste Versuch einer wissenschaftlichen und künstlerischen Würdigung der italienischen Sprache: das *De vulgari eloquentia*.

Weltbürger in der Tat mußte man sein, um zu einer so weitschauenden, großzügigen und philosophischen Ansicht des Wesens einer Nationalsprache zu gelangen. Von allen Philologen der Renaissance und der französischen Aufklärung hat keiner den Tiefsinn der Danteschen Schrift wieder erreichen können. Erst in den Tagen der Romantik, als die große Reaktion gegen den romanischen Formalismus und Intellektualismus einsetzte, haben *deutsche* Denker und Gelehrte eine wirklich philosophische Auffassung und kritische Erforschung der Sprache ins Leben gerufen. Hier reifen und bewähren sich die Früchte unseres Universalismus. Die ganze moderne Sprachwissenschaft ist eine wesentlich und beinahe ausschließlich deutsche Schöpfung. Herder, Wilhelm von Humboldt, die Brüder Schlegel, die Brüder Grimm, Bopp, Schleicher, Diez, und wie sie alle heißen, haben mit ihren philosophischen, historischen und grammatischen Forschungen die deutsche Art, sich zur Sprache des eigenen Volkes und der fremden Völker zu stellen, herausgearbeitet und

[1] *Gedichte in Prosa*, Schlußwort.

[2] *Convivio* I, 12.

zur Geltung gebracht. Sie haben die sprachliche Verwandtschaft der europäischen und indischen Völker entdeckt und haben uns gewöhnt, mit gleicher Liebe die Sprachen aller Stämme und Nationen der Welt zu umfassen als eine große geistige Familie, in der jedes Glied seine berechtigte und sinnvolle Sonderart hat. Den dogmatischen Formalismus, die romanische und akademische Sprachmeisterei, die Unduldsamkeit in der Beurteilung der Sprachen haben sie überwunden. Eine reinere, verständigere, weitherzige und darum auch tiefere Liebe zur eigenen Sprache war der schönste Lohn dieser Bemühung. Nun erst wurde es klar, wie jedes Volk in seiner Sprache sich seine besondere „Weltanschauung", oder besser: Weltanschauungsmöglichkeiten, ausspinnt, und wie *mit* ihrer Sprache und *durch* ihre Sprache die Nationen ihre geistigen Eigenarten in lebendiger Verwandtschaft und Wechselwirkung entfalten, und wie im Schoße der Sprachen eine Art Vorbestimmung ruht, ein stiller Hinweis und sanfter Drang zu dieser oder jener Denkart.

Drum, wenn wir gute Deutsche sein wollen, was bleibt uns anderes, als auf dem Weg, der uns gewiesen ist, fortzuschreiten? Ich meine das nicht nur im Sinn der Erkenntnis, sondern ebensogut und heute ganz besonders im Sinn der Praxis und der Politik. Den Flamen hat der deutsche Gouverneur von Bissing zum Rechte ihrer Muttersprache wieder verholfen. Den Polen haben wir ihre polnische Hochschule und, was mehr ist, die Freiheit, zu einer nationalen Lebensbildung zu kommen, wieder eröffnet. In Österreich gedeihen nach deutscher Ordnung Völker der verschiedensten Sprachen nebeneinander. Der Staat sorgt dort für slawisches und romanisches wie für deutsches Bildungswesen. Zwar gibt es noch Zank genug in der österreichischen Völkerfamilie, aber die deutsche Kraft, zäh und geduldig, bürgt dafür, daß es fortan ein häuslicher Zank bleibt und kein Fremder mehr sich dreinmischt. Sie wird auch auf dem Balkan Ordnung und Recht für jedes Volkstum und dessen Sprache schaffen. An allen Grenzmarken des Deutschtums, von der baltischen Küste bis an das Schwarze und Adriatische Meer, von der Maas bis an den Belt haben wir, das ist unsere klare weltgeschichtliche Sendung, diejenige Auffassung des Verhältnisses von Sprache und Nationalgefühl zu vertreten, die uns eingeboren ist, die seit dem Mittelalter uns von der Geschichte angewiesen und seit der geistigen Erhebung des Deutschtums in der Romantik uns zu wissenschaftlicher Klarheit gediehen ist. Es ist die

universale und tolerante Auffassung, zu der die Menschheit langsam heranreift.

Der Gedanke der *religiösen* Toleranz ist uns früher und doch erst nach unendlichem Blutvergießen aufgedämmert und eingegangen. Die nationalsprachliche Duldsamkeit ist eine noch spätere und zartere Blüte menschlicher Bildung; daher auch die Unduldsamkeit in *diesem* Punkte, nachdem einmal die Einsicht gewonnen ist, eine noch größere Narrheit und Gemeinheit. Wenn ich meinem Nächsten seinen religiösen Glauben nicht gönne und ihm den meinigen in den Schädel hämmere, so kann man mich wenigstens damit entschuldigen, daß ich den meinen für alleinseligmachend und den seinen für verderblich halte, daß ich die Seele meines Nächsten retten will. Ersticke ich aber meines Nachbars Muttersprache, um ihm die meinige einzublasen, wer könnte dafür einen andern Grund angeben als den nackten und blöden Dünkel, der auch dadurch nicht besser wird, daß es Nationaldünkel ist. Meines Nachbarn Muttersprache ist ja sein inneres Auge, seine Denkform mit all ihren Möglichkeiten von Weltansichten, seine geistige Kindheit und Zukunft. Jedem, der dies verstanden hat, müssen alle Gewaltmaßregeln gegen die Sprache einer Nation als ein Vergehen am keimenden Leben ihres Geistes gelten.

Soll dieses zarte Leben wirksam geschützt werden, so braucht es Gesetze, die stärker sind als das stolzeste Nationalgefühl. Nur mächtige Großstaaten wie das alte Römische Reich, die mehr sind als bloße Nationalstaaten wie das heutige Italien oder Frankreich, werden imstande sein und den ehrlichen Willen aufbringen, die Sprachen der kleinen Völker gegen den Druck der großen zu sichern.

Das Römische Reich und das mittelalterliche Kaiserreich waren, wie wir gesehen haben, allem völkischen Sprachtum gegenüber duldsame Staatsgebilde, sagen wir besser: *geduldige*; denn ihre Duldsamkeit gründete sich ganz naiv auf Unkenntnis und Gleichgültigkeit in Sachen völkischer Geistesart. Erst die Renaissance hat die Völker zu nationalem Bewußtsein geweckt und hat sie stolz und eifersüchtig auf ihre Sprachen gemacht. Dieser dogmatische und bis zum Fanatismus intolerante Nationalismus ist eine Schöpfung der Italiener und insbesondere der Franzosen. Sie haben mit ihrer sprachlichen Künstlereitelkeit und mit ihrem Nationalstolz die ganze Erde angesteckt, haben die Russen, die Tschechen, die Ungarn und schließlich sogar den

deutschen Michel wild gemacht, so wild, daß er sich vergaß und Miene machte, die Polen, die Dänen, die Franzosen in seinem eigenen Hause zu drangsalieren. Und niemand steht es schlechter als unserem Michel zu Gesichte, den Hund der Polizei auf die Mädchen aus der sprachlichen Fremde zu hetzen. Freilich sollten auch diese Holden sich etwas weniger vorlaut benehmen und insbesondere den sprachlichen Geschäftsverkehr nicht stören mit kreischender Stimme. Nationalsprache als reiner Gefühlsausdruck einer völkischen Sonderart hat im letzten Grunde eine ästhetische und beschauliche Geltung und wird sich immer dort bescheiden müssen, wo die praktischen Forderungen eines möglichst einfachen sprachlichen Geschäftsverkehrs in Sachen des Heeres, der Verwaltung, des Rechts, des Handels und Wandels einsetzen. Denn wo das Ästhetische mit dem Praktischen ein Tänzchen will wagen, da hat, Gott sei's geklagt! noch immer die Fabel vom irdenen und eisernen Topfe gegolten.

Man darf hoffen, daß das Ende des Weltkrieges allerseits den nationalen Räuschen einige Ernüchterung bringt.

Ob je das Deutsche eine Weltsprache wird? Wir wissen es nicht, und es braucht uns wenig zu kümmern; denn Sprachpolitik *in abstracto*, d. h. unabhängig von der übrigen Kultur- und Weltpolitik treiben, ist Spielerei und Müßiggang. Eine Weltsprache ohne die ganze Lebens- und Gedankenfülle, ohne die millionenköpfige Arbeit eines Weltreiches bleibt eine rein formale schattenhafte Konstruktion wie Volapük und Esperanto. Aushecken kann man solcher Schattensprachen, so viele man will. Unser leibhaftiges und kerniges Deutsch aber kann nur dort seine Wurzeln schlagen, wo ehrliche deutsche Arbeit ihm das Feld bereitet und Recht und Billigkeit die Grenzen steckt.

München. Karl Voszler.

GEORGE MEREDITHS ROMANKUNST.

Einleitung.

1. Der Roman ist die jüngste unter den literarischen Kunstformen. Die Geschichte seiner Blüte beginnt erst im 18. Jahrhundert, und zwar in England. Was vorangeht, ist Vorgeschichte und verhält sich zu dem ausgebildeten Roman wie die Mysterien und Moralitäten zum Drama. Das Altertum und auch das Mittelalter haben ihn, wenigstens als feste Literaturgattung,

nicht gekannt. Er beruht auf dem Buche, der Aufnahme durch den einsamen, für sich genießenden Leser. Die Tatsache, daß er nicht wie das Drama im Altertum Vorbilder gehabt hat, ist von großer Bedeutung. Er ist daher auch nicht wie dieses von vornherein Gegenstand der theoretischen Betrachtung geworden. Die Kunsttheorie und die wissenschaftliche Ästhetik haben sich mit dem Roman wenig beschäftigt und sicherlich kaum einen Einfluß auf die Produktion selbst ausgeübt. Dies gilt besonders von dem englischen Romane, der an Umfang und Bedeutung wohl die erste Stelle in der Weltliteratur beanspruchen darf.

2. Der englische Roman hat sich im allgemeinen nach zwei Richtungen entwickelt, die als "romance" und "novel" unterschieden werden. Die "romance" bezeichnet ursprünglich eine aus dem Französischen, also einer „romanischen" Sprache übersetzte sehr idealisierte Verserzählung von Abenteuern und Liebe und wird dann allmählich auf eine phantastische Erzählung überhaupt übertragen. Die "novel" leitet ihren Namen von der italienischen «novella» ab, die eine Prosaerzählung aus dem wirklichen Leben ist, und hat diese Bedeutung beibehalten. Anfangs wird statt dieses Ausdrucks allerdings gerne "history" gesagt, um dadurch die wahrheitsgemäße Darstellung anzudeuten. Richardson und Fielding gebrauchen dieses Wort noch vorzugsweise für ihre Romane. Walter Scott hat in seinen "Waverley Novels" beide Seiten vereinigt, und seitdem nennt man auch die ganze Gattung "novel", doch hat sich daneben der Unterschied zwischen dem Wirklichkeitsromane, der "novel", und der Prosadichtung, die das Leben in idealisierter oder phantastischer Art behandelt und seltsame, unwahrscheinliche oder unmögliche Abenteuer darstellt, der "romance", erhalten[1].

[1] Vgl. hierüber Wilbur L. Cross, *The Development of the English Novel*, Neuyork 1899, S. XIIIff. Dort wird die Romanschriftstellerin Clara Reeve zitiert, die 1785 in *The Progress of Romance* sagt: "The *Novel* is a picture of real life and manners, and of the times in which it is written. The *Romance*, in lofty and elevated language, describes what never happened nor is likely ever to happen. The Novel gives a familiar relation of such things as pass every day before our eyes, such as may happen to our friends or to ourselves; and the perfection of it is to represent every scene in so easy and natural a manner and to make them appear so probable as to deceive us into a persuasion (at least while we are reading) that all is real, until we are affected by the joys or distress of the persons in the story as if they were our own." Vgl. über den Unterschied auch besonders Courthope, *A History of English Poetry* VI, S. 423/424.

3. Der englische Roman hat sich seit Daniel Defoes *Robinson Crusoe* (1719) in außerordentlich mannigfacher Weise entwickelt, hat jede Seite des Lebens und der phantastischen Umformung desselben behandelt, das Leben aller Volksklassen von der Aristokratie bis zur untersten Schicht des Volkstums, alle Epochen der Geschichte, die Nationen vom Orient bis zum Indianertum, Krieg und Handel, Wald- und Seeleben, Geistertum und Schauerromantik, alle Fragen, die die Menschheit bewegen und aufregen, Politik, Religion, Kunst, Standeswesen usf. Aber diese ganze Entwicklung ist fast durchweg unbewußt vor sich gegangen. Seeley sagt in dem bekannten Buche *The Expansion of England*: „Wir scheinen gleichsam in einem Anfalle von Geistesabwesenheit die halbe Welt erobert und bevölkert zu haben." Man kann dasselbe von dem geistigen Reiche des Romans sagen. Wenn, wie Schiller sagt, das Bewußtlose mit dem Besonnenen vereinigt den poetischen Künstler ausmacht, so hat im englischen Romane das erstere merkwürdig vorgeherrscht. Die großen Begründer und Fortführer der Gattung haben fast alle wie durch Zufall, d. h. durch das Zusammentreffen besonderer Umstände mit einer eigenartigen Persönlichkeit, ihre besondere Kunstart gefunden. Defoe, der unermüdliche Journalist und kühne Versucher und Projektenmacher auf vielen Gebieten, war schon 58 Jahre alt, als die Lektüre des Berichts der Erlebnisse des Matrosen Alexander Selkirk ihn dazu brachte, den realistischen Roman der Handlung zu begründen. Der Buchdrucker Richardson wurde im Alter von 50 Jahren von zwei Freunden gebeten, einen Briefsteller zu verfassen, und kam dadurch auf den Gedanken, seine *Pamela* zu schreiben, den ersten psychologischen Charakterroman in Briefen. Fielding wollte eigentlich nur diese *Pamela* parodieren und schuf die Meisterwerke des Wirklichkeitsromans. Smollett reiht Abenteuer an Abenteuer, die nur durch die Geschichte eines Helden schwach verknüpft sind, und nur seine reichen persönlichen Erlebnisse und seine getreue Darstellung des Lebens und lebendiger Charaktere geben diesen kunstlosen Unterhaltungsschriften ihren hohen literarischen Wert. Walter Scott, der große Begründer des historischen Romans, schickte seine Seiten dem Verleger so schnell er sie schrieb, während er die Druckerpresse „klopfen, klappern und dröhnen" zu hören glaubte. Und ähnlich steht es mit Dickens und Thackeray. Dickens veröffentlichte seine Romane zum größten Teile bruchstückweise in monatlichen

Nummern; selten war die Ausführung beträchtlich über das unbedingt Nötige hinaus gediehen. Natürlich leidet die Form unter dieser unkünstlerischen Art der Komposition. Noch mehr tritt das bei Thackeray hervor, der Dickens in der Art der Komposition folgt, weil er ein weniger starkes künstlerisches Temperament hat. Die Handlungsführung ist bei ihm sehr nachlässig, Charaktere werden willkürlich fallen gelassen, und der Schluß bringt gewöhnlich eine glückliche Heirat oder die Wiedererlangung eines verlorenen oder vorenthaltenen Vermögens. Ein einziges Mal, in *Henry Esmond*, ist Thackeray von dieser Art der Komposition abgewichen, hat den Roman erst vollendet, ehe er ihn drucken ließ, und daher auch ein gut gebautes Werk hervorgebracht. Viel künstlerisches Gewissen haben diese Schriftsteller nicht; sie kümmern sich viel mehr um das „Was“ als um das „Wie“ ihrer Erzeugnisse. In Dickens' Briefen z. B. ist von künstlerischen Fragen und Problemen nie die Rede; er hat kaum je über Kunst nachgedacht. Die Folge hiervon ist, daß das Unkünstlerische, das ewige Philistertum, „das Gemeine“, wie Goethe sagt, über diese Literaturform mehr Macht gewinnt wie über irgendeine andere. Allerdings hört das Erscheinen in Lieferungen mit Dickens und Thackeray und ihren unmittelbaren Zeitgenossen auf, wenn auch die Zeitschrift noch eine große Bedeutung als Mittel einer einträglichen Veröffentlichung behält. George Eliot veröffentlichte ihre Romane als Ganzes. Aber das Philistertum bemächtigt sich nun der Romanproduktion auf eine andere Weise, durch die "circulating library", die Leihbibliothek[1]. Wie man in der Geschichte des englischen Dramas der Renaissance nichts hört von Philip Henslowe, dem schlauen, ungebildeten Geschäftsmann und Wucherer, der als Theaterunternehmer und Geldgeber des leichtsinnigen Volkes der Schauspieler und "playwrights" einen so großen Einfluß auf das Drama ausgeübt hat, so schweigen die Literaturgeschichten von "Mudie's Circulating Library" in London, die mit ihren zahlreichen Filialen im Lande den literarischen Markt beherrscht und die Schriftsteller zwingt, sich den Anforderungen der wohlhabenden Mittelklasse mit ihrem Ideal der "respectability", der Wohlanständigkeit, anzupassen und nichts zu schreiben, was die Jugend und besonders die Töchter des Hauses verletzen könnte.

---

[1] Vgl. darüber George Moore, *Confessions of a Young Man*. Sein Roman *Esther Waters* wurde 1894 von Mudie abgelehnt.

Daher muß die Kunst sich der Moral unterordnen[1]; sie muß das Geschlechtliche vor allen Dingen verschleiern oder verhüllen: ein glücklicher Ausgang, in dem der Dichter seines Richteramtes in Gerechtigkeit waltet, die Guten belohnend und die Bösen bestrafend, muß den ruhigen, stetigen Bürger befriedigen. Die Folge hiervon ist, daß die Darstellung des Lebens halbwahr oder unwahr wird, namentlich in der Erotik von einer zimperlichen Zaghaftigkeit; der Roman verflacht und dient dem bloßen Unterhaltungsbedürfnis, der Anregung der trägen Phantasie oder der Erholung nach geistig anstrengender Arbeit, wie z. B. Darwin Romane las. Vor allen Dingen darf der Roman, will er von Mudie nicht zurückgewiesen werden, was einem Mißerfolge gleichkommt, die gefürchtete Mrs. Grundy, die Verkörperung der öffentlichen Meinung, nicht verletzen. So sinkt im allgemeinen die künstlerische Qualität der Romane, während die Produktion an Masse steigt — man hat berechnet, daß etwa 1500 Romane alljährlich in England erscheinen. Die zurückgedrängte Freude an Frivolität, Pikanterie und Schmutz findet ja reichlich Rechnung in den ellenlangen Berichten über Ehescheidungsprozesse in aristokratischen Kreisen in den Spalten der großen Tageszeitungen und in dem Klatsch der "Society Papers".

George Meredith.

1. Eine Reaktion gegen diese Verflachung des Romans, ein ernstes Bestreben, ihn als Kunstwerk aufzufassen und zu handhaben, finden wir bei den beiden bedeutendsten Romanschriftstellern des 19. Jahrhunderts, Thomas Hardy und George Meredith[2]. Beide Schriftsteller, von denen Hardy[3] zwar um zwölf

[1] Goethe schreibt über das Verhältnis von Kunst und Moral an J. H. Meyer am 30. Juni 1796 (Briefe, herausg. von Philipp Stein IV, S. 102): „Und so schimmert wieder durch das Ganze die alte, halbwahre Philisterleyer: daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollen. Das erste haben sie immer getan und müssen es tun, weil ihre Gesetze so gut als das Sittengesetz aus der Vernunft entspringen, täten sie aber das zweite, so wären sie verloren, und es wäre besser, daß man ihnen gleich einen Mühlstein um den Hals hinge und sie ersäufte, als daß man sie nach und nach ins nützlich-platte absterben ließe."

[2] Allerdings haben sie einen sehr bedeutenden Vorgänger unter den englischen Romanschriftstellern, nämlich den einen Begründer der Kunstgattung, Henry Fielding, der als einziger unter den älteren

Jahre der jüngere, aber doch eigentlich früher zur Berühmtheit gelangt ist, sind sehr verschieden in der Lebensauffassung, die sich in der Tendenz ihrer Werke zeigt, und ebenso in der Stoffwahl und Führung der Handlung; sie gleichen sich aber in der langsamen, bedächtigen Art der Produktion. Die Prosadichtung Hardys umfaßt innerhalb vierundzwanzig Jahren vierzehn Romane und drei Bändchen Novellen, die Merediths in einem Zeitraum von neununddreißig Jahren nur dreizehn große Romane und mehrere kleine Märchen und Novellen, wozu noch ein nachgelassenes und zeitlich nicht genau zu bestimmendes Romanfragment hinzukommt. Bei beiden Schriftstellern beobachten wir zum Unterschied von der fieberhaft hastigen Produktion eines Scott und Dickens, eines Bulwer und Trollope ein langes Ringen mit dem Stoffe und seiner Gestaltung, ein Zaudern und Schwanken, das jenen fast ganz fremd ist[1]. Beide sind Philosophen und haben eine eigenartige Weltanschauung, der sie direkt in Gedichten, indirekt auch in ihren Romanen Ausdruck geben. Hierin sind sie mit George Eliot verwandt, aber anders als bei George Eliot erstreckt sich ihre Reflexion auch auf ihre Produktion selbst, namentlich den Roman, über dessen Bedeutung und Theorie sie tief nachgedacht haben. Hardy spricht seine theoretischen Kunstbetrachtungen in besonderen Aufsätzen aus. Merediths Kunsttheorie ist in seinen Romanen selbst enthalten; als Ergänzung dazu können seine im Jahre

---

Romanschriftstellern ein Bewußtsein der Ziele und Zwecke seiner Kunst zeigt und in der Vorrede von *Joseph Andrews* und namentlich in den einleitenden Kapiteln von *Tom Jones* sich eingehend über die Theorie des Romans ausspricht. Der mir zustehende Raum gestattet mir nicht, an dieser Stelle hierauf näher einzugehen.

[2] Vgl. darüber meinen Aufsatz in der *Germ. Rom. Monatsschrift* VI, S. 228ff. (1914), sowie R. Taufkirch, *Thomas Hardys Romankunst*, Marburger Diss. 1912.

[1] Meredith spricht wohl selbst in seinen Briefen von seiner "fastidiousness", seinem schwer zu befriedigenden Wesen und daß er Stücke eines schon gedruckten Romans wieder zerschnitten habe, da er ihn nicht befriedigte, wie das immer mit seinen Erzeugnissen der Fall sei, sobald sie gedruckt seien (Brief vom September 1862); so ändert er häufig die ursprüngliche Grundidee, kürzt, läßt aus auf den Rat von Freunden wie John Morley, dem Herausgeber der *Fortnightly Review* (Brief vom 22. Mai und 18. Juli 1874), so noch in seinem letzten Romane *The Amazing Marriage*, der in *Scribner's Magazine* erschien (Brief vom 16. Oktober 1894).

1912 veröffentlichten Briefe dienen, die ihn überhaupt als hervorragenden Kritiker zeigen.

2. Meredith hat lange um Anerkennung zu kämpfen gehabt. Seine ersten Romane erregten zwar einiges Aufsehen, aber noch mehr Anstoß bei dem Philistertum. Er schreibt darüber an einen Freund, den Rev. Augustus Jessopp (20. Dezember 1861): „Man tut mich literarisch in den Bann, schlimmer als einen Freigeist, — Versammlungen haben beschlossen, mich aus den Lesegesellschaften zu verbannen. Paterfamilias hat Mr. Mudie tüchtig seine von Unterröcken regierte Meinung ("his petticoated view") über mich gesagt.“ Aber er schließt diesen Brief mit dem tapferen Worte: „In der Kunst nehme ich nie Rücksicht auf das, was dem engen Geiste des Salons zulässig erscheint.“ Er kannte, wenigstens was die eigentliche Grundidee und Tendenz seiner Erzeugnisse angeht, keinen Kompromiß mit dem Publikum. So veröffentlichte er während mehr als fünfzig Jahren ein Bändchen Gedichte nach dem andern und fand so wenig Anerkennung, daß er sich nach fast vierzig Jahren wundert, daß jemand überhaupt seine Gedichte bespreche und beachte[1], und doch gehört er sicherlich auch als Dichter zu den bedeutendsten Gestalten seiner Zeit. Wohl empfand er schmerzlich, daß diese Isolierung nicht das Höchste ist, daß sie nicht ein Zeichen von Genie ist: „Ein Mann, der populär zu sein hofft,“ schreibt er mit Bezug auf seine Gedichte an einen Freund, „muß von der Masse aus denken und als das Herz der Masse. Wenn er Grillen seines eigenen Geistes folgt, so kann er nicht auf allgemeine Achtung rechnen, *und sein Werk ist geringer*[2]. Es ist der alte Gegensatz zwischen dem unbewußt schaffenden Genie, das sich in Harmonie mit dem Geiste der Zeit befindet, und dem nach Lessings bekannten Ausspruche alles „mit Druckwerk und Röhren“ herauspressenden Talente, den auch Meredith schmerzlich empfindet. Andrerseits verurteilt er auf das schärfte die Anpassung des Künstlers an den Geschmack des Publikums. Was er über Tennyson in seinen Briefen zu einer Zeit sagt, wo dieser Dichter auf der Höhe seines Ruhmes stand und bei den herrschenden und tonangebenden Kreisen seines Volkes eine

[1] Brief vom 14. Juli 1890 an John R. Rees. Noch 1902, als Leslie Stephen ihm die Vizepräsidentschaft der Gesellschaft "London Library" anbot, nennt er sich in der zustimmenden Antwort "an unpopular novelist and unaccepted poet".

[2] Brief vom 20. September 1864 an den Rev. Augustus Jessopp.



grenzenlose Verehrung genoß, ist zwar reichlich scharf, aber das Urteil der Nachwelt hat es bestätigt oder wird es doch wohl im wesentlichen bestätigen[1]. Er erkennt Tennysons hohes Formtalent, seine Sangesgabe an, bewundert auch einzelnes an ihm, aber er wirft ihm vor, daß er „der verderbten Sentimentalität des Salons schmeichle", spricht von seinem „dandyartigen Geflöte", seinen „schlappen, gezierten Fischern" (in *Enoch Arden*), mit Bezug auf die „Königsidyllen" von seinen „Porzellanfigürchen", die nicht einen Hauch von lebendigem Menschentum haben, usf. „Tennyson", sagt er ein andermal[2], „hat viel geistige Anwandlungen, aber keine Philosophie, und die Philosophie ist der Palast des Gedankens." Und gewiß hat er hierin recht, wenn man die zaghaft dilettantischen Versuche Tennysons in *In Memoriam* und anderen Gedichten betrachtet, das historische Christentum mit den Ergebnissen der Wissenschaft in Einklang zu bringen. Im Grunde ist das alles doch nur eine sehr verdünnte Kompromißphilosophie zum Gebrauche der Salons. Tennyson ist so recht der Dichter des Philistertums, der behäbigen Mittelklasse — auch seine politischen Ansichten, sein Chauvinismus legten davon Zeugnis ab —, Meredith aber hat gegen dieses Philistertum zeitlebens Krieg geführt. Daher seine Abneigung gegen den Poeta laureatus! Meredith hat sich immer geweigert, dem Philistertum Konzessionen zu machen. „Ein Mann muß bei dem Lichte seines Gewissens arbeiten, wenn er etwas Lesenswertes hervorbringen will[3]," sagt er einmal.

3. Eine Betrachtung von Merediths Gedanken über das Wesen des Romans geht am besten von seiner *Kritik des englischen Romans seiner Zeit* aus[4]. Zwei Richtungen findet er hauptsächlich in der herrschenden Romankunst vertreten, die er in *Beauchamps Laufbahn* als „jene glücklichen Geschichten von Geheimnissen" und „die beliebten Erzählungen von den Taten alltäglicher Leute ("bread and cheese people")" kennzeichnet. „Beide", sagt er mit ironischem Neid, „geben dem aufmerksamen Geiste Anregung: das Geheimnisvolle erregt in uns

[1] Vgl. die Briefe an Jessopp von 1864, an Captain Maxse vom 19. Dezember und 27. Dezember 1869 und an John Morley.

[2] Brief vom 27. Dezember 1869.

[3] Brief vom 22. Januar 1870 an John Morley.

[4] Vgl. dazu besonders *Beauchamp's Career* II, S. 251 (Tauchn.) und *Diana of the Crossways* Kap. XXIII, S. 221/231 (Constable & Co., London 1915).

ein angenehmes Kribbeln der Haut, das Wohlbekannte verschafft unserer verfetteten Einbildungskraft gesunde zuträgliche Bewegung. Und wie erfrischend ist es, mit Charakteren zu tun zu haben, die entweder verächtlich unter uns stehen oder übernatürlich über uns hinausragen!“ Zwischen diesen beiden kräftigen Strömungen des Unwirklichen und Allzuwirklichen liegt, wie Meredith sagt, seine Kunst, wie eine Rhoneinsel in der Sommerdürre, steinig, abstoßend und schwer zu erreichen. In *Diana vom Kreuzwege* ist die Rede von einem Romane der Heldin, „Die Sängerin“. Es heißt von ihm: „Keine geschickten Nachahmungen des täglichen Gesprächs kamen vor, kein Entrinnen mit genauer Not, Gefahren zur See und zu Lande, heldenmütige Taten des Helden, markerschütterndes Hilfegeschrei der Heldin; keine leicht erkenntlichen Spitzen gesellschaftlicher Satire — gleichbedeutend mit Schlägen aufs Maul, die dem Publikum, das sich freut, die Absicht des Verfassers durchschaut zu haben, ein Grinsen entlocken[1].“ Wir sehen, Meredith teilt seine Schläge nach allen Seiten aus, trifft den realistischen wie den Sensations- und Abenteuerroman, den humoristisch-pathetischen Roman nach Dickens' Vorbild wie den satirischen nach Thackeray und den politischen Schlüsselroman Disraelis. Von dem realistischen ist dann noch einmal die Rede. „Ich möchte wohl wissen, ob die Welt so schlecht ist, wie eine gewisse Klasse von Schriftstellern aussagt, seufzte Diana müde und dachte an die Untersuchungen der armen Menschheit, die die Welt für reinste Wahrheit hält, wenn die Baggermaschinen den schlimmsten Abfall des Gemeinsten heraufbringen. Die Welt glaubt, daß die die Tiefen unserer Natur durchforscht haben, die unverschämt genug sind, ihre schmutzigen Untiefen bloßzulegen. Solch eine Art Schriftstellerei kann auf Volkstümlichkeit, einen großen Ruf des Scharfsinns rechnen. Sie ist ja in ihrer Art auch wahr, wenn auch dieses Ausbaggern der Natur die schmutzige Form der Kunst ist. Wenn sie blüht, so kommt das daher, daß wir die höheren Formen verkünstelt haben. ... Nächst der Pantomime des Humors und Pathos scheint ein zynisches Seziermesser in der Brust am Ende der sicherste Talisman für die Wechselwirkung zwischen Autor und Publikum[2].“

4. Wir sehen, daß Meredith etwa dieselben Ansichten äußert wie Fielding, der sich ja auch gegen den phantastischen

[1] *Diana*, Kap. XXIII, S. 221. [2] Desgl. Kap. XXIV, S. 231.



Roman einerseits wie gegen den platten Realismus andrerseits gewandt hatte. Beiden Richtungen gegenüber proklamiert Meredith *die Vermählung von Realismus und Idealismus.* „Zwischen Realismus und Idealismus“, schreibt er an Jessopp[1], ist kein natürlicher Widerstreit. Sie ergänzen sich gegenseitig. Realismus ist die Grundlage guter Dichtung: er setzt Studium, Betrachtung, künstlerische Kraft und Demut voraus. Kleine Schriftsteller sollten Realisten sein; sie würden dann wenigstens solide Arbeit leisten. Sie scheitern, weil sie versuchen, was nur höheren Begabungen erreichbar ist. Ein großer Genius muß ideale Mittel anwenden, denn eine umfassende Idee kann nicht körperlich vorgestellt, sondern nur angedeutet werden. — Männer, vor denen ich mein Haupt beuge (Shakespeare, Goethe und in ihrer Weise Molière und Cervantes), sind im Grunde Realisten. Aber sie gebieten auch über die mächtigen Waffen des Idealismus. Sie geben uns Erde, aber es ist Erde mit einer Atmosphäre.“ In der *Vereinigung von Realismus und Idealismus* liegt also das Wesen der wahren Kunst. Sie schildert getreu das Leben, aber durchleuchtet es mit der Idee. Was den Roman angeht, so drückt dies Meredith aus als die *Vermählung desselben mit der Philosophie.* In *Sandra Belloni* spricht er sich hierüber ausführlich aus[2]. Scherzhaft nennt er den Philosophen hier seinen Teilhaber, der von Zeit zu Zeit energisch das Wort verlange und nicht einsehen wolle, daß das Publikum ihn verabscheue. Er habe ihn, den Dichter, zwar zuerst veranlaßt, es mit dem dreibändigen Geschäft zu versuchen, aber seine Bedingung, einen so großen Teil der Romane für sich zu beanspruchen, habe diese oben zu sehr beschwert, so daß sie bedenklich schwankten. Der Philosoph aber behaupte, die Geschichte müsse nicht immer gleichmäßig vorwärts gehen. Man komme auch zu Höhen, wo ein Vor- und Rückblick wünschenswert sei. So unterbreche er denn in der Tat den Fortgang der Geschichte von Zeit zu Zeit mit seinen Betrachtungen, von denen das Publikum nichts wissen wolle. — „Das wird natürlich“, so schließt diese Betrachtung, „übel aufgenommen, und so fliegt mein Buch meinem Buchhändler wieder an den Kopf, mich, der ich dahinter stehe, noch heftiger treffend[3].“

Was hier ironisch behandelt wird, hat Meredith noch ein-

---

[1] Brief vom 20. September 1864.

[2] Kap. XLIV, XLV u. LI. [3] *Sandra Belloni*, Kap. LI.

mal ernsthaft in dem ersten Kapitel seines Romans *Diana* besprochen. Er setzt hier auseinander, daß die Romankunst erst mündig geworden sein werde, wenn sie philosophisch geworden sei. „Dann können wir wahrhaft historisch, ehrlich in der Darstellung sein, Rosenfarbe und schmutziges Grau werden dann beide abgetan sein ... Die Philosophie lehrt uns, daß wir nicht so hübsch sind wie die Rose noch so häßlich wie schmutziges Grau; und daß, anstatt beständig zwischen jenen unfruchtbaren Betrachtungsweisen hin und her zu schwanken, wir durch den Anblick unserer selbst uns fördern und einen wahren Genuß verschaffen ... So wird die Romankunst ehrbar erscheinen, eine Quelle des Lebens, eine Hilfe zum Leben, lebendiges Fleisch und Blut ... Denn die Natur ist an und für sich untadelhaft, blumengleich, aber nicht eine Blume zum bloßen Schmucke, sondern mit Stiel daran, Wurzeln und dem fetten Erdreich, dem die Rose entsprießt." Und weiter heißt es: „Die Romandichtung, die die Zusammenfassung des wirklichen Lebens ist, ist, ob Prosa oder Vers, ob langsam oder schwer einherschreitend oder sich in hohem Fluge erhebend, *der Philosophie auserwählte Gehilfin.*" Stoff zum Nachdenken, Geist ("brainstuff") müsse also der Roman enthalten. Die Schriftsteller selbst seien ja ihrer hölzernen Puppen überdrüssig, und manche würden sich gerne in die Bresche werfen, wenn nur Leser sich um die philosophische Fahne scharten. Er spricht von einem „kürzlich verstorbenen großen modernen Schriftsteller von hellstem Auge und Kopf" — gemeint ist wohl Thackeray —, der selbst darüber gestöhnt habe, daß er seine Puppen nicht mit dem Feuer wirklich geistigen Lebens zu beleben wage. Und er kommt schließlich zu der Voraussage, daß, wenn der Roman nicht die Philosophie in sich aufnehme, die Kunst zum Untergange verdammt sei trotz der glänzenden Menge ihrer Bekenner. Mit dieser Betonung des philosophischen Elements im Roman knüpft Meredith an Thackeray und noch mehr an George Eliot an. Beide übertrifft er an Originalität, Tiefe und Geschlossenheit der philosophischen Auffassung, aber er erreicht sie, wie wir noch sehen werden, nicht in der Kunst, die Ehe von Kunst und Philosophie zu einer wirklich glücklichen und harmonischen zu gestalten, den Ideengehalt völlig in der Handlung und den Charakteren aufgehen zu lassen. Doch hat er dem Romane, der in England immer mehr zu einer bloßen Unterhaltungskunst herabzusinken drohte, wieder ein hohes Ziel gesteckt. „Ich glaube," schreibt er an

einen amerikanischen Schriftsteller[1], „daß der richtige Gebrauch und das Geheimnis des Lebens darin besteht, Wege zu schaffen, damit die, die nach uns kommen, festen Fuß fassen können. Was meine Werke angeht, weiß ich wohl, daß sie unvollkommen sind, und ich halte sie nur so weit für wertvoll, als sie jenem Ziele zustreben und dazu verhelfen. Genaue Kenntnis unserer Mitmenschen, Erkenntnis der Gesetze des Lebens: das führt zu hoher Zivilisation. Ich habe angenommen, daß der Roman, der die natürliche Geschichte des Menschen darlegt und erläutert, uns zu solcher nahrhaften Wegzehrung verhelfe.“ Ein ethisches Ziel stellt also auch Meredith, wie Dickens, Thackeray u. a., der Romankunst. Aber dies Ziel ist *ein allgemein menschliches*, nicht, wie in Dickens' Romanen, ein besonderes, praktisches, die Bekämpfung eines Mißstandes, einer Ungerechtigkeit, auch nicht, wie bei Thackeray oder George Eliot, beschränkt auf einen besonderen Stand, ein umgrenztes Milieu, den Adel, die Geistlichkeit, das Handwerkertum, den kleineren Mittelstand der Provinz, das Judentum, die Renaissance. Merediths Romankunst will nicht humanitär sein; sie ist mehr als das, humanistisch. Er knüpft hier wieder an Fielding an, der sich ja auch in seinen theoretischen Auseinandersetzungen als „Geschichtsschreiber des Privatlebens“ bezeichnet.

5. *Die Handlung des Romans bei Meredith.* Unter den philosophischen Dichtungen Merediths ist ein kleines Gedicht mit dem Titel *Äußeres und Inneres.* Die Erscheinungen der Natur, so lehrt es, sind das notwendige Ergebnis ihres inneren Lebens und müssen als solche vom Menschen verstanden werden. „Sicherer Lohn winkt den Wissenden; sie sehen, wie die Rose in der Erde emporblüht, die Seele durch Blut und Tränen[2].“ Das Äußere und Innere muß auch der Roman geben, wenn er wirklich das Leben erfassen will. Den Hauptnachdruck aber legt Meredith auf das Innere, das Geistige. „Ich habe immer unter dem Eindruck geschrieben,“ heißt es in einem Briefe[3], „daß es kein Leben gibt außerhalb des Geistes, daß das Konkrete in Wirklichkeit das Schattenhafte ist; daß jedoch der Weg

[1] G. P. Baker, Brief vom 22. Juli 1887.

[2] Sure reward / We have whom knowledge crowns, / Who see in mold the rose unfold, / The soul through blood and tears.“

[3] An Mrs. J. B. Gilman am 16. März 1888. Vgl. noch seine Bekenntnisse über die letzten Fragen des Daseins in dem Briefe an seinen Freund Captain Maxse vom 3. August 1884.

zum geistigen Leben in der vollen Entfaltung des Geschöpfes liegt, nicht in der Unterdrückung der Leidenschaften. Eine Verletzung der Natur löscht nur das Licht des Geistes aus. Die Blüte des Geistes geht durch die gesunde Übung des Körpers. Das sind Trivialitäten. Aber sie führen zum Pfade der Weisheit.“ Nicht auf die äußere Handlung, sondern auf die innere Geschichte, das Psychologische, die Darstellung des Seelenlebens der Charaktere legt daher der Dichter den Hauptwert. Fielding hatte in *Tom Jones* (I, Kap. 4, T. Ed., S. 60) mit einem hämischen Seitenblick auf Richardson gesagt: „Es ist unser Amt, Tatsachen zu berichten, und wir überlassen die Ursachen Personen von viel höherem Geiste.“ Der Ausspruch ist nicht ganz ernst zu nehmen; in Wirklichkeit ist Fielding weit davon entfernt, bloße Tatsachen zu berichten; er gibt auch die Motive der Personen und wertet die Handlungen danach. Aber die äußere Entwicklung steht doch im Vordergrunde. Bei Meredith ist es umgekehrt. Das Psychologische und Ethische interessiert ihn fast allein, und deshalb wird die äußere Handlung, der eigentliche Körper des Romans, vernachlässigt. Mit dem Problem, das Innere und Äußere organisch zu verknüpfen, die richtige Form für seine psychologisch-ethische Kunst zu finden, hat Meredith sein ganzes Leben gerungen, und meist ohne vollen Erfolg. In seinen Briefen lesen wir, wie schwer ihm die endgültige Gestaltung seiner Romane wird, wie er ändert, auf den Rat von Freunden kürzt, streicht und eigentlich nie zufrieden ist. Und noch in seinem letzten vollendeten Roman *Die verblüffende Heirat* fühlt er das Bedürfnis, sich mit der entgegengesetzten Auffassung der Romankunst, für die die Handlung das Wichtigste ist, auseinanderzusetzen. Er läßt hier etwa in der Weise der Zwischenspiele in den Komödien Ben Jonsons eine allegorische Gestalt auftreten und in die Erzählung eingreifen, auch wohl einen Teil derselben übernehmen, die er “Dame Gossip”, also „Frau Klatschbase“, nennt, und die wir als Muse des Sensationsromans aufzufassen haben. Der Dichter stellt das dar, als ob er, wie in *Sandra Belloni* mit dem Philosophen, mit ihr ein Abkommen auf Teilhaberschaft abgeschlossen habe, und er überläßt ihr in der Tat die Vorgeschichte, einen Teil der Haupthandlung und das Schlußwort, während sie im übrigen auf kurze leidenschaftliche Proteste gegen die Kunst des Verfassers beschränkt bleibt. So stellt er seine psychologische Kunst der gewöhnlichen Romankunst und Romantechnik gegenüber. Frau

Klatschbase erzählt flott und lebendig, ins einzelne gehend, voll Freude an den Ereignissen. Die Charaktere interessieren sie nur, insoweit sie in spannende Handlungen verwickelt sind. Man stellt sie darüber zur Rede, daß sie lang und breit über einen Postillon spricht, der bei einer Entführung eine Rolle gespielt hat. Sie antwortet: „Der Mensch an sich ist für mich nicht anziehender als ein Klumpen Ton. Aber angenommen, ich nähme den Klumpen Ton auf und erzählte euch, daß dort, wo ich ihn gefunden hätte, das linke Rad des Feuerwagens des Propheten darübergerollt sei und ihn fortgeschleudert habe, ehe er in die Luft gestiegen und im Himmel verschwunden sei! — dann würdet ihr ihn auch ansehen, ihn schätzen, und die schönste Beschreibung würde nicht halb soviel Eindruck machen. Und das nenne ich in meinem Berufe *Kunst*, wenn ihr nichts dagegen habt.“ (I, S. 39, T. Ed.) Also *Handlung* vor allen Dingen, und zwar möglichst ungewöhnliche, aufregende, von der Alltäglichkeit abweichende Handlung! Dagegen will Frau Klatschbase nichts wissen von Ortsbeschreibungen, Zerlegung von Charakteren, überflüssigem philosophischen Gerede; alles das halte die Erzählung nur auf, während der Leser nach Ereignissen dürste. „Die Ereignisse werden schon alles genügend erklären; laßt uns also in Gottes Namen darauf warten.“ (I, S. 154.) In die Motive könne man doch nicht eindringen; sie bleiben uns verschlossen. Kein literarischer Chirurg oder Chemiker wird uns mit Sicherheit die Ursachen des Verhältnisses von Männern und Frauen in ihren gegenseitigen Beziehungen erklären.“ (I, S. 163.) Natürlich ist sie auch ganz konventionell in ihren Ansichten über die Ehe. „Männliche Ideen sind eine Sache für sich, aber weibliche sollten immer weiblich sein, oder unsere Zivilisation geht zugrunde.“ (I, S. 167.) Statt dessen will sie das Interesse des Lesers an den Charakteren dadurch fesseln, daß sie mit Pathos und Humor auf ihn losschlägt, um ihm auf diesen verschiedenen Wegen durch eine gemeinsame Öffnung Tränentropfen zu entlocken.“ (II, S. 35.) Seine Empfindsamkeit muß beständig aufgerührt werden, damit sein Interesse an Personen, die er doch nicht sieht, nicht nachlasse. „Im Grunde“, meint sie, „haben wir es doch mit einem Kinde zu tun, und *der* Geschichtenerzähler hat am meisten Erfolg, dessen Kunst die ernsthafteste Aufmerksamkeit eines Kindes erwecken kann; sicherlich ist es so bei den Engländern, und ich bitte sie daher Geduld zu haben, solange jene philosophische Char

darstellung den Weg auf einer Straße versperrt, die zum lebhaftesten Verkehr einlädt.“ (II, S. 280.)

Der Dichter läßt seiner Gegnerin nicht allein das Wort. Er polemisiert gegen sie. „Frau Klatschbase“, sagt er, „muß ihre Personen immer in Bewegung haben, die Hauptperson voran, immer Lärm und Getöse. Der Fehler dieser Methode ist nur, daß solche Personen uns *nichts lehren*; sie sind außer Atem, ehe sie beiseitegestellt werden, und menschlich unvollständig.“ „Wir müssen im Kopfe wie im Herzen unserer Leute stecken, mehr tun, als kaleidoskopisch schnelle Szenen aufeinander folgen zu lassen, jetzt wo der Kopf immer tätiger wird.“ (I, S. 240.) Frau Klatschbase könne sich nicht genug tun an aufreizenden Einzelheiten, Überraschungen, Konflikten, Abenteuern, mitternächtlichen Unruhen, Raub, Verfolgung, Rührszenen usf. Die Kunst aber brauche Auswahl, könne nicht alles in gleicher Weise verdauen, sonst mache sie Bankrott. (II, S. 117.) Auch hofft der Dichter, daß der Geschmack sich ändern werde. Die Nachwelt werde erkennen, daß die menschliche Natur in ungefähr gleicher Mischung aus Romantik und Philosophie besteht, und daß ein glaubwürdiger Realismus daher nur durch eine Vermischung dieser beiden Elemente hervorgebracht werden könne. (II, S. 154.) Die Kunst soll sich daher ebenso an den Verstand wie an die Phantasie wenden, das Romantische und Philosophische in richtiger Weise vereinigen.

In gewisser Weise ist Merediths Auffassung des Romanes im Wesen der Gattung begründet. Man nennt den Roman gewöhnlich ein Prosaepos, aber diese Bezeichnung ist doch eine sehr ungenaue, oberflächliche, denn zwischen Roman und Epos ist nach der Art der Darbietung und Aufnahme durch den Genießenden ein grundlegender Unterschied. Das Epos wendet sich, wenigstens seinem Ursprunge und Wesen nach, an den äußeren Sinn, das Gehör, und zwar einer größeren Menge; es ist eigentlich zur Rezitation bestimmt, wie das Drama zur Aufführung. Der Roman gründet sich auf das Buch, die Lektüre, und wendet sich an den inneren Sinn des einzelnen. Der Dichter ist mit seinem Leser allein und hat nicht das flüchtige Wort, sondern die bleibende Schrift als Mittel der Darstellung. Er kann daher tiefer auf das Seelenleben der Geschöpfe seiner Phantasie eingehen, hat auch viel größere Freiheit, den Leser beiseite zu nehmen, ihm Erläuterungen zu dem Erzählten zu geben und allgemeine Betrachtungen daran zu knüpfen. So

kann der Roman etwas leisten, was allen anderen Dichtungsgattungen in dieser Fülle, Breite und Tiefe versagt ist. Er kann das Leben von innen zeigen, nicht äußere Geschehnisse allein darlegend, sondern diese bloß als letzte Resultate der Dinge, die sich im Bewußtsein und Unterbewußtsein abspielen, dort das äußere Leben vorbereitend. Von diesem Vorrechte des Romanschriftstellers hat Meredith in reichlichem Maße Gebrauch gemacht. Er legt die inneren Zustände seiner Personen mit der größten Ausführlichkeit dar, gibt nicht nur die Motive ihres Handelns, sondern auch den fließenden Lebenszusammenhang des Bewußtseins, ja das halb unbewußte schlummernde Spiel der Gefühle und Begierden, das sich dann zu Motiven verdichtet und in oft überraschenden Handlungen und Äußerungen über die Schwelle des Bewußtseins tritt. Er unterbricht häufig den Gang der Handlung, um entweder selbst zu seinen Lesern zu sprechen oder dies durch einen außerhalb der Handlung stehenden mehr symbolischen Vertreter, den Philosophen, Frau Klatschbase, tun zu lassen. Einen anderen Kunstgriff, seiner überquellenden Subjektivität, seiner Gedankenfülle einen Ausweg zu verschaffen, hat er, wie es scheint, Carlyle entlehnt. Wie dieser für seine paradoxesten, abstrusesten Gedanken die Autorität der Schriften des „Professor Sauerteig" anführt, so zitiert Meredith aus einem Buche, der „Pilgertasche" (*Richard Feverel*), dem „Buche des Egoismus" (*Egoist*), einer satirischen Erzählung (*Einer von unseren Herrschern*), den „Maximen für Männer" (*Verblüffende Heirat*).

Schließlich ist der Roman aber doch eine erzählende Kunstform, die eine äußere Entwicklung der Ereignisse auseinander, eine ruhige Folge verlangt. Und wie das Drama, wenn es auch seelische, innere Konflikte darstellt, sich doch den Bedingungen des Theaters anpassen muß — Shakespeares *Hamlet*, zugleich eine der tiefsinnigsten Dichtungen der Weltliteratur und eines der wirksamsten Bühnenstücke, ist ein glänzendes Beispiel hierfür — so gilt es auch vom Romane mit Bezug auf die Gesetze der Gattung, der er angehört.

Und hier liegt offenbar die Schwäche des *psychologischen Romans*. Ein Korrespondent hatte Meredith vorgeworfen, daß seine Romane wenig Handlung, wenig Szenen hätten. Meredith antwortet darauf[1]: „Ist das wirklich immer so? Meine Methode

[1] Brief vom 22. Juli 1887.

ist gewesen, meine Leser auf eine entscheidende Darstellung der Charaktere vorzubereiten und dann die Szene auf der Höhe ihrer Leidenschaft und ihrer geistigen Kraft unter dem Drucke einer feurigen Situation zu geben.“ In der Tat fehlt es in seinen Romanen nicht an solchen großen leidenschaftlichen Szenen und spannenden Situationen voll Kraft und Feuer, die dem Leser wie etwas Geschautes im Gedächtnis haften. Solche sind die berühmte Liebesszene in *Richard Feverel* und die Verführung des Helden durch die „Zauberin“ der Halbwelt in demselben Romane, die Aufführung der die Befreiung Italiens symbolisch darstellenden Oper in La Scala in Mailand und das Duell im Alpenpasse, beide in dem überhaupt sehr handlungsreichen Romane *Vittoria*. Welch ein Bild vielgestaltigen bunten Lebens geben der Kricketwettkampf und das Picknick in *Evan Harrington*, und von welch prächtiger Komik ist die Denkmalsenthüllung am Hofe des kleinen deutschen Fürsten in *Harry Richmonds Abenteuern*. Aus *Diana vom Kreuzwege*, aus der *Verblüffenden Heirat*, ja aus dem handlungsärmsten Romane, dem *Egoisten*, lassen sich zahlreiche solche meisterhafte Szenen nennen, in denen die ganze Handlung wie in einem Brennpunkt zusammengefaßt wird. Aber zwischen diesen Höhepunkten vermissen wir den ruhigen Fluß der Erzählung. Die Lektüre der Romane Merediths ist wie eine Gebirgswanderung. Sie bietet prächtige Fernsichten von luftiger Höhe, aber dazwischen ist der Weg holperig und steinig. Meredith fehlt ganz das Temperament des Erzählers, „die Lust zu fabulieren“. Er läßt sich selten ruhig von dem Gange der Ereignisse tragen und führt den Leser diesen behaglichen Weg. Er verlangt immer eine Konzentration des Geistes, eine angestrengte Aufmerksamkeit, die auf die Dauer ermüdet.

Vor allem tritt die äußere Geschichte hinter der inneren zurück. Es ist wie im klassischen französischen Drama, wo die wichtigsten Geschehnisse sich gleichsam hinter den Kulissen abspielen und nur durch Boten berichtet werden. In *Beauchamps Laufbahn* ist der Held ein hervorragender Offizier im Krimkriege und später radikaler Parlamentskandidat, der einen leidenschaftlichen Wahlkampf durchkämpft. Aber der Dichter führt uns weder in den Krieg noch in den Wahlkampf hinein; wir hören von beiden nur durch andere Charaktere der Geschichte. Am merkwürdigsten zeigt sich diese Methode in dem Roman *Diana vom Kreuzwege*. Im Mittelpunkte der Handlung steht hier

ein Ehescheidungsprozeß, aber dieser wird in wenigen Zeilen als Bericht abgetan, und die beiden dabei beteiligten Personen, der Gatte und der Freund der Heldin, erscheinen kaum auf der Bühne. Der Gang der Handlung muß erst aus den Reden der Nebenpersonen oder Briefen erschlossen werden. Meredith betrachtet die eigentliche Handlung als Nebensache, und seine Romane sind daher meist nicht gut gebaut. An Handlung fehlt es nicht — sie ist sogar in manchen Romanen sehr weit verzweigt und mannigfaltig —, wohl aber an Einheitlichkeit des Plans, Geschlossenheit und Übersichtlichkeit. Wie er selbst bekennt, haben einzelne seiner Romane wohl eine Folge von Ereignissen, aber keinen Plan[1]. Der Bau zeigt oft nur oberflächlich verkleisterte Risse und Unebenheiten, was daher kommt, daß er den Plan während der Arbeit geändert hat, so in *Richard Feverel* und in *Sandra Belloni*[2]. Nur zwei seiner Romane erfreuen durch eine wirklich kunstvolle Architektonik, der handlungsreiche Roman *Vittoria*, der ein lebensvolles Bild des italienisch-österreichischen Kampfes von 1847—1849 mit der Darstellung des Charakters der Heldin verbindet, ein Werk, in dem Meredith, ähnlich wie Schiller im „Wallenstein", seine eigenartige Kunst mit staunenswerter Kraft regiert und gemeistert hat, und der handlungsarme Roman *Der Egoist*, sein Meisterstück des psychologischen Roman. Alle anderen sind unübersichtlich gebaut, so daß man oft Mühe hat, dem Faden oder den sich kreuzenden, verwirrenden und verwickelten Fäden der Handlung zu folgen. In *der Handlung* bezeichnet Merediths Kunst keinen Fortschritt gegenüber der Formlosigkeit des englischen Romans der Dickens, Thackeray und George Eliot. Hier klafft eine Lücke zwischen Absicht und Vollbringen, Idee und Ausführung, deren sich der Dichter wohl bewußt war.

6. *Die Charakteristik bei Meredith*[3]. Nicht auf der Handlung beruht die Bedeutung der Romane Merediths, sondern auf den

---

[1] Brief vom Januar 1864 an Jessopp über *Sandra Belloni*. Vgl. auch *Beauchamp's Career* I, S. 46.

[2] Über *Richard Feverel* vgl. Joseph Warren Beach, *The Comic Spirit of George Meredith*, London 1911. Über *Sandra Belloni* schreibt M. selbst an Hardman, Januar 1864: "It's impossible to feel what difficulty I got myself into *by altering my original conception of the scheme.*"

[3] Vgl. dazu *Emil Wrage*, Die Psychologie der Charaktere in den Romanen George Merediths. Marburger Diss. 1911.

Charakteren. Der Roman soll nach Meredith „die Ereignisse dem Verstande in ihrer Folgerichtigkeit so darlegen wie einen logischen Beweis, und zwar durch eine Offenbarung des Charakters“ [1]. Welcher Art sollen nun diese Charakter sein, und zwar besonders die ersten Personen, die Protagonisten oder Helden? An einer bekannten Stelle in *Wilhelm Meister* (V, 7) spricht Goethe über den Unterschied des Helden im Drama und Romane. Es heißt da: „Im Romane sollen vorzüglich *Gesinnungen und Begebenheiten* dargestellt werden, im Drama *Charaktere und Taten.* Der Roman muß langsam gehen, und die Gesinnungen der Hauptpersonen müssen, es sei auf welche Weise es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwicklung aufhalten. Das Drama soll eilen, und der Charakter der Hauptperson muß sich nach dem Ende drängen und nur aufgehalten werden. Der Romanheld muß leidend, wenigstens nicht in hohem Grade wirkend sein; von dem dramatischen verlangt man Wirkung und Tat. Grandison, Clarissa, Pamela, der Landprediger von Wakerfield, Tom Jones selbst sind, wo nicht leidende, doch retardierende Personen, und alle Begebenheiten werden gewissermaßen nach ihren Gesinnungen gemodelt. Im Drama modelt der Held nichts nach sich. Alles widersteht ihm, und er räumt und rückt die Hindernisse aus dem Wege oder unterliegt ihnen.“ Dieser Unterschied in der Rolle des dramatischen und Romanhelden beruht im Grunde auf einem Unterschiede der Lebensauffassung.

Berlin. Phil. Aronstein.

(Schluß folgt.)

BEITRÄGE ZUR FRANZÖSISCHEN SYNTAX [2].

Schulgrammatik und Sprachgebrauch.

X. Zur Moduslehre.

1. Die Regeln mancher Schulgrammatik über die Anwendung des Indikativs oder Konjunktivs im Französischen müssen den Schüler in gewissen Fällen zu Fehlern veranlassen, wenn er sie rein äußerlich befolgt. Das gilt z. B. von der Regel, daß nach den affirmativen Verben des Sagens und Denkens im abhängigen *que*-Satz der Indikativ steht. Nicht das Verbum des

[1] *Amazing Marriage* II, S. 280.

[2] Vgl. die früheren Artikel I—IX, „N. Spr.“ XXIII, 70 ff., 155 ff., 354 ff., XXIV, 193 ff., 393 ff., 577 ff.; XXV, 80 ff., 410 ff.

Hauptsatzes an sich bestimmt den einen oder den andern Modus, sondern der zugrunde liegende Sinn (der Zusammenhang) und die subjektive Auffassung des Redenden oder Schreibenden sind für die Setzung des Indikativs oder Konjunktivs ausschlaggebend. Einige Beispiele mögen das Gesagte erläutern: «Elle lui dit qu'une telle situation l'*humiliait* trop, qu'il *choisît* de vivre pour sa femme ou pour sa maîtresse, qu'elle *voulait* partir . . .» Für das erste und dritte Verbum der Nebensätze liegt in *dire* eine Aussage, für das zweite dagegen eine Aufforderung, ein Befehl. — «Aussi avait-il été fort surpris et touché jusqu'aux larmes quand madame de Raumont lui avait conseillé, pour le bal qu'ils voulaient donner, que le costume italien *fût* exigé de tous ceux qui y prendraient part». *Revue de Paris*, XII 1, 27. *Conseiller* steht im Sinne von *désirer*, *demander*. — «Il ajoute que, le soir, il recevra un hôte de marque et qu'elle *ait* à bien s'acquitter de son rôle de maîtresse de maison». *Lectures pour tous*, 1907, S. 1016. Auch hier handelt es sich (für den zweiten *que*-Satz) um einen Wunsch oder Befehl nach einem Verbum des Sagens. — «Le parti modéré est un parti d'action, et peut espérer qu'on l'*entende*». (kann erwarten, daß . . .) *Revue de Paris*, III 9, 16. — «Notre espoir, confirmé par ce fait qu'on voit des poissons dans ce cours d'eau, est qu'il *soit* un affluent du Shayok, en tout cas est qu'il *mène* quelque part, à des hommes» (wir geben uns der Hoffnung hin, wir hegen den Wunsch, daß . . .) Ebd. XI 21, 208. — «Alors qu'on espérait qu'il y *eût* encore place pour une médiation, le Japon a fait acte de guerre». *Annales pol. et litt.*, 14. Februar 1904, S. 97. «Il déclara accepter les pouvoirs qu'on lui transmettait ainsi, manifestant l'espoir que la commission *continuât* à lui prêter son appui.» *L'Illustration*, 14. März 1914, S. 202. «Maintenant . . . il désirait ardemment que Félicie, qui ne l'aimait plus, aimât Girmandel qu'elle aimait peu, et toute son espérance était que Girmandel la *gardât* pour lui, la *prît* toute et ne *laissât* rien d'elle à Robert de Ligny.» *Revue de Paris*, IX 24, 682. «Elle se fiait au charme tout-puissant de cet enjôleur; elle se leurrait de l'espoir qu'il *réussît* là où elle avait échoué». Ebd. XI 19, 627. In den letzten vier Beispielen könnte statt des Konjunktivs der diesem Modus verwandte Konditionalis stehen. Der Konjunktiv erklärt sich wieder dadurch, daß in dem Hoffen ein Wünschen liegt oder auch zugleich eine Idee des Zweifels: Man hoffte und wünschte, aber

man hegte Zweifel, man war nicht sicher, daß die Hoffnung sich erfüllen würde. — Völlig sinnentsprechend steht das Futurum in einem Relativsatz, der sich auf einen negativen Ausdruck bezieht und dessen Verb also der Regel gemäß im Konjunktiv stehen müßte: «Aussi bien sur l'Atlantique que sur la Méditerranée, il n'est pas une vallée, pas un couloir des monts espagnols. qui ne voie ou ne *verra* descendre les charges de ces minerais ferrugineux». *Revue de Paris*, XI 24, 890. Hätte der Verfasser der Grammatik genügen wollen, so hätte er zu einer weniger fließenden Ausdrucksweise greifen und etwa sagen müssen: . . . *qui ne voit ou ne soit destiné à voir* . . . — Konjunktiv nach *il est vraisemblable*: «Il est vraisemblable que Li *soit* très défiant. Mais quel homme d'État, en Chine, serait heureusement inspiré d'avoir toute confiance aux Européens?» *Revue de Paris*, IX 20, 756. Der Sinn ist: *il semble que Li*. . . (wie alle chinesischen Staatsmänner). — Konjunktiv nach nicht verneintem *comprendre*: «. . . je comprends qu'un artiste de sa valeur nous *entretienne* de lui . . .» *Revue de Paris*, XII 13, 148. *Comprendre* bedeutet hier so viel wie *trouver naturel, ne pas s'étonner*. Dagegen: *J'ai compris que vous aviez raison* (ich habe eingesehen, daß . . .). — Konjunktiv nach *ne pas ignorer*: «Il souffrait de n'être plus aimé; il souffrait plus encore d'être jaloux. Sans doute, aux premières et belles heures de son amour, il n'avait pas ignoré que Félicie *eût* un amant, Girmande, huissier rue de Provence». *Revue de Paris*, IX 24, 679. *Eût* ergibt einen andere Sinn als *avait* ergeben würde: *Il n'était pas sans avoir entendu dire que . . . On lui avait dit qu'elle avait un amant, mais ce n'était pas une certitude.* — Die von der Grammatik gemachte Unterscheidung, nach der nach *il semble* der Konjunktiv, nach *il me semble* (*il paraît*) der Indikativ stehen soll, kann keine allgemeine Gültigkeit beanspruchen. Nicht die Form des unpersönlichen Ausdrucks bestimmt den Modus, sondern die subjektive Auffassung des Schriftstellers. Ist die Wahrscheinlichkeit für ihn gering und nähert sie sich mehr oder weniger der Ungewißheit, so wird er den Konjunktiv setzen, ganz gleich, ob der Hauptsatz *il semble* oder *il me semble* enthält. Ist die Wahrscheinlichkeit dagegen für ihn groß und kommt sie mehr oder weniger der Gewißheit gleich, so wird er den Indikativ folgen lassen. Ich gebe eine größere Zahl von Beispielen, in denen nach *il semble* der Indikativ steht: «. . . il sembla que la maison penchée sur le fleuve se *balançait*

comme un navire». *Revue de Paris*, I 8, 63. «Mais il semble que la disette n'*est* pas moins grande pour les officiers que pour les simples soldats.» Ebd. I 16, 369. «Il semble qu'on *voit* sur elles un écriteau avec ces mots: . . .» Ebd. I 17, 576. «Il semblait, non seulement qu'il en *marquait* le souvenir par reconnaissance, mais encore qu'il *voulait* la rappeler.» Ebd. I 18, 781, «Il semblait qu'il y *avait* là un simple retard». Ebd. I 19, 219. « . . . il sembla que Daniel *voulait* dire quelque chose». Ebd. II 21, 173. «Il semblait qu'une ombre *flottait* sur ses yeux et sur son esprit». Ebd. III 4, 706. « . . . il semble qu'on *peut* distinguer, sans difficulté, les grands types africains». Ebd. III 5, 23. «Il semble que ce n'*est* pas lui qu'on voit, mais son spectre». Ebd. III 14, 246. «. . . il semble que le petit couvent *a* tremblé». Ebd. IV 4, 777. «. . . il semble que les événements *ont* pris à tâche de justifier cette manière de voir». Ebd. III 1, 23. «. . . et il semble que cette petite effervescence *aura* seulement contraint beaucoup de gens à se rendre un compte plus exact de l'utilité même et du rôle des Expositions.» Ebd. III 3, 634. «Il semble que ce commerce si actif, si florissant, *va* permettre, du moins, de pénétrer dans les régions mêmes où il trouve son origine.» Ebd. III 5, 14. «. . . il semble que, lorsque l'État subventionne la musique et la danse, on *a* le droit de lui demander une subvention pour les caisses de retraite.» Ebd. III 9, 17. «Maintenant il semble que rien ne *veut* plus aller, rien . . .» Ebd. VIII 14, 250. «Il semblait qu'aussitôt la nuit venue, des fantômes *allaient* sortir de cette cahute solitaire, qu'il *jaillirait* de là des cris d'assassinés, que toute cette broussaille *était* un suaire cachant d'horribles cadavres par centaines». Ebd. VIII 19, 471. «. . . et il semblait que c'*était* partout une floraison magnifique et neuve, et que la sève de la terre *élevait* aux canaux des plantes une jeunesse d'arrière-saison . . .» Ebd. IX 6, 293. «. . . il semblait qu'on *voyait* vibrer dans l'air chaud, dans l'étendue bleue, les ondes métalliques épandues par les cloches balancées longtemps . . .» Ebd. IX 6, 295. «On se sent étranger plus qu'ailleurs; et il semble qu'on ne *pourra* sortir de ce chaos». Ebd. IX 19, 551. «Quand il parlait de la pêche, il semblait que tout le poisson de la mer *avait* passé dans ses filets». Ebd. IX 21, 51. «Et il semblait que c'*était* ton reflet dans mon vieux miroir écaillé, et qu'une de ses taches qui mouchetaient ta peau, s'*élargissait* et se *fonçait* pour te former un loup de velours». Ebd.

X 4, 798. «Puis vint la guerre: il semble que tout *va* s'écrouler, que tout *va* finir». Ebd. X 6, 294 (Michel Bréal). «C'était le premier de l'année, et il semblait qu'il [un rossignol] *chantait* pour eux, pour exprimer leur rêve de bonheur». Ebd. X 24, 779. «Il semble que les mêmes difficultés *barreront* toujours ce passage». Ebd. XI 4, 892. «Il semble donc que la protection des cuirassés *est* plus efficace qu'on ne le dit; le canon, sans doute, a la supériorité sur le blindage dans les essais au polygone; mais il semble que la cuirasse, inefficace en théorie, *rend* tout de même en pratique les services les plus précieux». Ebd. XII 10, 400. «Il semblait que cette pensée même n'*était* plus à moi, que je l'*avais* volée». *R. d. d. M.*, 15. Januar 1899, S. 284. «Il semble qu'il *a* depuis lors modifié ses opinions politiques et que, devant les faits accomplis, il *acceptera* le gouvernement constitutionnel». *L'Illustration*, 12. Januar 1907, S. 21. Diese Beispiele würden sich leicht durch eine große Zahl anderer vermehren lassen. — Ein zu *il semble* hinzutretendes *bien* ist auf den Modus ohne Einfluß: «Il semblait bien que leurs chemins d'ici-bas *dussent* être à jamais séparés». *Revue de Paris*, II 24, 706. «Cette fois, il semblait bien que c'en *était* fait de la Légende.» Ebd. I 1, 99. — Konjunktiv nach *il semble* mit *régime indirect*: «Il lui semblait qu'elle n'*eût* désormais rien à perdre». *Revue de Paris*, I 8, 158. «... il lui semblait que se *répercutât* tout le tumulte de son sang». Ebd. I 22, 726. «Il semblait à Hélène qu'elle *fût* déifiée par son amant». Ebd. II 1, 73. «... il lui semblait qu'elle *réveillât* en lui des choses mortes». Ebd. II 19, 569. «Il nous semble qu'elle *soit* nôtre et que nous *mettions* déjà le projet à exécution». Ebd. III 10, 243. «Et c'est présentement ces cabotins du deuxième degré dont il me semble que l'on n'*ait* pas encore tout dit». Ebd. I 3, 218. «Il lui semblait qu'avec ce guerrier au casque de bronze vert, ceint d'un léger feuillage d'or, elle *eût* perdu le nom qu'elle portait dignement ...» Ebd. I 6, 29. «Des bornes kilométriques se succédaient coup sur coup: il semblait à Robert qu'il *chevauchât* depuis des heures». Ebd. VIII 15, 462. «Il lui semblait que les choses *eussent* un poids insolite...» *R. d. d. M.*, 1. August 1908, S. 563. Dasselbe: *Revue de Paris*, II 4, 754 usw. — Selten ist der Konjunktiv nach *il paraît* (*apparaît*): «Il paraît bien que Balzac *ait* en quelque façon redouté d'aborder les cimes culminantes de l'âme féminine et qu'il *ait* voulu envelopper d'un nuage éternel cer-

tains de ses sonnets». *Revue de Paris,* I 5, 148. «Sans redire ce que Bismarck a fait . . ., je veux me borner à dire pour quelles causes il m'apparaît qu'il l'*ait* fait». Ebd. V 18, 265. — Ich gehe nun dazu über, in den folgenden Abschnitten eine Reihe weiterer Ergänzungen zur Schulgrammatik und Abweichungen von grammatischen Regeln zusammenzustellen.

2. Statt des Konjunktivs, den die Grammatik vorschreibt, tritt in vielen Fällen der Konditionalis ein. Nach einem Verbum des Befehlens: «Le kaiser ordonna que le buste *serait* livré à l'examen des chimistes». *Annales pol. et litt.,* 28. Nov. 1909, S. 497. — Nach einem Ausdruck der Furcht: «Ce n'était pas un danger imaginaire qu'il [le président Monroë] envisageait, lorsqu'il exprimait la crainte que le même esprit qui avait inspiré l'expédition française en Espagne *pourrait* suggérer aux plus puissants gouvernements de l'Europe l'idée d'imposer par la force des armes européennes aux États sud-américains la forme de gouvernement qu'ils avaient rejetée . . .» *Revue de Paris,* III 2, 442. — Nach einem Verbum des Zweifelns: «Jamais je n'ai douté que je *serais* ministre un jour». *Annales pol. et litt.,* 25. Juni 1899, S. 404. — Nach dem unpersönlichen *il semble*: «. . . il semble que leur nombre seul *devrait* leur donner une importance correspondante». *Revue de Paris,* I 8, 163. «Il semble que cette nécessité *aurait* dû être intolérable pour un poète comme Victor Hugo». Ebd. I 18, 779. Man vgl. auch weiter oben das Beispiel, in dem der Konditionalis neben dem Indikativ nach *il semble* steht. — In Relativsätzen, die sich auf einen negativen Ausdruck beziehen: «Il n'est pas une société de tempérance dans notre pays qui *consentirait* . . . à appuyer une tentative en opposition aussi ouverte avec ses principes». *Revue de Paris,* XI 23, 523. «. . . en France il est peu de recrues qui se *laisseraient* traiter ainsi par leur adjudant». Ebd. X 18, 369 (um *laissassent* zu vermeiden). »(Castro) déclare qu'il n'acceptera rien qui *pourrait* porter atteinte à la dignité du Venezuela». *Annales pol. et litt.,* 14. Dez. 1902, S. 370. «Parmi tous les fidèles qui suivirent le sort de Juan Martin, il n'en est pas un seul qui ne se *croirait* déshonoré s'il touchait la main de Mosen Anton». *Revue de Paris,* XI 3, 593. — In Relativsätzen, die sich auf einen Superlativ beziehen: «La princesse Mathilde était généreuse. La plus belle justice qu'on *pourrait* lui rendre serait de publier un de ses budgets de n'importe quelle année». Ebd. XI 2, 420.

«... le plus grand service que vous *pourriez* me rendre...» Ebd. XI 2. — Nach den Konjunktionen *quoique* und *bien que*: «Je ne veux pas le dire, quoique je le *pourrais*». *R. d. d. M.*, 15. März 1898, S. 439 (Brunetière). «Et quoique je *voudrais* bien expliquer par une fatalité de nature l'état stationnaire de mon pays, je ne puis m'abstenir...» Ebd. 1. Oktober 1907, S. 520. «Partout l'on prononce vingt et un... quoiqu'en effet il *serait* plus court de prononcer vingt-un». *Concordia*, V 4. «Ce à quoi je tiens le moins, c'est à mon paletot, quoique je *serais* content de le retrouver». (Aus einem Brief Gustave Flauberts aus dem Jahre 1867, *Revue de Paris*, XII 17, 32). «... je m'arrête là, bien que des actes de foi patriotique *mériteraient* d'être racontés qui réchaufferaient les cœurs français». (Aus einer Zuschrift eines *abonné* an die *Illustration* vom 9. Februar 1907). «Bien que ce *serait* peut-être ce qu'il y aurait de mieux:...» Maurice Donnay, *Paraître*, III 12. «... bien que je *préférerais* une petite place de bibliothécaire». Ebd. IV 3. Weitere Beispiele gibt Paul Stapfer in seinen *Récréations grammaticales et littéraires*, S. 46. — Gelegentlich einer Übung im Ferienkursus der *Alliance française* zu Paris bemerkte der Dozent zu der Stelle aus Flaubert: *bien qu'ils eussent souhaité le retour d'Hamilcar*, man könne statt *eussent* ebenso gut *auraient* sagen. — Nach verneintem *croire*: «Je ne crois pas que cette revision du vocabulaire *pourrait* être conduite jusqu'au bout». *R. d. d. M.*, 1. Dez. 1889 (Michel Bréal, zitiert von P. Stapfer, a. a. O. S. 48. — Nach *il est possible*: «Il est possible que... au lieu de cette littérature populacière se *serait* développée une littérature vraiment populaire». Ferdinand Brunot, zitiert von P. Stapfer, a. a. o. S. 47.

3. Der Konjunktiv des Plusquamperfekts kann, wie jede Schulgrammatik erwähnt, im konditionalen Satzgefüge den II. Konditionalis ersetzen (*il eût réussi s'il eût été plus habile*). Dieser Konjunktiv kann aber auch sonst sowohl in Haupt- wie in Nebensätzen unbedenklich statt des II. Konditionalis gebraucht werden. Die moderne Literatur bietet dafür Belege in Hülle und Fülle: «Sans nul doute, Mastriani se *fût indigné* des récents attentats de Lyon et de Livourne. Mais qu'aurait-il pu répondre à qui lui *eût dit*:...» *Revue de Paris*, I 12, 276. «Comme cet argent *fût venu* à propos, maintenant!» Ebd. V 15, 499. «Quand il recevait un grand-duc ou un prince régnant à bord de son yacht, comment *n'eût-il pas éprouvé* une volupté

d'orgueil . . .» Ebd. III 1, 41. «Que *fût-il devenu* s'il avait pu savoir que. . .?» Ebd. III 5, 185. «Livré davantage à moi-même, je *fusse devenu* tout autre! Et . . . je me disais que, sans doute, *j'eusse été* un prêtre, un évêque . . .» Ebd. X 9, 128. «La Hollande *eût*, sans doute, *préféré* un petit prince». *Annales pol. et litt.*, 9. Mai 1909, S. 442. «Il lui *eût été* pénible de renoncer à cette méthode, sa jouissance en *eût été diminuée*». Ebd. S. 446. «Avant le dîner, une rumeur s'éleva à Stamboul; ce n'était point un incendie; nous en *eussions vu* le reflet ou les flammes». Ebd. 28. Oktober 1906, S. 280. «C'est alors que les difficultés les plus grandes *se fussent accumulées* devant l'armée victorieuse, puisqu'elle se *fût trouvée* sans vivres». *Revue de Paris*, III 1, 15. «On s'attarda longtemps. . ., plus longtemps certes que la simple curiosité ne l'*eût exigé*». Ebd. III 2, 402. «Il avait fallu que Bertrand . . . se souvînt combien s'arroger le droit de la défendre ainsi *eût aggravé* le dommage». Ebd. IV 8, 856. «Il savait que presque tous n'*eussent profité* de leur mise en liberté que pour aller grossir les rangs des conspirateurs». Ebd. I 21, 632. «Il les harnachait. . . avec une fantaisie qui arrachait à toutes les compatriotes de miss Marsh. . . les mêmes '*how lovely!. . . how enchanting!. . . how fascinating!. . .*, qu'elles *eussent prononcés* devant un Raphaël ou une robe de Worth. . .» Ebd. III 1, 47. «Ils n'avaient pas choisi des pêcheurs anglais; eussent-ils croisé des pêcheurs français, il est probable que leur conduite *eût été* la même». Ebd. XI 22 437 usw. — Wechsel zwischen Konjunktiv und Konditionalis: «De là, le couple russe *eût gagné* Naples . . . et *serait revenu* par Venise . . .» *Annales pol. et litt.*, 31. Oktober 1909, S. 415. «. . . on renonçait à la voie du Nil, qui *aurait exigé* un trop grand nombre de bateaux et *eût été* fort lente». *Revue de Paris*, XII 8, 683. — Im indirekten Fragesatz: «Je ne sais si Mme de Charrière *eût aimé* ces articles.» *R. d. d. M.*, 15. August 1906, S. 800. — Seltener steht der Konjunktiv des Imperfekts statt des I. Konditionalis: «La classe ouvrière était donc habituée aux moyens de propagande et d'influence créés par les classes cultivées. Il était vraisemblable qu'elle *réclamât* la liberté de la presse, de la tribune . . .» *Revue de Paris*, I 7, 9. «Croire que, dans les eaux européennes, un héros japonais *pût* se risquer pareillement . . .: était-ce faire injure ou trop de crédit à la bravoure japonaise?» Ebd. XI 22, 439.

4. Verneintes *empêcher* steht oft mit dem Indikativ (ohne

ne): «... mais cela n'empêchait pas qu'il *commençait* aussi à vieillir». *Revue de Paris*, XII 18, 419. Cela n'empêche pas qu'ils *ont* laissé leur frère crever de faim à leur porte, et que la femme de ce malheureux *a* été assassinée, c'est le mot, par les mauvais procédés de sa belle-sœur». Ebd. XII 10, 348. «Cela n'empêche pas que notre politique *a* été une abdication des droits ...» Ebd. IV 24, 900. Weitere Beispiele bei Plattner (II 3, 59). — Auf das unpersönliche *il n'empêche* (*n'empêche*) folgt im abhängigen Satz *stets* der Indikativ: «Il n'empêche qu'un résultat *est* acquis: les élections ont eu lieu». *Revue de Paris*, XI 14, 273. «Il n'empêche que ... la lampe à incandescence à air libre ne *paraît* pas faire aux autres modes d'éclairage une concurrence victorieuse». Ebd. XI 19, 542. «N'empêche qu'on *a* remarqué dans votre atelier certaine Pétunia ...». Ebd. XI 5, 116.

5. Bei *s'expliquer* ist nach Plattner (II 3, 70) der Konjunktiv auch ohne begleitende Negation das Regelmäßige: «On s'explique dès lors que la population civique *ait* décru d'une façon continue». *Revue de Paris*, XI 20, 785. Ebenso steht *expliquer* im Sinne von „erklärlich erscheinen lassen" mit dem Konjunktiv: «L'œuvre de propagande chrétienne n'est pas sans causer de désagréables conflits entre les Légations et le Gouvernement Royal: ce qui explique peut-être que le Siamois *soit* un médiocre admirateur du christianisme». Ebd. XI 15, 644.

6. Indikativ nach verneinten Ausdrücken des Denkens: «Mais moi non plus je n'imagine pas que je *suis* parfaite». *Journal des Débats*, 25. Nov. 1909. «Les Administrateurs protestent violemment près de l'autorité militaire qui se détermine à faire sortir d'Ajaccio la compagnie de grenadiers et à l'envoyer à Bocognano. On n'est pas sûr, il est vrai,[1] que les grenadiers *obéiront*». *Revue de Paris*, XI 17, 88.

7. Indikativ nach *ignorer* und Konjunktiv nach *ne pas ignorer*: «Mais, vraiment, madame d'Ignicourt ... m'a confié son désir maternel de vous voir épouser M. d'Ambleville et ... m'a prié de vous endoctriner sur ce chapitre ... Elle ignorait que j'*étais* le dernier à qui cette mission pût convenir». *Revue de Paris*, III 12, 861. «Mais il ignorait que, si maintenant, en effet, madame de Germoise n'était plus en état de supporter le voyage, il n'en *allait* pas ainsi tout d'abord». Ebd. XII 8, 826. Das-

[1] Vgl unter 26 die Bemerkung von Paul Stapfer zu *à vrai dire*.

selbe: Ebd. IV 11, 540. — «Naguère encore, elles [les maladies pestilentielles] étaient tenues pour la résultante de forces incompréhensibles ... On n'ignorait pas, sans doute, qu'il y *eût* contagion: on craignait l'approche d'un pestiféré ou d'un cholérique». Ebd. XI 7, 534.

8. Indikativ nach den unpersönlichen Ausdrücken *il est possible* und *il est curieux*: «Il est fort possible qu'après une période de temps, dont nul n'oserait fixer l'étendue, les matérialités de la guerre russo-japonaise *apparaîtront* ...» *Le Temps*, 16. August 1905 (Henry Michel). «Il est curieux que la guerre de 1870-1871 n'*a* laissé aucun mot dans la langue». Darmesteter, *De la création actuelle de mots nouveaux dans la langue française*, S. 260. Beide Beispiele zitiert von Paul Stapfer (a. a. O., S. 46 und 47).

9. Konjunktiv nach unpersönlichen Ausdrücken, die eine Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit enthalten: «Leur nombre [des navires de première ligne] est fixé chaque année d'après les crédits que le Parlement alloue, mais il est constant depuis 1892 que nous *ayons* quatre divisions actives ...» *Revue de Paris*, I 19, 149, «Dans aucune des langues dont nous pouvons étudier l'histoire, il n'y a de mot abstrait qui, si l'on en connaît l'étymologie, ne se résolve en mot concret; et, *a priori*, il est évident qu'il n'en *puisse* être autrement». Darmesteter, *La vie des mots étudiée dans leur signification*, S. 85 (vgl. Stapfer, a. a. O., S. 47).

10. Nach den Imperativen von *mettre* und *admettre* soll nach der Elementargrammatik meistens der Konjunktiv folgen. Nach Plattner (I 281) ist der Modus hier beliebig. Beispiele für den Indikativ: «Oui, tu l'aimais. Je veux bien: mettons que tu l'*aimais*». *Revue de Paris*, XI 17, 161. — «Admettons donc que la production annuelle de l'or *a* progressé, en fait, continûment de 571 millions de francs, chiffre de 1888, à 1701 millions de francs, chiffre de 1903». Ebd. XI 10, 278. — In der Bedeutung von *supposer* (annehmen, den Fall setzen, die Möglichkeit zugeben) steht nach *admettre* der Konjunktiv: «J'admets que vous *ayez* le sort des autres Catherines et même que vous *subissiez* le martyre, comme elles l'ont subi». *Annales pol. et litt.*, 28. Nov. 1909. Dagegen: *J'admets* (ich gebe die Tatsache zu, ich erkenne an) *qu'il a eu raison de refuser.*

11. Nach den Verben des Beschließens und Bestimmens schreibt die Grammatik den Konditionalis vor, wenn der Haupt-

satz ein Tempus der Vergangenheit enthält. Auch das Imperfekt ist in solchem Falle möglich: «Le nombre des délégués turcs au Conseil a été ramené de huit à quatre et il a été décidé que la Roumanie *avait* droit désormais à un représentant». *Revue de Paris*, XI 7, 552. «Une circulaire ministérielle... décida en 1889 que l'usage de toute autre langue que la langue française *était* interdit en chaire». *R. d. d. M.*, 1. Mai 1900, S. 165. «... il a si bien entrepris George qu'il a été décidé que je *partais* la semaine prochaine avec les Grossmuller». Romain Coolus, *L'Enfant chérie*, II 10.

12. Nach *se plaindre* findet sich ziemlich häufig der Indikativ: «La mère de la mariée se plaignit alors que le vin *était* distribué mesquinement». *Revue de Paris*, X 22, 337. «Qu'est-ce que vous avez à vous plaindre qu'on vous *a* défait votre Dieu?» Ebd. XI 17, 175. «... il se plaint qu'elle le *conduit* 'à la mort ou à la dérision' et de ce qu'elle est dans une 'royale fureur' contre son poète». Ebd. XII 9, 24 (Übersetzung aus dem Englischen). «Nous nous plaignons aujourd'hui que la terre se *refroidit*». *L'Illustration*, 20. Nov. 1909, S. 354 (Lavedan). «Vous vous plaignez que la mariée *est* trop belle». Maurice Donnay, *Paraître*, II 8.

13. Nach *regretter* hörte ich einmal den Indikativ in der Unterhaltung mit einem französischen Kollegen, der *je regrette qu'il a perdu sa fortune* sagte und den gebrauchten Modus mit den Worten rechtfertigte: „Es ist ja eine Tatsache". Diese Äußerung erinnert an die Erfahrung, die man immer wieder im Unterricht macht, indem die Schüler, die sich am wenigsten mit dem Konjunktiv nach den Verben der Gemütsbewegung abfinden können, einwenden: „Es ist doch eine Tatsache, wenn ich mich über etwas freue, etwas bedaure".

14. Die Elementargrammatik lehrt, daß nach den Verben der Gemütsbewegung, die die Präposition *de* nach sich haben können, für *que* mit dem Konjunktiv *de ce que* mit dem Indikativ eintreten kann (*je m'étonne de ce qu'il ne vient pas*). Der Sprachgebrauch steht entschieden in Widerspruch zu dieser Regel. Auch in den an ein Verbum des Affekts mit *de ce que* angeschlossenen Nebensätzen ist der Konjunktiv allgemein gebräuchlich. *S'affliger*: «Siméon s'affligea de ce qu'elle *fût* si en peine des lendemains». *Revue de Paris*, XI 16, 790. — *S'alarmer*: «Sans délicatesse, il se renseignait sur la santé de Germaine, s'alarmait de ce que sa fille *fût* tout à la fois florissante et

stérile». Ebd. XI 17, 45. — *Être attristé*: «Attristé de ce que *fussent* finis la saison de ses plaisirs et l'enchantement de ses succès quotidiens, elle sentait une tristesse aussi de quitter Maxence». Ebd. XI 17, 38. — *Être content* (*mécontent*): «Content de ce que la vieille concierge l'*ait* mis sur la voie, Roero paie un franc le bouquet de violettes». Ebd. IX 19, 515. «Elle était mécontente de ce qu'il *eût* troublé son rêve lunaire». Ebd. VII 17, 114. — *Être ennuyé*: «Elle reçut Volsky sur la terrasse, ennuyée un peu de ce qu'il *eût* fallu, pour l'occasion, éloigner Mira». Ebd. XI 11, 576. — *S'étonner, être étonné*: «Comme un de ces jeunes gens s'étonnait de ce qu'il *eût* si tôt quitté la vie active et lui demandait les raisons de sa retraite prématurée, il lui dit: . . .» *Annales pol. et litt.*, 7. Januar 1906, S. 1. «Étonné de ce que le visiteur n'*eût* point reparu, la fille du jardinier descendit jusqu'à la dernière terrasse». *Revue de Paris*, X 11 604 (*avait* hier „fast unmöglich", nach dem Urteil eines Nationalen). — *Être fâché*: «. . . elle ne reprit conscience de soi qu'en se retrouvant au milieu du grand salon, son enfant dans les bras, entourée des tantes. . ., du général, ému et rayonnant de joie, bousculant tout le monde, presque fâché de ce que d'autres que lui *vissent* Mira». Ebd. XI 12, 845. — *Féliciter*: «Je profite de notre dernière rencontre pour vous féliciter de ce qu'on *ait* enfin trouvé le véritable auteur de l'attentat». *R. d. d. M.*, 1. Oktober 1907, S. 540. — *Être froissé*: «Madame d'Oudart fut froissée de ce que . . . madame Chef-Boutonne se *fût* attiré le titre de 'protectrice' des Lepoiroux». *Revue de Paris*, XII 13, 66. — *Être furieux*: « . . . mais je la crois furieuse de ce que son protégé *soit* aussi celui d'une autre puissance!» Ebd. XII 16, 804. — *S'indigner*: «Un jour, mademoiselle Barbin s'était indignée de ce qu'il *embrassât* Geneviève». Ebd. XII 8, 797. — *Être jaloux*: « . . . mais elle se retira jalouse de ce qu'un étranger *fût* l'ami. . .» Ebd. XII 15, 496. — *S'offenser*: «Sa philosophie ne s'offensait nullement de ce que Carmela lui *eût* d'abord préféré ce jeune homme». *R. d. d. M.*, 1. Juli 1899, S. 27. — *Être piqué*: «Elle s'animait, le sang aux joues, piquée de ce qu'il *défendît* trop madame Le Guenn, de ce qu'il *eût* accepté si vite les raisons pour ne point faillir». *Revue de Paris*, XI 22, 343. — *Regret:* «Je jouerai, les fenêtres ouvertes, pour que les arbres écoutent, dit-elle, avouant son regret de ce que lui l'*écoutât* si peu». Ebd. XI 10, 337. — *Se réjouir*: «. . . mais plus encore se réjouissait-il de ce que ce

moine *fût* Français». Ebd. III 7, 757. — *Ricaner*: «. . . il ricanait de ce que des jobards *s'obstinassent* à les [les arts] traiter comme une religion . . .» Ebd. XII 14, 251. — *Rougir*: «On rougissait . . . de ce que Paul *eût* choisi une voie si profane». Ebd. XII 16, 808. — *Souffrir*: «. . . il souffre de ce que l'Abyssinie en *soit* encore à tout attendre du dehors». Ebd. III 12, 751. — *Surprise*: «Hélène sentit s'éveiller en elle une rancune vive pour le souvenir qu'il avait gardé de ses larmes de jadis; une surprise aussi de ce qu'il *eût* parlé si franchement». Ebd. XI 11, 579. — Wie im *voraufgehenden que*-Satz immer der Konjunktiv steht, so muß dieser Modus auch eintreten, wenn der mit *de ce que* eingeleitete Nebensatz dem regierenden Verbum des Affekts vorangeht: «Je l'ai eue, moi, et de ce qu'elle *ait* seulement passé devant mes yeux . . ., je ressens une inexprimable honte». *Revue de Paris*, XI 7, 642.

15. Für den von *il arrive* abhängigen *que*-Satz schreiben einige Lehrbücher den Indikativ vor, der durchaus nicht obligatorisch ist. Der Konjunktiv ist ebenfalls zulässig: «Mais, quand tous les atouts du jeu de la force sont aux mains de l'adversaire, il arrive qu'on n'*ait* pas mieux entre les mains qu'une carte médiocre». *Revue de Paris*, IX 20, 758. «Au temps de Turenne, il arrivait qu'on *restât* sous un feu d'infanterie pendant des heures». Ebd. XI 10, 354. «. . . il arrivait qu'un canonnier trop pressé *rechargeât* la pièce pendant que les résidus enflammés du coup précédent étaient encore dans l'âme». Ebd. XII 1, 139. «Il arrive en Angleterre que le même établissement *soit* à la fois estimable comme *home* et tout à fait insuffisant comme école». Ebd. XII 4, 766. «Un différend entre belle-mère et belle-fille est souvent une cause de divorce; il arrive pourtant que la belle-mère *prenne* parti pour sa belle-fille contre son fils». Ebd. XII 16, 887. «Elle se rappelait rarement si elle avait dîné, mais présumait toujours qu'elle l'avait fait, et, pendant qu'elle me racontait en toute bonne foi le menu de ce dîner, il arrivait qu'on l'*apportât*». Ebd. XII 18, 365. «. . . il arrivait qu'elle *groupât* autour d'elle les fillettes pour leur répéter les leçons de l'abbé». *R. d. d. M.*, 15. Juli 1906, S. 351. «. . . il arrive que des adversaires *puissent* être d'égale bonne foi». *Annales pol. et litt.*, 23. April 1911, S. 403. — Nach *il peut arriver* steht der Konjunktiv wie nach *il se peut*, *il est possible*: «Aujourd'hui, quand un homme s'expatrie, il s'en va souvent à l'aventure, et il peut arriver qu'il *aille* dans une contrée où sa présence était inutile». *Revue de Paris*, XI 20, 769.

16. Wenn in dem folgenden Satz der Indikativ nach *il est impossible* gebraucht ist, so dürfte dies darauf zurückzuführen sein, daß es sich um eine Übertragung aus dem Englischen handelt; zu billigen ist dieser Modus hier nicht: «Dans un corps aussi nombreux que le clergé anglican, a très bien dit un des chefs de ce clergé, il est impossible qu'il n'y *a* pas des individus dépourvus de tout bon sens». *Revue de Paris*, X 8, 879. — Volks- und Kindersprache bieten mehr derartige Abweichungen vom korrekten Sprachgebrauch: «Faudrait qu'on *marcherait* plus vite pour arriver à l'heure de la messe». Ebd. XII 22, 404. «Tu veux que je m'en *vas?*» (läßt Lavedan ein siebenjähriges Kind sagen). *Annales pol. et litt.*, 22. Dez. 1907, S. 592.

17. Zuweilen findet sich der Indikativ in Relativsätzen, die sich auf einen negativen Ausdruck beziehen (vgl. unter 2): «Alors, je leur disais des choses méchantes, très méchantes, qui auraient dû les rendre furieux. Eh bien, il n'y en a pas un qui *s'est* fâché». *Revue de Paris*, XII 1, 35 (der Verfasser legt diese Worte einer Amerikanerin in den Mund). «Il n'y en a pas une qui *t'embrassera* jamais d'aussi bon cœur que moi.» Léon Gandillot, *Vers l'amour*, I 10 (familiäre Umgangssprache).

18. Die Regel, daß in Relativsätzen, die sich auf einen Superlativ beziehen, der Konjunktiv steht, wird sehr häufig nicht beachtet: «Vous êtes le premier que je *vois* levé à l'heure qui est pourtant la plus agréable en mer». *Revue de Paris*, III 2, 255. «Telle a été la première attaque de Port-Arthur; elle comporte deux phases distinctes. La première phase, c'est l'agression soudaine des torpilleurs japonais . . .: c'est la seule qui vraiment *doit* intéresser le grand public français». Ebd. XI 5, 13. «Il ne s'accordait pas ouvertement la seule raison qui le *mettait* en route». Ebd. X 8, 824. «Le consul américain, lui-même, dit que 'c'est un des plus grands résultats en fait de construction de villes que le monde *a* jamais vus. . .» Ebd. XI 21, 93 (übersetzt aus dem Englischen). «Font partie des forces actives tous les bâtiments de combat les plus rapides et les plus puissants dont nous *disposons*». Ebd. I 19, 149. «Je le fis sans fausse honte, en prenant les airs les plus dignes que je *pus* trouver». *L'Illustration*, 26. Februar 1898, S. 171. «Le seul défaut que l'on *peut* trouver à ce cadeau, c'est qu'il est. . .» Ebd. 23. Dez. 1905, S. 432. «Notre manager a choisi les hommes les plus petits qu'il *a* pu rencontrer». *Annales pol. et litt.*, 18. April 1909, S. 369 usw. In familiärer Rede: «Vous êtes le

premier auquel je *rends* visite. — Cette visite est la première que je *fais* depuis mon arrivée à Paris». Lévy, *Parigotes*, S. 117. Vgl. auch den Gebrauch des *Konditionalis* in Relativsätzen, die sich auf einen Superlativ beziehen (unter 2).

19. Bei der Behandlung des Konjunktivs in Relativsätzen erwähnt die Schulgrammatik *le premier, le dernier, le seul* und *l'unique* als einem Superlativ gleichwertig. Außer den genannten Wörtern können auch die Adjektive *rare* und *principal*, das substantivische Attribut *par excellence* und sogar eine andere Ordinalzahl als *premier* den Konjunktiv veranlassen: «Le Vigreux était un des rares hommes qu'elle *prît* au sérieux». *R. d. d. M.*, 1. Dez. 1906, S. 503. «Il s'est absenté trois fois de son corps... lorsqu'on ne se battait pas: bref, un des rares qui *fussent* à la hauteur de leurs fonctions...» *Revue de Paris*, XII 7, 546. — «Cet office de payeur, le principal que Domenico *eût* rempli ce jour-là, fut pour lui une distraction». Ebd. X 19, 494. — «... dans l'aristocratique démocratie des États-Unis, l'éloge par excellence qu'un ouvrier *fasse* d'un autre, c'est de dire de lui avec une nuance solennelle de la voix: *He is a gentleman*». Ebd. XI 15, 621. «L'accord anglo-russe du 11 mars 1895 a été le troisième instrument diplomatique qui *ait* consacré d'une façon officielle la prépondérance anglaise sur le pays afghan». *R. d. d. M.*, 1. Nov. 1907, S. 112. Unberechtigt, sagt Plattner, ist ein Konjunktiv nach Ordinalzahl, besonders, wenn es sich um tatsächliche, unbestreitbare Angaben handelt.

20. Im Relativsatz kann der Konjunktiv eintreten, wenn ihm ein anderer Konjunktiv (im regierenden Satz) vorausgeht (Attraktion; vgl. Plattner I 293): «Brusquement, cela lui parut singulier qu'il y eût tant de choses de lui qu'elle *ignorât*». *Revue de Paris*, X 3, 486. «Mais, au point de vue de la communauté, que ce soit votre argent qui *ait* disparu ou le mien, cela n'y fait pas de différence». Ebd. XI 6, 393. «Quelle que fût la sévérité de langage dont *usât* Mrs. Ledstone, Armand pressentit en elle une alliée». Ebd. XI 19, 626. Vgl. *Qui que ce soit qui vous l'ait dit*... In Sätzen der letzteren Art ist der Konjunktiv die Regel; doch auch der Indikativ kommt vor: «Le premier soin d'un débutant dans le service sera de louer une chambre. Dès lors, quelle que soit la garnison où sa destinée le *conduira*..., sa vie de célibataire sera pour ainsi dire symbolisée par ces deux mots: *Chambre meublée*». Ebd. X 15, 626. — Auch ein konjunktionaler Nebensatz kann durch At-

traktion den Konjunktiv erhalten: «Les adieux ... lui faisaient mal comme si ce fût pour toujours qu'il l'*abandonnât*». Ebd. XI 18, 355 (oder: ... comme si c'était pour toujours qu'il l'abandonnait). Vgl. Plattner II 3, 76.

21. Wie nach einem Ausdruck des Affekts tritt nach einem Verbum des Sagens oder Denkens, das von einem Affekt begleitet ist, der Konjunktiv ein (*je suis heureux que vous soyez...*; *je suis heureux de voir que vous soyez...*). Nötig ist der Konjunktiv in diesem Falle nicht: «Elle vit avec étonnement qu'il *était* un autre». *Revue de Paris*, X 3, 486. — Auch ein das Subjekt des regierenden Satzes einschränkendes *seul* kann im abhängigen Satz den Konjunktiv herbeiführen: «Mais Louis Bosec était le seul à savoir qu'ils *fussent* en route pour la Provence». Ebd. X 16; 852. «Une statue de la Vierge, sur la cheminée, rappelait seule qu'on *fût* dans un couvent». Ebd. XI 19, 637. Hier wurde mir der Konjunktiv von Franzosen als „sehr gesucht" bezeichnet; viel besser sei *qu'on était* ...

22. Die Schulgrammatik erwähnt in der Regel nicht, daß der Konjunktiv nach *tel* (*tellement*) ... *que* und *de telle façon que* in gleicher Weise steht wie in Konsekutivsätzen, die mit *de sorte* (*manière*) *que* eingeleitet werden, wenn die Folge beabsichtigt oder erwartet wird, d. h. in finalem Sinne: «Elles [les torpilles] sont mouillées en ligne, à des intervalles tels qu'aucun bâtiment ne *puisse* franchir la passe sans se trouver dans la zone d'action de l'une d'entre elles». *Revue de Paris*, XI 9, 216. «Si on a donné au croiseur-cuirassé la supériorité de la vitesse, c'est non pas seulement pour qu'il puisse fuir le cuirassé, mais bien plutôt pour qu'il soit à même de lui imposer un ordre de combat tel qu'*il puisse* le réduire». Ebd. XI 11, 498. — Der Konjunktiv kann auch eintreten, ohne daß eine Absicht vorliegt: «Elle eut vite arraché les épines et fourré dans ses cheveux la tige longue, de telle façon que s'*inclinât* vers sa tempe la rose de nuance plus vive que ses cheveux et de même couleur». Ebd. XI 16, 757. — Verneintes *si* (*tellement*) ... *que* hat stets den Konjunktiv: «... peut-être la vilaine figure d'Henri VIII n'est-elle pas si absolument conforme à la réalité que d'autres faits, omis par M. Hume, n'*aient* de quoi la compléter ou la modifier». *R. d. d. M.*, 15. Februar 1906, S. 937. Dasselbe gilt für Fragesätze: «Avait-il donc tellement avili sa dignité aux yeux de sa femme qu'elle *jugeât* cela possible?» *Revue de Paris*, XI 8, 785. «Vous étiez donc si pressés de la voir, cette bonne

femme, que vous n'*ayez* pu attendre douze heures?» Arquillière, *La grande Famille*, V 6.

23. *Autant que*, das in der Regel mit dem Indikativ steht, hat ausnahmsweise den Konjunktiv: «Autant qu'on *puisse* en juger, le principal effet d'une torpille de fond sur la coque des navires consisterait en une dislocation générale...» *Revue de Paris*, XI 9, 217.

24. *A (la) condition que*, auf das das Futurum (der Konditionalis) oder der Konjunktiv folgen soll (*à condition que vous me permettrez*... oder *permettiez*...) finde ich einmal mit dem Indikativ des Imperfekts: «Cet emprunt n'a point été fait à la condition que la Roumanie s'*engageait* dans la guerre». *Le Bien Public* (*Genter Zeitung*, 2. Februar 1915).

25. Nach *comme si* soll wie nach *si* der Konjunktiv nur für den Indikativ des *Plusquamperfekts* eintreten. Ausnahmsweise findet sich der Konjunktiv des *Imperfekts* noch in der heutigen Sprache: «Aussi guettait-elle avec une impatience anxieuse l'entrée au salon de M. L., comme si son visage ou sa personne *dussent* trahir l'allusion accusatrice». *R. d. d. M.*, 15. Nov. 1906, S. 259. «Les adieux ... lui faisaient mal comme si ce *fût* pour toujours qu'il l'abandonnât». *Revue de Paris*, XI 18, 355. Auch Littré erwähnt diesen Konjunktiv als *Ausnahme*.

26. Zuweilen finden sich Indikativformen nach *quoique* und *bien que*: «Bien qu'elle se *déclarait* peu faite pour les toilettes de cérémonie, elle savait pertinemment qu'elles lui seyaient à ravir». *Journal des Debats*, 20. Juni 1907 (Übersetzung aus dem Englischen). «Et, bien qu'évidemment il m'en *coûtera* beaucoup de me séparer de ma fille, le moment est venu où je la marierai avec joie». Daniel Riche, *Le Prétexte*, I 7. «Ni moi! reprit vivement M. Homais, quoiqu'il lui *faudra* pourtant suivre les autres ...» Zu dieser aus Flaubert zitierten Stelle bemerkt Paul Stapfer (a. a. O., S. 45): «Je sais bien que c'est M. Homais qui parle; mais si cet apothicaire aime l'enflure d'un style prudhommesque et 'pompier', il n'a pas coutume d'être grammaticalement incorrect; il dit, ailleurs, irréprochablement: 'Il se pourrait que les abricots eussent occasionné la syncope', et l'intention qu'on pourrait prêter à Flaubert de ridiculiser ici M. Homais par un solécisme est plus que douteuse. L'auteur a-t-il voulu souligner par cette incorrection une pauvreté grammaticale de notre langue? Je ne le crois pas non plus; mais il est certain que le futur du subjonctif serait bien commode!»

S. 214 seines Buches gibt derselbe Verfasser einen Beleg für den Indikativ nach *quoique* aus der Rede eines *sénateur*: «J'espère que pour cela, Messieurs, Gambetta ne passera pas pour un clérical à vos yeux, quoique, à vrai dire, il *est* bien peu de personnes qui puissent se flatter d'être à l'abri de ce reproche». Hierzu erklärt Stapfer: «C'est incorrect, évidemment; mais l'indicatif passe, à la faveur de la parenthèse *à vrai dire*[1], à la faveur aussi du fait que l'orateur affirme avec énergie; la faute serait choquante sans ce vif accent affirmatif et surtout sans la parenthèse». — Zola (*L'Argent*) sagt: «Ils aimaient leurs meubles bien qu'ils en *riaient* quelquefois». Vgl. P. Stapfer (a. a. O. S. 46). — Als ich eines Tages einem befreundeten Franzosen eine Karte schrieb, fügte ein zufällig anwesender französischer Kollege meinen Zeilen die folgenden Worte hinzu: «Je me permets de joindre aux souhaits de mon collègue et ami S. les miens propres quoique je ne *sais* si j'en ai le droit». — Einen fein gebildeten Pariser fragte ich einmal, ob der Franzose es denn ganz besonders unangenehm empfinde, wenn man *bien qu'il a* ... sage. Statt eine direkte Antwort zu geben, sprach er für sich mehrere Male nacheinander *bien qu'il a, bien qu'il ait, bien qu'il a, bien qu'il ait* ..., um sich schließlich für den Konjunktiv zu entscheiden. Ein bezeichnender Vorgang, der beweist, daß ein in unserm Unterricht allgemein als *sehr grober* Fehler angesehener Verstoß gegen die Grammatik in Wirklichkeit gar nicht so „grob" ist. — Über den *Konditionalis* nach *quoique* und *bien que* vgl. unter 2.

27. In den *que*-Sätzen, die dem Hauptsatz *vorangehen*, muß der Konjunktiv stehen. Ausnahmen von dieser Regel sind überaus selten: «Qu'il *est* un gentleman, un Anglais, un chrétien, tout le lui enseigne». *R. d. d. M.*, 1. Juli 1908, S. 88. Ein weiteres Beispiel gibt Plattner II 3, 72.

28. Indikativ in Konzessivsätzen: «Mais les amiraux entendent s'opposer aussi à tout acte d'hostilité. . ., sur quelque point de l'île qu'il se *produira*». *Revue de Paris*, IV 23, 579. «Quelles que *furent* ses erreurs, ses imprudences et peut-être ses fautes, Sophie-Dorothée demeure infiniment supérieure à l'homme qu'elle aima . . .» *R. d. d. M.*, 15. Januar 1909, S. 376. Näheres über den Modus in Konzessivsätzen habe ich bei anderer Gelegenheit mitgeteilt (Vgl. *N. Spr.*, XXIV, S. 582—584).

[1] Vgl. weiter oben *évidemment* in *Le Prétexte*, I 7.

29. In Wunschsätzen ist nach der Elementargrammatik der Konjunktiv ohne *que* auf Ausdrücke beschränkt, die zu Formeln erstarrt sind (*vive le roi!*) oder denen eine Konjunktivform des Präsens von *pouvoir* vorangestellt ist (*puissiez-vous bientôt revenir!*). In der Tat sind aber derartige Wunschsätze ohne *que* ungemein zahlreich, wie Plattner (II 3, 47—48) nachweist. Man vgl. noch: «Vive Ferdinand VII! *meure* Napoléon!» *Revue de Paris*, XI 3, 598. «Et cependant . . . *me pardonne* le ciel si je blasphème!» Ebd. XI 4, 823. — *Que* fehlt vor beziehungslosem *qui*: «La blâme qui voudra!» Ebd. XII 16, 790. — Auch konzessiv kann der Konjunktiv ohne *que* stehen; beide Konstruktionen finden sich nebeneinander: «*Vienne* un échec et, pour comble, *que* le malheur, en se répétant, en engendrant le malheur, tourne à la catastrophe, aussitôt le désarroi qui est dans les services se mettra dans les rangs». *R. d. d. M.*, 1. Dez. 1904, S. 683.

30. Im Französischen ist der Modus der indirekten Rede und indirekten Frage der Indikativ (*il lui demanda s'il avait*...). Ausnahmen sind selten (vgl. unter 3). Drei mit *comment* beginnende indirekte Fragesätze mit Konjunktiv werden nachgewiesen in der *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur*, XVII, S. 195. Nur in einem Falle, nämlich in dem von negativem oder fragendem *il importe* abhängigen indirekten Fragesatz ist der Konjunktiv häufiger als der Indikativ (*peu importe qui m'écrive, pourvu que je reçoive une lettre*). Beispiele aus der Literatur: «Que nous importe. . . par qui l'enseignement *soit* donné, pourvu qu'on nous le donne». *R. d. d. M.*, 1. Juli 1899, S. 181. «. . . si l'homme en Europe distingue des fils naturels et des fils légitimes, il n'est, pour l'Asiatique, qu'une filiation, celle que la nature met entre le père et l'engendré; qu'importe la femme qui *serve* de passage!» *Revue de Paris*, XI 10, 417.

31. Die Schulgrammatik, die die indirekte Rede nur in Verbindung mit einer sich an einen Hauptsatz anschließenden Konjunktion vorführt, sollte darauf aufmerksam machen, daß der regierende Ausdruck (*il dit* usw.) in die indirekte Rede eingeschoben werden und auch ganz fehlen (zu ergänzen sein) kann, wodurch die einleitende Konjunktion in Wegfall kommt und die indirekte Rede die Form eines Hauptsatzes erhält: «La nouvelle de ce fait [du banquet des gardes du corps], exagérée, dénaturée, envenimée, produisit un effet terrible. C'*était*, disait-on, une orgie furieuse, c'*était* une conspiration, c'*était* un

complot, plus affreux que celui dont s'était autorisé le 14 juillet». Barrau, *Histoire de la Révolution française.* — «... Ratopolis *était* bloquée: On les *avait* contraints de partir sans argent...» La Fontaine, *Le Rat qui s'est retiré du monde* (R. sei belagert...). «Peu d'heures après avoir dicté sa lettre à Duroc, il [Napoléon] écrivait à Cambacérès de faire mettre au *Moniteur* que l'armée russe avait été mise dans une déroute complète, qu'elle avait perdu dix à douze mille prisonniers, quatorze mille tués ou blessés. Quant à nous, nous n'*avions* perdu que quinze cents morts et quatre mille blessés». Lanfrey, *Histoire de Napoléon Ier* (wir hätten...). «Mais l'*Emberour* avec ses gros canons, ses zouaves, sa flotte en fer! ... Dès qu'il eut pensé à lui, Si-Sliman se crut sauvé. Pour sûr, l'empereur *allait* lui rendre sa croix. C'*était* l'affaire de huit jours de voyage...» A. Daudet, *Un Décoré du 15 Août* (der Kaiser würde ihm...; das sei ...). «Elle se mit à lui parler longuement de sa famille, ce qu'elle avait toujours évité: c'*était* si laid, si bas ...; mais on se *connaissait* mieux maintenant, on n'*avait* plus rien à se cacher». A. Daudet, *Sapho* (das sei so häßlich ..., man kenne sich ..., man habe ...). Diese „freie indirekte" Rede ist im Französischen nicht selten, und es weiß wohl jeder Lehrer aus Erfahrung, daß die Schüler sie oft nicht erkennen und in dem Glauben, Hauptsätze vor sich zu haben, bei der Übersetzung die betreffenden Verbformen mit dem deutschen Indikativ wiedergeben. Ausführlich handelt über diese Spracherscheinung Ch. Bally in seiner Abhandlung *Le style libre indirect en français (Germanisch-romanische Monatsschrift*, Oktober u. November 1912).

Altona. H. Schmidt.

ZUM GEDÄCHTNIS.

ADOLF RAMBEAU †.

Das Hinscheiden A. Rambeaus hat das Leben eines Mannes zum Abschluß gebracht, dessen hervorragendes Können, weiter Gesichtskreis, vielseitiges Wissen und unermüdliches Vorwärtsstreben große Hoffnungen erweckte. Widrige Verhältnisse, mit denen er zeitlebens zu ringen hatte, haben vieles verkümmert, aber trotz allem und allem hat er durch seine Lehrtätigkeit an Schule wie an Universität und durch seine vielen literarischen Leistungen auf verschiedenen Gebieten sich einen ehrenvollen

Platz unter den tatkräftigsten Förderern neusprachlicher Studien zu sichern gewußt. Am Beginn seines wissenschaftlichen Lebens durfte ich ihm zur Seite stehen und kann bezeugen, mit welchem Ernst und rastlosem Fleiße er von ihm übernommene Arbeiten begann und durchführte.

Eine eingehende Darstellung seines Lebensganges und seines Wirkens hier zu geben, ist mir leider versagt, weil mir dazu sowohl die erforderlichen Unterlagen, wie auch die bei meinem Augenleiden unentbehrliche Unterstützung eines jüngeren Fachgenossen zurzeit nicht zur Verfügung steht. Gleichwohl hielt ich es doch für meine Pflicht, ihm diese nachstehenden wenigen Zeilen zu widmen.

Was seinen Lebensgang anbelangt, vermag ich nur folgendes anzugeben und stütze mich dabei hauptsächlich auf Briefe von ihm aus den Jahren 1877—1903. Geboren war Adolf Rambeau am 3. April 1852 in Jessen, Regierungsbezirk Merseburg, wo später ein älterer Bruder Pastor war. Er besuchte das Gymnasium, und zwar in Wittenberg, begann in Halle seine neuphilologischen Studien und setzte sie weiterhin in Straßburg und Marburg fort. Noch vor Abschluß seiner akademischen Semester ging er nach Amerika, und zwar als Hauslehrer in der Familie des Herrn Parson. Nach Absolvierung seiner Examina kehrte er für kurze Zeit wieder dahin zurück, übernahm dann 1882 eine Oberlehrerstelle an der Oberrealschule in Wiesbaden, die damals unter der Leitung des Direktors Unverzagt stand. 1883 vertauschte er diese mit einer solchen an dem Wilhelms-Gymnasium in Hamburg. Direktor dieser Anstalt war Genthe, der ihm mit großem Wohlwollen entgegenkam und seine Bestrebungen für gründliche Reform des neusprachlichen Unterrichts in jeder Beziehung förderte. Weniger Interesse dafür fand er bei dessen Nachfolger, wie auch bei dem Leiter der Hamburger Oberschulbehörde. Dadurch wurde ihm die fernere Lehrtätigkeit sehr verleidet. Deshalb gab er Ende 1892 seine Stellung in Hamburg auf und ging wiederum nach Amerika, und zwar nach Baltimore, wo Professor Elliot ihm eine Professur für romanische Philologie an der dortigen John Hopkins-Universität in Aussicht gestellt hatte. 1894 wurde er denn auch dort zum "Associate Professor in Romance Languages" ernannt. Seine Tätigkeit in dieser Stellung war aber eine ziemlich untergeordnete und unselbständige, da er sich völlig den Anordnungen Professor Elliotts zu fügen hatte. Es kam

daher öfters zu ziemlich ernsten Konflikten zwischen ihm und dem letzteren. Deshalb verließ er 1899 Baltimore und übernahm eine Professur an dem "Institute of Technology" in Boston, auch diese Tätigkeit konnte ihn nur wenig befriedigen, so daß er 1903 amerikamüde in die Heimat zurückkehrte. Wie pessimistisch er die amerikanischen Universitätsverhältnisse beurteilte, geht aus folgender Stelle eines seiner Briefe vom Jahre 1894 hervor: „Alles persönlich hier! Komische Verhältnisse! Nichts ist sicher hier! Einer mißtraut dem andern! Jeder besitzt eine hohe Stellung, nur solange sein Nimbus dauert, solange er den andern Leuten einreden kann, daß er 'one of the most remar kable' (Variante: 'wonderful') 'men in the country' ist. Viel Humbug hier! Wie mag's erst in den andern 'Universities' aussehen!" In Deutschland wurde ihm dann ein Extraordinariat an der Berliner Universität und zugleich eine Dozentenstelle an dem orientalischen Seminar daselbst übertragen. Beide Stellungen hat er bis zu seinem Ableben am 27. März d. J. innegehabt.

Über Rambeaus wissenschaftliche Arbeiten bemerke ich folgendes. Seine Erstlingsarbeit: *Uber die als echt nachweisbaren Assonanzen der Chanson de Roland.* Ein Beitrag zur Kenntnis des altfranzösischen Vokalismus (Marburg 1877), auf Grund deren ihm die philosophische Fakultät der Universität Marburg am 17. Janar 1878 den Doktorgrad verlieh, und welche in bedeutend erweiterter Fassung kurz darauf im Buchhandel (Halle a. S., M. Niemeyer, 1878) erschien, darf ich als eine der besten der während meiner Marburger Zeit entstandenen romanischen Dissertationen bezeichnen. Gerade jetzt, wo von neuem die ganze bisherige Rolandskritik in Frage gestellt wird, muß auf die wertvollen Resultate der Arbeit Rambeaus nachdrücklich hingewiesen werden. Sie werden wohl ihrem Verfasser auch den ersten Anlaß zu seinen speziell phonetischen Studien geboten haben. Als hauptsächlichste seiner diesbezüglichen Arbeiten führe ich folgende an: *Die Phonetik im französischen und englischen Klassenunterricht* (Hamburg, Otto Meißner, 1888); *Additional remarks upon Beyer-Passy's Elementarbuch des gesprochenen Französisch und Beyers Ergänzungsheft* (*Modern Language Notes,* VIII. Band, Seite 484—486); *Die Phonetik im Sprachunterricht und die deutsche Aussprache* (in den *Engl. Studien,* XV[s] 1891, S. 360ff.) und insbesondere seine gemeinschaftlich mit Jean Passy verfaßte *Chrestomathie française, Morceaux choisis de prose et de poésie avec*

prononciation figurée à l'usage des étrangers, précédés d'une introduction sur la méthode phonétique (Paris, Le Soudier, 1897; New-York, Henry Holt & Cie., 1901; Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1908). Einer Anregung Böhmers ist es zu danken, daß sich Rambeau eingehend mit den Werken Adams de la Hale beschäftigt hat. Erschienen ist von seinen Adam de la Hale-Studien nur ein auf neuer genauer Abschrift der Handschriften beruhender, sorgfältiger Abdruck der *Adam de la Hale zugeschriebenen Dramen* (in meinen *Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie*, Heft 58. Marburg a. L., N. G. Elwert, 1886) sowie die Abhandlung *Maître Adam d'Arras and the Beginnings of French Comedy* (in den *Johns Hopkins University Circulars*, June 1896). Der neufranzösischen Literatur widmete Rambeau einen Aufsatz über *Augier's L'Aventurière of 1848 and 1860* (in *Modern Language Quarterly* V [1903] S. 129 bis 147). Auf ten Brinks *Chaucer-Studien* basiert seine wertvolle Abhandlung über *Chaucers House of Fame in seinem Verhältnis zu Dantes Divina Commedia* (in den *Engl. Studien* III sowie in englischer Übertragung in der amerikanischen Zeitschrift *The Home Journal* 1880). Als letzte seiner größeren Arbeiten erschien der erste Teil seines Buches *Aus und über Amerika. Studien über die Kultur in den Vereinigten Staaten von Amerika* (zuerst in mehreren Bänden vorliegender Zeitschrift, dann selbständig, Marburg a./L., N. G. Elwert, 1912). Außerdem veröffentlichte Rambeau in verschiedenen Zeitschriften kritische Anzeigen wissenschaftlicher und pädagogischer Schriften und war als Mitherausgeber an vorliegender Zeitschrift bis zum Jahre 1915 beteiligt.

Greifswald. E. Stengel.

*

MARTIN KRUMMACHER †.

Vor vielen Jahren, als ich noch Mädchen unterwies, traf ich auf den Versammlungen des Deutschen Vereins für höhere Mädchenschulen, die ich ziemlich regelmäßig besuchte, den älteren Kollegen Krummacher aus Kassel oft und gerne. Bei den Beratungen redete er nicht eben häufig, obwohl er ihnen aufmerksam folgte; im kleinen Kreis aber war es ein Vergnügen, mit ihm zu plaudern und zu vernehmen, was er alles an Ernstem und Heiterem zu berichten hatte. Wer ihm dann zuhörte, tat dies nie ohne inneren Gewinn und ohne Genuß. Ein unerschöpf-

licher Vorrat an guter Laune; frischer Witz, der nie verletzte; aller Art Geschichten, die aufs beste vorgetragen wurden; mancher anmutige Vers, nicht nur deutsch, sondern gelegentlich auch englisch (der zwar nicht gedruckt wurde, aber den Vorzug vor manchem, der gedruckt wurde, besaß, daß er ein wirklicher Vers und auch wirkliches Englisch war); die Fähigkeit, ebenso gut zuzuhören wie selbst zu erzählen; und eine Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit ohne gleichen; dies alles machte ihn zu einem trefflichen Gefährten, den wiederzusehen und zu sprechen eine Freude war. Die Jahre gingen hin; während er den Mädchen treu blieb, führte das Schicksal mich zu den Knaben hinüber.

Schon als Viëtor und ich das *Englische Lesebuch* herausgaben, hatte er diesem seine Teilnahme zugewandt, und als wir in unerfreulich langsamer Art gar nicht dazu kamen, die nötige Grammatik zu veröffentlichen, brachte der Jahresbericht der städtischen höheren Mädchenschule zu Kassel aus der Feder Krummachers eine Beispiel-Grammatik für Anfänger, die er aus unserem Lesebuch mit ebensoviel Geduld wie Sachkenntnis ausgezogen hatte.

Als dann die *Neueren Sprachen* zu erscheinen begannen ward er alsbald einer unserer zuverlässigsten und treuesten Mitarbeiter. Andere versprachen wohl, aber, aber —. Bat man ihn, so sagte er selten nein; wenn aber auch eine solche Masse von Büchern zur Besprechung an ihn ging, daß man wohl berechtigterweise davor erschrecken konnte: er ging ans Werk und bewältigte den ganzen Kram. Die Tätigkeit des Herausgebers einer Zeitschrift ist kein Vergnügen. Die eines Nebenherausgebers, der wesentlich nur Besprechungen zu schaffen hat, ist erst recht ungemütlich. Mit Krummacher aber ließ sich gut arbeiten. Er stellte keine merkwürdigen Bedingungen. Er gab keine Zusagen, die er nicht erfüllte. Er verfolgte einen nicht mit vorwurfsvollen Brandbriefen. Er ließ solche, die an ihn kamen, nicht unbeantwortet. Er war sogar bereit zu kürzen, wenn man ihn mit guten Gründen darum bat; etwas so Seltenes, daß es geradezu erstaunlich ist. Und er besprach Sachen der verschiedensten Art und Richtung, mit gleicher Aufmerksamkeit für ihre Vorzüge und Schwächen, mit gleicher Genauigkeit bis auf geringfügige Einzelheiten, die bewiesen, wie sachlich er dachte, und wie sachverständig er war.

Zustatten kam ihm, daß er gewissermaßen „Omnivore“ war.

Als er im Ruhestande lebte und ich aus der Reihe der Herausgeber der *N. Spr.* ausgeschieden war, schrieben wir uns eigentlich häufiger als früher: jedenfalls persönlicher. Und da staunte ich immer wieder über den weiten Umfang dessen, was er las und mit Aufmerksamkeit verfolgte, und was er da im einzelnen für sich betrieb. Neben Deutsch, Französisch und vor allem Englisch erschien da Lateinisch und Griechisch. Er erwähnte wohl einmal, er versuche sich an einer Übersetzung von Stellen aus Goethes *Iphigenie* ins Griechische! Und immer tauchte wieder etwas auf, das einem neu war und einen überraschte. Weitherzig hieß er willkommen, was sich ihm bot, reihte es ein in den Schatz seiner Vorräte und speicherte in seinem glänzenden Gedächtnis erstaunliche Mengen auf. Wer seine Besprechungen verfolgt, wundert sich immer wieder darüber, wie er ein Zitat richtigstellt, wie er Vergleiche und passende Proben herbeiholt, und wie er keine Mühe scheut, um den Dingen auf den Grund zu gehen und festzustellen, ob auf die Arbeit, die er zu prüfen übernommen hat, auch wirklich Verlaß ist. Besonders gut beschlagen zeigt er sich in Bibelstellen. Er war von der Theologie herübergekommen (was früher häufiger war als heute) und ging solchen Dingen mit besonderer Sorgfalt nach. Bei all seiner Belesenheit und Sachkenntnis (denn er war ein tüchtiger Philologe und vor allem Anglist, der u. a. gutgearbeitete eigene Schulausgaben und ein englisches Schulwörterbuch herausgegeben hat, das ein besseres Schicksal verdient hätte, als ihm dadurch zuteil geworden ist, daß der Verlag, in dem es erschien, versagte) war er im Urteil stets milde und nachsichtig, und ich habe ihm wohl gelegentlich zugeredet, doch diese und jene Mängel schärfer zu betonen, als er getan hatte, zumeist aus dem Gefühl heraus, daß die Zahl der für Schulgebrauch bestimmten Erzeugnisse leider nicht in dem angemessenen Verhältnis zu deren Güte stand. Aber Schärfe und Härte waren ihm fremd, so deutlich er die Mängel und Fehler sah und deren üble Folgen erkannte.

So sind die Jahre hingegangen. 1836 geboren, über Siegen und Elberfeld als Direktor der städtischen höheren Mädchenschule und des Lehrerinnenseminars nach Kassel gelangt, wirkte er dort von 1878—1910 unermüdlich und erfolgreich. Er hatte seine Eigenheiten als Lehrer und Direktor, über die mancherlei erzählt wurde, das bewies, daß seine beschauliche, aufs Sachliche gerichtete Art äußerlichen Dingen nicht gerade die höchste

Bedeutung zuschrieb; aber er war ein *Mann*, als Gelehrter und Lehrer und Mensch gleich tüchtig und verehrungswert, einer, in dem kein Falsch war, einer, auf den man sich verlassen konnte. Sein Volk und Vaterland lagen ihm vor allem am Herzen. Als im letzten Herbst unsere Sache nicht eben gut zu stehen schien, als ihm zumal die inneren Wirren schwere Sorge machten, da schrieb er mir, es stehe auch mit seiner Gesundheit nicht gut, und er werde wohl mit Kummer und Leid in die Grube fahren. Er ging dann zur Erholung in die Nähe von Detmold, befand sich auch wirklich besser; da raubte ein beklagenswerter Unfall ihm eine geliebte Tochter, deren Verlust er nicht viele Tage überlebt hat. Seine sonst so klare und wohl leserliche Handschrift hatte in den letzten Monaten gelitten. Das letzte, was er mir schrieb, eben die Trauernachricht mit einer kurzen ergreifenden Klage, war kaum zu entziffern. Am 7. Februar d. J. ist er dahingegangen, reich an Jahren, nach einem vollen Tagewerke. Und doch zu früh. Dieser echt deutsche Mann hätte nicht sterben dürfen, ehe nicht der volle Sieg und ein *deutscher* Friede diesen unheilvollen Krieg zu einem Ende geführt hatten, das die furchtbaren Opfer nicht umsonst gebracht erscheinen ließ. Wie ich, so haben gewiß viele — von einer ganzen Zahl *weiß* ich es — Martin Krummacher als einen echt deutschen Mann geschätzt und geliebt und um ihn getrauert. Aber es ist schon viel, daß man ihn kennen und lieben durfte. F. D.

VERMISCHTES.

SCHATTENBILDER UND FIGUREN[1].

In drei nicht allzu umfangreichen Büchern hat der Dichter Herbert Eulenberg versucht, Wesen und Werk von über hundert großen Männern, meist Dichtern und Künstlern, unter denen sich etwa fünfzig Ausländer befinden, mit kurzen Strichen zu zeichnen.

Diese seine „Schattenbilder“ hat Eulenberg als „eine Fibel für kulturbedürftige Leute in Deutschland“ in die Welt geschickt. Und wirklich ist sein Werk so etwas wie eine Fibel; wie eine Fibel, die

[1] Herbert Eulenberg, *Schattenbilder*, 32. Auflage 1917; *Neue Bilder*, 18. Auflage, 1918; *Letzte Bilder*, 11. Auflage 1918. Verlag von Bruno Cassirer, Berlin. Preis ungeb. je 4.50 Mark, geb. 6 Mark.

[2] Paul Wiegler, *Figuren*, Leipzig, Verlag der Weißen Blätter 1916. Preis geheftet 5 Mark, gebunden 6.50 Mark.

das große Publikum mit seinem an sich kalten Herzen und seinen gleichgültigen Augen lehren will zu begreifen, was an göttlich Großem und Schönem sich im menschlichen Genius verbirgt.

Die Fibel ist eigentlich das Buch der Kinder, die erst anfangen zu lesen und zu lernen, es ist das Buch der noch von allerlei Autoritäten abhängigen, unfreien jungen Menschen.

Die Fibel Eulenbergs wendet sich nicht nur an das große Kind Publikum, sondern ganz besonders auch an den gereifteren, den geistig-vornehmen Menschen, den die zu innerer Lebenskraft gewordene Bildung vorurteilsfrei und im weitesten Sinne tolerant gemacht hat. Zugleich aber, — und das ist gerade das Schöne und Bedeutsame an dem Werke — spricht es zu dem, was kindlich und von allem Anfang an in uns war. Es spricht zu dem Elementarsten und Empfänglichsten in uns; es erregt unsere Phantasie nicht minder als unser Mitgefühl; es rührt an unsere Begeisterungsfähigkeit und erfüllt uns mit Ehrfurcht, Staunen und Bewunderung vor dem Menschlichen, wo es sich in der Seele und in dem Werk des begnadeten Künstlermenschen offenbart.

Die Fibel ist ein Buch in der Hand des Pädagogen. Die volkserzieherische Absicht ist dem Verfasser der *Schattenbilder* nicht fremd. Manche seiner Bilder sind als Reden zur Erbauung eines im Theater versammelten, aus allen Ständen zusammengesetzten Publikums gehalten worden. Doch nicht um trockene Belehrung, sondern um künstlerische Erziehung, um Erhebung in das weltumspannende, schrankenlose Reich des Geistes und der Kunst handelte es sich für den Vortragenden. Und so ging der Pädagoge auf im Künstler und im Dichter.

Diese Skizzen und Bilder sind nichts anderes als Gedichte. Es sind Gebilde, bei deren Werden die wesentlich dichterische Kraft der Phantasie bestimmend mitgeholfen hat.

Wohl gibt Eulenberg manchmal einen Gesamtüberblick über das Leben und eine zusammenfassende Charakteristik der Persönlichkeit und der Kunst seiner Menschen, aber mit Vorliebe wählt er doch einzelne Augenblicke aus ihrem Leben und läßt im begrenzten Teilausschnitt nach Möglichkeit die ganze Fülle ihres Wesens ahnen. So zeigt er Liliencron in einer Bar und am Hafen von Neuyork, Brahms bei dem Begräbnis von Clara Schumann, Giordano Bruno im Gefängnis am Vorabend seiner Verbrennung, Voltaire in der Stunde des Abschieds von Friedrich, Goethe bei seiner Ankunft in Wetzlar, Verlaine und Rimbaud in nächtlicher Wanderung am Neckarufer. Rousseau gegen Ende seines Lebens auf dem Pont-Neuf Traktätchen verteilend, Shakespeare als er mit müder Seele aus London nach Stratford zurückkehrte. Überall erprobt er an äußeren Erlebnissen seiner Menschen, wie sie sich wirklich oder sehr wahrscheinlich zugetragen haben, seine eigene dichterische Gestaltungskraft, erweckt er die toten Geister zu Leben, läßt er vor dem Leser sich ereignen, was ihr Inneres damals hätte bewegen können, wie Gefühl, Gedanke und Geste sich wohl geäußert hätten, ihrem Wesen gemäß, in diesem besonderen Augenblick.

Oder auch irgendeine Erfindung, eine Laune, ein Einfall gibt ihm eine eigenartige Form, in die er seine Charakteristik kleidet. Ein ghibellinischer Ritter aus Ravenna schreibt an seinen Bruder in Verona über den Eindruck, den er von dem aus Florenz verbannten Dante empfangen hat. Zwei Mönche aus Prag werden auf ihrer Pilgerfahrt nach Rom vom Anblick des heiligen Francesco zu Verwunderung und Tränen gerührt Ein Student träumt während eines langweiligen Vortrags im romanischen Seminar einer deutschen Universität von Calderon. Es spricht der Arbeitstisch Flauberts im Museum zu Croisset über das Ringen seines Herrn mit der sprachlichen Form, oder es trifft sich gar Oscar Wilde in der Hölle mit Lord Byron.

Es nimmt nicht Wunder, wenn schließlich verschiedene Schattenbilder auch in ihrer äußeren Form Dichtungen sind. Ariostos Bild fängt Eulenberg in leichtbeschwingten Stanzen auf; im Romanzenton hält eine kecke Schauspielerin dem leichtfertigen Lope de Vega seine Sünden vor, und Puschkins Wesensart wird uns gar in kleinen Dramolets vorgetragen.

Diese Form macht wohl gelegentlich einen etwas spielerischen Eindruck, ist aber doch durchweg von gefälligem Reiz, dem sich jeder, auch der ernsthafteste Fachgelehrte, mit genießender Freude hingeben kann. Das Spiel wird geadelt durch die schöne Erregung, die warme Glut, von denen der Verfasser der Schattenbilder beseelt ist. Willig läßt man sich von seiner Begeisterung durch die weite Ruhmeshalle menschlichen Geistes, die er errichtet und geschmückt hat, hindurchführen.

*

Wie Eulenbergs *Schattenbilder* sind auch die *Figuren* von Paul Wiegler kleine, aus dichterischer Spannung des Intellekts und Gemüts hervorgegangene Kunstwerke.

Aber während die Bilder Eulenbergs mit Absicht einfach, anspruchslos und eher popularisierend gehalten sind und ihre Wirkung vor allem der kräftigen Schlichtheit und der natürlich-warmen Farbe ihres Tons verdanken, geben sich die Betrachtungen, Porträts und Novellen Wieglers gesuchter, vornehmer, ästhetischer, literarischer, stilisierter.

Wiegler behandelt nicht die Großen und Größten, nicht Shakespeare, Dante, Molière, Goethe. Er spricht über den Abenteuerer Casanova, den Schwindler Cagliostro, den Opiumesser de Quincey, über den Ritter Blaubart, über Spötter wie Fontenelle, Boufflers und Rivarol, über Chateaubriand bei Karl X. in Prag, über den nicht zur Reife gelangten Philosophen und Dichter Heinrich von Stein, über den in Natur, Gott und Dogma versunkenen Paul Claudel, über André Gide, den Nietzschefreund in Frankreich, über die Kaiserin Eugenie, Frau von Kalergis, die Rachel, über ekstatische Jungfrauen, stigmatisierte Nonnen, über die Somnambulen in Schleiermachers Haus, über Renan und Taine und den Gefangenen auf Sankt Helena. Nicht das Erhabenste, nicht das mit Größe und Tragik des Genies verknüpfte Menschliche schildert er. Seine

Studien, mehr Studien als Bilder, führen in Rätsel, Geheimnisse, Verworrenheiten und Abgründe der menschlichen Seele. Er gefällt sich in seltsamen, reizbaren, nervösen Stimmungen. Er schildert bizarre Originale, dekadent angekränkelte, weiche, verschwimmende Charaktere, Glücksjäger und Irrlichter. Typen weltmännischer Salongewandtheit oder asketisch-mystischer Verzückung, Vertreter von Herrenmenschentum und eines klügelnden Intellektualismus.

Diese Figuren beschreibt er in einer sorgsam kultivierten, auf ihre ästhetische Wirkung peinlich berechneten Literatursprache, sehr kunstvoll, manchmal in Auswahl und Verwendung seiner stofflichen und stilistischen Mittel so virtuosenhaft künstelnd, daß der beabsichtigte Reiz nur dem kleinen Kreis der gleichgestimmten und ebenso kenntnisreichen Eingeweihten aufgehen kann. So ist sein Werk, bildlich gesprochen, nicht ein lebendig rauschender Brunnen, wie das Eulenbergs, sondern etwa ein geheimnisvoller, von schwülen und weichen Winden zierlich gekräuselter See.

*

Eulenbergs *Schattenbilder* und Wieglers *Figuren* sind zwei bemerkenswerte Beispiele der Welt- und Kunstbetrachtung moderner Menschen. Es sind keine wissenschaftlich gelehrten, nach Bücherstaub und Studierstubenluft riechenden Abhandlungen, es sind vielmehr freie, schöpferische Gebilde von Künstlerhand. Ihr Zweck ist nicht Mitteilung von neu beigebrachten Tatsachen, sondern die Erweckung des ästhetischen Genusses.

In der Auswahl der Persönlichkeiten wie im Stil der Darstellung weichen die beiden Werke gewiß stark voneinander ab; dafür ist das innere geistige Band, das sie zusammenhält, um so stärker.

Gemeinsam ist ihnen die Abneigung gegen pedantische Gelehrsamkeit, die zu ihrem Schaden so oft in der sezierenden unschöpferischen Analyse stecken bleibt. Eulenberg und Wiegler wollen nicht klassifizieren und kritisieren, sie wollen nur aus ihrer Begeisterung heraus bewundern oder aus ihrer Sympathie heraus miterleben und mitgenießen. Sie wollen eine unmittelbare Berührung von Persönlichkeit zu Persönlichkeit herstellen, sie wollen das eigene Licht brennen lassen an der gewaltigen Flamme der Begnadeten. Sie wollen das Ganze des Künstlergeistes überschauen und sich von ihm in den eigenen Tiefen erschauern lassen.

Gemeinsam ist ihnen auch die Freiheit und Beweglichkeit des Geistes. Keine Schranken von Schulen, Systemen, Nationen hemmen sie in der Entfaltung ihrer Begeisterung oder ihrer Sympathie. Überall in allen Zeiten und Ländern, über alle Feindschaften und Vorurteile hinweg suchen sie das Menschliche und das Leben, den Gedanken und die künstlerische Tat, das Große oder das Charakteristische, leuchtende Schönheit oder rätselvolle Unruhe.

Zuletzt ist ihnen noch ein Drittes gemeinsam. Das ist die Einladung zur Geselligkeit, die von ihnen ausgeht. Die Schattenbilder und Figuren sind weder in der Studierstube noch für die Studierstube geschrieben. Sie dürfen nicht bei dem Schein der einsamen

Arbeitslampe, sie müssen bei geselligen Zusammenkünften gebildeter ästhetisch angeregter Menschen gelesen werden, wenn sie ihre höchste Wirkung erzielen sollen. Es ist eine heitere menschenbindende Kunst, die sie erzeugt hat, eine im innersten Wesen gesellige Kunst, die alle willigen und empfänglichen Menschen vereinigen möchte in der gemeinsamen Verehrung für die Wunder des Menschlichen.

Würzburg. Walther Küchler.

„DIE ERSTEN HUNDERTTAUSEND."

Dies ist der Titel eines im Jahre 1916 in England erschienenen Buches. Der Verfasser, *Ian Hay*, „der jüngste Subaltern-Offizier", bezeichnet sein Buch als eine nicht amtliche Chronik eines Truppenteils der Kitchener-Armee.

Im Vorwort warnt er ausdrücklich davor, sein Buch als eine amtliche Kriegsgeschichte des gewaltigen Ringens zu betrachten. Das Buch will lediglich Aufzeichnungen persönlicher Erlebnisse bei einem typischen Bataillon der Kitchener-Armee geben.

Ein Hauptreiz des Buches liegt in der schlichten, oftmals von köstlichem Humor gewürzten Schilderung der Art und Weise, in der die Freiwilligen der Kitchener Armee sich langsam, gewissermaßen tastend in die völlig ungewohnten militärischen Verhältnisse hineinfanden. Wie eine Ironie des Schicksals mutet es uns an, zu sehen, wie die Briten das stolzeste Merkmal ihrer Lebensanschauung die vielgepriesene „Unabhängigkeit" preisgeben, und langsam aber sicher zum „Militarismus" übergehen, den sie nicht müde werden bei uns Deutschen mit Wort und Schrift zu bekämpfen.

Aus den hervorstechendsten Kapiteln werden in zwangloser Folge einige Auszüge in deutscher Übersetzung gegeben.

I.

Wachsende Leiden.

Wir haben selbstverständlich unsere kleinen Plackereien.

In der vergangenen Woche wurden wir alle geimpft, und es sagte uns durchaus nicht zu. Die meisten von uns erkrankten heftig — ein Zeichen dafür, daß die Impfung dringend erforderlich war. Diese Erkenntnis macht das Unbehagen aber nicht erträglicher. Es ist nichts weniger als angenehm, Gewehrgriffe zu üben, wenn der linke Arm stark angeschwollen ist, und die unvermeidliche Berührung mit dem Nachbar heftigen Schmerz verursacht. Die Offiziere sind jedoch einsichtsvoll genug, den Dienst so leicht wie möglich zu gestalten. Die Kleinmütigen melden sich krank; aber der Arzt, ein Mann, der jedes menschlichen Mitgefühls bar zu sein scheint, empfiehlt ihnen einzig und allein, so bald wie möglich besser zu werden, da sie in der nächsten Woche gegen Typhus geimpft werden sollen. Folglich murren wir — und ertragen die Schmerzen.

Es gibt andere gesprungene Saiten beim Militär. Im bürger-

lichen Leben waren wir Persönlichkeiten von gewisser Bedeutung, mit scharf umrissenen Begriffen über die Würde, die die Arbeit verleiht. Wir haben Arbeitgeber, die vor unserem Stirnrunzeln zittern. Wir haben Beamte von Gewerkverbänden, die beständig bemüht sind, uns unsere Allmacht auf wirtschaftlichem Gebiet einzuprägen. Uns steht ein radikaler Abgeordneter zur Verfügung, der als Gegenleistung für unsere Wahlstimme uns versichert, daß wir das Rückgrat der Nation sind und daß wir unter keinen Umständen es zulassen dürfen, unsere Rechte von den abgenutzten und herrschsüchtigen oberen Schichten der Gesellschaft mit Füßen treten zu lassen. Letzten Endes sind wir aber Schotten, mit aller der einem Schotten eigenen Zurückhaltung und Geringschätzung für gesellschaftliche Vornehmtuerei.

Aber im Heere gelten wir anscheinend nichts. Wir müssen eine stramme Haltung annehmen, sobald ein Offizier mit uns spricht; sogar mit "sir" müssen wir ihn anreden — eine Ehre, deren sich unser ehemaliger Arbeitgeber nicht rühmen durfte. Wenn wir früher dem Inhaber der Firma zufällig auf der Straße begegneten, und kein Kollege in der Nähe war, berührten wir die Mütze verstohlen. Jetzt ist uns keine Wahl gelassen. Man verlangt von uns, daß wir uns durch sinnlose und erniedrigende Gebärden entwürdigen. Mit den Unteroffizieren ist es fast ebenso schlimm. Antwortet man beispielsweise einem Sergeanten, wie früher einem Werkführer, so ist man nach militärischer Auffassung unverschämt. Macht man Einwendungen, wozu jeder gute Schotte neigt, so ist man unbotmäßig. Versucht man, mit seinem Sergeanten zu einem Übereinkommen zu gelangen, so ist man aufrührerisch, und es wird einem zu Gemüte geführt, daß im Heere auf Meuterei die Todesstrafe steht. Dieses ist alles sehr ungewöhnlich und beunruhigend.

Spucken und Rauchen im Gliede ist verboten; selbst den Zigarettenstummel darf man nicht hinterm Ohre aufbewahren. Es ist nicht gestattet, Bier mit ins Bett zu nehmen. Man darf das Rasieren nicht bis zum Sonnabend verschieben, sondern man muß täglich rasiert erscheinen. Die Knöpfe, die Ausrüstung und das Gewehr müssen stets in tadellosem Zustande gehalten werden. Der vorgeschriebene Haarschnitt entspricht durchaus nicht dem persönlichen Schönheitsempfinden. Sogar die Füße gehören dem Soldaten nicht mehr. Jeden Sonntagmorgen nach dem Kirchgang geht ein junger Offizier, der lediglich aus diesem Grunde nicht dienstfrei ist, durch die Kasernenstuben und sieht sich die Extremitäten an, indem er sich an schwarzen Fußnägeln und übereinanderliegenden Zehen geradezu weidet. Alles in allem genommen, meint der Musketier Mucklewame, könnte man annehmen, in Sibirien zu sein.

Der Mensch kann sich jedoch an vieles gewöhnen. Außerdem wird unser Los durch das Bewußtsein gemildert, daß wir alle dasselbe Schicksal teilen. Der selbstherrlichste Unteroffizier steht so gerade wie ein Ladestock, wenn er mit einem Offizier spricht; während die Leutnants genau so bescheiden, wie jeder Musketier dem Kompagnieführer ihre Ehrerbietung bezeugen. Sogar den Oberst sehen wir eines Tages einem alten Herrn mit Generals-

Abzeichen, der während des Exerzierens auf den Übungsplatz tritt, die Ehrenbezeugung erweisen. Durch diesen Vorfall wurden wir inne, daß trotz allem das Heer sich nicht, wie wir anfänglich vermuteten, aus zwei Klassen zusammensetzt, nämlich Unterdrückern und Unterdrückten. Wir müssen uns eben alle unterordnen.

Binnen kurzem machte die frische Luft, die starke körperliche Bewegung und die gesunde Lebensweise ihren Einfluß geltend. Anfänglich zum Zweifel geneigt, kommt es uns allmählich in den Sinn, daß es sehr wohl möglich ist, einem Offizier ehrerbietig zu begegnen, oder einen Befehl stramm auszuführen, ohne die eigene Selbstachtung als Mann und als Gewerkschaftler zu verlieren. Der einmal erworbene Hang zur Sauberkeit ergreift unumschränkten Besitz seiner Opfer. Wir entdecken, daß wir Stubengenossen, die sich dieser Vorliebe nicht hingegeben haben, scheel ansehen. Das Schwimmbad, an dessen flacher Seite wir zuerst widerwillig herumplätscherten, ist ein sehr beliebter Ort geworden, und wir sehen unserem wöchentlichen Besuch der Badeanstalt mit einem Gefühl, das freudigem Verlangen nahekommt, entgegen. Wir fangen an, uns mit vollem Ernst unserem neuen Beruf zu widmen. Vordem betrachteten wir Felddienstübungen, Vorpostendienst und dergleichen als ein ziemlich einfältiges Theaterspielen zur Belustigung einiger mit Karten und Notizbüchern bewaffneter Offiziere. Jetzt sehen wir das Gute der Sache und bekritteln mit großer Wichtigkeit das Verhalten des Leutnants Little, der gestern abend einen seiner Posten so aufstellte, daß er weithin sichtbar war. So ward in uns der Soldatengeist geboren.

Noch ein Weiteres kommt hinzu: Wir büßen einen Teil unserer eigenen Persönlichkeit ein. Wir fangen an, mehr an unser Bataillon und weniger an uns selbst zu denken. Zunächst äußert sich dieser Umschwung im Kritisieren anderer Bataillone. Wir stellen fest, daß ihre Marschordnung zu wünschen übrig läßt, oder daß sie ihre Ausrüstung nicht sauber halten, oder — als bedeutsamstes aller Kennzeichen — daß ihre Mannszucht schlecht ist. Ganz besondere Beachtung schenken wir unserem eigenen VIII. Bataillon, das volle drei Wochen jünger ist als wir selbst und überhaupt nicht zu den „ersten Hunderttausend" gehört. Ihnen gegenüber fühlen wir uns als „alte Krieger". Wir sind der Ansicht, daß die Offiziere einiger dieser Bataillone nicht viel taugen und plötzlich erkennen wir, daß wir ein tüchtiges Offizierkorps besitzen Wir bemerken, daß wir sonderbarerweise stolz auf unseren Kompagnieführer sind wegen seiner eindeutigen Anspielungen und strengen Bestrafungen am Morgen nach dem Zahltag. Dieses bedeutet einen weiteren Schritt in dem Aufgehen im Bataillon. Der Korpsgeist erwacht, trotz Klassenvorurteile und unbeugsamer „Unabhängigkeit".

Eine Andeutung, die der Oberst heute morgen bei der Besichtigung des Bataillons machte, gibt uns zu denken. Wir fragen uns, wie wir einen Vergleich mit den Feld-Regimentern aushalten werden, wenn wir uns erst einmal „draußen" befinden. Und wir nehmen uns fest vor, daß wenn wir, als erstes der Reserve-Bataillone, im Schützengraben neben dem aktiven Regiment eingesetzt werden,

niemand Veranlassung haben soll, ungünstige Vergleiche zwischen dem alten Truppenteil und seinem jungen Sproß anzustellen. Wir wollen der Tradition des Regiments eingedenk sein. Keiner, der unser altes Regiment kennt, kann von einem jungen Bataillon mehr verlangen.

II.

In Reih und Glied.

Hauptmann Blaikie erscheint auf der Bildfläche. Der rangälteste Offizier meldet ihm die vollzählig angetretene Kompagnie, und wir marschieren durch den Schmutz nach unserem Exerzierplatz.

Wir sind jetzt fast ausnahmslos im Besitz der vorschriftsmäßigen Ausrüstungsgegenstände. Die Mannschaften haben Koppeln, Patronentaschen und Trageriemen zum Festschnallen der Mäntel. Die Mäntel kamen zu guter Letzt. Seit ihrem Eintreffen haben wir an malerischer Wirksamkeit das eingebüßt, was wir an soldatischem Aussehen gewonnen haben. Während der ersten zwei Monate trug jeder Mann bei Regenwetter — mit anderen Worten tagtäglich — über seiner Uniform ein Kleidungsstück, das das Bekleidungsamt als „Zivilmantel“ bezeichnete. Ein Schriftsteller des alten Testaments würde es einen „bunten Rock“ genannt haben. In der ausdrucksvollen Sprache der Schneider wäre es ein „prächtiger glockenförmiger Überzieher aus Vigognewolle“ gewesen. Im gewöhnlichen Leben läßt sich der Begriff mit Konfektionsware wiedergeben. Auf jeden Fall war der Gesamteindruck einzigartig. Wenn wir mühsam, aber unverdrossen dahinzogen in unserem verschossenen Staat, den auffallenden karrierten Stoffen und den nachgeahmten Samtkragen, schmutzbespritzt und regenverwaschen, sahen wir einer von einem verunglückten Renntage rückkehrenden Schar von Wettjobern verteufelt ähnlich.

Nachdem aber die Khaki-Fabriken eine weitere Millionenzahl Meter geliefert haben, besitzen wir jetzt Kommißmäntel. Feldflaschen, Brotbeutel, Kochgeschirre und Zeltbahnen sind allmählich ebenfalls ausgegeben worden. Und wenn wir alarmiert werden, was im Verlaufe von vierzehn Tagen mindestens einmal geschieht — ob infolge drohender Gefahr einer feindlichen Landung, oder ob zur Beurteilung unserer Schlagfertigkeit entzieht sich unserer Kenntnis — treten wir auf unserem Alarmplatz in einem Aufputz an, der in jeder Hinsicht an einen reich geschmückten Weihnachtsbaum erinnert. Die Offiziere haben die Leib- und Trageriemen aus braunem Glanzleder wohlweislich zugunsten von solchen aus segeltuchartigem Gewebe abgelegt. Und obgleich Leutnant Littles Schultern unter dem Gewicht der Ausrüstung schmerzen, so ist er sich zweier tröstlichen Tatsachen bewußt: Erstens, daß wenn einmal sein Gepäck nicht zur Stelle sein sollte, er trotzdem noch mit angemessener Behaglichkeit von dem leben kann, was er mit sich führt; und zweitens, daß seine „mutmaßliche Lebensdauer“, wie es bei Versicherungsverträgen heißt, sich um ungefähr 100 Prozent erhöht hat, seitdem deutsche Scharfschützen ihn nicht mehr von seinen Leuten zu unterscheiden vermögen.

Wir nähern uns der Stätte unseres Tagewerks, dem Übungsplatz Nr. 14. Wir sind jetzt im Kompagnie-Exerzieren weit vorgeschritten. Der Kasernenhof gehört der Vergangenheit an. Befehle werden nicht mehr mit Warnungen und Erläuterungen eingeleitet. Ein Signalpfiff, dem ein kurzes, scharfes Kommandowort oder Zeichen folgt, genügt, um uns stramm in Bewegung zu setzen.

Plötzlich wird unsere Tüchtigkeit auf eine Probe gestellt. Eine runde Persönlichkeit zu Pferde taucht bei einer Wegebiegung auf. Hauptmann Blaikie erkennt General Freeman.

Es sei erwähnt, daß der General in Wirklichkeit nicht Freeman heißt. Wir werden gegenwärtig von Generalen viel heimgesucht. Sie durchziehen das Land zu Pferde und erkundigen sich bei Kompagnieführern nach deren Tun und Treiben. Keinem Kompagnieführer ist es bis jetzt gelungen, eine Antwort zu finden, die einigermaßen glaubwürdig klingt. Es gibt drei Arten von Generalen. Wir haben ihnen die Namen Freeman, Hardy und Willis beigelegt, weil wir — auf Grund ihrer Vorliebe, uns ständig hin und her zu *hetzen* den Verdacht hegen, daß sie alle an dem Verbrauch von *Stiefel*sohlen finanziell beteiligt sind. In anderer Hinsicht weichen sie voneinander ab, und ein kluger Kompagnieführer wird ihres besonderen Verhaltens gegen bestimmte Eindrücke stets eingedenk sein und entsprechend handeln, wofern er Wert darauf legt, für einen einsichtsvollen Offizier gehalten zu werden.

Freeman ist ein Mann der Tat. Seine Liebhaberei ist, Leute laufen zu sehen. Sobald er sich nur am Horizont blicken läßt, gehen ganze Bataillone in den Laufschritt über.

Hardy stammt noch aus der alten Schule. Ganz besonders ist er darauf aus, daß alles und jedes mit peinlicher Genauigkeit ausgeführt wird. Sein Entzücken bilden blanke Knöpfe, richtige Kommandos und tadellose Schwenkungen. Er haßt willkürliche Bewegungen und persönliche Taktiken. „Es ist zwecklos, zu laufen zu versuchen“, pflegt er zu sagen, „bevor die Leute noch nicht gehen können.“ Wenn wir seiner ansichtig werden, richten wir die Kompagnie aus und rücken im Exerziermarsch vor.

Willis verursacht wenig Störung. Er kritisiert selten; tut er es aber dennoch, so ist seine Kritik immer wertvoll. Jungen Offizieren gegenüber ist er besonders freundlich und hilfreich. Aber, gleich weniger bedeutenden Männern, hat er seine Steckenpferde, und zwar deren zwei: Fußpflege und Kochen. Er ist dafür bekannt, daß er einen Musketier gelegentlich eines Übungsmarsches aus dem Gliede heraustreten läßt und ihm den Befehl gibt, sich seines Schuhzeuges zu entledigen zwecks öffentlicher Schaustellung seiner Füße. „Ein Infanterist ist von zwei Dingen abhängig“, so lautet sein Grundsatz, „nämlich von seinen Füßen und seinem Magen“. Dann läßt er einen anderen Mann vortreten und fragt ihn, ob er einen Fleischauflauf zu backen verstehe. Der Mann weiß es natürlich nie, und das ist durchaus wünschenswert; denn sonst würde General Willis sich der Möglichkeit beraubt sehen, es ihm erklären zu können. Hierauf trabt der General vergnügt fort, um jemand anders mit der Frage zu beglücken.

[illegible] jetzt General Freeman von An-
W[illegible] und irgend etwas muß geschehen.
[illegible] die Schulter dem den ersten Zug
Hauptmann [illegible] durchsagen lassen, daß diese Straße unter
[illegible] liegt“, und sprengt zur Meldung bei dem
[illegible]

General [illegible] ist die Straße frei, und die Mannschaften
Z[illegible] rechts und links ins offene Gelände. Leut-
[illegible] Zug hat es am schlechtesten getroffen; denn seine
[illegible] Begriffe an einer Dornenhecke vorbeizumarschie-
[illegible] Befehl durchkam. Nichtsdestoweniger zwängen sie
ren, als der [illegible] durch und eilen keuchend und zerschunden den
[illegible]
andern nach.

„Guten Morgen, Herr General“, sagt Hauptmann Blaikie, salutierend.

„Guten Morgen“, antwortet General Freeman. „Was bedeutete die letzte Bewegung?“

„Die Kompagnie nimmt die ‚Artillerie-Formation‘ ein, Herr General. Ich hatte gerade durchsagen lassen, daß die Straße unter Granatfeuer liegt.“

„Sehr richtig. Aber dürfte es nicht angezeigt erscheinen, einen Teil Ihrer Kompagnie als Reserve zurückzulassen? Wie ich sehe, haben Sie alle ihre Leute in Front.“

Inzwischen marschiert die A Komp. in der ursprünglich befohlenen Richtung weiter. Sie hat sich in acht Halbzüge in Reihenkolonne — vier auf jeder Seite der Straße — mit Abständen von dreißig Metern aufgelöst. Die Bewegung ist sehr stramm ausgeführt worden. Ein Kritiker muß indessen stets etwas zu kritisieren finden, sonst hat er seinen Beruf verfehlt. Jedoch Hauptmann Blaikie ist ein alter Praktikus.

„Die Annahme war, daß meine Kompagnie einen Teil eines vorrückenden Bataillons bildet, Herr General,“ erlaubt er sich zu bemerken „Drei weitere Kompagnien sollen sich hinter mir befinden.“

„Schön. Aber geben Sie trotzdem zwei Sektionen Befehl, als Unterstützung zurückzubleiben.“

Hauptmann Blaikie, der der Tatsache Rechnung trägt, daß Generale nur wenig Zeit zum Studium des neuen „Exerzier-Reglements“ übrig haben, und daß wenn General Freeman „Sektionen“ sagt, er sicherlich „Züge“ meint, befiehlt dem zweiten und vierten Zuge, zurückzubleiben. Die Ausführung des Kommandos läßt nichts zu wünschen.

„Nun möchte ich die Leute auf der Straße aufschließen sehen.“

Hauptmann Blaikie gebraucht die Signalpfeife und schlägt mit der flachen Hand auf die Mütze. In drei Minuten sind die Züge wieder auf der Straße, indem sich die Leute die Dornen aus dem Fleisch ziehen und den durch die Hautabschürfungen verursachten Schmerz durch heimliches und unerlaubtes Reiben zu lindern versuchen.

General Freeman reitet davon, und die Kompagnie marschiert

weiter. Zwei Minuten später eilt Hauptmann Wagstaffe von hinten herbei mit der Meldung, daß General Hardy keine zweihundert Meter mehr entfernt ist.

„Durchsagen lassen", ruft Hauptmann Blaikie mit einem leichten Seufzer, „in den Exerziermarsch übergehen, Mützen gerade aufsetzen und tadellose Gewehrlage! Einen Mann auf jene Hügelspitze senden und Ausschau nach General Willis halten lassen. Sagen Sie dem Manne, seine Schuhbänder zu lösen, sobald er dort anlangt, und unter keinen Umständen zuzugeben, daß er weiß, wie ein Fleisch-Auflauf gemacht wird."

Z. Z. im Felde. PFAU, Hptm. d. R.

STILISTISCHE BEITRÄGE ZUR ENGLISCHEN SPRACHE.

1. *Anwendung von* for *im verkürzten Nebensatz.*

Jedem Leser englischer Texte fällt der häufige Gebrauch der Präposition *for* zur Verkürzung von Nebensätzen auf, da diese Anwendung viel weiter reicht, als sie im Deutschen möglich und üblich ist. Unsere englischen Lehrbücher geben indessen über die Zulässigheit des genannten Sprachgebrauchs nur dürftig oder gar nicht Auskunft. In der *Grammatik der englischen Sprache* von Immanuel Schmidt heißt es im Anschluß an das Beispiel "It is not for me to dictate to you": „auch sonst wird das eigentliche Subjekt des Infinitivs mit for demselben vorangestellt" § 351, 2. Anm. 1' Ähnlich unterrichtet der *Praktische Lehrgang der englischen Sprache* von Deutschbein, Ausg. D. § 141, 2 Anm. „Nach *too* und auch sonst kann das Subjekt des Nebensatzes verschieden von dem des Hauptsatzes sein, muß aber dann mit *for* eingeleitet werden." Im *Englischen Unterrichtswerk für höhere Schulen* von Gustav Krüger heißt es bei der Lehre vom Infinitiv § 509, 2: „Ist die Person oder Sache, welche durch ein solches Zuviel betroffen wird, nicht mit dem Subjekt des Satzes gleich, so muß sie durch *for* eingeführt werden; nur wenn sie unbestimmt ist und dem deutschen „man" entspricht, braucht sie manchmal nicht genannt zu werden." In dem *Lehrbuch der englischen Sprache* von Lincke-Cliffe-Türkheim (Ausgabe für Bayern) ist zu lesen: a) § 192 Anm. „Soll sich der als Subjekt gebrauchte Infinitiv auf eine bestimmte Person oder Sache beziehen, so wird diese dem unpersönlichen Ausdruck mit *of* (auch *in*) oder *for* angefügt"; b) § 196, Anm. „hat der von *too* oder *enough* abhängige Infinitiv ein eigenes Subjekt, so wird dieses mit *for* vor den Infinitiv gesetzt" Man sieht, daß die beiden ersten Angaben ganz, ja zu allgemein gehalten sind, und daß die beiden letzten nur Sonderfälle behandeln und keine allgemein gültige Regel aufstellen.

In vorliegender Untersuchung sind alle Infinitivsätze als verkürzte Nebensätze aufgefaßt, und diese sind nach den Satzteilen, die sie vertreten, geordnet. Ein solches Vorgehen bedingt Einheitlichkeit in der grammatischen Behandlung von Infinitiv und Verbal-



substantiv; es allein erleichtert und ermöglicht auch Schülern das Verständnis der in diesem Bereiche liegenden Ausdrucksformen der englischen Sprache. Die folgenden Beispiele sind George Eliots *Adam Bede* und *Felix Holt*, Wildes *De Profundis* und *Lady Windermere's Fan* entnommen; zitiert ist überall nach der Tauchnitzausgabe.

a) Subjektssatz: Seine Verkürzung bei verschiedenem Subjekt, wobei das des Nebensatzes mit *for* in den Hauptsatz gezogen wird, findet sich in fast allen Fällen nach unpersönlichem *it is*; wenige der zahlreichen Beispiele mögen hier genügen: "It was nonsense for her to dress different to other people" (A. B. 1, 299); "it is no harm for me to be a bit fiery and stiff-backed (A. B. 1, 328); "in the ages since Adam's marriage, it has been good for some men to be alone, and for some women also" (F. H. 2, 253); "it is my wish for her to come" (F. H. 1, 308); "we set our hearts on things which it isn't God's will for us to have" (A. B. 1, 213).

Die gleiche Konstruktion ist bei verschiedenen Subjekten nach *it is (of) no use* üblich, was ich hervorheben möchte, weil einzelne Grammatiken (vgl. Deutschbein) hier nur das Verbalsubstantiv verlangen. Beispiele: "It is no use for me to go back" (A. B. 2, 164); "it is of no use for you to think of mastering him" (F. H. 2, 208); "it is of little use for me to tell you" (A. B. 1, 109). Nur vereinzelt findet sich hier *to* statt *for*; neben "it is impossible for a sensible man to believe" (A. B. 2, 238) schreibt Eliot "it is impossible to him to feel otherwise" (A. B. 1, 352); "it was necessary to Arthur to be satisfied with himself" (A. B. 1, 352)

Auch nach anderen unpersönlichen Ausdrücken wird ebenso mit "for" verkürzt. "It would never do for his mother to live in the same house with him, when he was married" (A. B. 1, 279); "it would be behaving ill for me not to go" (A. B. 1, 346); "it hurts thy feelings for me to stay" (A. B. 1, 376); "it would not do for him to dance with no one besides Hetty" (A. B. 1, 378); "it would do no harm for him to hold the debate (F. H. 1, 323).

b) Der gleiche Sprachgebrauch findet sich auch im Prädikatssatz: "What I suffered then and still suffer, is not for pen to write or paper to record (De Prof. 18); "there was great anxiety for the military to arrive" (F. H. 2, 98).

c) Auch der Attributsatz kann in der gleichen Weise verkürzt werden: "It was the sign of a struggle between the desire for him to notice her and the dread lest she should betray the desire to others" (A. B. 1, 381); "there was no further excuse for him to linger near her" (A. B. 2, 270); "your wish for me to stay is not a call of duty which I refuse to hearken to" (A. B. 2, 219); ein Relativsatz "the best thing for her to do was to follow Dinah's example" (A. B. 2, 326); "that was the signal for Mr Lyon to advance, for Esther to glance at the visitor again" (F. H. 1, 96); "there was no need for them to talk" (A. B. 1, 295).

d) In beschränktem Maße ist diese Verkürzung auch für den Objektssatz gültig; ausgeschlossen ist sie hier, wenn das Subjekt des Nebensatzes Objekt des regierenden Verbs werden kann. Beispiele: "Will you contrive for me to walk out in the garden a bit with

you this evening, if it keeps fine" (A. B. 2, 37) ein präpositionales Objekt "he longed for her to know fully that his will to be always apart from her was renunciation" (F. H 2, 94); "she was glad for him to come" (A. B. 2, 85) mit Objekt im Genitiv; "I found it better for my soul to be humble before the mysteries o' God's dealings" (A. B. 1, 243).

e) Sehr häufig ist unser Sprachgebrauch im Adverbialsatz, besonders in Absichts- und Bedingungssätzen, während für den Kausalsatz in den durchgesehenen Texten kein Beispiel sich ergab.

α) Finalsatz: "I would have covered the whole street in front of your house with flowers for you to walk on (Lady W.'s Fan 19); "Write up on the walls of your house in letters for the sun to gild and the moon to silver" (De Prof. 68); "his grandfather wrote for him to come at least ten days ago" (A. B. 2, 162); in den beiden letzten Beispielen ist "to write" subjektiv oder als "verb neuter" gebraucht; "she left her an orphan for Judith to care on (A. B. 1, 99); "the causeway was dry enough for Mrs. Poyser to stand there (*A. B.* 1, 102); "A letter as he wrote himself for me to give you (*A. B.* 2, 43); "I have ordered a horse for you to ride with us" (A. B. 2, 162) "she is writing a letter to the friends, for me to give them when she is gone" (A. B. 2, 224); "we shall never go far enough for folks not to find out" (A. B. 2, 233); "he pulled at her for her to take notice of him" (A. B. 2, 286); "what is there for her to come into a floor worse than public" (F. H. 1, 308); "I'd have lain cold for her to lie warm" (F. H. 2, 176); she bent for her head-dress to be pinned on" (F. H. 2, 176);

β) Konditionalsatz: "I should have been glad for the load to have been taken off my friend Adam's shoulders in a less painful way" (A. B. 1, 79); "I'd be glad for Dinah to come" (A. B. 2, 135); "he would have been sorry even in his angriest moods for any harm to happen to his grandfather" (A. B. 1, 164); "it is stuff and nonsense for the innocent to care about her being hanged" (A. B. 2, 173); "I should have been thankful for her to stay among us" (A. B. 2, 254);

γ) Temporalsatz: "Without waiting for her to speak, he turned away from her" (A. B. 1, 176); "the time was come for some of that bitterness to rise (A. B. 2, 28); "every one waited outside for the stranger to dismount (F. H. 1, 188); "there was another day for her to think of him (F. H. 1, 274);

δ) Konsekutivsatz: "His mind was too full of personal matters for him to amuse himself with a book" (A. B. 1, 310); "Hetty was too ill for the rest of the day for any questions to be addressed to her" (A. B. 2, 117); "she was too feeble for more words to be spoken" (F. H. 1, 115); "she was not near enough for him to discern the expression of her face" (F. H. 2, 153);

ε) Adverbialsatz des Ortes: "There was no room for the growing moonlight to enter in at the window" (A. B. 2, 18); "Adam was in the utter impossibility of finding any person for his fears to alight on" (A. B. 1, 385);

ζ) Kausalsätze liefern kein Beispiel für die Verkürzung mit for

und Infinitiv; sie werden indessen oft durch einen Satzteil (Verbalsubstantiv) mit for ersetzt. — Daraus ergibt sich, daß Subjektssätze nach unpersönlichen Ausdrücken, Prädikatssätze, Attributsätze, Objektssätze, deren Subjekt nicht Objekt des regierenden Verbs werden kann, Adverbialsätze mit Ausnahme der Kausalsätze bei einem von dem des Hauptsatzes verschiedenen Subjekt durch *for* + Infinitiv in der Regel verkürzt werden können, wenn sie dem regierenden Satz nachgestellt sind.

2. "*To have mit Akkusativ + aktivem Partizip.*

So häufig der Gebrauch von *to have* mit Akkusativ + passivem Partizip in der Bedeutung „machen lassen" ist, den allein unsere Grammatiken angeben, so selten scheint die Anwendung dieser Konstruktion mit aktiven Partizip zu sein im Sinne von „tun lassen". Nur ein Beispiel dafür ist mir begegnet — *Adam Bede* 1, 133; — es lautet: "I must not have you feeding her vanity, and filling her little noddle with the notion that she is a great beauty" = „ich darf Sie nicht ihre Eitelkeit nähren und ihr Köpfchen mit der Anschauung, sie sei eine große Schönheit, füllen lassen"; so sagt Mr. Irwine, der Rektor, zu Arthur Donnithorne, dem jungen Gutsherrn.

Frankenthal. DR. NATHAN.

SPRACHLICHE RANDBEMERKUNGEN ZU PINERO UND SHAW.

In seinen „Beiträgen zur französischen Syntax" zeigt H. Schmidt von Zeit zu Zeit in diesen Blättern sehr anschaulich, wie die lebende Sprache auch im Schriftgebrauch über die festgelegten Regeln der Grammatik unablässig hinaustrebt. Es wäre zu wünschen, daß solche Beobachtungen hier auch für das Englische systematisch angestellt und aufgezeichnet würden, obwohl vieles derart bei Krüger, Poutsma, Wendt u. a., vor allem jetzt aber bei dem neue Wege der Verwertung weisenden Deutschbein, schon zu finden ist.

Was ich im folgenden vorlege, erhebt nicht den Anspruch, zum Kapitel der Entdeckungen zu gehören. Es sind als zufällige Lesefrüchte z. T. dieser Tage nur eben Zeugnisse des modernen Sprachgebrauchs. Ich vergleiche, wo es lehrreich erscheint, mit dem Deutschen.

Es ist ja nichts Neues, daß die emphatische Satzbetonung des Englischen von der des Deutschen[1] in mehrfacher Hinsicht charakteristisch abweicht Hier ein paar Fälle aus Pineros *The 'Mind the Paint' Girl*, in denen das Personalpronomen für die deutsche Auffassung mehr oder weniger befremdend hervorgehoben wird: "*You* seem to know a lot about it" (Gegensatz allerdings durchsichtig, aber deutsch lieber: „du scheinst ja" usw., je nach Wahl auch *ohne*

[1] Die übrigens keineswegs einheitlich ist, was dem Nord- oder Mitteldeutschen z. B. in den *Fliegenden Blättern* bei Sperrdruck in den Reden des öfteren auffällt.

Betonung des „du“; “Oh, *I'd* find a billet soon enough, Lil, if only I'd an incentive to hunt for it” (etwa: „was mich, was meinen Charakter betrifft“ usw.); “That's *it*” (wo man etwa “That's just it” erwartet); “*I* say” (verstärktes “I say”). Andre Beispiele scheinen zwischen Englisch und Deutsch wieder zu vermitteln: “Smythe might have extended the compliment to *me*, Lil” (Gegensatz; deutsch lieber mit vorgesetztem „auch“); ähnlich “*He's* at your feet now” („ er... *auch*“); “I suppose they reckon *him* one of us” („ihn *auch*“). Vgl. bei Shaw, *How He Lied to Her Husband*: “Have you got sisters-in-law?” („Hast du denn *auch*“ usw.). Possessivpronomen: bei Pinero: “She's *his* best asset” (kein direkter Gegensatz; Sinn: „Kein Wunder, daß *er* sie schätzt, sie ist ja“ usw.).

Sehr bekannt ist der Gebrauch des betonten Verbum subst. in Fällen wie: “You *are* a patent ass” (auch deutsch so, oder aber „Sie sind [aber doch] wirklich“ usw.); “Oh, you're maddening, Nicko! You *are*...”; oder bei Shaw, a. o. O.: “You are like Candida.” Ähnlich: “Where *is* Lil?” (deutsch lieber wieder mit Füllworten: „Wo *ist* denn [nun] eigentlich L.?“ o. dgl.). Betonung des Hilfsverbums: “Why *shouldn't* Stewie rave about me?” („Warum sollte S. denn *nicht*“ usw.). Emphatisches Adverb: „*Now* what 'ave I done?” (vulgär; vgl. deutsch: „Was habe ich denn *jetzt* [wieder] getan?“ Shaw: “How I wish I had!” („Wie *sehr*“ usw.). Pinero: “Who'd bring me home from the theatre at night *then*?” („Wer würde mich *dann* aber“ usw., oder auch mit unbetonten „dann“).

Mangel des Nachdrucks führt zum Wegfall in “afternoon” für „good a.”, in “beg pardon” und häufigem “pardon” für “I beg p.” usw. So auch: “[Have you] Seen our show at the Pandora?” “[Are] You in the Guards by any chance?”

Die schwebende, nach dem Steigen hin schwankende Betonung des Ausrufs “hullo” läßt Pinero a. a. O. auch im Druck deutlich werden: “hul-lo”, woneben “h'lo” usw. An Interjektionen ist das genannte Stück besonders reich, auch solchen, die nicht zum regelrecht gebuchten Sprachgut gehören. Z. B.: “br-r-r-rh!” (abwehrend usw., vgl. deutsch „brr!“); “heugh, heugh, heugh! (choking)”, (NED nur: “An exclamation of surprise; hollo!” oder = “hewgh [whistling]”); “phuh!” (NED nur “fugh” als “Obs. Variant of *fough*, *faugh*”); “ssss!”; “'um” (bejahend, vgl. deutsch; im NED bei “hum” nur mit anderer, z. T. entgegengesetzter Bedeutung erwähnt); “t'sh!” (wie “ssss” Stille gebietend).

Sehr häufig ist bei Pinero “o'” statt “of”, nicht nur “in the representation of dialectal or vulgar speech” (NED, wo die “dramatists” ja gewiß Pinero nicht einschließen sollen!), freilich durchaus in ungezwungener Rede (vgl. Michaelis-Jones unter “ə” 2). Als Hauptkennzeichen des Cockney dient natürlich auch Pinero der Schwund des “h-”, bisweilen angemerkt, wo auch der Gebildete in schwacher Silbe nicht aspiriert. Ähnlich ungerecht z. B. “the ideer was”. Bekannt ist auch die Charakteristik trunkener Rede durch Verwandlung von “s” in “sh”, wozu gelegentlich “rr” für “tt” kommt usw. (vgl. Dick Phenyl in *Sweet Lavender*), sowie die der

jüdischen Aussprache durch das lispelnde "th" für die s-Laute (de Castro in *The 'M. the P.' Girl*); endlich des deutschen Englisch vorab durch die Erweichung der harten Konsonanten, denn um stimmhaft und stimmlos handelt es sich ja nicht (von Rettenmayer, ebd., oder nach englischer Weise "*Von* R.", wobei der Respekt vor dem "Von" soweit geht, daß die Theaterdämchen diesen Vertreter der Diplomatie vertraulich eben nur "Von", wie andere Freunde mit abgekürztem Vornamen nennen). Pinero vorrät keine sehr scharfe Beobachtung, wenn er den Baron nicht nur "a gob o' dea", "I'm goming" usw., sondern auch "vollow me" sagen läßt und gar sein erweicht anlautendes "charming" wiederholt durch — "gharming" darstellt, offenbar nach dem Ansatz c : g = ch : gh!

Eigentümlichkeiten der Schreibung bei Shaw sind der Gebrauch des Sperrdrucks statt des Kursivdrucks zur Hervorhebung: (wie im Deutschen, englisch sonst bekanntlich nur zur Zeilenfüllung dienen): "unmarried", "how I wish I had" usw., und das Weglassen des Apostrophs in Fällen wie "cant", "dont", "shouldnt", "youd", "theyre", "hes", "shes" (aber, nicht recht begründet, "I'd", "I'm", "I'll", "she'll") usw. Auch "honor" usw., nach amerikanischer Weise. An dem aus früherer Zeit geretteten und noch immer beliebten "shew" nimmt er keinen Anstoß.

W. V.

ERKLÄRUNG.

In Nr. 1. des Jahrganges 1918 der *Mitteilungen der österreichischen Shakespeare-Bacon-Gesellschaft* erhebt Herr Alfred von Weber-Ebenhof in einer rein persönlichen „Entgegnung“ auf meine im 42. Jahrgang der (österr.) *Zeitschrift für das Realschulwesen* erschienene sachliche Kritik seiner Shakespeare-Bacon-Artikel u. a. den Vorwurf „bewußt falscher Darstellung“ und des „bewußt Unrichtigen“ in meiner Besprechung. Ich stelle diese Ausdrücke als unbeweisbar fest und weise sie auf das entschiedenste zurück. Eine sachliche Diskussion der für mich durch meine zitierte Besprechung bereits erledigten Argumentationen der „Entgegnung“ des genannten Herrn lehne ich vom Standpunkte der Wissenschaft aus als gänzlich unfruchtbar ab.

Graz, am 21. Februar 1918.

Universitätsprofessor Dr. ALBERT EICHLER.

ZU RAMBEAUS BILDNIS.

Das diesem Heft beigegebene Bild A. Rambeaus ist die Wiedergabe einer in Baltimore 1894 gemachten Aufnahme, stammt also aus der Zeit seines Eintritts in die Leitung der *N. Spr.* Es ist durch ein neueres, das etwa den Vorzug verdiente, wie es scheint, nie ersetzt worden und ist auch wohl geeignet, die Erinnerung an das Äußere des Dahingeschiedenen festzuhalten. W. V.

ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXVI. APRIL-JUNI 1917. HEFT 1/2.

Phonetische Literatur.

1. Dr. G. Panconcelli-Calzia, Leiter des Phonetischen Laboratoriums des Seminars für Kolonialsprachen in Hamburg, *Einführung in die angewandte Phonetik.* Ein pädagogischer Versuch. Mit 118 Abbildungen im Text und 3 Lichtdrucktafeln. Fischers Medizinische Buchhandlung (H. Kornfeld), Berlin W. 35. 1914. 131 S. gr. 8⁰. M. —,—.
2. — —, *Über das Verhalten von Dauer und Höhe im Akzent* (Italienisch: langer Vokal vor kurzem Konsonanten in einzelnen Wörtern). S.-A. aus der Zeitschrift *Vox* 1917, Heft 4/5, S. 127—148.

Den Lesern der früheren Jahrgänge unserer Zeitschrift ist der Verfasser dieser Arbeiten als kritischer Berichterstatter für Phonetik in bester Erinnerung. Nicht wenige Fachgenossen haben ihn auch als Darsteller des Italienischen (in der Sammlung *Skizzen lebender Sprachen*), als Mitherausgeber der *Vox*, als Dozenten und Redner in Kursen und Versammlungen oder in der im Titel unter 1 genannten Eigenschaft schätzen gelernt. Es bedarf daher nicht erst der Versicherung, daß er unter den Vertretern der — insbesondere experimentalen — Phonetik mit in der vordersten Reihe steht. Dem entspricht denn auch die uns vorliegende Einführung, deren Ziel es ist, „dem angehenden Linguisten nach den Methoden der experimentellen Phonetik einen elementaren Einblick in den für seine Zwecke in Betracht kommenden Teil der angewandten Phonetik zu gewähren." Der Inhalt ist vom Verfasser auf Grund der in Vorträgen, Kursen und Kollegien seit 1905 gewonnenen Erfahrung bearbeitet und gibt im Text ein zweistündiges Kolleg und an Bildern beinahe alle diesem Kolleg zugehörenden Diapositive, Demonstrationen und sonstigen Vorführungen wieder. Es verteilt sich auf die Abschnitte: „Die Stimme" (S. 11—42); „Die Sprache: die einzelnen Laute" (Klangfarbe, Dauer, Stärke, Höhe; S. 43—110); „Die Sprache: die Laute in Gruppen" (Allgemeines, Klangfarbe, Dauer, Stärke, Höhe, Akzent; S. 111—131). Das — noch vor dem Krieg — zugleich glänzend ausgestattete Buch ist eine ausgezeichnete Vorbereitung auf die anspruchsvolleren Werke von Rousselot (*Principes de phon. exp.*), Scripture (*Elem. of Exp. Phon.*) und in anderer Hinsicht Gutzmann (*Physiol. d. St. u. Spr.*), wird sich aber auch an und für sich als stets hilfsbereiter Führer und Wegweiser auf einem nicht ganz ohne Grund für schwierig geltenden Gelände bewähren.

In der unter 2 angeführten Arbeit wird der im Titel bezeichnete Gegenstand für das Italienische zum erstenmal nach experimentell-phonetischem Verfahren behandelt; die Dauer ist in anderer Weise schon vielfach erörtert, die Höhe dagegen beinahe völlig vernachlässigt worden. Der Verf. hat die folgenden Typen vermittels des Kymographions untersucht: *pápa*, *papà*, *cápito*, *capíto*,

capitò, cápitati, pacífico, capitáti, pacificò. Seine allgemeinen Schlüsse, diese Beispiele betreffend, sind in bezug auf die Dauer u. a.: a) Je länger das Wort ist, und je weiter die Verschiebung des Akzents dessen Ende zurückt, um so mehr nimmt der neue akzentuierte Vokal (aV) an Dauer zu. b) Findet eine Zunahme der Laute vor dem aV statt, so nimmt dieser an Dauer zu; erfolgt die Zunahme nach dem aV, so nimmt dieser ab ..." In bezug auf die Höhe: „a) Der aV ist überhaupt höher als der nichtakzentuierte Vokal. Bedeutend höher ist er dem nachakzentuierten (naV) als dem vorakzentuierten Vokal (vV) gegenüber. b) Je weiter der vV oder naV vom aV entfernt ist, desto tiefer ist er. Der vV ist höher als der naV." — Tiefer auf die Arbeit einzugehen, kann nicht meine Absicht sein. Der Nachweis, „wie notwendig und aussichtsreich objektive Forschungen über Dauer und Höhe im Akzent sind," ist darin ohne Zweifel geführt. W. V.

Ernst Westerlund Selmer, *Satzphonetische Untersuchungen.* Mit 8 Tafeln. (Videnskapsselkapets Skrifter. II. Hist.-filos. Klasse. 1917. No. 4.) Utgit for H. A. Benneches Fond. Kristiania, in Kommission bei Jacob Dybwad. 1917. 43 S. Text gr. 8°.

Diese im Hamburger phonetischen Laboratorium ausgeführte Arbeit ist dadurch besonders wichtig, daß sie ein bisher fast ganz brachliegendes Gebiet dem Anbau erschließt. Wie natürlich, wandte sich die experimentelle Phonetik zunächst dem Einzellaut und dem Einzelwort zu, die im Hinblick auf Stärke, Höhe, Dauer und Klangfarbe betrachtet wurden, mit wenigstens beim Einzellaut — nach der Ansicht unseres Verfassers — zum Teil dauernd befriedigendem Erfolg. Die heutige Technik erlaubt auch kompliziertere Untersuchungen, wie die der Phonetik des Satzes. Der Verf. übersieht nicht, daß der gesprochene Satz zugleich psychologisch, mit Rücksicht auf Erkenntnis, Gefühl und Willen, und logisch-grammatikalisch, in bezug auf Morphologie und Syntax, erforscht werden müßte, wobei die Instrumente der Experimentalphonetik versagen. Er weiß auch, daß von dieser, sogar in phonetischen Fragen, Aufschlüsse nur zu erlangen sind, insofern die Phonationsvorgänge rein akustisch-genetisch betrachtet werden, und zwar bei möglichster Ausschaltung störender Faktoren. Für seine erste satzphonetische Untersuchung hat er sich, da die Intensitätsfrage noch keine befriedigende Lösung gefunden hat und die Tonhöhe in inniger Wechselwirkung mit der Intensität steht, auf die Frage der Dauer beschränkt. Die Zusammenstellung eines phonetisch günstigen und gleichzeitig nicht allzu sinnlosen Satzgefüges — „Oda kastet ikke store pakker op i skapet" (wörtlich: „Oda warf nicht große Pakete auf in den Schrank") — hat nach dem Vorwort mehrere Monate anfangs vergebliches Suchen gekostet. Für die Aufnahmen wurde ein Zimmermannsches Kymographion benutzt. Von den Versuchspersonen waren drei aus Kristiania, zwei aus Bergen, eine aus Drontheim. Der Satz wurde bei langsamem (441,25 bis 339,75) und bei schnellem Sprechen (228,00 bis 189,50 $^1/_{100}$ Sek.) auf absolute, prozentuale und wechsel- oder gegenseitige Dauer der Laute, Wörter und Sätze untersucht

und die Resultate tabellarisch durch Zahlenschemata dargestellt, denen die auf Millimeterpapier eingezeichneten Kurven der graphischen Tabellen entsprechen. Zwei weitere Tabellen geben die sonantischen Wort- und Satzverlängerungen wieder,

Es zeigte sich (S. 11), daß die nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch „kurzen“ Sonanten der Stammsilben beim Schnellsprechen relativ verlängert werden, wogegen die „langen“ entweder ihre (relative) Schallfülle [?] behalten oder in einigen Fällen verkürzen, was der Verf. mit der verschiedenen Druckabstufung des Silbenschlusses, dem stark-, bzw. schwachgeschnittenen Akzent der Silben, in Zusammenhang bringt. Das auf den ersten Blick Ungereimte dieser Erscheinung erklärt der Verf. einerseits durch die bei schnellem Sprechen durchgängig schlaffere Artikulation, andererseits durch das Dazwischentreten der Gleitlaute, wobei auf Sievers, *Phon.*[5], S. 223, verwiesen wird. „Während sich bei scharfgeschnittenem Akzent der Gleitlaut bei schnellem Sprechen dem Sonanten als verlängerndes Element hinzufügte, kann dieses bei schwachgeschnittenem Akzent nicht stattfinden, da die Intensitätspause eine engere Verbindung hindert; aber eben diese Intensitätspause ermöglicht eine energische Artikulation des folgenden Konsonanten“ (S. 17)[1]. — In einem Nachtrag geht der Verf. noch kurz auf O. Brochs Beitrag zur Torp-Festschrift (*Litt om rytmennormen i vor dagligtale*, Kristiania 1913) und die Dissertation von I. Alnæs (*Norsk sætningsmelodi*, ebd. 1916) ein, die manches Übereinstimmende aufweisen.

Hoffentlich regen Selmers satzphonetische Untersuchungen recht viele Nachfolger zu gleich wichtigen Arbeiten an. W. V.

Dr. Max Leky, Oberlehrer am Gymnasium zu Zaborze, *Grundlagen einer allgemeinen Phonetik* als Vorstufe zur Sprachwissenschaft. Köln, Kommissionsverlag und Druck von J. P. Bachem. 1917. 133 S. M. —,—.

Der Zweck dieses Buches ergibt sich aus seinem Titel zur Genüge. In der Einleitung geht der Verfasser (S. 3) davon aus, daß die Sprachwissenschaft die Phonetik als Wissenschaft von den Sprachlauten voraussetze, die moderne Phonetik aber in ihren vorliegenden Ergebnissen von der ihr gebührenden Höhe noch zu fern stehe, als daß sie die ihr zukommende Rolle der Sprachwissenschaft gegenüber zu spielen vermöge. Den Beweis soll die vorliegende Abhandlung vor allem in ihrem ersten, dem „kritischen“ Teile, erbringen. Obgleich der zweite, der „positive“ Teil, auch durch seinen Umfang größere Ansprüche erhebt, möchte ich dem ersten doch das Hauptinteresse zuerkennen, zumal manche Partien des kritischen Teiles,

[1] „Hierdurch erklärt sich die von Viëtor und Ph. Wagner [umgekehrt!] entdeckte und auf den ersten Blick befremdende Tatsache, daß die Quantität der Konsonanten [im Dt.] nach kurzem Vokal nicht größer ist als nach langem, in vielen Fällen aber sogar kleiner.“ (Ebd.) Anders auch nach dem Verf. bei absichtlicher Gegenüberstellung („biete — bitte“, „Pape — Pappe“).

wie der Verf. selbst im Vorwort bemerkt, inhaltlich mit Stellen des positiven Teiles so gut wie zusammenfallen.

Die erste Aufgabe der Phonetik ist nach L., für jeden Sprachlaut seine charakteristischen Bildungsmomente festzulegen, mit anderen Worten: das Wesen der Einzellaute ihrer *genetischen* Seite nach zu bestimmen: dann habe sie zur *Systematisierung* der Sprachlaute fortzuschreiten. Solle aber die Phonetik diese Aufgaben erfüllen, so müsse sie zu einer *allgemeinen* Phonetik herauswachsen. Erst nachdem sie allgemein gültige Leitsätze der Sprachlautbildung geschaffen habe, könne sie den Anforderungen einer *speziellen* Phonetik gerecht werden. (S. 4f.) Hier fragt es sich sogleich, ob man diese Voraussetzungen gelten lassen will. So muß es Verwunderung erregen, wie der Verf. das Wesen der Sprachlaute nach ihrer genetischen Seite allgemein gültig bestimmen will, ehe es auf Grund einzelner Sprachen erforscht und erkannt ist, und man befürchtet ein *a priori* konstruiertes System.

Zunächst aber hat der Verf. selbst das Wort zur Kritik. An erster Stelle richtet sich sein Tadel gegen das angebliche Nichtunterscheiden wesentlicher und unwesentlicher Lautmomente bei Sievers und Jespersen. Wesentliche Faktoren sind nach L. nur 1. Atemstrom und 2. Artikulation — z. B. Lippenrundung oder Zungenhebung —, nicht auch der von Sievers als Drittes angesetzte Resonanzraum. Das beweisen, wie L. meint, die Tatsachen: „Bei einem i z. B. habe ich eine bestimmte Zungeneinstellung, die Lippen kann ich frei variieren; das Gleiche ist bei e der Fall. Das Umgekehrte aber bei o und u: hier sind die Lippen charakteristisch eingestellt, die Zungenstellung dagegen ist frei, kann also im Munde beliebige Resonanzwirkungen herbeiführen . . . (S. 10.) Wie sich der Verf. mit den (dt., frz. usw.) ü- und ö-Lauten abfindet, wird nicht gesagt![1] Ein zweiter Einspruch L.s gilt der Verwendung des Stimmtons bei der Definition der Sprachlaute in der modernen Phonetik. Der Stimmton sei ein akustisches, und nicht einmal ein wesentliches akustisches Moment und müßte, sofern er dies wäre, in das entsprechende genetische umgesetzt werden, ehe er zur Definition eines Sprachlautes zu brauchen sei; eine Bedingung, die in Anbetracht der Tatsache, daß das „Tönen der Stimmbänder" (S. 11) auf Schwingungen der Stimmbänder beruht, ja doch ohne weiteres erfüllt ist. Daß der Stimmton kein *wesentliches* akustisches Moment sei, wird damit begründet, daß alle die Laute, denen man Attribute mit „Stimmton" beilege, auch *ohne* den sog. Stimmton erzeugt werden können, ohne daß sie ihren spezifischen Lautcharakter verlieren; man brauche ein Wort, in dem solche Sprachlaute vorkommen, nur zu flüstern, und sofort verschwinde das, was mit „Stimmton" usw. gesagt sein solle. Was hier, im besonderen gegen Sütterlin und Sievers, vorgebracht wird, ist für sich genommen richtig und wird selbstverständlich von diesen und anderen Vertretern der modernen Phone-

[1] Im positiven Teile des Buches (S. 120) geschieht es, ohne daß der Verf. sich des Widerspruchs mit dem soeben Angeführten bewußt würde.



tik nicht verkannt, wofür der Verf. (S. 12f.) wider Willen den Beweis liefert. Das Recht, ihre Definition zunächst auf das laute Sprechen, also die normale Sprache, zu begründen, sollte er ihnen nicht bestreiten. Die „Murmel- und Flüsterstimme" (oder besser: das Flüstergeräusch) bilden für den Stimmton eventuell eben nur den *Ersatz*[1], während das „Allgemeingültige" bei den Vokalen, diesen „Stimmlauten" *par excellence*, trotz L. in der jeweiligen Resonanz zu sehen ist, gleichviel ob wir ihre Bedingungen schon bestimmt anzugeben vermögen oder nicht. Wenn nun L. weiter ins Feld führt (S. 14ff.), der Stimmton sei „als rein begriffliche Setzung unhaltbar" (?!), werde „fälschlich als ‚Laut' definiert" und „vergeblicher Nachweis seiner Existenz als Laut" versucht, so kämpft er gegen Windmühlen. Keiner von den der Reihe nach Genannten, weder ich noch Jespersen oder Sütterlin, definiert den Stimmton als *Laut*, und auch hier wieder kann ich den Verf. mit seinen Zitaten als Zeugen anrufen, indem ich das ausschlaggebende Wort jedesmal hervorhebe. *Ich* sage: „... der so erzeugte *Ton* heißt ‚Stimme'"; Jespersen: „... dieser *Ton* ist es, den wir Stimme nennen"; Sütterlin: „Der als Vokal auftretende *Ton* ist nichts als der reine Stimmton", wozu freilich das bei L. S. 12 Anm. aus anderem Zusammenhang Angeführte zu halten ist; und wenn der in einer Anmerkung herangezogene Sievers mit seiner zweiten Auflage noch eine Ausnahme macht, so bemerkt L. selbst: „In der fünften Auflage seines Buches ist jedoch ein Wandel eingetreten ... Sievers rückt vom Stimmton als Laut ab ..." Ganz richtig fährt der Verf. dann fort: „Dem Stimmton wird also als einem im Kehlkopf erzeugten Ton (nicht also Laut!) Realität zugesprochen, erst auf Grund seiner Realität bekommt dann ein Vokal seinerseits (als Umbildung, Modifikation dieses Tones) die Realität," — nämlich als Laut! Vollends unverständlich ist es, wenn L. aus der bei uns allen so oder so zu findenden Angabe, daß der Stimmton an und für sich, ohne Modifikation im Ansatzrohr, nicht zu vernehmen sei, nun die Behauptung herausliest: „Der Stimmton erscheint nirgends, gehört hat ihn noch niemand". Hierauf einzugehen, lohnt sich nicht der Mühe. — Die „Lösung aus dem Wirrsal" glaubt L. zu bieten, indem er die bisher rein negativ gehaltene Kritik des Begriffs „Stimmton" zu einem positiven Ende erwachsen läßt. (S. 16ff.) Das Reale an diesem Begriffe sieht er in einem „unabhängig von den Stimmbänderschwingungen gebildeten (und wie der Zusammenhang zeigt, auch für das Flüstern geltenden) Tonstrom", der — als ein a, e, u usw. — gleichzeitig beim Passieren des Kehlkopfes die Stimmbänder in Schwingungen versetzen könne, was bei gehörig lauter Rede eintreten werde. Indem sich dann diese Stimmbänderschwingungen dem Tonstrom des a, e usw. mitteilten, bekomme dieser die Fähigkeit einer Lautabstufung oder Tonvariierung oder musikalischen Tonvariation; jeden Laut, zu dem die Stimmbänderschwingungen hinzu-

[1] Sievers' auf die Scheidung der Laute nach „Sonoren" und „Geräuschlauten" begründetes System kommt hierbei allerdings ins Gedränge; aber das ist eine Sache für sich.

kommen, könne man „singen". Ausdrücklich wiederholt der Verf.: „Die Stimmbänderschwingungen also erzeugen *keinen* Ton, sie *setzen* vielmehr *einen Ton voraus*, den sie nachher nach Lautabstufungen variieren." Wie dieser rätselhafte, von jenseits der Stimmbänder kommende Tonstrom erzeugt werde, fragt man sich und den Verf. vergebens!

Was die moderne Phonetik bezüglich des Stimmtons „bisher zu viel tat", tat sie nach L. bezüglich des Atemelements zu wenig. Es als wesentlichen Lautfaktor zu werten, sei die Aufgabe, die sich die Phonetik jetzt zu setzen habe, und demgemäß geht er selbst weiter vor. Ihm fernerhin auf Schritt und Tritt zu folgen, verbietet mir schon die Rücksicht auf den verfügbaren Raum. Mehr um zu zeigen, daß die Anforderungen an diesen nicht gering sein würden, greife ich aus dem letzten Abschnitt (D. Problem der Verschlußlaute. „Vokale" und „Konsonanten". Positive Ausblicke) des ersten Teiles als Probe die Hauptsachen aus der „Zusammenstellung der wesentlichen Erscheinungsformen der lautbildenden Elemente" (S. 42f.) mit ein paar Einzelheiten heraus. L. unterscheidet wieder a) das formelle Element, die Artikulationen, b) das materielle Element, das Atemelement. Bei a) erkennt er nur zwei *wesentliche* Artikulationsgrade an: Verschluß und Öffnung; demnach scheidet er Verschluß- und Öffnungslaute. In der Beurteilung von b) ist „die Forschung", wie L. zur Genüge nachgewiesen zu haben glaubt, „vollständig in die Irre gegangen". Die wesentlichen Abstufungen des Atemelements sind nach L. „1. der vollwertige Atem, der volle (oder ‚reine') K. K. [Kehlkopf-] strom (K. K. vollstrom); 2. der am wenigsten vollwertige Atem, der reine Mundatem (isolierter Mundballen, er hat also keine wirksame Verbindung mit dem K. K. atem); 3. als Vermittlung zwischen beiden: α) der Mundatem in wirksamer Verbindung mit dem K. K. atem — ‚verstärkter' Mundatem; β) der K. K. strom, auch im Munde zum Ansatz kommend — ‚geminderter' K. K strom." Damit soll die Formel gefunden sein, „nach welcher sich jeder (nur irgendwo vorkommende) Sprachlaut genetisch begreifen läßt". Bei schematischer Anordnung (S. 46) stehen 1 und 3β links als „vokalischer Atemansatz" und bilden mit dem außen angerückten „Plusextrem (a-Vokal[1])" die „Gruppe der Vokale", 3α und 2 rechts als „konsonantischer Atemansatz", mit dem ganz rechts stehenden „Minusextrem (p t . . .[2])" die „Gruppe der Konsonanten". Und damit ist die erste, einfachste Gruppierung noch nicht vollständig. Andere, erweiterte, folgen. Bei S. 81 geht das Konsonanten-Gesamt-

---

[1] Für a kommt nach L. *nur* K. K. artikulation, keinerlei Mundartikulation in Betracht. (S. 44.)

[2] p, t, k bezeichnen nach L. streng genommen keinen Laut, sondern nur die nicht lautliche Verschlußstellung mit dem Atem dahinter. (S. 38f.) Daß die Skr.-Grammatik von der man da „hätte lernen sollen", als Lautzeichen nur die Verbindungen *pa*, *ka* usw. kennt und der isolierte Verschlußlaut als Abstraktion der Silbe *pa*, *ka* . . . gewonnen wird, indem der sog. Virama „den Vokal weg-eliminiert", gilt übrigens doch auch für andere Konsonanten!

schema sogar quer über ein Beiblatt von fünffacher Breite des Buchformats.

Sonst ginge man ja gern auf dieses oder jenes noch ein, obwohl der Verf. in den Sprachanwendungen, wie er im Vorwort als vielleicht befremdlich hervorhebt, die neuen Sprachen einschließlich des Deutschen gegenüber den alten Sprachen und dem Altindischen zurücktreten läßt. Das habe, sagt er, seinen Grund in der bisher üblichen, aber innerlich durch nichts gerechtfertigten Ansicht, die Phonetik sei gleichsam die alleinige Domäne der Neuphilologen und Germanisten; doch zogen ihn natürlich die alten Sprachen als sein „eigenstes Interessengebiet“ auch besonders an. Eine Feststellung wie die, daß die idg. Ursprache neben a, i, u keine phonetisch sekundären Gebilde wie e und o besessen habe (wobei ai. *ka* < idg. *$k^w o$, ai. *ca* < idg. *$k^w e$ unerwähnt und unbeseitigt bleibt), fordert jedoch, auch abgesehen von dem (bei L. übergangenen) Parallelismus des Indo-Iran. mit dem Got., die Aufmerksamkeit zugleich des Germanisten und Neuphilologen heraus. So könnte noch mancher Ansatz, mit dem altes gerettet oder neues empfohlen werden soll, auch unsereinem zur Anregung dienen, stände man nur nicht so stark unter dem Eindruck, daß der Verf. — denn eben doch zu sehr abseits von den lebendigen Sprachen *unserer* Fachgebiete operiert. Daß er mit seinem von ihm selbst „herausfordernd“ genannten Buche einen „ehrlichen und *pietätvollen* wissenschaftlichen Kampf“ führen will, darf man ihm gerne zugestehen. Neue „Grundlagen einer allgemeinen Phonetik als Vorstufe zur Sprachwissenschaft“ ist er uns meines Erachtens schuldig geblieben. W. V.

---

† Ernst Meumann, Prof. in Hamburg, *Zeitfragen deutscher Nationalerziehung*, herausgegeben von Georg Anschütz. Leipzig, Quelle und Meyer. 1917. 137 S. Geb. M. 3,20.

Die Notwendigkeit einer politischen Erziehung unseres Volkes st vielfach und laut gefordert worden; am eindringlichsten schon in Rohrbachs „Deutschem Gedanken“. Die Richtigkeit der Forderung wird niemand bestreiten. Hier tritt nun auch der Psychologe Ernst Meumann († 1915) wegweisend auf den Plan Es ist sehr zu bedauern, daß er die Herausgabe der sechs Vorlesungen aus dem Winter 1914 nicht mehr selbst hat überwachen können: sicherlich hätte er viel gestrichen, auch hier und da erweitert, sowie manches teils schiefe, teils ungerechte Urteil gemildert (so S. 7 und 26 über unsere Gegner, S. 8 über unsere Diplomatie und 51 Sozialdemokratie, S. 6 über die Deutschen als Schöpfer des Humors — und Fielding?! und Shakespeare? , S 111 über Bismarcks Intuition), auch einen Widerspruch beseitigt wie den auf S. 58 und 131, wo einmal die Bedeutung der Blutsverwandtschaft zwischen Völkern geleugnet, das andre Mal — mit mehr Recht — die Vorliebe der Vereinigten Staaten für England daraus abgeleitet wird. — Wertvoll erscheint mir besonders die zweite und dritte Vorlesesung, denen ein ein-

gehenderer Aufsatz des Verfassers in der *Zeitschrift für exp. Pädagogik* zugute gekommen ist; hier wird unter den im Leben eines Volkes wirksamen Mächten scharf zwischen naivem Nationalgefühl und kritischem Nationalbewußtsein geschieden (als Selbst-, Gemeinschafts-, Verwandtschaftsbewußtsein). Die Ausführungen über die „Psychogramme" der Nationen, die man mit Hilfe mannigfacher „Tests" aufstellen könnte (Vierte Vorlesung) und besonders die zwei letzten Vorträge (der deutsche Volkscharakter und die politische Erziehung des Volkes) leiden unter zu großer Knappheit und Schematisierung. Viele Vorschläge des Verfassers sind beherzigenswert und zum Teil schon Gemeingut der Einsichtigen (Erziehung der Einzelwillen, Universitätserweiterung, Bildung der Journalisten, Selbstzucht, Selbsthilfe); dagegen wird sein übergeordnetes Sachverständigen- (und Stände-) Parlament (S. 122), sowie der platonische Gedanke der Berufspolitikerbildung wohl wenig Eingang finden, für wie richtig man auch den letzteren halten mag.

Jedenfalls aber muß gesagt werden, daß dies Buch, trotz mancher Schwächen, mit großem Ernst und Verantwortlichkeitsgefühl das hohe Ziel der Erziehung unseres Volkes, unserer Jugend ins Auge faßt und an seinem Teil in Fichteschem Sinne die Willen auf dies Ziel richtet.

Erläuterungen zu der Ordnung der Prüfung und zu der Ordnung der praktischen Ausbildung für das Lehramt an höheren Schulen in Preußen Von Dr. Karl Reinhardt. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1917. 124 S. Preis M. 2,80.

Was ich neulich an gleicher Stelle (*N. Spr.* XXV, 3(5f.) über Reinhardts „Schriftliche Arbeiten" sagte, könnte ich für das vorliegende Büchlein wiederholen: Warmherzigkeit, überlegene Ruhe, sorgsam abwägendes Urteil kennzeichnen auch diese Schrift. Sie erläutert auf den ersten 50 Seiten die Bestimmungen der wissenschaftlichen Prüfung und erteilt in den zwei übrigen Dritteln dem angehenden Lehrer eine Fülle guter, auf reicher Erfahrung begründeter Lehren für seine Vorbereitungszeit. — Einige Einzelheiten berühren uns Neuphilologen näher. Was über die Eroberung des geistigen Gehalts fremdsprachlicher Schriftsteller (S. 113), über die Notwendigkeit, seichte, gehaltlose Literaturwerke aus dem neusprachlichen Unterricht zu entfernen (S. 117), über die Gefahr bloßer „Nachahmung" in der Methode und den Segen scharfer geistiger Zucht gesagt wird, ist für Lehrling, Gesellen und Meister gleich lesens- und beherzigenswert. Im übrigen bringt der erste Teil einige erfreuliche Neuerungen: Mindeststudienzeit acht Halbjahre; freie Wahl in der Zusammensetzung der drei Fächer statt der früheren bestimmten Bindungen; zwei Hauptfächer; Fortfall der allgemeinen Prüfung; Verschiebung der pädagogischen Prüfung an die einzig passende Stelle, den Schluß der zwei Vorbereitungsjahre. — Wenn aber auf S. 27 mitgeteilt wird, daß der für die Prüfung in der Geschichte erforderliche Nachweis sprachlicher Vorkenntnisse für die Quellenstudien durch Einrichtung besonderer *lateinischer* und *griechischer* Prüfungen erbracht werden soll (Erlaß vom 17. August

1917), so erwarten wir, daß für die Geschichte der Neuzeit auch fürs *Englische* eine solche Prüfung eingeführt wird: was den Leipziger Erklärern recht ist, sollte für die andre Seite billig sein, zumal bei der hohen Bedeutung der englischen für die Weltgeschichte.

Flensburg. Otto Weidenmüller.

Emma Danielowski, *Richardsons erster Roman.* Entstehungsgeschichte. Berlin, Mayer & Müller 1917. 167 S. 8°. Diss. Tübingen 1917.

Diese fleißige und im ganzen verdienstliche, manchmal freilich allzubreite und mit manchem Ballast beschwerte Arbeit kommt in wesentlichen Stücken über M. Gaßmeyers Dissertation (*S. R.s Pamela*, Leipzig 1890) hinaus. Zu den Hauptergebnissen läßt sich etwa folgendes bemerken. Richardsons Versicherung, daß er die *Pamela* (nur um Band I und II handelt es sich) in zwei Monaten — Nov. 1739 bis Jan. 1740 — geschrieben habe, ist zwar auffallend, aber die spitzfindigen Gegenbeweise der Verf. (S. 51 u. 80) genügen noch nicht zur völligen Entkräftung seiner Behauptung. — Daß Richardson einige der von seinen Verlegern Rivington und Osborne zurückgewiesenen *Familiar Letters* (1741) in *Pamela* verwandte, ist in der Tat höchst wahrscheinlich; mit Sicherheit lassen sich jedoch die vier mit der Handlung enge verknüpften Vaterbriefe im Anfang des Romans nicht als solche verschmähte Episteln erweisen, und somit auch nicht als *Grundstock des Romans* (S. 44). — Über die allgemeinen Einflüße der zeitgenössischen französischen Literatur hätte Verf. bei Dibelius (*Romankunst* [1910] I, 58f. und Anm.), den sie gar nicht zitiert, manche Winke finden können. — Interessant ist ihr Beitrag zur schwierigen Marivaux-Frage. Trotzdem sie wie Gaßmeyer, Dibelius, Dobson u. a. das Vorhandensein eines direkten französischen Einflusses leugnet, kommt sie tatsächlich zu ungefähr den gleichen Ergebnissen wie Carola Schroers, die in ihrem der Verf. wohl nicht mehr zugänglichen Aufsatz: „Ist Richardsons *Pamela* von Marivaux's *Vie de Marianne* beeinflußt?“ (*Engl. Stud.* 49; 1915—16) die Abhängigkeit des Engländers wieder so stark betonte. Es ergibt sich nämlich, daß Richardson sich mindestens mit dem ersten Teile der *Marianne* (1731; in englischer Übersetzung 1736) — Verhältnis der Heldin zu M. de Climal — auch in ein paar Kleinigkeiten so enge berührt, daß ein rein zufälliges Zusammentreffen höchst merkwürdig wäre. Verf. glaubt (S. 96, 99) allerdings diese Verwandtschaft durch die Existenz einer gemeinsamen und zwar englischen Quelle erklären zu können: *Marianne* gehe zurück auf Nr. 4 des französischen *Spectateur* (verf. vom Herausgeber Marivaux 1724), welcher Essay wiederum die Verarbeitung eines ähnlichen Beitrages von John Hughes im englischen *Spectator* N° 375 (Bd. V. 1712) darstelle. Ungleich wahrscheinlicher ist es aber, eben doch mit C. Schroers eine direkte Beeinflussung anzunehmen, die ausschließlich auf die erwähnte englische Übersetzung gegründet sein kann; denn daß Richardson französisch verstanden habe, ver-

mochte auch Schroers nicht zu erweisen[1]. Ganz reizvoll wäre es, wenn dann Marivaux im vierten Teile der *Marianne* (1741) seinerseits wieder von Richardson angeregt worden wäre, wie Verf. will; aber abgesehen von chronologischen Schwierigkeiten scheinen mir die von Verf. beigebrachten Parallelen (S. 96) doch zu unsicher.

Gut gelingt Verf. der Beweis, daß Richardsons eigener Bericht über den geschichtlichen Hintergrund seines Romans mit größter Vorsicht zu benutzen ist; schon Poetzsche hatte ja die Glaubwürdigkeit der Miss Barbauld, die ihn uns überliefert, in manchen Punkten in Zweifel gezogen. Gänzlich abzulehnen aber sind alle bisher gemachten Versuche, die Persönlichkeit von Squire B*, Pamelas Verfolger und späterem Gatten, urkundlich festzustellen

Im Gegensatz zu Poetzsche, der — sicherlich irrig — „die eigentliche Quelle für die Charaktere und die Handlung der Richardsonschen Romane in dem Drama seiner Zeit sah“ (a. a. O., S. 81), weist Verf. mit Recht auf den nachhaltigen Einfluß hin, den die Bibel, sowie zeitgenössische Prosaschriftsteller, besonders die Essayisten[2], auf den Dichter ausübten. Aber schief ist es auf Grund der Tatsache, daß Richardson auf die Geschichte von Amnon und Thamar (2. Sam. 13) und das Buch Ruth anspielt, gleich von einer „Thamartragik“ des Romans zu sprechen, die dann von einer „Ruthstimmung“ abgelöst werde (S 78). Diese Anspielungen, ebenso wie die gelegentliche Erwähnung der Ballade von Eleonor und Rosamond haben doch nur den Wert von zufälligen Parallelen, die zum Schmuck der Rede oder eines Gedankens angeführt werden etwa wie die *similia* und *exempla* in der Chrie; von „Quellen“ sollte man hier nicht reden. Sie sind lediglich „Vorstufen“ des Pamelamotivs, gerade so gut wie die italienischen und englischen Novellen, wie die Essays der französischen und englischen Wochenschriften und all die andern literarischen Erzeugnisse, die Verf. im Hauptteil ihrer Arbeit mit soviel Eifer und Spürsinn zusammengetragen hat[3]. Deshalb ist auch ihre Schlußfolgerung (S 126) in dieser Form abzulehnen. — Die Vermutung, daß die Akzentverschiebung von Paméla zu Pámela mit der Seméla aus Greenes *Menaphon* zusammenhänge (über Sémele!) ist phantastisch: der Rhythmus des (S. 104—5) zitierten Greeneschen Gedichtes verlangt unbedingt die Betonung «faire Paméla», und Richardson hat *faire* sicher nicht zweisilbig gelesen.

---

[1] Die von Poetzsche (*S. R.s Belesenheit*, Diss. Kiel 1907, S 85 u. 86) angeführten Gegenbeweise — unverfängliche Selbstzeugnisse Richardsons — scheinen mir völlig zwingend.

[2] Es wäre zu betonen, daß auch Richardsons Forderung einer fröhlichen und keiner mürrischen, sauertöpfischen Religiosität (S. 147) sich aufs engste mit der Anschauung der Essayisten berührt; vgl. W. Dibelius, *Dickens* (1916), S. 79.

[3] Ähnliches gilt von dem Mosaik aus dem sich (S. 118—19) Squire B* und Frau Jewkes (S. 120—21) zusammensetzen sollen. Letztere ist nichts weiter als eine Abart der in der älteren realistischen Literatur so beliebten Figur der Kupplerin.

Verf. glaubt auf Grund einer Senecastelle (*Morals*, Epistle II), welche kräftige Sprache und Schlichtheit im Ausdruck anrät und die Richardson angeblich „als Grundlage seiner Theorie benutzte“ (S. 142), folgern zu dürfen, „daß Richardsons Forderungen für die Sprache der neuen Romanart mit ihren feinsten Wurzeln im Boden der Antike ruhten“ (S. 143). Aber Richardsons eigener Leitsatz (S. 140): "Ease with propriety is the foundation of true elegance" ist in jedem einzelnen Wort natürlich für nichts anderes ein sprechendes Zeugnis als für den im England des 18. Jahrhunderts allgemein herrschenden Geschmack. Dieser Satz ist auch zugleich ein Wink für diejenigen Beurteiler, die — wie die Verf. — geneigt sind, die aufdringliche Moral des Buches allzu ernst zu nehmen. Sie übersehen dabei völlig die aufreizende Wirkung, die ein Werk auf alle Leser und Leserinnen ausüben mußte, das in zwei stattlichen Bänden ausschließlich von dem teuersten Besitztum der keuschen Heldin handelt und diese selbst dessen wohlgelungene Verteidigung in den heikelsten Lagen mit behaglichster Breite ausmalen läßt. Aber all das geschieht leichthin und mit Zurückhaltung im Ausdruck, zwar nicht mit Marivaux'schem Temperament, aber doch mit wirklicher Kraft und all der Beweglichkeit, die man billigerweise von einem älteren, so bibelfesten Herrn erwarten kann, — eben mit "ease with propriety", die jene besondere Art von "elegance" bedingt.

Ganz ansprechend wäre der Verf. Vermutung (S. 159f.), daß Richardson in den Jahren 1730—40 ein ziemlich steter Mitarbeiter des *Universal Spectator* gewesen sei; aber ihre Beweisführung gründet sich lediglich auf innere Wahrscheinlichkeit (ähnliche Grundgedanken, gleiche soziale Tendenz) und ist durch keine einzige äußere Tatsache gestützt. — Am Schlusse (S. 119, 166) deutet Verf. noch an, daß Richardsons moralisierende Tendenz ihn „in künstlerische Verwandtschaft zu den Journalen der ersten Quäker stellt“ — eine interessante Beziehung, die später in einem zweiten Teil erörtert werden soll.

Ferd. Holthausen, *Etymologisches Wörterbuch der Englischen Sprache.* Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1917; VIII u. 192 S. 8° — Geb. 4,50 M.

Ganz kurz erfolge hier die Anzeige der freundlichen Gabe, die Holthausen allen Anglisten, besonders aber den deutschen Studierenden, beschert. In knappster Form — "concise" im wahrsten Sinne des Wortes — bietet das Buch alles, was zur ersten, und bei vielen Wörtern auch zur letzten Orientierung über die Ableitungen zu wissen nötig ist. Unter Verzicht auf alle dunklen Wörter, auf seltene, dialektische und "slang" -Ausdrücke sowie unter Fortlassung von Entsprechungen, die über das unmittelbare Etymon hinausgehen, enthält das Buch auf noch nicht zweihundert Druckseiten „im wesentlichen den Wortschatz der heutigen Literatursprache, soweit deren Herkunft aufgehellt ist.“ Diesem Grundsatz strenger Auslese mußten also auch an sich häufige Wörter, wie *peevish* oder *squint*, zum Opfer fallen. — Folgende Kleinigkeiten fielen mir auf: Ungern vermißt man Wörter vom Typus *brougham*, *bayonet*,

usw. — Unter *main* wäre die charakteristische Bedeutung „Weltmeer" nachzutragen. — Schwer verständlich ist „*poll*, abgeschnitten; ungehörnt (<*polled*)", desgl. „*polo*, Polo (baltī ~)" ohne weitere Angaben. — Altengl. **gafol-gecynd* (>gavelkind) ist trotz des Hinweises auf *give* und *kind* nicht ohne weiteres übersetzbar, ähnlich ae. *ge-se* (>*yes*). — Ein ausgedehntes System von Hin- und Rückverweisen legt die Beziehungen der einzelnen Wortsippen klar, so daß der suchende Leser auch rasch über alle wichtigen Zusammenhänge aufgeklärt wird. Unter *an* wird z. B. verwiesen auf *a*, *any*, *one*, unter *one* wiederum auf *alone*, *an*, *atone*, *only*, *nonce*, *none*. Gemäß dem Grundsatz, „von den ae. Dialektformen jedesmal diejenige zu wählen, die als Grundlage des ne. Wortes anzusehen ist, d. h. in der Regel die anglische," finden wir Etyma wie *all*, *aldorman*, *cēse*, *strēt*. In seltenen Fällen werden Doppelformen angegeben wie unter *light*: ae. *lēht*. ws. *leoht*; unter *nigh*: ae. *nēh*, ws. *neah*; unter *night*: ae. *niht*, *neaht* (also zwei ws. Formen ohne weitere Erklärung, wogegen unten *knight* nur ae. *cniht*, unter *fight* nur ae. *fehtan* angeführt ist). Hier wäre eine genauere Bezeichnung der einzelnen Formen nützlich, ebenso wie bei der Gruppe *vane* — *vat* — *vixen* zur Erklärung des Anlauts auch noch die me. Dialektformen mit *v* anzuführen wären. Die Beifügung der deutschen Bedeutung bei allen, und die Angabe der Aussprache bei den meisten Wörtern, wird besonders unsern Studierenden willkommen sein. Diese letzteren Benutzer werden es wohl auch am meisten bedauern, daß Verf. seine ursprüngliche Absicht nicht ausgeführt hat, einen Abriß der Sprachgeschichte und Wortbildungslehre beizufügen; vielleicht kann dies doch in späteren Auflagen, wenn die Preise auf dem Büchermarkt wieder erschwinglich sind, nachgeholt werden. Inzwischen aber hoffen wir daß es dem Verfasser bald gegönnt sein möge, den Anglisten das sehnlich erwartete große Werk zu schenken, zu dessen Vollendung er wie wenig andere berufen ist, — ein ausführliches altenglisches etymologisches Wörterbuch.

Würzburg. Walther Fischer.

Zwei Bücher über französische Kultur.

Nostradamus, *Die Franzosen wie sie sind. Gegenwart und Zukunft* 8°. 335 S. Freiburg im Breisgau, J. Bielefelds Verlag 1916. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Nostradamus nennt sich der Verfasser dieses Buches und will mit diesem Namen andeuten, daß er nur eigenes geben will, nur die aus eigener gewissenhafter Beobachtung gewonnene Erfahrung und Erkenntnis. Und indem er so fest im Eignen, im ursprünglichen Wesen und im selbsterworbenen Wissen wurzelt, hat er den Ehrgeiz die Franzosen zu schildern, „wie sie sind." Wahrheit will er geben. Auf dem Umschlag seines Werkes ist ein nacktes Weib gezeichnet, das in hocherhobenen Händen einen funkelnden, Klarheit verbreitenden Edelstein hält. In ähnlicher Weise personifizierte

einst der alte Charron den Sinn seines Buches *De la Sagesse*. Wahrheit und Weisheit! Wie bedürfen wir dieser Führerinnen im Leben mit uns selbst und mit den andern, im Leben der Menschen und Völker.

Der ungenannte Verfasser kennt Frankreich und die Franzosen sehr gut. Dreißig Jahre lang hat er in Paris gelebt. Er ist ein scharfer Beobachter. Er weiß gründlich Bescheid in den Höhen und Tiefen, den Öffentlichkeiten und Verborgenheiten des französischen Volkes. Gesetze und Einrichtungen, Sitten und Gewohnheiten, allgemeine Auffassungen und Liebhabereien, leicht in die Augen fallende Gesten und Gebärden sowie schwerer zu erspähende innere Gefühle und seelische Vorgänge sind ihm wohlbekannt. Auch ein kühler Beobachter ist er. Er hat sich die Unabhängigkeit seines Blicks und seines Urteils in hohem Grade zu wahren gewußt; er unterscheidet Vorzüge und Schwächen, er läßt sich weder durch die Fülle der Eindrücke verwirren noch durch allzu heftig gefühlte Sympathien oder Antipathien blenden. Er wahrt sich seinen Standpunkt über Menschen und Dingen, er redet über sie verständig, sehr verständig, fast zu verständig, mit einer heiteren Sicherheit und einem überlegenen ironischen Lächeln.

In 28 Kapiteln verbreitet sich der Verfasser über wichtige Gebiete des französischen Kulturlebens. Über das Liebes-, Familien- und Erwerbsleben, über die Geldwirtschaft, über Presse, Beamtentum, Regierung, über Staat und Staatsbürger, über Sprache, Kunst, Literatur und Wissenschaft. Das allgemeine Ergebnis, das der Verfasser aus seinen Betrachtungen gewinnt, ist für Frankreich kein günstiges. Zwar geht er nicht so weit, wie man es in einer anderen Schrift getan hat, von dem „Märchen von der französischen Kultur“ zu sprechen[1], aber er ist doch der Ansicht, daß die allgemeine soziale Rückständigkeit Frankreichs, die Laxheit der öffentlichen und privaten Moral, der Geburtenrückgang, der die Energie und Unternehmungslust lähmende Sparsinn des Volkes, der Drang nach rentnerhafter Ruhe und Behaglichkeit, die Gefahr des Alkoholismus und der Tuberkulose, daß diese und andere Schäden erheblich stärker seien als bei anderen Kulturnationen. Er glaubt daher, daß der Zusammenbruch bereits eingeleitet, daß die furchtbare Schwächung durch den Krieg ihn wahrscheinlich nur fördern werde, und daß seine erfolgreiche Eindämmung angesichts des Naturells des Volkes, angesichts des Mangels an Disziplin und sozialem Verantwortlichkeitsgefühl kaum noch erhofft werden könnte. Nachdem er in zwei Kapiteln über die werbende Kraft französischen Wesens durch die Sprache und die Frauen gezeigt hat, wie trotz aller Schäden und Schwächen französische Art dem Ausländer in liebenswürdigem und verführerischem Lichte erglänzt, äußert er sich um so skeptischer und pessimistischer in den Schlußkapiteln, in denen er die Frage der Wiederbelebung des kranken französischen Nationalkörpers erörtert.

[1] A. Lien, *Das Märchen von der französischen Kultur*. Berlin 1915.

Es ist nun gar keine Frage, daß man bei der Prüfung französischer Zustände zu einem solchen trüben Ergebnis kommen kann. Wer wollte leugnen, daß im französischen Gesellschaftsleben, in seinem politischen Getriebe und seiner sozialen Verfassung, daß in jener eigentümlichen Mischung des Volkscharakters aus Gleichgültigkeit und Leidenschaft, aus Selbstgenügsamkeit und Begehren, allerlei Fehler, Flecken und Schwächen enthalten sind. Aber welche Kultur geht ihren Gang ohne beständige Bedrohung durch äußere und innere Gefahren, durch Gefahren, die im Wesen des Volkes und im Verlauf seiner geschichtlichen Entwicklung begründet sind? Kultur ist auch der Kampf eines Volkes mit sich selbst, ist das immer erneuerte Bemühen, aus der trüben Mischung seiner guten und minder guten Eigenschaften die Idee seiner selbst zu verwirklichen, die den Besten der Nation als Ziel alles Strebens vorschwebt. Kultur in jedem ihrer Abschnitte ist Kulturarbeit. Arbeit des Volkes im Glauben an seine Kraft und im Vertrauen auf seine Bestimmung.

Solange eine solche Arbeit geleistet wird — und sie wird in Frankreich von vielen geistigen Arbeitern geleistet bis auf den heutigen Tag — sollte man vorsichtig sein mit der Prophezeiung eines baldigen Zusammenbruchs oder der fortschreitenden Dekadenz.

Schon auf der Schulbank ist uns beigebracht worden, daß Frankreich dekadent sei, daß Frankreichs politische Unruhe nur Unbeständigkeit, fieberhafte Rastlosigkeit und revolutionäre Gewaltsamkeit sei. Tatsache aber ist, daß Frankreich in seinen großen und schönen Provinzen noch sehr reiche Quellen physischer und geistiger Kraft zur Verfügung hat, und daß die in Frankreich seit der Revolution von 1789 mit so großer Leidenschaftlichkeit ausgefochtenen politischen Kämpfe eher Überschuß an geistiger Erregsamkeit und Gestaltungswillen als altersschwache Erschöpfung vermuten lassen.

Wenn ein Franzose ebenso unparteiisch und objektiv das deutsche Kulturleben prüfen wollte, wie Nostradamus es mit der französischen Gesellschaft getan hat, so würde er ohne sonderliche Mühe ebenso viel gleiche, oder ähnliche, oder andersgeartete Keime von Krankheit und Verfall auch bei uns zutage fördern. Die Entwicklung mancher Zustände in unserem nationalen Leben ist auch bei uns schon vor dem Kriege von patriotisch ganz einwandfreien Männern mit steigender Besorgnis verfolgt und besprochen worden. Und die zu Beginn des Krieges leidenschaftlich in allen Tonarten erhobene Forderung, daß nun in Deutschland alles besser und von Grund aus erneuert werden müsse, darf ebenso wie das Verlangen nach Läuterung des Volkes von seinen Schlacken als Ausdruck dieser von Besorgnis und Hoffnung getragenen Selbsteinschätzung wohl aufgefaßt werden.

Der Geburtenrückgang setzt auch bei uns deutlich sichtbar ein. Die Jagd nach materiellem Wohlsein, das rücksichtslose und charakterlose Strebertum, die Lust am Sensationellen, am niedrigen Vergnügen, das Nachlassen der geschlechtlichen, die Verrohung der politischen Moral, die Herrschaft der Phrase, die Verdächtigung des Patriotismus der andersgesinnten Volksgenossen kennen auch wir.

Gegen den Alkoholismus und die Syphilis kämpfen auch wir. Auch wir haben allen Grund den vielfachen Krankheiten des Volkskörpers durch Versuch einer Heilung von innen heraus, durch den Appell an das Volksgewissen zu Leibe zu gehen.

Gewiß sind wir sehr verschieden von den Franzosen. Aber es ist unangebracht, ja töricht und gefährlich, die Unterschiede zu übertreiben. Wir wurzeln alle in einer Kultur. Franzosen und Deutsche leben und sterben mit der gemeinsamen europäischen Kultur, die sie jetzt in gegenseitigem Kampf gefährden anstatt sie im Wetteifer zu verteidigen.

An einer Stelle seines Buches spricht Nostradamus auch von der französischen Sprache und sagt von ihr, daß sie weder reich, noch schön, noch wohlklingend sei. Welch törichtes Wort, und wie lehrreich in seiner Unbesonnenheit. Dem Franzosen ist das Französische seine Muttersprache; das will besagen, es ist ihm die reichste, schönste, wohlklingendste Sprache der Welt. Es hilft gar nichts, daß Nostradamus die Armut und Gebundenheit des Wortschatzes, der Grammatik und Syntax ins Treffen führt, weder dem Franzosen noch dem nichtfranzösischen Kenner der französischen Sprache vermag er seine Behauptung zu beweisen. Der Wohlklang, die Schönheit und der Reichtum lassen sich auf Grund des Vokalismus, der Konsonantenverbindung, der Formenlehre und des Satzbaus in allgemein gültiger Weise weder beweisen noch aberkennen. Jede Sprache ist auf ihre Art reich, mit ihren Mitteln schön, oder vielmehr jede Sprache erzeugt sich beständig neu im Munde des Menschen, der sie spricht und mit ihrer Hilfe den Gedanken formt oder die Schönheit gestaltet. Die französische Sprache ist reich genug gewesen, um das reiche kulturelle Leben, das dem französischen Volke vergönnt war, im sprachlichen Gebilde widerzuspiegeln, um alles das in vollendeter Form zum Ausdruck zu bringen, was die Nation in allen ihren Gliedern gefühlt und gedacht hat.

Es gibt in der Sprache nur Leben und Entwicklung, es gibt keinen Verfall. Auch die Epochen scheinbarer Dekadenz haben die Biegsamkeit und Gestaltungsfähigkeit der Sprache immer nur gefördert. Wie mit der Sprache aber, so ist es mit der Kultur eines Volkes im allgemeinen, solange nur das Volk ein eigenes nationales Dasein führt. Alle Dogmen haben ihre Zeit. Vielleicht werden wir auch das Dogma von der Dekadenz Frankreichs einmal einer Revision unterziehen müssen.

MAX VON BOEHN, *Vom Kaiserreich zur Republik.* Eine französische Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Kleinquart, XVI + 491 S. Hyperionverlag, Berlin 1917. Preis geb. 28 Mark.

Das Dekadenzdogma ist diesem Buche fremd. Sein Verfasser sieht nicht den drohenden Verfall Frankreichs, er sieht nur Kampf, Streben, Entwicklung des französischen Geistes. Mit Recht erscheint ihm Frankreich als der Schauplatz, auf dem im 19. Jahrhundert „die Mächte des Beharrens und des Fortschritts miteinander rangen.“ Bis in die letzte Zeit hinein ist kein Nachlassen der streitenden

Kräfte zu verspüren, ja, die letzte große gesetzgeberische Tat der Republik, die Trennung von Staat und Kirche, die Durchführung des Grundsatzes, daß Religion Privatsache sei, hat gezeigt, daß Frankreich noch immer an der Spitze der Zivilisation marschiere (S 410). Es wäre vielleicht gerecht und billig gewesen, wenn der Verfasser darauf aufmerksam gemacht hätte, daß die Durchführung dieses Gesetzes mit manchen beklagenswerten Härten verbunden war, daß in den toleranten Gedanken sich eine starke Dosis Intoleranz mischte, daß es eine Zeit lang in Frankreich leichter und praktischer war, zu den Freidenkern zu gehören als zu den gläubigen Katholiken. Diese unschönen Begleiterscheinungen waren die Spuren jenes erbitterten Kampfes, der auch heute noch nicht abgeschlossen ist. Aber sie werden schwinden, und es wird nur das im Kampf Errungene als Gewinn übrig bleiben. Es ist mit dem optimistisch gestimmten Verfasser zu hoffen, daß die französische Demokratie — die Demokratie überhaupt — aus allen Schwierigkeiten heraus ihren Weg und ihren Stil finden wird.

Die Geschichte des modernen Frankreich ist die Geschichte seiner Demokratisierung. Wer diese Geschichte schreiben will, auch der muß mit einem Tropfen demokratischen Öles gesalbt sein Sehr bald merkt der Leser, daß der Verfasser dieser neuen französischen Kulturgeschichte ein Mann von freiheitlichen, demokratischen Anschauungen ist. Ein Mann, der über den Vorurteilen steht, die wie Krankheitsstoffe in der Welt umherschwirren. Ein Mann mit weitem Gesichtskreis, der sich losgemacht hat von den Fesseln, wie sie Tradition, Macht, Besitz, Rang, Alter, Herkunft den Menschen zu allen Orten und Zeiten angelegt haben. Ein Mann, der innerlich frei ist, im allgemein Menschlichen wurzelt und alle Regungen des Menschlichen, alles was strebt und sich entfalten will, begreift und liebt. Ein Demokrat, ein Idealist, zugleich ein Mann von Geschmack, ein Ästhet.

Sein Buch lag bereits im Dezember 1913 völlig abgeschlossen im Manuskript vor und sollte zu Weihnachten 1914 erscheinen. Der Krieg hat diese Absicht vereitelt. Nun hat es der Verlag zu Weihnachten 1917 herausgebracht, in der Hoffnung, daß das Werk, gerade weil es nicht aus den Wirrungen schmerzlicher Gegenwart heraus, sondern in Zeiten ruhigster Besonnenheit bei lebendigstem Verständnis für französisches Wesen niedergeschrieben wurde", den Lesern wertvoll sein müsse.

Aus einem edlen Wunsche heraus ist das Buch geschrieben worden. Mit Schmerz und Besorgnis sah der Verfasser, wie hüben und drüben das Bewußtsein in gemeinsamer Arbeit am gemeinsamen Kulturbesitz zu schaffen, mehr und mehr verloren ging, wie Unverstand und Egoismus eine immer höhere Mauer zwischen den beiden Völkern aufrichteten, wie die Zeitungen in gegenseitigen Verdächtigungen und Beschimpfungen arbeiteten, wie Nationalisten und Militärs mit dem Gedanken des Zukunftskrieges spielten; er erkannte die Gefahr und wünschte mit seinem Buch ein Wort der Verständigung sagen zu können.

Für seine hochgesteckte Aufgabe bringt der Verfasser außer

seinen freiheitlichen politischen Grundsätzen eine Reihe guter Eigenschaften mit. Er besitzt reiche Kenntnisse, die er sich erworben hat durch das Studium der einschlägigen kulturhistorischen Werke, besonders der Arbeiten von Rambaud (*Histoire de la civilisation contemporaine en France*, zuletzt 1912), und von Levasseur (*Histoire des classes ouvrières et de l'industrie en France*, 1903), (*Questions ouvrières et industrielles en France sous la troisième République*, 1907), (*Histoire du commerce de la France*, 1912). Er kennt zahlreiche Werke der Memoiren- und Briefliteratur des 19. Jahrhunderts, weiß Bescheid in der Literatur und in der bildenden Kunst. Von deutschen Verfassern, die über Frankreich geschrieben haben, beschränkt er sich auf Heinrich Heine und Carl Hillebrand. Außer guten Kenntnissen besitzt er ein gutes Verständnis für geschichtliche Entwicklung, einen hellen Blick für die großen Strömungen und Zusammenhänge, sowie für die Besonderheiten einer jeden Epoche innerhalb der Gesamtentwicklung. Er besitzt schließlich in hohem Maße das Geschick, aus der gewaltigen Stoffmasse das Wichtige und Wissenswerte herauszuheben und in gewandter, flüssiger und anregender Darstellung vorzutragen.

Mit Hilfe dieser Kenntnisse und Fähigkeiten hat von Boehn zwar kein tiefgreifendes Werk der wissenschaftlichen Forschung gegeben, das dem erfahrenen Kulturhistoriker neues Material unter neuen Gesichtspunkten brächte — es war auch gar nicht seine Absicht — dafür aber hat er ein sehr gutes und lehrreiches Werk für jedermann, für Gelehrte und Laien, für den gebildeten Leser geschrieben, der einen Überblick über das gesamte geistige und materielle Leben Frankreichs seit 1815 gewinnen will. Die Politik, der Kampf der Parteien um die Macht, die Auseinandersetzung der verschiedenen hemmenden und vorwärts dringenden Kräfte des Landes, der Weg vom Gottesgnadenkönigtum der wieder eingesetzten Bourbonen bis zur heutigen demokratischen Republik, die Rolle der Kirche und des Klerus im Wandel der Zeiten, der Gegensatz zwischen Kapitalismus und Arbeiterschaft, die Entwicklung von Handel, Industrie und Verkehr, die Ablösung der rein politischen Diskussionen des schönrednerischen Liberalismus durch die brennende Wirklichkeit der sozialen Frage, gesellschaftliche Kultur und Sitte, Vergnügungen und Feste, Luxus und Laster, Liebhaberei und Mode, die Literatur und die Kunst in ihrem Zusammenhang mit der wechselnden Zeit, ihrem Gehalt und ihrem Formbedürfnis — in gedrängter Fülle läßt der Verfasser Ereignisse und Gestalten an seinen Lesern vorüberziehen, ohne je zu ermüden oder zu verwirren. Bei keiner Erscheinung hält er sich lange auf. Anlage und Bestimmung des Buches verhindern von vornherein ein tieferes Eingehen auf die einzelnen politischen, sozialen, gesellschaftlichen und künstlerischen Probleme. Der Verfasser gibt keine Diskussion, sondern Erzählung; objektive Erzählung, belebt durch zahlreiche, glücklich gewählte Zitate, durch diskret eingestreute Anekdoten und durch veranschaulichendes, statistisches Zahlenmaterial.

Es ist nur natürlich, daß bei einem so inhaltreichen Werk der Kritiker hier und da Lücken entdeckt und Wünsche vorzubringen

hat. Auffallend ist, daß das letzte Kapitel, das von der jetzigen Republik handelt, kürzer geraten ist als z. B. das erste, das die Zeit der Restauration behandelt. Abgesehen von dem Umstand, daß hier ein viel längerer Zeitraum zu schildern war, der längste von den fünf Zeiträumen, in die ganz von selbst die Geschichte Frankreichs seit 1815 zerfällt, ist doch wohl auch diese Epoche von ganz besonders starken und bedeutsamen Kämpfen und Verwicklungen erfüllt. Gerade die Probleme, mit deren Bewältigung die französische Republik vor dem Kriege beschäftigt war, die nun am entschlossensten einsetzenden Versuche, die Demokratie zu verwicklichen, mußten den Verfasser zu besonders eingehender Darstellung reizen. Die Trennung von Staat und Kirche, die Reform des Unterrichtswesens, die Einführung der Preßfreiheit, die Arbeitergesetzgebung, die neue Wendung zum Nationalismus, die Verquickung der inneren Politik mit der allgemeinen Weltlage, alles das, was im Kampf errungen wurde und doch weiter als Problem bestehen bleibt, was so charakteristisch für das noch so unfertige Gesicht der französischen Demokratie ist, was wir kennen müssen, um ihr gerecht zu werden, weil es in seinem problematischen Gehalt auch uns angeht, mögen wir es begrüßen oder ablehnen, so manche Fragen und Ereignisse hätten wohl eine ausführlichere Darstellung verdient.

Auch die Bedeutung mancher Persönlichkeiten für die französische Kultur hätte mehr herausgearbeitet werden können. Renans Bedeutung erschöpft sich nicht mit seiner *Vie de Jésus*. Taine wird kaum genannt. Aber gerade durch das Studium der Persönlichkeiten und Werke dieser beiden Männer kann man die Windungen des französischen Gedankens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in sehr lehrreicher Weise erkennen. Als Zuschauer, Kritiker und Förderer des geistigen Lebens ihrer Zeit sind sie gleich interessant. Auch in der Auseinandersetzung mit ihnen, in Freundschaft und Feindschaft besonders zu Renan und seiner Geistesart vollzieht sich die Entwicklung; ganz grob ausgedrückt vom Humanismus zum Nationalismus der jüngsten Tage. Auch die für die moderne kirchliche Bewegung so charakteristische Figur Brunetières mit Gleich- und Ähnlichgesinnten fehlt. Auch Bergson, selbst wenn er nur Modephilosoph sein sollte, hätte genannt werden können. Bei der Behandlung der Literatur ist die bedeutsame Gruppe der Parnassiens mit ihrem Führer Leconte de Lisle ausgelassen, ebenso Sully Prudhomme. Das moderne Theater kommt zu kurz weg. Die Bestrebungen des von Antoine gegründeten *Théâtre libre* werden nicht erwähnt. Wohl erscheint Brieux, aber weder Paul Hervieu, Maurice Donnay, noch als Kontrastfigur zum Boulevard-Sitten- und Gesellschaftsdrama François de Curel. Doch diese Ausstellungen sollen nicht mehr als Wünsche sein. Niemand kann alles geben.

Ein Hauptbestandteil des Buches sind die Illustrationen. Es enthält 224 Textillustrationen, 10 mehrfarbige und 14 einfarbige Tafeln. Sie sind die notwendigen Ergänzungen zum Text, mit Sachkenntnis und Geschmack ausgesucht und sinngemäß verteilt. Es sind Porträts, Ansichten, Straßenbilder, Genrebilder, Karikaturen,

Grotesken; Bilder ohne Ausnahme von kulturhistorischem Interesse oder von künstlerischem Wert

Über das ganze Werk verstreut sind, auf blauem Kartonpapier gezogen, über ein Dutzend Modebilder, aus zeitgenössischen Modezeitschriften bis zur künstlerisch geleiteten *Gazette du bon ton* Bilder, die den Wechsel der eleganten weiblichen Kleidung zeigen. Ein gedrängtes Kapitel über die französische Mode im 19. Jahrhundert schließt das Buch.

Man könnte fragen, ob es zweckmäßig war, diese Bilder aus Modejournalen über das ganze kulturgeschichtliche Werk zu verteilen. Ob der Gegenstand, die Geschichte eines Volkes in Kampf und Blut, der Gang der Menschen und Ideen durch beständige Erschütterungen und Leiden, das ewige Widerspiel zwischen dem erträumten Ideal und der brutalen Wirklichkeit, nicht zu ernst und schwer wäre, als daß man es so begleiten dürfte von den Bildern der weiblichen Eitelkeit und Putzsucht. Aber wer wollte so pedantisch sein, um die Frage wirklich zu stellen. Die Kultur ist nicht nur die Idee, sondern auch das Kleid. Sie ist nicht nur das Ideal, sondern auch die Sinnlichkeit. Neben dem Erhabenen steht im Leben die Frivolität. Der Gang der menschlichen Ereignisse bestimmt sich nicht nur durch die Gedanken und Taten des Mannes, sondern auch durch die Bedürfnisse der Frau.

Annette Kolb, *Briefe einer Deutsch-Französin*. 4. Aufl. Berlin, Erich Reiß Verlag. 1917. 160 S. Preis geh. 3 M.

Annette Kolb hatte sich Anfang 1915 heftige Angriffe gefallen lassen müssen, weil sie es gewagt hatte, in einem Dresdener Vortrag[1] die in einem Teile auch der deutschen Presse — in unvollkommener Nachahmung des *Matin* — geübte verhetzende Herabwürdigung des Gegners im Kriege aufs schärfste zu verurteilen. Aus dem Buch, das sie dann veröffentlicht hat, gewinnt der Leser ein deutliches Bild ihrer Persönlichkeit. Ihrer Abstammung nach gehört sie beiden Völkern, Deutschen und Franzosen, an und erlebt daher mit doppeltem Schmerz, doppelter Leidenschaft, doppelter Empörung das Grauen dieses Krieges. Mehr als doppelt, ins Unendliche gesteigert ist ihre Qual. Sie hatte den Glauben an die kulturelle Vereinigung von Frankreich und Deutschland gehegt, sie war sich selbst in ihrer liebenden Sympathie für die schönsten und edelsten Eigenschaften der beiden Nationen als die lebendige Verkörperung ihrer dauernden Versöhnung vorgekommen und muß sich nun in ihren Träumen, in sich selbst elend zusammengestürzt wiederfinden. In ergreifenden Worten, die sich manchmal zu verworrendichterischer Erregung steigern, stoßweise, verzweifelt vertraut sie den an einen teueren Verstorbenen gerichteten Briefen ihr fast unerträgliches Leid, ihren Abscheu vor dem Kriege, ihre mit so viel klarsehender Besorgnis durchsetzte Liebe zu Deutschland und Frankreich an.

[1] Der Vortrag ist den Briefen als Anhang beigegeben.

Mit Verständnis und Teilnahme werden alle diejenigen ihre Urteile und Klagen lesen, die fester als sie im Heimatboden und nur in ihm wurzelnd, ihr Studium der liebevollen Erforschung der fremden Geistesart gewidmet und wie sie ihr Leben in den Dienst der Völkerversöhnung gestellt haben. Sie werden ihr auch die Anerkennung nicht versagen, daß sie furchtlos ihre Meinung ausgesprochen hat in einer Zeit, als die große Masse noch wenig empfänglich für solche Bekenntnisse war.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

KURT FEHLER, *Erweiterung und Vertiefung des französischen Wortschatzes*, ein Hilfsbüchlein für Schüler aller Arten von Lehranstalten übersichtlich zusammengestellt und mit Beispielen versehen. Breslau. Trewendt u. Granier's Verlagsbuchhandlung, 1917. 48 S. Geh. M. 0,60.

Nicht so ausführlich wie Wagner in seinem *Wortschatz der unregelmäßigen Verben*, eingehender aber als Kühn in seiner *Französischen Schulgrammatik* will F. in seinem Heft, das neben jedem französischen Lehrbuch, wenigstens neben jedem der Reformmethode huldigenden, Verwendung finden kann, für Quartaner und Tertianer in erster Linie den mit den sog. unregelmäßigen Verben zusammengehörigen Wortschatz zusammenstellen und durch Beispiele erläutern. Der unklar gehaltene Titel läßt diese Einschränkung nicht vermuten, müßte deshalb unbedingt deutlicher gefaßt werden. Unübersichtlich und zuweilen wenig folgerichtig ist auch die Druckanordnung. Daß viele Beispiele unserer großen Zeit entnommen sind, wird man nur billigen, weniger aber den Umstand, daß sich der Verf. öfters mit halben Sätzen oder bloßen Nebensätzen begnügt. Wenn F. dem oben angedeuteten methodischen Standpunkt entsprechend auf Angabe der deutschen Bedeutung fast ganz verzichtet (Ausnahme S. 16), so wird doch der Unterricht gerade bei solchen Wortgruppen auf eine klare Erkenntnis der Bedeutung der nach ihrer Ableitung verwandten Wörter nicht verzichten dürfen, wird vielmehr gerade in der ähnlichen Verwandtschaft deutscher Ausdrücke eine wirksame Unterstützung für die Erkenntnis und Einprägung des Wortschatzes finden. Beispiele vermögen in solchen Fällen wohl viel, aber — und vor allem einem Kinde — doch nicht alles zu sagen. Deshalb ist es aber nicht unbedingt nötig, daß die deutsche Bedeutung auch in der Unterrichtsstunde immer genannt wird. Warum fehlen übrigens bei vielen Verben die Beispiele?

Einem Bedürfnis kommt das Büchelchen tatsächlich entgegen. So sehr M. Walter eine ähnliche Verarbeitung des Wortschatzes befürwortet hat, in neusprachlichen Lehrbüchern wird bis jetzt nur in den seltensten Fällen genügend Gebrauch davon gemacht. Eine rühmliche Ausnahme bildet in dieser Hinsicht der hier ebenfalls besprochene Lehrgang der französischen Sprache von Martin-Gruber,

der auch F. bei einer etwaigen Neuauflage gute Dienste leisten könnte.

Die Anordnung der Verben geschieht im allgemeinen nach den Endungen. Doch auch hier mangelt es an Übersicht; vor allem vermißt man ein alphabetisches Verzeichnis der Zeitwörter. Auch von Druckfehlern ist das Büchlein nicht frei.

N. MARTIN und K. GRUBER, *Lehrbuch der französischen Sprache* für Höhere Mädchenschulen. V./VI. Teil. 188 S. M. 2,95.

— —, *Französische Grammatik* für die Oberstufe Höherer Mädchenschulen. 175 S. M. 2,35. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1917.

Vorliegender abschließender Band, für den die Bezeichnung V. Teil genügt hätte, wenn er auch das 5. und 6. Unterrichtsjahr umfaßt, ist nach den gleichen Grundsätzen bearbeitet wie die vorhergehenden[1], nur daß mit Recht die Behandlung des Stoffes entsprechend dem reiferen Alter der Schülerinnen eine freiere ist.

Der von Lektion zu Lektion planvoll sich ergänzende Lesestoff ist wiederum stilistisch hervorragend; es finden sich Namen wie Molière, Voltaire, Rousseau, Balzac und Daudet darunter. Stellt er auf diese Weise eine gute Verbindung mit der Lektüre französischer Meisterwerke und eine nützliche Vorübung für die Kenntnis der Literatur dar, so ist er andererseits auch derart gewählt, daß sittliche Bedeutung, wissenschaftliche Belehrung und Anpassung an die entsprechenden grammatischen Aufgaben sich glücklich vereinen.

Bei Eigennamen wie «Rosny» (S. 3), «la Sorbonne» (S. 14), «Chapelle» (S. 26), «le duc de la Rochefoucauld-Liancourt» (S. 52) u. a. hätten, wie dies in anderen ähnlichen Fällen (z. B. S. 23) geschieht, erklärende französische Anmerkungen beigefügt werden können, die gleichzeitig eine gute Vorübung für einsprachige Lektüreausgaben darstellen. In demselben Sinne begrüße ich die manchen Lektionen beigegebenen *Explications*.

Die deutschen Stücke ergänzen das eine oder andere der vorausgehenden französischen Stücke. Beide machen mit den bedeutendsten Männern und Erscheinungen der Geschichte und des Geisteslebens Frankreichs, dem Leben des Alltags und der Gegenwart bekannt, führen also auch bis in die Zeit des Weltkriegs. Der Anhang enthält neben einer reichhaltigen Gedichtsammlung, die allen Anforderungen der Schulen genügen dürfte, deutsche Wiederholungsstücke über die wichtigsten grammatischen Kapitel, nimmt mit Briefmustern, Rechnungen u. dgl. auf praktische Bedürfnisse Rücksicht und bietet beachtenswerte Stoffe für Diktate, die etwa für die Einübung von Homonymen oder bestimmter grammatischer Aufgaben besonders hergerichtet sind. Ebenso lehrreich sind die von den Schülerinnen nach gegebenen Mustern geforderten Umformungen französischer Sätze zur Einübung grammatischer Schwierigkeiten, etwa Verwandlung der direkten in die indirekte Rede,

---

[1] Vgl. *N. Spr.* XXIV, 568, und XXV, 568.

die wir dem Werke recht bald wünschen, um so vollkommener dastehen möge. Dann wird sich auch für ein ausführliches alphabetisches Inhaltsverzeichnis noch Raum finden lassen.

Darmstadt. ALBERT STREUBER

Meyers Sprachführer: *Italienisch.* Taschenwörterbuch für Reise und Haus von Prof. Dr. BERTHOLD WIESE. Vierte, neu bearbeitete Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. In Leinen gebunden 3 M

Dieser in den beiden ersten Auflagen von Kleinpaul verfaßte, seit der dritten Auflage von Wiese neubearbeitete italienische Sprachführer hat in der vierten Auflage weitere Verbesserungen erfahren. Das Wörterbuch gibt nicht nur in wohl vollkommen ausreichendem Maße die Wörter, die man auf der Reise gebrauchen könnte, sondern faßt auch unter bestimmten Rubriken Wörter, Wendungen, Fragen, Antworten zusammen, die zu wissen in ganz besonderen Fällen dem Reisenden von Wichtigkeit sein müssen. Solche besonderen Rubriken sind etwa Eisenbahn, Schiffahrt, Droschkenfahrt, Fahrrad, Paßwesen, Zoll, Post, Telephon, Hôtel, Essen, Trinken, Schlafen, Rechnung bezahlen, Arzt, Krankheit, Bad, Geldgeschäfte, Einkäufe in Buchhandlungen, beim Schuhmacher, beim Schneider, beim Optiker, Unterhaltung, Kartenspiel, Schachspiel, Theater, Musik, Museum, Sport, Rauchen, Anrede, Briefschreiben, Zeiteinteilung usw. Vergnügungs- und Studienreisen nach Italien kommen jetzt nicht in Betracht, dahingegen könnte das Wörterbuch soldatischen Benutzern in Oberitalien gute Dienste leisten. — Ein ganz kurzes italienisch-deutsches Wörterverzeichnis, Ausspracheregeln und ein gedrängter grammatischer Anhang sind dem Wörterbuch beigegeben. Die nicht wissenschaftlich durchgeführte Lautschrift kann zur Not genügen; immerhin hätte es möglich sein müssen, offene und geschlossene e und o voneinander zu unterscheiden. Auch die betonten Silben hätten angedeutet werden sollen. Die Erfüllung dieser beiden Forderungen würde den Wert des trefflichen Sprachführers noch bedeutend erhöhen.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

BAND XXVI JULI-SEPTEMBER 1918 HEFT 3/4

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT
FÜR DEN
NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT

IN VERBINDUNG MIT
WALTHER KÜCHLER UND THEODOR ZEIGER
HERAUSGEGEBEN
VON
WILHELM VIËTOR

MARBURG IN HESSEN
N. G. ELWERT'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
1918

AUSGEGEBEN AM 20. AUGUST 1918.

Die Neueren Sprachen erscheinen jährlich in 10 Heften zum Preise von ℳ 12.— für den im April beginnenden Band. Preis für Mitarbeiter ℳ 9.— portofrei direkt. Frühere Jahrgänge nur zum *erhöhten Einzelpreis von M. 15.—*. Für neue Abonnenten bleibt der Friedenspreis von M. 12.— trotz der erheblich vermehrten Herstellungskosten bestehen.

Infolge der Zensurbestimmungen kann leicht eine Verzögerung in der Ausgabe der Hefte eintreten, was die Bezieher der Zeitschrift freundlichst beachten wollen. Die behördlich angeordnete Einschränkung des Papierbezugs zwingt zur Ausgabe des 26. Bandes in *Doppelheften*.

Inhalt.

Seite

Ernest Renans Abkehr vom Glauben. Von WALTHER KÜCHLER in Würzburg 97

Probleme und Entwicklungsmöglichkeiten des englischen Grammatikunterrichts. Von E. H. BUDDE in Hannover-Kirchrode . . . 117

Zum gleichen Thema. Von W. V. 138

George Merediths Romankunst. (II.) Von PHIL. ARONSTEIN in Berlin 140

VERMISCHTES.

Lautgestaltung und Bedeutungswechsel französischer Wörter in den elsässischen Mundarten. Von KARL BERGMANN in Darmstadt . 156

Bemerkungen zur Methodik des Türkischen. III. Von KARL LOKOTSCH in Köln 159

Französische militärische Fachausdrücke. I. Von PFAU in Hannover, z. Zt. im Felde 161

50 Jahre deutscher Kulturarbeit. Von W. V. 165

Akademie und Fremdwörter. Von W. V. 167

Neuphilologischer Ferienkurs in Dresden 168

ANZEIGER.

H. Logeman, *A Commentary, Critical and Explanatory, on the Norwegian Text of Henrik Ibsen's Peer Gynt.* — Lorenz Morsbach, *England und die englische Gefahr.* — Georg Baesecke, *Wie studiert man Deutsch?* — Otto Böckel, *Das deutsche Volkslied.* — Von der Pfordten, *Deutsche Musik.* Von OTTO WEIDENMÜLLER in Flensburg 169

1. H. Düring, *Practical Commercial English.* — 2. Ernst Brandenburg und Carl Dunker, *The English Clerk.* — 3. Richard Krüger u. Georg Schmidt, *Lehrbuch der englischen Sprache.* — 4. a) Johannes Oberbach, *Englische Handelskorrespondenz in Mustern und Aufgaben.* — b) Ders., *Kleine Englische Handelskorrespondenz in Mustern und Aufgaben.* — 5. Frank Henry Gschwind, *An English Reader for Commercial Schools.* — 6. A. Baumgartner, *Corrispondenza commerciale inglese.* — 7. Albert Thouaille and E. E. Whitfield, *First Steps in Commercial French.* — Lorenz Morsbach, *Universität und Schule mit besonderer Berücksichtigung der englischen Philologie.* — Sophie Hamburger, *New English Lessons for Foreign Students.* Von WALTHER FISCHER in Würzburg 175

Carl Appel, *Bernart von Ventadorn.* Von WALTHER KÜCHLER in Würzburg 180

1. L. v. Marnitz, *Russisches Elementarbuch.* — 2. E. Friedrichs, *Kurzgefaßte systematische Grammatik der russischen Sprache.* — 3. *Izučeniĕ inastrannüch jĭzü'kof legča'čĭmi i skar'čmi spasabami.* Von OTTO BADKE in Stralsund 185

1. Otto Eberhard, *Heures de Liberté de Lionel Morton.* — 2. Ders., *Je parle français.* — 3. Nic. Bolt, *Peterli.* Von OTTO BADKE in Stralsund 188

E. Nader, *Praktische Methodik des Unterrichts in der englischen Sprache.* Von ALBERT STREUBER in Darmstadt 189

Von Zieg[illegible] *[illegible]iederländischer Sprachführer.* Von B. GASTER in An[illegible] 190

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT
FÜR DEN
NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT.

BAND XXVI. JULI-SEPTEMBER 1918. HEFT 3/4.

ERNEST RENANS ABKEHR VOM GLAUBEN.

Ernest Renans Heimat ist das bretonische Küstenstädtchen Tréguier, das langsam um ein im 5. Jahrhundert von dem Inselbretonen Tudwal gegründetes Kloster entstanden und im 9. Jahrhundert der Sitz eines Bischofs geworden war. Die Jahrhunderte hindurch hatte es seinen klösterlichen, geistlichen Charakter bewahrt. Ganze Straßenzüge bestanden aus klösterlichen Gebäuden, aus Wohnungen geistlicher Herren. Eine wohlhabende Bürgerschaft hatte sich nicht entwickeln können, unbedeutend war der Hafen geblieben. Kurz vor der Revolution zog vom Land kleiner, alteingesessener Adel in das stille Städtchen. Beim Ausbruch der Revolution floh der Bischof. Zwar wurde das Bistum nie wieder hergestellt, aber im 19. Jahrhundert blühte das geistliche Leben von neuem wieder auf.

In diesem „Nest von Priestern und Mönchen" verlebte Renan seine Kindheit, in dieser von der profanen Außenwelt fast abgeschlossenen Stätte, «où l'on appelait vanité ce que les autres hommes poursuivent et où ce que les laïques appellent chimère passait pour la seule réalité[1]».

Der Knabe liebte diese alte, schweigende, dunkle Stadt. Wenn er gelegentlich zu Verwandten in ein benachbartes Städtchen weltlichen Charakters kam, so fühlte er sich dort unbehaglich und strebte zurück in die Stadt der Klöster und Kirchen. Manche Stunden stiller Versenkung verlebte er in der Kathedrale aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, in den Klöstern und Klosterhöfen, in der Gesellschaft der toten Ritter und Rittersfrauen, die mit dem Windspiel zu ihren Füßen und einem steinernen Licht in der Hand ihren ruhigen Schlaf dort schliefen.

Von frühester Kindheit an atmete Renan im Religiösen. Die

[1] *Souvenirs d'enfance et de jeunesse* S. 7.

Menschen, die Häuser, das Land, alles Leben um ihn herum war von den Geheimnissen des Religiösen, der frommen Legende, des naiv-primitiven Aberglaubens erfüllt. Auf den Feldern konnte er die einsamen Kapellen und kleinen Heiligtümer gar mancher, in der übrigen Christenheit unbekannter, uralter Lokalheiliger sehen. In traumhaften Schauern schaute er durch die halbgeöffneten Türen in das Innere der Kapellchen, erblickte er auf dem Altar die hölzernen Statuen, deren seltsam wildes Aussehen ihn mit abergläubischem Schrecken erfüllten.

Beim Tode seines Vaters führte ihn die fromme Mutter zur Kapelle des heiligen Yves, des volkstümlichsten Heiligen der Gegend, des Beschützers der Armen, der Witwen und Waisen, und übertrug ihm die Patenschaft über ihr Kind.

Sie, die mit dem Volksleben innig vertraute, konnte aus dem reichen Schatz ihrer Erinnerungen dem empfänglichen Knaben unzählige merkwürdige Legenden von Heiligen erzählen. Sie erzählte lebendig und wußte mit geistvoll feiner Kunst Wirklichkeit und Erfindung ineinander übergehen zu lassen und anzudeuten, daß im Grunde alle diese Dinge nur wahr seien in der Idee.

Renan glaubt auf diese Erzählungen und Eindrücke der Jugend seinen Hang zur Mythologie und auch die Fähigkeiten, die ihm bei seinen historischen Studien geholfen hätten, zurückführen zu dürfen: «J'y ai pris une sorte d'habitude de voir sous terre et de discerner des bruits que d'autres oreilles n'entendent pas[1].»

Die Erziehung des so in uralter religiöser Tradition, in der Atmosphäre volkstümlichen, heidnisch-christlichen Aberglaubens aufwachsenden Knaben lag in den Händen von Priestern. Renan besuchte das kleine Priesterkolleg von Tréguier.

Der Unterricht, den er dort empfing, war etwa derselbe, den man auch schon zweihundert Jahre vorher in den strengen religiösen Anstalten empfangen konnte. Die Unterweisung in Geschichte, Literatur und Naturgeschichte war höchst mangelhaft. Ängstlich wurde den jungen Gemütern alles Weltliche und Zeitgenössische als gefährliche Kost vorenthalten. Die französische Poesie endete mit dem Gedicht von Louis Racine über die Religion, allenfalls mit dem Abbé Delille. Der Name Lamartines wurde nur spöttisch genannt. Von Victor Hugo

---

[1] Ebd. S. 86 f.

wußte und erfuhr man nichts. Um so eifriger wurde die harmlosere Mathematik gepflegt; so eifrig, daß der junge Renan, der sich ihr mit dem größten Interesse hingab, bei Tag und bei Nacht von ihr träumte. Gründlich und gewissenhaft lehrten die lateinfesten Lehrer auch die lateinische Grammatik.

Der Zweck des Unterrichts war nicht die Vermittlung von Kenntnissen um des Wissens willen, das Ziel war die moralische Erziehung.

Renan hat diesen würdigen Priestern, so lückenhaft und einseitig ihr Unterricht auch war, zeitlebens aufrichtigen Dank gezollt. „Ihnen verdanke ich, was Gutes in mir sein mag," schreibt er in seinen Erinnerungen. „Sie lehrten mich die Wahrheit zu lieben, die Vernunft zu achten, das Leben mit Ernst zu ergreifen." Sie gaben ihm einen Besitz an moralischem Gefühl, das allen Versuchungen späterer Zeit widerstand. Durch sie hat er erfahren, was absolute Tugend, und was der Glaube ist. Später hat er glänzendere und klügere Lehrer gehabt, nie verehrungswürdigere.

In Erinnerung an diese Priesterbelehrung der Kinderzeit konnte der rückwärts schauende, seines Lebens Arbeit und Sinn überdenkende Gelehrte das schöne und tiefe Bekenntnis ablegen: «Au fond, je sens que ma vie est toujours gouvernée par une foi que je n'ai plus[1].»

*

Wie Renan diesen seinen Kinderglauben verloren hat, genauer, welche Mächte die Entscheidung in dem schweren Kampfe gebracht haben, den er in jungen Jahren, als Schüler im Priesterseminar zu Paris, mit Gott geführt hat, soll auf den nachfolgenden Blättern zu schildern versucht werden. Besonderer Nachdruck soll dabei auf die Darstellung der aus Deutschland ihm zuströmenden Einflüsse gelegt werden.

Renan selbst, in seinen Erinnerungen, schreibt der deutschen Philologie und Bibelkritik den entscheidenden Einfluß bei seiner Abkehr vom Glauben und von der Kirche zu. Um zu dem Ziele zu gelangen, zu dem andere ohne Anstrengung kämen hätte er die Verarbeitung der gesamten deutschen Exegese gebraucht; sechs Jahre des Nachsinnens und der angestrengtesten Arbeit, um zu erkennen, daß seine Lehrer nicht unfehlbar wären.

[1] Ebda. S. 12.



Nicht philosophische, moralische oder politische Gründe hätten ihm den Glauben zerstört, sondern Philologie und Kritik[1].

Man hat die Wahrheit dieser Aussage in Zweifel gezogen. Einer der besten Biographen Renans, Gabriel Séailles, gibt der Ansicht Ausdruck, Renan habe aus wissenschaftlicher Koketterie, um mehr Einheit in das Drama seines intellektuellen Lebens zu bringen, seine Behauptung aufgestellt[2].

Aber es ist kein Grund vorhanden, Renans Darlegungen zu bestreiten. Abgesehen von der Übertreibung der Zahl der Jahre bleibt sie richtig, wenn man nur eben den Nachdruck auf den endgültigen, entscheidenden Beweggrund legt, der den Bruch herbeiführte.

Allerdings ist ihm, schon ehe er in die Schule der deutschen Sprachwissenschaft und Bibelkritik genommen wurde, sein Glaube ins Wanken geraten.

Schon in der ersten Pariser Schule, in dem von Dupanloup glänzend geleiteten Seminar von Saint-Nicolas (Herbst 1838 bis Herbst 1841), ist ihm nach seinem eigenen Zeugnis die Naivität seines Kinderglaubens verloren gegangen. Das Christentum, wie es ihm in der heimatlichen Klosterschule dargebracht worden war, in seiner schlichten Volkstümlichkeit, in seinem Gegensatz zur unruhigen, äußeren Welt, in seiner einfachen moralischen Strenge, dieses Christentum, ohne daß irgend etwas wie ein Zweifel in ihm aufgestiegen wäre, hat doch damals schon eine starke Einbuße erlitten.

In schön stilisierter Form schildert der gealterte Gelehrte den Unterschied zwischen der in der Bretagne erlebten Kindheitsreligion und der Religiosität, wie er sie in Saint-Nicolas sah: «Ma venue à Paris fut le passage d'une religion à une autre. Mon christianisme de Bretagne ne ressemblait pas plus à celui que je trouvais ici qu'une vieille toile, dure comme une planche, ne ressemble à de la percale. Ce n'était pas la même religion. Mes vieux prêtres, dans leur lourde chape romane, m'apparaissaient comme des mages, ayant les paroles de l'éternité; maintenant, ce qu'on me présentait, c'était une religion d'indienne et de calicot, une piété musquée, enrubanné, une dévotion de petites bougies et de petits pots de fleurs, une théologie de demoi-

[1] Ebda. S. 15. 135. 293.

[2] G. Séailles, *Ernest Renan. Essai de biographie psychologique*, Paris 1895, S. 16.



selles, sans solidité, d'un style indéfinissable, composite comme le frontispice polychrome d un livre d'Heures de chez Lebel[1].»

Was er hier mit der Kunst des großen Schriftstellers schildert, gelangt auch wohl einmal in den Jugendbriefen an seine Mutter einfacher zum Ausdruck. Er erzählt ihr von der Feier des der Maria geheiligten Maimonats: «Comme toujours, il a été magnifique. Tentes superbes, fleurs naturelles, fleurs artificielles, draperies élégantes, lustres étincelants, tout cela a été prodigué pour fêter notre bonne mère[2].» Schon hier klingt es wie eine leise Abkehr von jener spielerischen Pracht, wenn er gesteht, daß das Schönste bei seiner Wallfahrt zu einer Marienkapelle doch gewesen sei, die Andacht all der frommen Seminaristen zusehen.

Nach Beendigung der rhetorischen Ausbildung in Saint-Nicolas trat Renan in das theologische Seminar von Saint-Sulpice. Die ersten zwei Jahre verbrachten die Schüler in einem Landhause in Issy, einem Dörfchen nicht weit von Paris.

Die beiden Jahre in Issy galten als Jahre der Vorbereitung auf das eigentliche Studium der Theologie im Hauptseminar zu Paris und waren der Philosophie gewidmet.

Die im Seminar zu Issy gelehrte offizielle Philosophie war ein für die kirchlichen Bedürfnisse gemilderter Kartesianismus. Der Unterricht war kaum besonders gut. Es war noch die scholastische Methode philosophischer, zum Teil auch in lateinischer Sprache gehaltener Disputationen im Schwange, an denen der lernbegierige Jüngling wohl eine Zeitlang Gefallen finden mochte, die ihn aber auf die Dauer nicht befriedigen konnten[3]. Infolgedessen ergänzte er den Unterricht durch eine ausgedehnte Privatlektüre. Er las Pascal, Descartes, Malebranche, Locke, Clarke, Euler, Thomas Reid, Dugald Stewart[4].

Er war von einem leidenschaftlichen Wissensdrang beseelt. Kaum war er aus dem stillen Haus und dem alten schönen Park herauszubringen. Monatelang verließ er sie nicht. In den zwei Jahren war er wohl nicht ein einziges Mal in Paris. In seinen Erinnerungen nennt er später den schönen, mystischen Park von Issy die zweite Wiege seines Gedankens[5].

Einmal traf ihn einer seiner Lehrer, wie er, in einen dicken

---

[1] *Souvenirs* S. 172f.

[2] *Lettres du Séminaire* (1838—1846), Paris 1902, S. 101.

[3] Ebda S. 234f. [4] *Souvenirs* S. 249. [5] Ebda. S. 227.

Mantel gehüllt, auf einer Steinbank saß und in Clarkes Buch über das Dasein Gottes las: «Oh! le cher petit trésor, dit-il en s'approchant. Mon Dieu, qu'il est donc joli là, si bien empaqueté! Oh! ne le dérangez pas. Voilà comme il sera toujours... Il étudiera, étudiera sans cesse; mais quand le soin des pauvres âmes le réclamera, il étudiera encore. Bien fourré dans sa houppelande, il dira à ceux qui viendront le trouver: Oh! laissez-moi, laissez-moi[1].»

Es war der Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften, der Priester Pinault, der so den verzehrenden Wissensdrang des eifrigen Schülers ironisierte. Mit seinem Unterricht traf er auf alte Neigungen und auf die eigentliche wissenschaftliche Natur Renans, der von Grund aus der rein abstrakten Metaphysik abgeneigt war und in den exakten Wissenschaften die Quelle der Wahrheit sah.

Pinault führte ihn ein in die Erkenntnis der Gesetze des Lebens, wie sie die Naturwissenschaften vermitteln. Unter dem Eindruck seiner Lehren löste sich Renan frühzeitig von dem Dualismus Descartes' los und verwarf den Begriff einer vom Körper losgetrennten Seele. Er erkannte als Gesetz der Welt ein ewiges *fieri*, eine endlose Metamorphose.

Es konnte nicht ausbleiben, daß durch die Beschäftigung mit der Philosophie und durch die neugewonnenen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse etwas ganz Neues in Renans Leben trat. Die naive Sicherheit des unphilosophischen und nicht wissenschaftlich denkenden Menschen wurde ihm zerstört. Er lernte zweifeln an so manchen Meinungen, die er bisher als gewiß hingenommen hatte.

Er lernte zweifeln und gegen den Zweifel kämpfen. Der stürmische Wissenstrieb des Jünglings ist sicher auf das heiße Verlangen nach Wissen und Gewißheit zurückzuführen.

Damals focht er einen Kampf ohne Entscheidung.

Philosophie und Naturwissenschaft gingen neben dem Glauben einher, ohne ihn zu vernichten. Renan wollte sich den Glauben so leicht nicht zerstören lassen. Er richtete sich auf an dem Beispiel des schottischen Philosophen Reid, der Philosoph und gläubiger Geistlicher zugleich war, und hielt sich ganz besonders fest an dem Beispiel und an der Lehre von Malebranche, den er in der Zeit von Issy mit größter Hingabe las. Gerade die

---

[1] Ebda. S. 242 f. [2] Ebda. S. 252.

Lektüre dieses von ihm hochverehrten philosophierenden Priesters war geeignet, den zweifelnden Renan am Glauben und in der Kirche zu halten.

Renans erster Philosophielehrer in Issy, der junge Priester Gotefrey in seiner mystischen Religiosität, verachtete eigentlich die Philosophie und verwarf das allzu große Vertrauen in die Vernunft als unchristlich. Sehr unbedachtsam verletzte er einmal den nach Philosophie und Wissen hungrigen Renan mit den Worten: «Vous n'êtes pas chrétien», warf gerade dadurch den Blitz in sein Inneres und offenbarte ihm rücksichtslos den Gegensatz zwischen Glauben und Vernunft, den Renan selbst zu verhüllen und zu überwinden bemüht war.

Ganz anders Malebranche. Auf jeder Seite seiner Werke, in den *Conversations chrétiennes* wie in der *Recherche de la Vérité*, bemüht sich Malebranche eindringlich zu zeigen, daß gerade die Vernunft zur Erkenntnis Gottes leite, daß das Suchen der Wahrheit nicht von Gott weg, sondern zu ihm hin führe.

Solange Renan Malebranche las, konnte er sich den Glauben an Gott, der sich in den unveränderlich wirkenden Naturgesetzen offenbart, bewahren; solange brauchte sein Schwanken sich nicht zu entscheiden. Solange er nur philosophierte, konnte er immer noch glauben, vielleicht doch noch einmal zum alten festen Standpunkt zurückzukehren.

Daher, als er nun zum ersten Male, im Seminar zu Issy, über sich und die Gestaltung seiner Zukunft nachdachte, mochte es ihm wohl allen Ernstes möglich erscheinen, daß er die Befriedigung der klar erkannten Bedürfnisse seines Geistes im Priesterberufe finden könnte.

Es war ihm schon damals gewiß, daß er nur an einem ruhigen, freien, unabhängigen Leben der Arbeit und des Studiums Gefallen finden könnte, an einem Leben des Geistes, fern von den faden Nichtigkeiten der Welt. Nicht aus religiöser Weltfeindschaft, sondern aus philosophischer Gewißheit, aus der sicheren Kenntnis seines Charakters und seiner persönlichen Neigungen erkannte er, daß es für ihn unmöglich sein würde, im äußerlichen Weltgetriebe zu leben.

Ganz ehrlich glaubte er im Priestertum sein Ideal geistigtätiger Arbeit am besten verwirklichen zu können. Das Priestertum erschien ihm, selbst wenn das Christentum nur eine eitle

---

[1] *Lettres intimes* (1842—1845), Paris 1896, S. 107.



Träumerei wäre, mögen auch so manche feile Seelen in ihm ihr Wesen treiben, als eine erhabene, göttliche Einrichtung. Er glaubte — September 1842 — die Schwierigkeiten des Berufs, die in der Abhängigkeit von einer starren geistlichen Autorität lägen, überwinden zu können. Er redete sich auch vor, daß die dem Priester vorbehaltene Wirksamkeit auf andere Menschen den häßlichen Flecken des Egoismus, der dem glücklichen Dasein des ganz seiner persönlichen Arbeit lebenden Denkers anhafte, beseitigen könnte.

Mit dieser Frage: Was soll aus mir werden? beginnen die seelischen Kämpfe, beginnt das bittere Ringen Renans mit Gott, das nach drei Jahren zum Austritt aus dem Seminar, zur Abwendung vom geistlichen Berufe führte.

Der zwischen Kameraden und Lehrern und Büchern einsame Jüngling fand in diesen Kämpfen Halt und Hilfe bei seiner Schwester.

Henriette, die ältere Schwester, hatte den kleinen Bruder von seinen Kinderjahren an behütet und ihr Leben der Ausbildung seines Geistes gewidmet. Um seine Erziehung zu erleichtern, war sie als Lehrerin nach Paris gegangen. Sie hatte ihm zu einem Freiplatz im Priesterseminar verholfen und ihn in überschwänglicher Freude aus der bretonischen Heimat nach Paris gerufen.

Henriette war eine stille, edle, ganz nach innen gewandte Frauennatur, von tiefem Bildungsdrang beseelt, dem Bruder im Geiste verwandt, ihm überlegen in entsagungsvoller, reiner Güte und klarsehender Willensstärke. Trotz aller Weltabgekehrtheit war sie nicht unerfahren, da sie frühzeitig im Kampf ums Dasein auf sich gestellt war, früh sich hatte gewöhnen müssen, das bittere Brot fremder Leute zu essen.

Solange sie in Paris weilte, sorgte sie unermüdlich für die kleinen täglichen Bedürfnisse des Bruders, für Kleidung, Wäsche, Bücher, und besuchte ihn, so oft sie konnte. Im Januar 1841 verließ sie Paris, um eine Stellung als Hauslehrerin in einer polnischen Grafenfamilie anzutreten. Lange Jahre blieb sie von den Ihrigen getrennt. Das Leben in dem reichen gräflichen Hause war dem feinfühligen und gebildeten Mädchen dauernd eine schwere seelische Last. Sie zog sich gern von den oberflächlichen Unterhaltungen in den Salons zurück in ihre Welt des Studiums und ließ sich unbekümmert als seltsames Original beurteilen.

Auch in der Ferne betätigte sie ihre Liebe zu dem Bruder durch die Tat, durch finanzielle Zuwendungen und durch die unschätzbare moralische Hilfe, die sie ihm in seinen schweren Kämpfen aus dem reichen Schatz ihre Güte und Klugheit spendete.

Der Briefwechsel zwischen den räumlich so weit voneinander getrennten Geschwistern gibt die besten Aufschlüsse über die Stimmung in Renans Seele während der langen und gefährlichen Krise. Während er in den Briefen an die Mutter[1] aus Schonung für die ängstliche und fromme Frau sehr zurückhaltend ist, beschönigt, verschweigt, umschreibt, enthüllt er sich der Schwester ohne Bedenken, berichtet, fragt, bittet um Rat, klagt, schwankt hin und her. Und aus ihrer traurigen Einsamkeit heraus geht die Schwester liebevoll und teilnehmend, voll des innigsten Verstehens auf alle Zweifel, Bedenken und Schwierigkeiten ein, gibt Billigung und Rat, bestärkt und führt weiter, wo er versagt, überlegt und plant mit ihm und für ihn, ebnet die Wege, denkt und sorgt wie eine Mutter, wie ein Vater, wie ein älterer, erfahrener Freund. Wahrlich, Renan, der ihr so unendlich viel verdankt, hat nicht zuviel gesagt, wenn er sie in seiner Erinnerung feiert als die leuchtende Säule, die vor ihm herwandelte[2].

Henriette hatte zwar dem Bruder zum Eintritt in das Priester seminar verholfen, aber es ist, als ob sie, die sich wohl ziemlich früh von der Kirche losgemacht hatte, sehr bald die Folgen für sein späteres Leben mit Sorge erwogen und sich gefragt hätte, ob er sein Glück im Priesterberuf finden würde.

Als ihr dann Ernest von seinen Zweifeln spricht, findet er sie sogleich ganz auf seiner Seite. Von Anfang an rät sie entschieden zum Abwarten. Er soll sich nicht zu früh binden, sich ganz klar werden über die Verpflichtungen, die sein Schicksal entscheiden. Er soll erst im Leben Erfahrungen sammeln, um denen, die im Leben kämpfen, ein Helfer und Führer sein zu können. Sie ermutigt ihn nicht, im Priesterberuf zu verharren, sie fügt die eigene Besorgnis seiner Unruhe hinzu; nicht um ihn schwach zu machen in seinen Bedenken, sondern um ihm das Herz zu stärken. Leben bedeutet soviel wie kämpfen und

---

[1] Die Briefe an die Mutter sind enthalten in den *Lettres du Séminaire*; den Briefwechsel zwischen Bruder und Schwester geben die *Lettres intimes*.

[2] *Souvenirs* S. 321 f.

leiden, sagt sie ihm; in zärtlichem Mitgefühl und ermunterndem Zuspruch[1].

So ist es durchaus in Henriettens Sinne, wenn die weitere Entwicklung der Krise unter dem Zeichen des Abwartens und Aufschiebens steht. Es ist ungerecht, dem Jüngling einen Vorwurf aus seiner Unentschlossenheit zu machen. Es ist vielmehr ein Beweis seiner Ehrlichkeit und Ernsthaftigkeit, wenn er lange Zeit sich quält in dem schweren Konflikt.

Die zu Ende des Aufenthaltes in Issy an ihn ergehende übliche Auffassung, die Tonsur vornehmen zu lassen, lehnt er ab, ermutigt auch durch das Beispiel einiger Mitschüler und im Einverständnis mit seinen Oberen.

Nach den Ferien, beim Übertritt in das Pariser Seminar im Herbst 1843, tritt die Notwendigkeit der Entscheidung mit verdoppelter Heftigkeit an ihn heran. Da ist es dem angstvoll Schwankenden, als ob zu beiden Seiten des Weges ein Abgrund gähnte, und schwer lasten auf ihm das Dunkel der Zukunft, das Gefühl der Schwäche, die Furcht vor der Selbstbestimmung, der Zweifel an der Möglichkeit, sein Schicksal selbst führen zu können.

Weihnachten 1843 nimmt er die Tonsur. Länger konnte er die Zeremonie nicht hinausschieben, ohne einen offenen Bruch schon jetzt herbeizuführen, und zu einer solchen Tat war er noch nicht reif. Er hilft sich mit dem Trost, daß er nichts Unwiderrufliches getan, und daß das Versprechen, das er abgelegt habe, nichts anderes bedeute, als die feierliche Weihe zu einem ernsten, der Wahrheit und Tugend, dem Suchen Gottes geweihten Leben[2].

Unterdessen hatte im Pariser Seminar das eigentliche Studium der Theologie begonnen; neben der Apologetik wurde die von ihm weniger geschätzte, auch recht schulmäßig betriebene Dogmatik gelehrt, sowie die biblische Exegese, zu deren Durchführung das Studium der hebräischen Grammatik erforderlich war.

Renan fühlte sich in Saint-Sulpice etwas vereinsamt. Die Schüler gingen gleichgültig aneinander vorüber. Vielleicht daß der sehr mit sich selbst beschäftigte Renan mit schuld war, wenn die Kameraden ihn vernachlässigten. Die Lehrer erschienen ihm wohl aufmerksam und freundlich, aber von einer etwas

---

[1] *Lettres intimes* S. 103 ff. (30. X. 1842).

[2] *Lettres du Séminaire* S. 239; *Lettres intimes* S. 161 f.; *Souvenirs* S. 405.

mechanischen Freundlichkeit. Sie gaben gut ausgearbeitete Vorlesungen, nahmen aber nicht, wie es ihm vorkam, genügend inneren Anteil an den herangewachsenen Zöglingen.

Ein Lehrer jedoch erwarb sich seine größte Verehrung; der Abbé Le Hir, ein Bretone wie er, der Lehrer der semitischen Philologie und der biblischen Exegese. Le Hirs Unterricht hat über Renans wissenschaftliches Leben entschieden: «M. Le Hir fixa ma vie; j'étais philologue d'instinct. Tout ce que je suis comme savant, je le suis par M. le Hir.» So dankte Renan in den Erinnerungen diesem Lehrer[1]. Renan war fast der einzige Zuhörer von Le Hir, daher bildete sich bald ein inniges Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler heraus. Le Hir stellte ihm seine reiche Bibliothek zur Verfügung, er führte ihn auf Spaziergängen in das Syrische ein und erklärte mit ihm das von Gutbier herausgegebene Neue Testament in syrischer Sprache.

Früh, während er noch kaum begonnen hatte zu lernen, durfte Renan bereits anderen lehren. Als Le Hir nämlich einen für Vorgeschrittene bestimmten Kursus an Stelle eines anderen Lehrers übernahm, betraute er seinen besten Schüler mit der Fortsetzung der grammatischen Elementarübungen. Die Verpflichtung, sich für den Unterricht an gleichaltrige Kameraden die eigenen Ideen klar und systematisch vorzustellen, entschied endgültig über Renans Beruf. Um seine Aufgabe so gut als möglich zu leisten, um seine Studien in der semitischen Philologie zu vertiefen, ging er in diesen Tagen mit neuem Eifer an das bereits früher begonnene, aber wieder zurückgestellte Studium der deutschen Sprache heran[2].

---

[1] *Souvenirs* S. 288.

[2] Renan hatte in den ersten Monaten des Jahres 1842 begonnen, sich mit der deutschen Sprache zu beschäftigen. Januar 1842 schreibt er der Mutter aus Issy, daß er seinen Plan, Deutsch zu lernen, noch nicht ausgeführt habe, weil der schlechte Stand seiner Finanzen ihm den Ankauf der notwendigen Bücher, die mindestens 15—20 frcs. kosten würden, nicht gestatte (*Lettres du Séminaire* S. 165). Immerhin begann er dann doch bald das Studium, indem er sich von einem Mitschüler eine Grammatik, ein Wörterbuch und Texte entlieh. Als dann dieser Kamerad im Herbst 1843 die Anstalt mit samt seinen Büchern verließ, war er gezwungen, das Studium zu unterbrechen (*Lettres intimes* S. 155). Im Jahre 1844 nahm er es dann wieder ernstlich auf und las u. a. nach feststehendem Gebrauch die Fabeln Lessings. Mehrere elsässische Mitschüler gewährten ihm nützliche Hilfe. Wirkliche Schwierigkeiten bereiteten ihm nach

Le Hir hatte Renan in die deutsche Wissenschaft eingeführt. Seit der Zeit des Unterrichts, den er ihm gab, stand Renans wissenschaftliche Arbeit unter deutschem Zeichen. Er leitete ihn zum Studium der großen deutschen Sprachforscher und Theologen, welche die semitische Philologie und die Bibelkunde aus der kirchlichen Gebundenheit lösten und in das Gebiet der historisch-vergleichenden philologisch-kritischen Forschung erhoben. Bedeutsame Werke sind ihm damals vertraut geworden, haben seine Bewunderung erregt und in ihrer Weiterwirkung sein Inneres in Aufruhr versetzt. In seinen Tagebüchern nennt er besonders die Namen von Eichhorn, Gesenius und Ewald[1]. In Eichhorns großem Werk *Historisch-kritische Einleitung in das Alte Testament* (1780—83) sah er zum ersten Male, wie die biblischen Bücher nicht als göttliche Offenbarungen hingenommen, sondern als literarische und kulturgeschichtliche Urkunden kritisch, allerdings noch im rationalistischen Geschmack, behandelt wurden. Gesenius und besonders Ewald erschienen ihm als die großen Begründer der semitischen Philologie. Von Gesenius hat er sicher das wichtige hebräisch-deutsche Handwörterbuch, sowie die hebräische Grammatik fleißig benutzt und vielleicht auch die Ausgabe des Jesaia mit dem philologischen, kritischen und historischen Kommentar gekannt. Der geniale Ewald bot ihm die auf umfassenden vergleichenden Studien der semitischen Sprachen beruhende *Kritische Grammatik der hebräischen Sprache*, wohl auch die Untersuchung über die Komposition der Genesis und die Schrift über das hohe Lied Salomonis.

Methode und Schriften dieser Männer blieben nicht ohne Einfluß auf seine eigene Arbeit. Seine *Histoire générale des langues sémitiques* (Paris 1855), zu der die emsig betriebenen Vorstudien in der Zeit des Unterrichts durch Le Hir in Saint-Sulpice zurückreichen, seine Übersetzungen des Buches Hiob und des hohen Liedes mit den Kommentaren über Alter und

---

seiner Aussage nur die willkürliche Satzkonstruktion und die unregelmäßigen Verba (*Lettres intimes* S. 204). Nach dem Austritt aus Saint-Sulpice trieb er zusammen mit seinem Freunde Berthelot deutsche Sprachstudien (*Correspondance* S. 33).

[1] Joh. Gottfried Eichhorn lebte von 1752—1827, war Professor in Jena und Göttingen; Wilhelm Gesenius, von 1786—1842, war gefeierter Professor in Halle; Heinrich Ewald, der vielseitige und streitbare Hannoveraner, von 1803—1875, Professor in Tübingen und Göttingen.

Komposition der Gedichte sind ohne die von diesen verehrten Meistern erhaltene Belehrung und Anregung nicht zu denken.

Aber ihre Wirkung auf Renan bedeutete mehr als nur wissenschaftliche Bereicherung und Förderung.

Es ist tatsächlich so, wie Renan es in seinen Erinnerungen dargestellt hat: die Beschäftigung mit der deutschen Bibelkritik hat seinem Glauben den entscheidenden Stoß versetzt und den Bruch mit der Kirche herbeigeführt. Die textkritische Interpretation, die philologische Kleinarbeit, die er von der deutschen Wissenschaft lernte, sie hat ihn in ungezählten Fällen an der absoluten Wahrheit der Bibel, der Überlieferung, des Katholizismus zweifeln lassen und den schon schwankenden Glauben völlig entwurzelt. Die ihm mit unwiderstehlicher Macht sich aufdrängende wissenschaftliche Erfahrung, daß die Bibel Irrtümern unterworfen sei, hat die letzte Entscheidung gebracht, hat ihm endlich das Geständnis erpreßt: «Je ne crois pas assez[1].» In dem bedeutsamen Briefe vom 11. April 1845 an Henriette, in dem er dieses Geständnis ablegt, schreibt er, daß ihm mit dem Gebrauche der Vernunft die Zweifel gekommen seien, daß er redlich eine vernünftige Rechtfertigung des Katholizismus versucht habe, daß aber vor der Kritik die Mythologie des Christentums zusammengebrochen sei.

Die Kritik, das ist das wichtige Ergebnis, hat ihn in den schärfsten Gegensatz zur Orthodoxie gebracht; nicht das Philosophieren im Anschluß an Reid oder Malebranche. Seine textkritischen Erkenntnisse zwangen ihn nicht gelegentlich anderer Meinung zu sein als die Orthodoxie, sondern immer. Sie lehrten ihm, daß er wichtigste Dinge besser wisse als sie, die sich nicht belehren lassen wollte, die sich vor den unvermeidlichen Folgerungen aus dieser Kritik stolz und hochmütig hinter ihre Dogmen verschanzte. Die Empörung über das Widerstreben der Orthodoxie gegen die Wahrheit, wie die wissenschaftliche Kritik sie ihm zeigte, schuf in ihm die Stimmung der Erregung, aus der heraus er mit ihr brach.

Die Zerstörung des Glaubens durch die Kritik und die Auflehnung gegen die Orthodoxie gehören zusammen. Gemeinschaftlich führten sie die letzte Entscheidung herbei[2].

---

[1] *Lettres intimes* S. 226.

[2] Zu beachten sind vor allem die Eintragungen im Tagebuch am 20. Juli 1845, sowie kurz vorher und nachher. *Cahiers de jeunesse* S. 95 ff.

Das ideale Christentum, wie er es träumte und ersehnte, wollte er darum nicht aufgeben. Die Moral des Christentums sollte ihm stets Richtschnur bleiben, Jesus immer sein Gott sein. Nur dem Christentum, wie es in der Hand der Menschen, der Priester geworden war, wollte er nicht länger anhängen.

Das wahre Christentum glaubte er in Deutschland zu sehen. Was die deutsche Bibelkritik in ihm zerstörte, richtete deutsche Religiosität in anderer Gestalt wieder in ihm auf.

*

Herkunft, früheste Erziehung, Wahl des Priesterberufs — nichts ließ erwarten, daß Renan jemals in besondere Berührung mit deutschem Geiste, deutscher Philosophie, Wissenschaft und Literatur gelangen würde. Und doch, mögen auch andere Franzosen vielleicht ausgebreitetere Kenntnisse von Deutschland gehabt haben als er, wenige haben Deutschland mit solcher Begeisterung ergriffen und sich ihm so freudig hingegeben. Wenige waren so überzeugt von dem tief innerlichen, vorbildlichen Wert der deutschen Geistesbildung wie Renan in den Jahren seines Werdens.

Die erste schwache Berührung mit deutschem Geiste erfolgte auf dem Gebiete der Philosophie in Issy. Hier und da wurde den Schülern von deutscher Philosophie gesprochen, und das wenige, was Renan von ihr begriff, machte einen seltsam starken Eindruck auf ihn. Sein Philosophielehrer ermutigte ihn jedoch nicht, sich in diese Philosophie zu vertiefen. Sie ändere sich zu schnell, sagte er zu ihm; um sie beurteilen zu können, müsse man den Abschluß ihrer Entwicklung abwarten.

Ganz anders sprach Henriette. Sie war vor ihrem Bruder mit deutscher Sprache und Literatur bekannt geworden. Als er ihr nun von den ersten Eindrücken schrieb, die die deutsche Philosophie ihm gegeben hatte, da lobte sie seine Neigung, bestärkte sie ihn in seiner Auffassung, rühmte sie die philosophische Tiefe und Poesie Deutschlands, regte sie ihn an, das Studium der Sprache Kants, Hegels, Goethes, Schillers nicht zu vernachlässigen, und rühmte den Genuß, den sie selbst von der Lektüre der so reichen deutschen Literatur habe. Sie feierte Deutschland als das Land der friedlichen Träumerei, der metaphysischen Spekulation und des weltabgewandten Studiums[1].

Eine solche Vertiefung aber in die stille Arbeit des Denkers,

---

[1] *Lettres intimes* S. 109f.

fernab vom Geräusch der Welt, war schon damals der Traum des jungen Renan. Je mehr er über seine Zukunft nachdachte, um so klarer wurde ihm, daß sein Beruf das stille Leben der Reflexion und der geistigen Arbeit sei. Die Veranlagung zu solchem Beruf erkannte Henriette als den Charakterzug des deutschen Wesens und ließ so den Bruder als erste Anregerin den engen Zusammenhang seiner Sehnsucht mit deutscher Lebensauffassung und Denkarbeit empfinden.

Die Ferienmonate des Jahres 1845, also gerade die Zeit, in der die schwere Entscheidung fiel, benutzte Renan dazu, die deutsche Literatur näher kennen zu lernen.

Bis dahin waren seine Kenntnisse von deutscher Literatur und Philosophie ziemlich schwach geblieben. Sie blieben es auch über diese Zeit hinaus. Noch im Jahre 1846 bekennt er, daß es ein geheimer Instinkt, eine Liebe ohne Kenntnisse sei, die ihn zu Deutschland trügen, ob er dort etwa die ihm zusagende Form der Lebensauffassung fände[1]. Und etwas später vertraute er seinem Tagebuche an, daß er die Deutschen fast nur aus Frau von Staëls Buch gekannt hätte, als er schon mit größter Sicherheit von ihnen sprach. Aus der bloßen Lektüre ihrer Werke hätte er induktiv den deutschen Geist erfaßt. „Wer mich damals über Deutschland hätte sprechen hören, mußte glauben, daß ich mindestens fünfzig Bände deutscher Kritiker gelesen hätte[2].“

In der Tat finden sich Renans Grundanschauungen über deutsches Wesen in Frau von Staëls 1814 veröffentlichtem Buch über Deutschland wieder.

Sie feierte Deutschland als das Land des Individualismus, des Enthusiasmus, der tiefen seelischen Innerlichkeit, der Unabhängigkeit des Geistes gegenüber der politischen Unfreiheit, sie rühmte die Lebendigkeit und Stärke des deutschen Gefühls, die Universalität, den Drang nach Entwicklung aller Fähigkeiten, die Hingabe an das Absolute, das Forschen nach Wahrheit um ihrer selbst willen. Sie zeigte Deutschland als das Vaterland des Gedankens, der Gelehrsamkeit und der Spekulation, wo das Wissen nicht zersplittert, sondern unter dem Zeichen der Philosophie vereint sei, wo Taten und Gedanken der Menschen sich aus den innerlichsten Überzeugungen und spontanen Erregungen ableiteten, alles Dasein auf die innere Existenz bezogen, zu den

---

[1] *Cahiers de jeunesse* S. 252 f. [2] *Nouveaux cahiers de jeunesse* S. 211.



unbekannten Quellen unseres Lebensstromes, zu den tiefsten Geheimnissen des Schmerzes und des Glaubens geführt werde.

Immer wieder wies sie auf den Gegensatz zu Frankreich hin. Wie im Land der sensualistischen Philosophie die auf das Interesse gegründete Moral erniedrigt sei, wie dagegen die in Deutschland herrschende idealistische Philosophie dem wahren Ziele des Daseins, der moralischen Vervollkommnung, der religiösen Erziehung des Herzens diene.

Ganz im Sinne ihrer Schilderung äußerte sich die Begeisterung Renans, als er, wie gesagt, im Sommer 1845 begann, sich in die deutsche Literatur zu vertiefen.

Es war ihm, als ob Gott ihm dieses intellektuelle und moralische Ereignis gerade für diesen Zeitpunkt beschert hätte: «J'ai étudié l'Allemagne et j'ai cru entrer dans un temple. Tout ce que j'y ai trouvé est pur, élevé, moral, beau et touchant», schreibt er am 24. August an seinen Freund Cognat[1]. Damals las er zuerst Goethes *Faust*. Bei der Lektüre mancher Stellen des Gedichtes war es ihm, als läse er die Geschichte seines eigenen Innern. Der Schwester schrieb er: «Je ne lis jamais l'admirable monologue: «Pourquoi, sons célestes» etc. et surtout le beau vers: „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind", «sans en être touché au fond de l'âme[2]».

Herder wirkte ganz besonders stark auf ihn. In Herder verehrte Renan den Dichter-Gelehrten, der Predigeramt und Wahrheitsforschung miteinander verband, der für ihn in noch höherem Sinne als Malebranche Theologe und Philosoph zugleich war. Wie zu einem ersehnten Vorbilde schaute er zu ihm auf. Von den Kämpfen in Herders Seele wußte er nichts; nichts von den „Falten und Runzeln", die auch dem Deutschen der geist-

[1] Hier findet sich zuerst der viel zitierte Ausspruch, den Renan selbst oft wiederholt hat, z. B. in einem Brief an Henriette vom 22. September 1845 (*Lettres intimes* S. 299), in den *Souvenirs d'enfance et de jeunesse* S. 291, in dem Brief an Strauß vom 16. Sept. 1870 im *Journal des Débats*, wieder abgedruckt in dem Band *La réforme intellectuelle et morale* (Paris 1871) S. 167 ff. Ganz ähnlich äußerte seine Begeisterung Charles de Villers als er zuerst eintrat in «le sanctuaire des muses teutoniques» (Wittmer, *Ch. de Villers*, Paris 1908, S. 14). Ebenso Frau von Staël: «Lorsque j'ai commencé l'étude de l'allemand, il m'a semblé que j'entrais dans une sphère nouvelle». (*De l'Allemagne*, deuxième partie, chapitre XXXI.)

[2] *Lettres intimes* S. 301.

liche Stand ins Antlitz geschlagen hatte. Er sah in ihm nur die Vereinigung des Religiösen mit dem idealen Menschlichen Er fand in Herders Religionsgefühl die Abkehr vom starren Dogmenwesen, er sah bei ihm den Beginn der wissenschaftlichen und wahrhaft philosophischen Bibelkritik und Bibelerklärung.

Durch Herders *Briefe das Studium der Theologie betreffend* konnte er in seiner eigenen Stellung zu den biblischen Überlieferungen bestärkt werden, konnte er die Bibel auffassen als Buch von Menschen für Menschen geschrieben, in dessen Sinn und Bedeutung man eindringt, indem man sich versetzt in den Genius der hebräischen Sprache und in den Geist des Morgenlandes, indem man die Bibel aus ihrer Zeit heraus verstehen lerne, indem man auf Grund der sprachwissenschaftlichen Interpretation die richtigen Lesarten von den falschen unterscheide.

Herders begeisterte Auffassung von der Theologie als der gewissermaßen liberalsten Wissenschaft, als der Lehre von Gott und den Menschen, seine Würdigung des Theologen als eines Gottmenschen, der nicht mit einem durch Kritik vertrockneten Geiste, sondern frei, philosophisch und natürlich seine Forschung betreibe, war Renan eine Offenbarung und bestärkte ihn in seiner Abneigung gegen die Orthodoxie, unter der er litt.

Herder hat ihn davor bewahrt aus dem Glauben heraus in die rationalistische, aufklärerische Auffassung des 18. Jahrhunderts hinunterzufallen und mit ihr in den Religionen nur äußerliche, von Menschen aus Berechnung oder Betrug erfundene Systeme oder nur Ausgeburten des Aberglaubens zu sehen. Mit Herder hat er die Religion als ewiges Bedürfnis des menschlichen Geistes erkannt. Durch ihn ist sein Interesse der Religionsgeschichte zugewendet worden, der Erforschung der Religionen im engsten Zusammenhang mit dem Geist der Völker und den verschiedenen kulturellen Bedingungen.

In jenen heißen Monaten hat sich Renan mit protestantischem Geist durchtränkt: «L'Orthodoxie est-elle critique? Ah! si j'étais né protestant en Allemagne! Là était ma place. Herder a bien été èvêque, et certes il n'était que chrétien[1]». Oder aus stärkstem Aufruhr seiner Gefühle heraus im Tagebuch: «O Allemagne! qui t'implantera en France! Mon Dieu, mon Dieu, pourrai-je faire ce que je veux? moi si faible, si pauvre, isolé là au monde,

---

[1] Brief vom 24. 8. 1845 an Cognat (*Souvenirs* S. 384).

ne connaissant personne? Mais Luther a été comme moi — Jésus, soutiens-moi[1]».

Nicht nur zu verwandten Geistern einer vergangenen Zeit fühlte er sich mächtig hingezogen, auch eine religiöse Strömung des zeitgenössischen Deutschland erfüllte ihn mit Zustimmung und begeisterter Hoffnung. Wohl gerade in den Sommermonaten des Jahres 1845 erhielt er auf irgendeine Weise Kunde von der damals ganz jungen Bewegung des Deutschkatholizismus unter Führung der beiden exkommunizierten Priester Czerny und Ronge. Das Wenige, was er von dieser Bewegung erfuhr, genügte, um ihn hinzureißen und die beiden Männer als Vertreter des religiösen Ideals zu feiern, das ihm selbst vorschwebte. Ihrem wesentlichen Inhalte nach wird er den offenen Brief Ronges an den Bischof Arnoldi von Trier gegen die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier, erschienen in den *Sächsischen Vaterlandsblättern* vom 13. Oktober 1844, sowie die Flugschriften desselben Verfassers und seine „Rechtfertigung", alle erschienen im Jahre 1845 gekannt haben. Ronge tritt in seinen Schriften in äußerst heftiger Weise gegen die römische Hierarchie, gegen die Knechtung des Priesters durch Rom, gegen kirchliche Schäden und Mißbräuche auf, im Namen der sittlichen und religiösen Freiheit. Er fordert, daß die Priester selbständige Menschen werden, erfüllt von der Größe ihres freien Menschentums. Er beschwört alle Völker die Religion zu läutern, sie ihrem wahren Beruf, der Versöhnung und Vervollkommnung des Menschengeschlechts zuzuführen und das wahre Reich Christi auf Erden, das Reich der Wahrheit, des Lichts, der Gerechtigkeit, der Tugend, der Freiheit und Liebe zu begründen.

Renan bekennt, daß er in den Monaten, die seinem Austritt aus dem Seminar vorhergingen, von künftigen Reformen in der Kirche geträumt habe, von einer Zeit, in der die Philosophie des Christentums, alles Aberglaubens entäußert, die große Schule der Menschheit sein könnte[2]. Es ist äußerst wahrscheinlich, daß er durch das Auftreten Ronges mit zu solchen Reformgedanken geführt wurde.

Seine Begeisterung für Ronge ist dann bald schwächer geworden[3]. Tatsächlich war ja auch Ronge kein bedeutender Geist, ebensowenig wie Czerny, und dauernde Erfolge blieben ihnen versagt. In Ronge lag etwas Demagogisches, und instink-

[1] *Cahiers de jeunesse* S. 97. [2] *Souvenirs* S. 310.
[3] *Nouveaux cahiers de jeunesse* S. 52.

tiv mochte Renan vor diesem Element zurückweichen. Was er im deutschen Geiste suchte und sah, war etwas Edleres und Tieferes, es war die Vereinigung eines tief religiösen Geistes mit dem kritischen Geiste[1]. Und sie fand er bei den ganz Großen, bei Herder und Kant.

*

Kant war der erste deutsche Philosoph, mit dessen Name und Lehre Renan in Issy bekannt wurde. Aber wenn er auch in einem früheren Briefe Henriette aufforderte, zum Grabe Kants zu pilgern, wenn sie je nach Königsberg käme, so hat er wohl damals noch keine rechte Vorstellung von der Bedeutung des Philosophen gehabt. Kant, der Erkenntnistheoretiker und Metaphysiker, so großen Respekt er auch vor seiner Geistesschärfe gehabt hat, ist ihm ziemlich fremd geblieben. Wie ja überhaupt die Franzosen nie ein rechtes Verhältnis zu dem Kritizismus Kants gewonnen haben; auch Victor Cousin nicht, so sehr er sich auch für Kant begeisterte. Kant, der Erkenntnistheoretiker, erschien dem jungen Renan als der «prince des sceptiques».

Um so tiefer wirkte Kant, der Ethiker, auf ihn ein.

Die Entscheidung Renans, dem Priesterberuf zu entsagen, steht ganz wesentlich unter dem Moral- und Pflichtbegriff Kants.

Jahrelang hatte sich der junge Priesterschüler gequält mit der Frage, ob er den Bruch vollziehen *dürfe*.

Schwere Bedenken bestürmten ihn. Erstrebte er vielleicht nicht nur egoistisch die Befriedigung seines persönlichen Glücksbedürfnisses, wenn er das Priestertum ablegte und sich, statt den Menschen zu nützen, nur der eigenen, liebgeworden Arbeit hingäbe? Hatte er das Recht, die Mutter zu betrüben, ihr Glück aufs Spiel zu setzen? Ja, sogar der böse Gedanke kam ihm, ob es nicht — alles in allem — vorteilhafter und bequemer sei, im Priesterstand zu bleiben, der ihm so gute Aussichten eröffne, auch wenn er nicht mehr glaube.

Doch alle Bedenken, gute und böse, wirft er weg in der Überzeugung, daß es sich nicht um ein Dürfen handele, sondern um ein Müssen: «tout doit céder au devoir[2].»

So schreibt er an Henritte am 11. April 1845. Die Schwester versteht ihn vollkommen. Sie hatte ihm zuerst das Gebot der Pflicht, vor der jede Rücksicht schweigen müsse, in einem ihrer Briefe zugerufen[3].

---

[1] *Souvenirs* S. 291. [2] *Lettres intimes* S. 229. [3] *Lettres intimes* S. 221.

Kategorischer und absoluter, philosophisch gefestigter spricht sie als der Bruder. Der hatte keines Philosophen Namen genannt. Sie spricht zu ihm mit den Worten Kants: Sobald die Wahrheit ihre Stimme erhoben hat, steht es nicht mehr in unserer Macht, ihr unser Ohr zu verschließen, sie zwingt uns in allem und jedem, ihren Eingebungen zu folgen. Bei der Entscheidung, die er treffen müsse, könne kein Paktieren, kein Kompromiß in Frage kommen, auch nicht mit der Liebe zur Mutter. Es handelt sich nicht um Neigung und Glück, sondern um Pflicht und Opfer: «Devoir, mot sublime! tu n'offres rien d'agréable à l'homme, tu ne lui parles que de sacrifices, et cependant toi seul lui révèles sa dignité, sa liberté!»

So stärkt sie ihm die Seele mit Kants eigenen Worten, mit seiner begeisterten Apotheose der Pflicht aus der *Kritik der praktischen Vernunft*. Ein schönes Schauspiel, diese Rede der Schwester aus dem fernen Polen zu dem jungen Priesterschüler in Paris; dieses Hinüberfluten der edelsten Idee des größten deutschen Philosophen als Hilfe und Trost in schwersten Schicksalsstunden fremder Menschen.

Dem Moralgesetz Kants, das ihm den entscheidendsten Schritt seines Lebens gebot und erleichterte, ist er immer treu geblieben. Daß aller Wert des Lebens im Moralischen zu suchen sei, hatte er wohl auch von den geistlichen Lehrern seiner Kindheit lernen können. Aber durch Kant erst ist ihm das ethische Prinzip zur sittlichen Weltanschauung geworden. Der Kritizismus Kants hat ihm die Unzulänglichkeit der Vernunft, das Wahre zu erkennen, gezeigt. Ihm folgend hat er es aufgegeben, seine Weltanschauung unter irgendein metaphysisches System zu stellen, um sie ausschließlich auf das sittliche Bewußtsein zu gründen. Von Kant nahm er die Überzeugung, daß Moral nicht gleichbedeutend ist mit der Kunst glücklich zu sein, daß Glück nicht Lebensziel ist, sondern die Ausbildung der moralischen, der freien Persönlichkeit. Im Banne des ethischen Voluntarismus Kants genügt ihm die Moral, d. h. die Unterordnung unter das Gebot der Pflicht, um dem Leben Sinn und Ziel zu geben.

Wesentlich ist, daß alle Menschen an die Pflicht glauben. Aber sie haben in ihrer weit überwiegenden Mehrheit keinen richtigen Begriff von den wahren Grundlagen der Pflicht. Renans Lebensarbeit bestand auch darin, daß er durch seine religionsgeschichtlichen Untersuchungen sich gegen manche Schwächen der menschlichen Moralität wendete, daß er die

Menschen durch das Unzulängliche der vergänglichen Religionsformen hindurch zu der ewigen und reinen Religion des Herzens hinzuweisen bestrebt war, in dem Glauben an den kategorischen Imperativ, den er in den blutigen Tagen der Commune feierte als die größte, die wahre, die einzige Offenbarung[1].

*

In langen Monaten qualvoller Unentschlossenheit ist der Pflichtgedanke Kants in ihm gewachsen. Die Angst vor der Entschließung war gelegentlich so stark, daß es ihm scheinen wollte, als ob der Tod nur der letzte Ausweg aus allen Schwierigkeiten sein könnte. Er unterlag Stimmungen, in denen er den Tag verwünschte, an dem er zu denken begonnen hatte, in denen er das Glück der Kinder beneidete, die friedlich ihre Spiele trieben. Als er sich dann ganz klar über seine Pflicht geworden war, quälte er sich noch mit der Frage, wie er am besten den Bruch vollzöge, am rücksichtsvollsten gegen die Lehrer und unter möglichster Schonung der Mutter. Er dachte an eine Lehrerstelle in Deutschland, die ihm ein langsames Loslösen ermöglicht hätte.

Der Bruch vollzog sich schneller, als er gedacht hatte. Am Tage der Rückkehr aus den Ferien, am 6. Oktober 1845, erfuhr er, daß seine Oberen beabsichtigten, ihn in eine neue vom Erzbischof von Paris soeben endgültig begründete Anstalt als Lehrer zu versetzen. Da erklärte er sich und verließ eilig, fast fliehend, noch am gleichen Tage das Seminar von Saint-Sulpice.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

PROBLEME UND ENTWICKLUNGSMÖGLICHKEITEN DES ENGLISCHEN GRAMMATIKUNTERRICHTS.

(MAX DEUTSCHBEIN, *System der neuenglischen Syntax.*)

„Wissenschaft ist die Lebensluft alles höheren Unterrichts; er stirbt ab, wenn man sie ihm versagt," sagt Paul Cauer in seiner *Grammatica Militans.* Echt wissenschaftliche Betrachtungs- und Arbeitsweise ist wirklich in hohem Grade bei jeglichem Sprachunterricht möglich, seitdem in der Behandlung der Syntax mehr und mehr das Prinzip der immanenten Gesetzmäßigkeit zur Anwendung gekommen ist, das sich auf dem von

[1] *Dialogues philosophiques* S. 31.

v. d. Gabelentz aufgestellten Grundsatze aufbaut: „Nicht die früheren Phasen einer Sprache erklären die lebendige Rede, sondern die jeweilig im Geiste eines Volkes lebende Rede selbst.“ Wir brauchen also, wenn wir wissenschaftlich sein wollen, nicht mehr das Gedächtnis unserer Schüler mit Ergebnissen historischer Sprachforschung zu belasten, denn „die historische Betrachtungsweise hat in der Syntax einen beschränkten Wert“. Was uns bisher an Hilfsmitteln zur Verfügung stand, um den englischen Grammatikunterricht nicht mehr dogmatisch-behauptend, sondern begründend, verknüpfend und entwickelnd zu betreiben, war an verschiedenen Stellen verstreut; bei Sweet, Jespersen, Franz, Wendt, Krüger, Poutsma, Onions, Kruisinga und im "New English Dictionary" war wohl mancherlei zu finden, aber es fehlte an einem Werke, das gerade die Prinzipien englischen Sprachbaus in den Vordergrund stellte und die Einzelerscheinungen aus ihnen ableitete, so daß die großen, klaren Aufrißlinien deutlich hervortraten. Diese Lücke auszufüllen scheint mir MAX DEUTSCHBEINS *System der neuenglischen Syntax* (Otto Schulze, Cöthen 1917) wohl berufen zu sein. Wer seinen grammatischen Unterricht vertiefen möchte, findet in diesem Buche, das „auch in der neuenglischen Syntax den modern sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkten zum Durchbruch zu verhelfen“ sich als Ziel setzt, viel Anregung und wertvolle Hilfen; im Anschluß an es — sei es billigend oder auch ablehnend in Einzelheiten — wird wohl mancher zu dem kommen können, was für den Lehrer eines Unterrichtsfaches auf der Oberstufe das Wichtigste ist: der Herausbildung eines in sich gefestigten und in den Einzelabschnitten kongruenten Systems des Lehrgegenstandes, das die Menge der Einzelerscheinungen unter allgemeine, zusammenfassende Gesichtspunkte bringt, das Ganze pyramidal aufbaut und alles untereinander kausal verknüpft. Bis zu welchem Grade die meisten der bei uns üblichen, auf einer starren Tradition aufgebauten Schulgrammatiken, die zudem auch in der Darstellung der Einzelerscheinungen vielfach recht unzuverlässig zu sein pflegen, sich für einen derart angelegten Unterricht verwenden lassen, ist allerdings eine große Frage, aber schließlich sind doch die Bücher für den Unterricht da, und nicht der Unterricht für die Bücher. Ich glaube, es schadet nichts, wenn wir unseren Schülern mit Deutschbein klar machen, daß bei sprachlichen Erscheinungen „es sich niemals um Gesetze im strengsten Sinn handelt, sondern eben nur um Kräfte, die

nach einer bestimmten Richtung hin wirken", sich aber durchaus nicht allseitig durchsetzen. Und gerade für das Englische ist diese Art der Behandlung besonders wichtig, wenn nicht ein vollkommen falsches Bild der Sprache entstehen soll. Der englische Grammatikunterricht hat mit viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen als beispielsweise der lateinische, wenn er der Wirklichkeit gerecht werden und nicht in jenes in den Beispielen der Grammatiken und Anmerkungen zu Lektüretexten oft grassierende Schulenglisch verfallen will, das von der tatsächlich existierenden Sprache recht weit absteht und sich niemals aus der wohlbehüteten Umfriedung zurechtgekünstelter Übungen entfernen kann. Die Allgemeingültigkeit der meisten Gesetze ist doch nur eine sehr bedingte, und das allzu dogmatisch auftretende Lehrbuch wird sich leicht in Widersprüche mit dem in der Lektüre gebotenen Sprachstoff setzen. Es ist charakteristisch für das individualistische Moment des Englischen, daß eben die meisten Probleme von zwei Seiten her gesehen werden können: der unbestimmte Artikel *kann* bei "ever" und "never" fehlen, *muß* aber nicht; "the said passenger was to be landed *safe*" neben "*safely*"; "the title Mount Rorke" neben "the title of Lord Protector"; "He did not appear to her (as) a different man"; "the jury gave their verdict(s)" — und so fort, bei Dutzenden von Einzelerscheinungen. Der Unterschied zwischen "hard" als Adverb der Intensität, das dann substantiviertes neutrales Adjektiv und nicht mehr mittelenglisches "hearde" ist, und "hardly" als Adverb der Modalität ist als Prinzip eine glänzende Konzeption und eins der Schaustücke für die immanente Gesetzmäßigkeit, nur daß sich in der Praxis ebenso viele Abweichungen wie Bestätigungen finden. Und wie will man etwa den Geltungsbereich der neutralen Form des Numerus (= endungsloser Plural) oder des Akkusativs mit präpositionalem Infinitiv paragraphiert festlegen? Anders als durch Aufweisung des existierenden Prinzips kommt man über diese Schwierigkeiten nicht hinweg, wenn man die Sprache wirklich so zeigen will, wie sie ist. Der Unterschied zwischen angewandter und betrachtender Grammatik spielt eben im Englischen ein ganz besonders große Rolle.

Nun können wir aber der neuen, auf besserer Einsicht in die sprachliche Wirklichkeit aufgebauten Schulgrammatik ihre Aufgabe dadurch wesentlich erleichtern, daß wir endlich einmal eine schärfere Scheidelinie zwischen grammatischem und nichtgrammatischem — lexikalischem, idiomatischem, synonymischem

usw. — Stoff zu ziehen versuchen, wenngleich zugegeben werden muß, daß die Grenze zwischen den beiden Gebieten in vielen Fällen nicht leicht zu finden ist. Ich bin schon einmal an anderer Stelle dafür eingetreten, daß man die „Merke besonders" dem Übungsbuche zuweisen sollte, um die prinzipiellen Grundlinien nicht zu verwischen und Raum für viele grammatische Dinge zu gewinnen, die die meisten unserer Schulbücher zu ignorieren pflegen, die aber ebenso viel Anspruch auf Beachtung erheben können wie der traditionelle Regelvorrat. Man denke, um nur einiges herauszugreifen, an die Infinitivkonstruktion mit "for . . . to", den Wechsel von Stellungsdativ mit "for" anstatt "to", die vollständige neben der unvollständigen Inversion, "very" neben "much" beim passiven Partizip, das Verwischen der Grenzlinien beim Gebrauch von "as" und "like". Die Grammatik sollte sich mit dem Gesetzmäßigen begnügen; aber wo liegt beispielsweise die Grenze bei den Pluralen fremder Endung, den artikellosen Ländernamen, den mit Plural- und Genetiv-*s* substantivierten Adjektiven, dem Ersatz des Adverbs durch Verbalformen? Wie weit soll man beim Aufstellen von Listen der bestimmte Kasus regierenden Verben gehen, und gehören nicht auch die Ablautreihen der Verben lediglich ins Wörterbuch? Im Prinzip stimme ich mit Deutschbein überein, wenn er auch die Präpositionen „materieller Bedeutung" aus der Syntax in die Bedeutungslehre verweist; nur daß man sich dabei eines sehr wertvollen anschaulichen Unterrichtsstoffes beraubt, da es tief in die Werkstatt der Sprache hinabführt, wenn man die sekundären Bedeutungen aus der primären entwickelt.

Eine weitere Befruchtung des grammatischen Unterrichts, und zwar nicht nur für das Englische allein, erwächst daraus, daß die grammatischen Kategorien in Deutschbeins „System" erneut auf ihr Wesen hin untersucht und definiert werden. So wird der Leser des Buches, der für sein Lehren Gewinn daraus ziehen will, gezwungen, sich mit diesen Grundbegriffen, die doch vielfach wie abgegriffene Scheidemünzen in Umlauf sind und ohne allzu viel Reflexion benutzt werden, auch seinerseits auseinanderzusetzen und sich darüber klar zu werden, was er unter Plural, Kasus, Modus usw. hinfort verstehen will. Nur hätte ich gewünscht, daß auch Deutschbein den Unterschied zwischen Satzgliedern (Subjekt—Prädikat) und Satzteilen (Subjekt, Attribut, Verb, Objekt, Adverb) aufgestellt hätte, mit dem die altsprachliche Grammatik (Hoffmann, *Lateinischer Unterricht*

auf sprachwissenschaftlicher Grundlage) bereits arbe
meisten unserer neusprachlichen Lehrbücher ist
die Terminologie noch viel zu bessern. Wir
Prädikat und Objekt als selbständige und voneina
hängige Bestandteile des Prädikates und dementspr
Inversion des „Prädikates“, „sächliches Geschlecht“,
tionale Deklination“, „verkürzten“ Dativ. „Die determinativ
nomen bestehen aus einem demonstrativen und einem rel
Pronomen“, “publishing” in “we do not object to you publ
the book” ist „absolutes“ Partizip, und so fort in langer L
Jeder Schüler, der Latein treibt, weiß, daß es zum mindest
sechs Kasus gibt, so daß es nicht schwer ist, ihn von dieser Tatsache aus an das Wesen des Kasus heranzuführen und, theoretisch wenigstens, die Möglichkeit unzählig vieler Kasus darzutun. Man frage aber einmal in einer Klasse, in der Französisch und Englisch den gesamten Sprachunterricht beherrschen, wie viele Kasus denn überhaupt denkbar sind, und wird wohl recht häufig die Antwort bekommen: vier. Von der Tatsache, daß das Englische nur zwei Kasusformen besitzt, Neutralkasus und synthetischen Genetiv, nehmen die Schulgrammatiken einstweilen noch keine Notiz, während der Neutralkasus doch erst in syntaktische Beziehung gesetzt weiteren Inhalt bekommt, und die den tatsächlichen Verhältnissen entsprechende Kasustabelle dann so aussehen müßte:

	Deklination	Stellung	Präposition
Nominativ		“John”	
Genetiv	“John’s”		“of John”
Dativ		“John”	“to, for John”
Akkusativ		“John”	
Instrumental			„by, with John“
übrige Beziehungen			übrige Präp. u. “John”

Am Neutralkasus möchte ich auch in einigen Fällen festhalten, wo Deutschbein vom freien Akkusativ spricht, und glaube, es liegt doch ein Unterschied in der Auffassung vor bei “to walk the hospitals” oder “the windows of the hospital face both ways”; “I walked two miles” oder “I have been nearly three years over it”, “you were quite a long time”, “he came full speed”. In “Native fashion, he curled himself up” ist die Vorstellung eines Akkusativs wohl kaum vorhanden. Für den Verfasser eines Schulbuches liegen hier infolge des Ineinander-

ler beiden Kasus natürlich manche Schwierigkeiten, en Begriff des Neutralkasus wird er aber kaum ausmen. Daß er am Dativ mit "for" („Dativus subjech nicht mehr vorbei gehen kann, ist bereits gesagt ınd die Regel über die Anwendung der beiden Präen läßt sich auch hübsch begründen: "to" steht, wenn der ohne den Personenkasus nicht verständlich, "for", wenn ler Fall ist. Auf der Oberstufe vertieft sich dieses Prinzip zu einer Erörterung über objektiven und subjektiven Kasus. auch bei der Anwendung der beiden Formen des Genetivs. Der synthetische Kasus herrscht vor im subjektiven Denken ("John's house"), der analytische überwiegt im objektiven ("the roof of the house"). Hieraus müßten sich nun eigentlich alle Sonderregeln ableiten lassen. Der flexivische Genetiv wird vorwiegend von Personen gebraucht, weil das persönliche Verhältnis eben das subjektive κατ' ἐξοχήν ist. Daher ergibt sich das Überwiegen dieses Genetivs beim Besitzverhältnis. Ebenso ist der Träger der Handlung im Satze in der Hauptsache eine Person, also tritt der Subjektsgenetiv in der Mehrzahl der Fälle flektiert auf. (Um kein terminologisches Durcheinander entstehen zu lassen, könnte man eben zwischen subjektivem und objektivem einerseits, Subjekts- und Objektsgenetiv andererseits unterscheiden.) Das objektive Denken bedient sich im allgemeinen der präpositionalen Form. Diese tritt daher vorwiegend bei leblosen Dingen in Erscheinung: Genetiv der Zugehörigkeit ("the roof of the house") mit seinen Untergruppen („qualitatis", „partitivus"[1], „materiae" und „definitivus"), von denen für die Schulgrammatik hauptsächlich „partitivus" ("bottle of beer") und „definitivus" ("city of London") in Betracht kommen, weil hier im Deutschen die einfache attributive Anreihung vorherrscht. Der Objektsakkusativ auch von Personen ist vorwiegend analytisch, weil hier alles Persönliche, Subjektive, Handelnde zurücktritt hinter dem willenlos Affizierten, die Person wird hier eben „Objekt". Nun finden von beiden Seiten her Durchkreuzungen des Grundprinzips statt. Analytischer Genetiv erscheint auch im subjektiven Denken, wenn besondere Gründe

---

[1] Könnte man den Genetiv in den beiden folgenden Beispielen wohl partitiven Genetiv der Emphase nennen: "Milton and Sir Thomas Browne are both of them too big . . ."; "its meaning is all of it on the surface"?

wie Wohllaut, Deutlichkeit, Rhythmus, vielleicht auch stärkere Hervorhebung, vorliegen ("the arrival of my fr Synthetischer Genetiv im objektiven Denken erscheint in überkommenen festen Formeln ("out of harm's way") bei Zeit- und Raumbestimmungen („daß der sächsisch den Vorzug erhält vor der attributiven Form, liegt d der Zeit — und auch dem Raume — im Neuengli bevorzugte Stellung eingeräumt wird") und drittens ü wo ein Werturteil ausgesprochen oder personifiziert wer ("the river's mouth", "the steamer's deck", "Germany's past" fühlswert des sächsischen Genetivs. Synthetischer Objektsgenet „hat vielleicht auch einen Affektwert", die Beispiele sind nicht allzu häufig. Es würde sich nun vielleicht empfehlen, das Pronomen possessivum weniger als solches denn als Genetiv zu behandeln, weil sich aus der Parallele sofort die Begründungen ergeben. Tiere (s. a. Personal- und Relativpronomen) bieten wieder ihre besonderen Schwierigkeiten, die Formel: synthetischer Genetiv bei Vorwalten eines persönlichen Verhältnisses zum Menschen, analytischer bei generellem Gebrauch erscheint mir nicht ganz zutreffend ("a wild lark's vocal endurance"), besser ist es wohl, das Tier als ein Mittleres beiden Kategorien zuzuweisen. Daß die Aufstellung brauchbarer Schulregeln, zumal wenn man nicht auf die Begründungen verzichten will, ihre großen Schwierigkeiten hat, sei ohne weiteres zugegeben, aber das ist schließlich kein Grund, bei den bisher üblichen zu bleiben.

Beim Abschnitt „logisches Subjekt" erscheint es mir zweifelhaft, ob man wirklich das Recht hat, in dem Satze „es wird ein Baum gepflanzt" das Wort „Baum" als „logisches" Subjekt anzusprechen, „logisch" ist doch derjenige, der pflanzt, Subjekt, so daß die drei Subjekte dann logisches, grammatisches, formales (Schein-, Gewohnheits-, Bequemlichkeits-) wären. Allerhand kleine Denkübungen lassen sich gelegentlich hier einschalten, und für das Englische im besonderen nimmt man dann mit Deutschbein die Neigung der Sprache, logisches und grammatisches Subjekt in Übereinstimmung zu bringen und die Person zum Träger der Handlung zu machen, als Ausgangspunkt für die hier zu behandelnden sprachlichen Erscheinungen, die sich dann ihrerseits wieder mit der weiter unten zu behandelnden anschaulichen Bestimmtheit der Sprache verknüpfen lassen.

Die größten Schwierigkeiten für die Befruchtung der Schulgrammatik durch die wissenschaftliche liegen bei den Abschnitten

[illegible]“ und „Aktionsarten“, besonders bei den ersteren. Die Tradition der neusprachlichen Lehrbücher kennt nur die [illegible]ategorien „Indikativ“, „Konjunktiv“ und „Imperativ“ und [illegible]berührt davon, daß es auch auf diesem Gebiete unend-[illegible]glichkeiten gibt und jede Sprache ihre besondere [illegible] hat. Für das Englische setzt Deutschbein vier Haupt-[illegible]hne „Kogitativus“, „Optativus“, „Voluntativus“, „Exspek-[illegible]ler die das Verhältnis zwischen Wirklichkeit einerseits und [illegible]em, Gewünschtem, Gewolltem und Erwartetem andererseits [illegible]chnen und jeder vier Unterabteilungen aufzuweisen haben, [illegible] dann ihrerseits noch über verschiedene Ausdrucksmittel ver-[illegible]gen. Das System läßt sich natürlich nicht in dieser Form und in diesem Umfang in den Schulunterricht verpflanzen, weil es in seiner Fülle zu verwirrend wirken würde und die Grenzen zu fließend sind. Denn — ich zitiere hier im allgemeinen — die scharfe Scheidung zwischen objektiven und subjektiven Hilfszeitwörtern ist noch nicht ganz vollzogen, die Ausbildung der neuen Modi, die an die Stelle des alten Konjunktivs treten, noch nicht abgeschlossen, die einzelnen Modi berühren sich vielfach, und innerhalb ihrer selbst sind die Unterschiede oft sehr gering, außerdem gehen sie auch vielfach in Tempora über. Aber soll der Gegensatz auch wieder so groß sein, daß man im Lehrbuch beispielsweise Indikativ und Irrealis als ihrem Wesen nach gänzlich verschiedene Modalformen einander gegenüberstellt, während die wissenschaftliche Grammatik sie als Unterabteilungen desselben Modus, des Kogitativus, zusammenfaßt, oder daß man bei den Defektiven zwischen modaler und nicht modaler Verwendung scheidet? Das, was man sich nach der Schulgrammatik unter Konjunktiv vorzustellen hat, gibt jedenfalls nur ein sehr verschwommenes Bild. Jedes Schulbuch sollte doch so aufgebaut sein, daß — bei aller Unvollständigkeit und Begrenztheit des Stoffes — es wissenschaftlich einwandfrei ist, so daß die Universität niemals zu widerrufen, sondern nur zu erweitern und vertiefen braucht, was die Schule gelehrt hat. Welchen Weg soll man nun bei der Behandlung der Modi im englischen Unterricht gehen? Vielleicht verzichtet man überhaupt auf eine scharfe Einteilung in fest umrissene modale Kategorien, läßt vor allem die aus dem Lateinischen übernommene dreiteilige Zwangsjacke fallen und weist zunächst einmal auf das Wesen des Modus überhaupt hin, so daß das betreffende Kapitel ganz allgemein „Modalität“, „modale Be-

stimmtheit des Verbums“ oder ähnlich heißt. (Dabei müßte dann die Elementargrammatik auf Kategorien wie Tempus, Modus, Aktionsart überhaupt verzichten und sich lediglich mit der Feststellung begnügen, daß beispielsweise “I were” = „ich wäre“ ist.) Dann geht man von den einzelnen deutlich geschiedenen — synthetischen oder analytischen — Formen aus und zeigt, unter welchen psychologischen Bedingungen und in welchen Haupttypen von Sätzen sie angewandt werden, also etwa: „“were, should, would, might” steht erstens, wenn . . ., zweitens, wenn . . .“ Die Scheidung nach der Seite der Tempora und Aktionsarten hin müßte dabei eine möglichst scharfe sein, wenngleich das ja auch nicht immer, z. B. beim voluntativen Futurum (“I will, you, he shall go”) oder bei “you *will* go to-morrow” möglich ist. Auf der Oberstufe kann dann eine abschließende Übersicht hinzukommen, die nicht mehr von der Form, sondern vom Modus selbst ausgeht, aber niemals das wieder aufhebt, was früher gelehrt wurde. Vielleicht wäre aber auch eine Einteilung denkbar, die sich von vornherein, mit einer gewissen Vereinfachung und unter Einführung schärferer Grenzlinien, an die von Deutschbein aufgestellte anlehnt. (Allerdings müßte dann auch eine entsprechende Rückwirkung auf die deutsche Schulgrammatik erfolgen, wie wir denn überhaupt zu einem Zusammenarbeiten der verschiedenen Grammatiken zu einer höheren Einheit, welche „die Sprache“ heißt, leider noch recht weit entfernt sind.) Ohne Kompromisse kommt man nicht durch, aber jedenfalls ist zu sehen, wie der Verfasser eines Schulbuches recht erheblichen Schwierigkeiten und Problemen gegenübersteht, und wie vieles so ganz anders ist, als die Selbstgenügsamkeit so manchen Lehrbuches bislang hinzustellen beliebt hat.

Mit dem Begriff der *Aktionsart* arbeitet auch die altsprachliche Schulgrammatik noch nicht allzu lange, die neusprachliche kennt ihn noch gar nicht, so daß wir “I was writing” oder «j'écrivais» lediglich als *Temporal*formen dargestellt finden. Die beliebte „Lassen“-Regel müßte doch eigentlich auch unter diesem Gesichtspunkte dargestellt werden. (Warum übergeht man bei ihr, deren Zweckmäßigkeit mir gar nicht so sehr einleuchtet, eigentlich immer die Wiedergabe von „lassen“ durch das Passiv?) Sollen wir nun ein neues Kapitel — „Aktionsarten“ — mit entsprechender Vertretung in der Formenlehre der Elementargrammatik in die Schulgrammatik einführen, oder wollen wir uns auch auf diesem Gebiete mit Aufweisung der Formen be-

gnügen, "I do write" also bei "to do", "they sank the ship" bei den intransitiven Verben, "am to" bei "to be" behandeln und erst abschließend und beiläufig ein System der Aktionsarten aufstellen? Möglichst scharfe Grenzen sind auch hier für Unterrichtszwecke nötig, die Verwendung von "to be" und Partizip als Intensivum (s. Deutschbein § 33) beispielsweise müßte wohl ausgeschaltet werden. Ich selbst neige mehr zu dem letztgenannten Prinzip, so daß "he dressed himself" unmittelbar mit "he dressed" verbunden und nicht beim Intensivum dargestellt wird.

In weit ausgedehnterem Maße als beim Kapitel „Modi und Aktionsarten" lassen sich die Ergebnisse verwenden, die die immanent-syntaktische Forschung auf dem Gebiete „Wortstellung, Satzrhythmus und dominierende Vorstellung"[1] gezeitigt hat. Denn hier kann jetzt vieles in den Bereich die Vorstellungen bewußt lenkender, abwägender und anordnender Geistestätigkeit gerückt werden, was sich vorher entweder auf mechanischer Anwendung von teilweise recht anfechtbaren Regeln aufbaute oder auf mehr oder minder gefühlsmäßiger Grundlage beruhte. An unseren Schulregeln wird allerdings mancherlei geändert werden müssen. Während beispielsweise eine etwas ältere Schulgrammatik noch behauptet, daß im englischen Satze Anfang *und* Ende stärker betont werden, steht eine unlängst erschienene auf dem Standpunkt, daß der Satzanfang den schwächsten, das Satzende den stärksten Ton habe. Wenn das auch nicht richtig ist ("John had often come"), so ist damit doch wenigstens die Bedeutung des Satzschlusses für die dominierende Vorstellung herausgehoben, und nun wird durch Deutschbein das rhythmisch-psychologische Bild des englischen Satzes *bei normal-ruhiger Darstellungsweise* endgültig gegeben: dominierende Vorstellung am Ende, zweitwichtigstes Wort (Wortgruppe) am Anfang, unwichtigster Satzteil in der Satzsenkung (hinter der zweitwichtigsten Gruppe), und nun der Rest, je nach der Bedeutung, von der Satzsenkung bis zum Satzende, also etwa so.

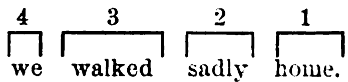
2	6	5	4	3	1
my friend	had	often	admired	the pretty flowers	in our garden

Beginnt aber der Satz mit einem Personal- (oder Relativ-) pronomen,

---

[1] Welcher Ausdruck sehr viel glücklicher ist als Pauls „psychologisches Prädikat".

so ist doch wohl — wenigstens bei hilfsverblosen Sätzen — der Satzanfang der schwächstbetonte Satzteil, also



Man kann also jetzt auch einen Grund dafür angeben, warum beispielsweise „als Alfred *noch* jung war“ = “when Alfred was young” ist oder in Sätzen wie: “these adventures were not sought by *me*”; „the last words *were shrieked* as he was being swung through the air” passivisch konstruiert wird. Diese prinzipiellen Festlegungen kommen aber vor allem dann in Betracht, wenn es sich um die Stellung des Adverbs entweder allein oder in Abwägung gegen andere Adverbien, adverbiale Bestimmungen und Objekte (im weitesten Sinne) handelt, oder bei der Anordnung von direktem und indirektem Objekt, sowie bei der Stellung des Verstärkungspronomens. Während es bislang hieß: „Adverbien, welche die Zeit oder den Ort bestimmt angeben, stehen am Anfang *oder* am Ende des Satzes“, wird man jetzt genau abwägen können, was man hervortreten lassen will; ob die Zeit- oder Ortsbestimmungen („die mit dem anschaulichen Charakter der englischen Sprache zusammenhängen, für den die Orientierung in Raum und Zeit von äußerster Wichtigkeit ist“) im gerade vorliegenden Falle dominieren, oder der verbale Teil des Satzes mit eventuellen weiteren Bestimmungen, vor allem dem Objekt. “Last year I went to England” wechselt also nicht mehr beliebig mit “I went to England last year”, sondern es hängt davon ab, was mehr in den Vordergrund tritt. Dasselbe gilt von dem Verhältnis zwischen Adverb und Akkusativobjekt. Meines Erachtens betont Deutschbein die Abneigung des Neuenglischen, das Objekt von seinem Verbum durch irgendwelche Satzteile zu trennen, zu sehr; ich habe eigentlich mehr den Eindruck, daß die Entwicklung dahin geht, das gegenseitige Verhältnis von der Wichtigkeit für die gerade vorliegende Aussage abhängig zu machen, also: “she . . . showed clearly her intention to remain”; “the interior of the drawing-room realised very well Peake's ideals”; “the country, stung to the quick by the attack of France, backed passionately the obstinacy of the king”; “you saw in the near foreground the pretty French garden”. Ist das Adverb gewichtiger als das Objekt, so tritt es — gegebenenfalls mit einem durch den Satzrhythmus bedingten Verstärkungswort — an das Satzende: “he put on his coat rapidly”

ist ihm die zweitwichtigste Stellung einzuräumen, an den Anfang. Aus der anschaulichen Bestimmtheit in Raum und Zeit einerseits und der Bedeutung des Objekts andererseits ergibt sich nun auch, warum die Adverbien der unbestimmten Zeitangabe sowie der Modalität in die Satzsenkung treten, solange sie nicht etwa dominieren: "he greatly admired the man"; "John often went to see him", aber: „he admired the man greatly"; "John went to see him often" oder: "often John went to see him", "greatly did he admire the man". Beim intransitiven Verb und Adverb liegen die Verhältnisse genau so, sofern nicht etwa eine Zeit- oder Ortsbesimmung dominiert: "little Nell walked sadly home"; "little Nell walked home sadly"; "little Nell sadly walked home"; "sadly did ...". Das Anordnungsverhältnis bei vorhandenem Hilfsverb ergibt sich ebenfalls aus dem Hauptprinzip; als noch schwächer betont, tritt es *gerne in* die Satzsenkung: "an incredible stubbornness has possibly spoilt his whole life". Bei zwei Hilfsverbformen bilden entweder die beiden zusammen die Senkung: "our boat had been very cunningly chosen for us", oder das erste allein: "I hope you will never be qualified for such confidences". Bei pronominalem Objekt (auch mit Präposition) verschieben sich die Verhältnisse insofern, als das Pronomen praktisch eine Nachsilbe des Verbums ist, also: "he took off his coat" oder "he took his coat off", je nach Abwägung, aber nur: "he took it off". In "to-morrow I shall call on you" dominiert "call". Dieselben Verhältnisse gelten beim Wechsel zwischen Stellungs- und "to"-("for"-)Dativ nach den bekannten Regeln; mit eventueller Beifügung der Präposition auch bei Voranstellung, wenn der Dativ sich als gleichwertig neben dem Akkusativ behaupten soll: „Montmorency ... gave to the suggestion of inns, and pubs, and hotels his most emphatic approbation". Es hat mich immer gewundert, warum bei stets analytischem Dativ und Akkusativobjekt keine Stellungsregeln gegeben werden: "the English have ... ascribed to those tribes the feelings of English cavaliers" oder "... the feelings of English cavaliers to those tribes", je nachdem, was dominiert. Ebenso bei: "John himself managed the whole business", "John has himself ...", "John managed the whole business himself". Das Eintreten der Inversion, mit eventueller Beifügung von "to do", bei vorhandener Satzspitze (die auch die dem Satzeingang vorangestellte und als Satzspitze aufgefaßte direkte Rede sein kann) ergibt

sich schließlich ebenso aus dem Prinzip der Satzsenkung, mit den Modifikationen, die ein pronominales Subjekt hervorruft. Daß im einzelnen noch sehr viel zu tun ist, bis man einen für Unterrichtszwecke passenden und nicht zu komplizierten Regelapparat gefunden hat, weiß ich sehr wohl; aber daß das Neue nur durch Überwindung von Schwierigkeiten zu gewinnen ist, stellt schließlich keinen Grund dar, beim Althergebrachten zu bleiben; mir persönlich erscheint es als Hauptsache, überall da, wo es nur irgendwie angebracht ist, die Reflexion an die Stelle mechanischer Anwendung zu setzen. Dabei möchte ich aber nicht in den so oft gemachten Fehler zu starker Verallgemeinerung verfallen. Es wird bei Erörterungen über Unterrichtswege und -ziele zu viel generalisiert; so mancher glaubt, das von ihm gefundene Rezept müsse allen gleich schmackhaft sein, und übersieht, daß es „den Lehrer“ doch eben nicht gibt, und jeder am besten da an sich arbeitet, wo er sich am stärksten fühlt. Für *mehr* als Bewegungsfreiheit, gleiches Recht für alle und Seligwerden nach eigener Façon zu plädieren, ist nicht der Zweck dieser höchst unaufdringlich sein wollenden Ausführungen.

Soll die dominierende Vorstellung stark hervorgehoben werden, was ja besonders für gefühlsbetonte Sätze gilt, so stehen eine ganze Reihe von Ausdrucksmitteln dafür zur Verfügung. Die einzelnen sind im wesentlichen: Akzentuierung unter Beibehaltung der üblichen Stellung ("I went to *England* last year"), Abweichen von der normalen Wortstellung (Inversion, Adverb an ungewöhnlicher Stelle, Prädikativum als Satzspitze, nachgestelltes Adjektiv u. a.), Trennung syntaktischer Gruppen (Objekte im weitesten Sinne, Genetive und Infinitive am Satzanfang, Trennung von Genetiv und Beziehungswort), Hervorhebung durch "it is . . .", Kasusvertauschung (gehört auch etwa "who" für "whom" hierher?), Ersatz synthetischer durch analytischer Formen ("of him" für "his", "more glad" für "gladder") und einige weniger wichtige, die man bei Deutschbein selbst nachlesen mag. Einiges wäre vielleicht noch nachzutragen. Stark gefühlsbetont ist die einfache Inversion: "Begins now the dance — the Dance of the Hunger of Kaa"; "came a thud". Das Subjekt des Aussagesatzes kann auch in der folgenden Form an das Ende des Satzes treten: "he was a fine fellow, was Phil!"; "he crosses the Africa desert in patent leather boots, does the Stage hero". Im abhängigen[1] Fragesatz finden wir die Wort-

[1] Sollte man diesen Ausdruck nicht allgemein anstatt „indirekt“ einführen?

stellung des unabhängigen: "nobody knew ... what were his views" oder: "you claim a right to ask me do I mean to tell you". Auch ist die synthetische Wortstellung noch nicht ganz verschwunden: I could a tale unfold to the Lieutenant"; "he nothing common did, nor mean, upon the memorable scene of Balliol"; "... and sometimes council took, and sometimes tea ...." (Die rhythmische Verteilung zweier Objekte scheint hier vor allem mitzusprechen.) Ein weiteres Mittel ist die Wortzerlegung: "no one knew that she was in as much danger as that" oder: "that was how" für "thus", "not anybody" = "nobody" u. a. m. Dativus ethicus habe ich noch bei Lamb und Thackeray gefunden. Endlich dient ein partitiver Superlativ der Hervorhebung: "a smile of the friendliest"; "gloom of the very deepest"; "the sables lining her cloak were of the finest". Die am häufigsten vorkommenden Mittel werden wohl auch in das Schulbuch aufgenommen werden müssen, am besten wohl wieder, wie das bei einzelnen bis jetzt üblich gewesen, bei den verschiedenen Sonderabschnitten; eine kleine Übersicht am Schluß — grammatische Querschnitte — oder ein geschickt angelegtes Register ermöglichen es dann, auf der Oberstufe die Einzelerscheinungen unter dem Gesichtspunkt des Prinzips zusammenzufassen.

Die Begründung für einen weiteren Teil unseres Regelmaterials ergibt sich durch die Scheidung zwischen abstrakt-generellem und konkret-individuell-aktuellem Gebrauch. Daher ein individuell-aktueller Plural wie "favours" und die Bildung des Singulars mit Hilfe von Worten wie "piece", "bit", "act", "stroke", "point": "a bloody and unnatural piece of cruelty"; daher der unbestimmte Artikel vor Abstrakten: "to have a mind", „to be at a loss" neben "to have opportunity", "to make amiable reply" und die zwei Arten der Substantivierung des Adjektivs, je nachdem es generell ("the blind", "the good") oder aktuell ("the nameless one in the telegraph-office", "a good thing") verwandt wird. Hierher gehört auch die Scheidung zwischen Artikel und Possessivpronomen: "he finished the sentence with a shake of *the* head" ist generell, "*his*" aktuell. In anderen Fällen ermöglicht der Unterschied eine bewußte Differenzierung anstatt des bisherigen beliebigen Nebeneinanderverwendens. "He *can't* sing at all" ist wieder generell, "he is not *able* to sing to-night" aktuell. Dasselbe gilt von dem Verhältnis zwischen Infinitiv und Gerundium als Objekt; das Gerundium

faßt abstrakter: "he likes dancing, but he does not like to dance to-night". So erklärt sich die Regel, daß nach "I cannot help" z. B. vorzugsweise das Gerundium steht, weil derartige Sätze ihrer Natur nach immer generell sind. Als Subjekt scheiden sich Infinitiv und Gerundium unter dem Gesichtspunkt perfektiver und imperfektiver Aktionsart: "to see was to believe", aber "living is working", und darum nur: "that would be carrying coal" oder: "what you propose would mean changing the thing altogether". Und so kann auch die Regel über die Anwendung von Infinitiv oder Partizip nach Verben sinnlicher Wahrnehmung jetzt noch dahin erweitert werden, daß bei "I saw the stag swim across the river" die Tatsache feststeht, daß der Hirsch das andere Ufer erreichte, was beim Gebrauch des Partizips nicht gilt.

Wenn die Betrachtung der tieferen psychologischen Grundlagen, auf denen sich das fremde Idiom aufbaut, und die sich in durchgängigen Prinzipien wie in Einzelerscheinungen verkörpern, für alle Zwecke praktischer Spracherlernung, Übung und Fertigkeit wohl nur geringen Wert hat, so führt sie doch andererseits dem Unterricht soviel an fruchtbaren Bildungswerten allgemeiner Art zu, daß man auch in der Schule nicht ganz daran vorübergehen kann. Denn an so manchen Stellen kann dem Unterricht eine Wendung ins ausgesprochen Philosophische gegeben werden, und daneben läßt sich durch vergleichende Betrachtung viel neue Erkenntnis des innersten Wesens auch der Muttersprache gewinnen. Auf Wundt aufbauend, hat Deutschbein die psychischen Bedingtheiten der englischen Sprache untersucht und recht Beachtenswertes dabei zutage gefördert. Er geht aus von Wundts Unterscheidung zwischen gegenständlichem und zuständlichem Denken. Das gegenständliche Denken richtet seine Aufmerksamkeit auf den Gegenstand, es geht wesentlich im Raume vor sich, faßt Handlung als einen Besitz auf ("his coming") und ist punktuell; das zuständliche interessiert sich für Veränderungen, für Tätigkeiten, setzt die Anwendung des Zeitsinns voraus und ist linear. Das heutige Englisch steht nun im Gegensatz zu anderen modernen Sprachen, insbesondere zum Deutschen, wo mehr zuständlich aufgefaßt wird, unter der Herrschaft des gegenständlichen Denkens. Da bei gegenständlichem Denken das Nomen im Satze überwiegt, so tritt an die Stelle des verbalen Ausdrucks im Satze ganz oder teilweise der nominale. Daher die

Vorliebe für die nominalen Formen des Verbums: Infinitiv, Verbalsubstantiv, Gerundium, Partizip und verbales Abstraktum ("his refusal justified my adherence to my plan"), die Verwendung ganzer Sätze als nominaler Satzglieder ("there was always a competition for who should be hindmost"), der häufige Gebrauch des Passivums, der Ersatz verbaler Ausdrücke durch halb nominale und einiges andere, das hier nicht aufgezählt zu werden braucht. Auch die größere Leichtigkeit der Substantivierung nichtnominaler Satzteile gehört wohl hierher: "her arguments of a while ago recurred to her vainly"; "to-day has been spent mainly in the exchange of visits". Hingegen scheint mir die Auslassung des auf einen Objektssatz hinweisenden schematischen "it" doch einfach auf der analytischen Wortstellung zu beruhen, die es überflüssig macht: "I cannot believe that he should be dead", während "it" als Objektsschema immer dann stehen muß, wenn sich der als Objekt fungierende Satz oder Infinitiv nicht an die gewohnte Stelle bringen läßt ("he took it into his head that Tom was drowned"; "I merely thought it right to warn you") oder wenn der Objektssatz präpositional angeschlossen ist ("the son saw to it that they lacked no comfort"). Soweit reicht eben die Fähigkeit zur Erfassung von ganzen Sätzen als nominale Satzteile noch nicht, von ganz vereinzelt auftauchenden Beispielen abgesehen. (Fälle wie "I cannot help *it* that I am a vagabond", "he enjoys *it* when I make a fool of myself" sind dann vielleicht als Intensivbildungen aufzufassen, während bei "I take for granted your reasons for staying are good enough"; "Sarah had thought fit to tell the servants nothing whatever" die noch immer zunehmende Neigung, den verbalen Teil des Prädikates möglichst zusammenzuziehen, mitspielen mag. Ob man mit Kruisinga im letztgenannten Fall auch eine Verschiebung der Bedeutung annehmen kann, erscheint mir zweifelhaft.)

Aus der Vorherrschaft des gegenständlichen Denkens im Englischen ergibt sich nun eine Reihe von anderen, eng miteinander verknüpften und auseinander abzuleitenden Erscheinungen. Zunächst einmal eine Neigung zur attributiven Satzform, bei der die sich assoziativ anreihenden Vorstellungen vorwiegend in nominaler Form erscheinen. Das zeigt sich bei dem viel weiter als im Deutschen ausgebauten Gebiet der Infinitivkonstruktionen, während wir mit Nebensätzen arbeiten: "I hated his hands to tremble so"; "Dickens is the earliest

novelist to practice a conscientious artistry of plot"; "they were waiting for the ebb-tide to take them out". Ein Satz wie der folgende ist ganz typisch für die Unfähigkeit des Englischen, größere Gruppen apperzeptiv zu erfassen: "his political opinions were too individual to have allowed of binding association with either political party". (Nur vermag ich in Gefühlssätzen wie: "I marry her!" oder "what a question to ask!" keine attributive Satzform zu erblicken, sondern sehe in dem Infinitiv mehr eine Art von Neutralmodus zum Ausdruck der besonderen Gefühlsbetonung, während die zugrunde liegende Gesamtvorstellung doch wohl, wenn auch dunkel, apperzeptiv erfaßt ist.) Dasselbe gilt von den anderen Nominalformen des Verbums: "there is some consolation in a man's having lost his all"; "the flame in the ship's lantern felt the day beginning"; "I should like to hear the letter read"; "changing for dinner, he looked at himself with unwonted attention"; "you must not mind a plain man wanting a plain answer"; "the troops jumped ashore on to the oozy mud left by the receding tide"; "we went about the city openly, no man suspecting us" — überall die attributive Gliederung bzw. der assoziative Anschluß. Deutschbein hat ja im Grunde ganz recht, wenn er sagt: „die englischen Partizipien und Gerundien dürften eigentlich im Deutschen nicht durch Nebensätze aufgelöst werden, da sonst die attributive Satzform verloren geht", doch kann das natürlich für den Unterricht nicht gelten, zumal wenn man die psychische Gegensätzlichkeit der beiden Sprachen zu bewußtem Verständnis bringen will. Aber andererseits darf man auch nicht von „Satzverkürzung durch das Gerundium" reden.

Aus der attributiven Satzform leitet Deutschbein nun als weitere Folge für das Neuenglische eine Neigung zu parataktischer Satzauffassung ab, so daß die Entwicklung also: Parataxe — Hypotaxe — Parataxe gewesen ist. Die parataktische Auffassung zeigt sich nach ihm darin, daß in abhängigen Fragesätzen der Indikativ steht, "shall — should" für "will — would" im abhängigen Nebensatz eintreten, und das den abhängigen Satz einleitende "that" wegfallen kann. Die beiden letzteren Kriterien erscheinen mir nicht ganz stichhaltig, "should" für "would" liegt doch wohl mehr in dem weiter unten zu betrachtenden objektiven Denken begründet, und bei der Auslassung von "that" ist die Hauptsache doch wohl die Betonung, die entweder den abhängigen Satz mit dem regierenden zu

einer Toneinheit verschmelzen läßt (Hypotaxe) oder nicht (Parataxe), so daß "I know he is ill" je nach der Betonung sowohl parataktisch wie hypotaktisch sein kann. Aber es gibt auch Sätze, vor allem solche konsekutiver Bedeutung, die ganz den ursprünglichen parataktischen Typ zeigen und eine Verschmelzung durch Betonung eigentlich kaum zulassen, z. B. "I want to see it so much I can hardly wait" oder ("I become aware of a sound in the very air . . .) the buzz of a passing bee is so much louder it overcomes all of it that is in the whole field". Die sogenannte Auslassung des (einschränkenden) akkusativischen Relativpronomens würde ich, ebenfalls wegen der Tonverschmelzung, auch nicht gerade als spezifisch parataktisch ansprechen, dagegen gehört der Übergang des Relativums zu demonstrativer Bedeutung wohl hierher: "'Why, then, my boys', said he, 'let us have a huzzay!' After giving them which intellectual gratification, he went home to breakfast." Endlich ist die Parataxe mit "and" zu erwähnen, die einen abhängigen Infinitiv vermeidet und, wenn auch nicht spezifisch englisch, hier doch mehr als in anderen Sprachen ausgebildet ist: "I went up to him to try and save him".

Handelt es sich um die Bewältigung größerer Vorstellungsmassen, wie sie ja vor allem der Hypotaxe im lateinischen Satze gelingt, so steht der attributiven Satzform an deren Stelle das Mittel der *Verdichtung* zur Verfügung, die im Neuenglischen eine große Rolle spielt und hier einige charakteristische Erscheinungsformen entwickelt hat, wie den Gebrauch des Gerundiums, das prädikative Attribut nach dem Objektsakkusativ ("he danced his feed tired"; "I . . . read myself captain of this ship"), die Adjektivierung von Adverbien ("the now Captain of Marines"), attributive Nominalverbindungen ("a public school-boy", "the unforgiven dead") u. a. m. Das Ineinanderübergehen der grammatischen Kategorien im Englischen ist eine weitere Folge der attributiven Satzform, in einer ganzen Reihe von Fällen ist es unmöglich, scharfe Trennungen der Redeteile vorzunehmen, so daß sich für die Schulgrammatik wieder allerlei Schwierigkeiten ergeben. Man kann häufig nicht festlegen, ob Partizip oder Gerundium vorliegt: "you keep on taking the first turn to the right", bei Worten wie "waiting-room" und "walking-cane" oder "you don't mind me smoking a cigar", wo die "ing"-Form neuerdings als Gerundium angesprochen wird, eine Auffassung, die von der in einer weitverbreiteten Schulgrammatik ver-

tretenen — als absolutes(!) Partizip — allerdings recht weit absteht. Das Gerundium an sich erlaubt ja auch schon keine Abgrenzung nach der verbalen oder nominalen Seite hin. Auch die Einschiebung eines Adverbs oder einer adverbialen Bestimmung zwischen Beziehungswort und "of"-Genetiv, wenn das erstere ein verbales Abstraktum ist ("the adoption on the 4th of July 1776, by the delegates in Congress of a Declaration of Independence") wird von Deutschbein darauf zurückgeführt, daß ein Wort wie "adoption" ebenso sehr als Verbum wie als Nomen aufgefaßt wird. Die übrigen Fälle von Konversion — Verb: Substantiv, Adjektiv: Substantiv usw. — brauchen hier nicht weiter aufgezählt zu werden, aber man könnte verstehen, wenn angesichts dieser Tatsachen die Forderung erhoben würde, Englisch neben einer strengen differenzierenden Sprache wie Lateinisch zu lehren, um die beiden Extreme nebeneinander zu haben.

Aus dem Unterschiede zwischen gegenständlichem und zuständlichem Denken ergibt sich neben der eben behandelten Reihe — attributive Satzform, aus ihr die Parataxe, Verdichtung und Konversion — eine zweite Entwicklungslinie: das im Verhältnis zum Deutschen immer stärkere Hervortreten des objektiven Denkens in der inneren Sprachform des Neuenglischen. Daher die reiche Ausbildung der Aktionsarten und die gewichtige Rolle, die das Akkusativobjekt spielt. (Die starke Entwicklung der modalen Kategorien, die sonst für das subjektive Denken besonders bezeichnend ist, ergibt sich aus dem emotionalen Charakter des Englischen.) Das Akkusativobjekt bildet mit dem Verbum eine viel engere Einheit als das Subjekt mit dem Verbum, daher die Trennung der beiden ersteren durch ein Adverb nur, wenn Verb und Adverb eine noch engere Verbindung eingegangen sind, während die Trennung von Subjekt und Verb im Englischen ganz gewöhnlich, im Deutschen unbekannt ist. Im Gegensatz zu Sweet führt Deutschbein auch die Umschreibung mit "to do" im mit "not" verneinten Satz darauf zurück, daß "not" dann nicht zwischen Hauptverb und Objekt tritt, während andere Negationen durch ihre Bedeutung entweder in der Satzsenkung oder an den rhythmisch hervortretenden Stellen des Satzes erscheinen, und der Betonungsunterschied im Vergleich zur Anwendung von "to do" im positiven Satze scheint ihm da recht zu geben. Im Fragesatze ermöglicht die Einführung der Umschreibung die Vermeidung der

Wortstellung: Verbum, Subjekt, Objekt und läßt Verbum und Objekt zusammen. Aus der hervorragenden Bedeutung des Objektes ergibt sich ferner die Neigung der Sprache, Zeitwörter transitiv werden zu lassen, und die syntaktische Verschiebung, die es erlaubt, jede Präposition in ein Adverb zu verwandeln: "they — laughed at — him" > "he was laughed at", "they shared in and dreaded his patronage". Von einer Präposition dürfte allerdings die Schulgrammatik dann nicht mehr reden, sondern: "er wurde *an*gesprochen" = "he was spoken *to*", "what are you thinking *of* = „was *be*denkst du". Endlich beruht die Vorliebe für das Passivum auch wohl teilweise auf dem vorwiegend objektiv eingestellten Charakter der Sprache.

Von der Objektivität des Englischen kommen wir in Verfolg der zweiten Entwicklungslinie zu seiner Anschaulichkeit. Bereits auf nichtsyntaktischem Gebiete ist da manches zu buchen; man denke beispielsweise an die vielen Verben für Bewegungsnuancen oder das Auftreten zweier Präpositionen. Hierher gehört auch die Abneigung gegen Komposita und deren Ersatz durch „die anschaulich freie Gruppe Adjektivum und Substantivum": "collegiate walls", "commercial centre", "Shaksperian stage", "patronymic name". Das Hauptgebiet der Anschaulichkeit aber liegt bei der Anwendung von Mehrzahlformen, und von hier aus erhalten die Regeln über die Anwendung des Plurals ihren inneren Zusammenhang und ihre Erklärung. Die wichtigsten Gruppen beim Substantiv sind: erstens Plurale von Dingen, die begrifflich gar nicht pluralisch aufgefaßt werden können, „die Pluralform dient zur Bezeichnung der Intensität des geistigen oder wirklichen Bildes", "heavens, skies, seas, waters, rains, snows, weathers, ashes" u. dgl. Zweitens bezeichnet der Plural die Intensität des Gefühls: "thanks, fears, hopes, pities, deaths". Drittens handelt es sich um ein wirkliches Überwiegen der Summations- gegenüber den Kollektivvorstellungen, also: "scissors, stairs, trousers, riches, mathematics". Daß in vielen Fällen die kollektiv-singularische Auffassung daneben herläuft, darf uns beim Englischen nun schon nicht weiter stören, schwieriger ist nur die Frage zu beantworten, welches Einteilungsprinzip den einzelnen Gruppen der Schulgrammatik zugrunde gelegt werden soll, die äußere Form oder die innere Begründung; gehören "thanks" und "scissors" in einen Paragraphen oder nicht? Für den, der auf der Oberstufe dem Unterricht eine Wendung ins Philosophische geben

möchte, wohl nicht, da hat das Zusammenwerfen nur äußerlich gleicher Erscheinungen seine Schattenseiten.

Die Anschaulichkeit und individualisierende, personifizierende Neigung der Sprache dient ferner als Erklärungsgrund für die bei Kollektivvorstellungen auftretenden grammatischen Inkongruenzen: Kollektivum auf der einen und Plural des Verbums bzw. Fürworts auf der anderen Seite. Hier kann bei den Einzelregeln besonders gut gezeigt werden, wie es sich immer nur um Ausprägungen eines durchgängigen Prinzips handelt. Also: "the public *were* urged towards more strenuous efforts"; "we watched the pair as *they* went up the glade"; "the gentry wished to live in a manner suitable to *their* dignity"; "the company had now grouped *themselves*". An die Kollektiva reihen sich kollektive Fürwörter: „everybody *were* excruciatingly bored"; "so did every one when *they* came"; "nobody dreams of talking about *their* maids' affairs"; "no one has any knowledge of *themselves*". Für die Ausgestaltung handlich-praktischer Regeln bieten aber gerade die pronominalen Inkongruenzen allerlei Schwierigkeiten; wo soll man die Inkongruenz bringen, beim kollektiven Fürwort, bei dem, das die pluralische Auffassung zeigt, oder bei beiden? Außerdem mischt sich ja auch das Bestreben, ein nichtgenerisches Fürwort zu haben ("*everybody* hate*s* *their* sisters-in-law") mit ein. Der anschaulich-individuelle Plural bei Besitzverhältnissen kann nur als Prinzip aufgezeigt werden, über das sich eine anwendbare Regel kaum aufstellen läßt; sowie man über das typische Beispiel der Schulgrammatik — "the sailors (soldiers) lost their lives" — hinausgeht, ist man auf unsicherem Boden, wo nur noch feinstes Sprachgefühl helfen kann; an "use your best persuasions in our joint name*s*" könnte man sich stoßen trotz Meredith, und: "the English soldiers with French troops at their *backs*" scheint mir eine arge Entgleisung. Zum Kapitel von der Anschaulichkeit gehört endlich noch die Pluralform bei Zusammenfassungen verschiedener Ausprägung: "the British and Ottoman Governments" oder eine Form der Inkongruenz, die erst der allerneuesten Zeit anzugehören scheint: "the obscurity of Donne and Browning *proceed* . . .", "the criticism of acting and pictorial art that *have* developed . . ."; "the fame of my eight submarines . . . *have* spread".

Der dynamische Charakter der Sprache endlich ergibt sich aus der Vorherrschaft des Akkusativs als des Kausalkasus; das

Englische sieht Ursachen und Wirkungen, Kräfte und Veränderungen im Gegensatze zur statischen Auffassung, die „die Dinge, wenn auch nicht als unbewegbar, so doch als wenig veränderlich ansieht". Was unter diesem Gesichtspunkte beispielsweise über „Ich helfe meinem Freunde" = "I help my friend" gesagt wird, ist wirklich des Nachlesens und -denkens wert. Wie noch so manches andere. Primäre und sekundäre Eigenschaften bei der Substantivierung des Adjektivs (nur primäre Eigenschaften können mit Genetiv- und Plural-*s* substantiviert werden), klare und deutliche Vorstellungen beim Artikel und Demonstrativum ("these twenty years") — vielfache Anregung bietet das Buch für den, der die Sprache überhaupt wie das einzelne Idiom am Urgrund des Schaffens belauschen will. An Widerspruch wird es nicht fehlen, sei es in tatsächlichen Einzelheiten oder in den methodischen Ergebnissen, die man für den Schulunterricht herausholen kann. Jedenfalls wieder neues Leben, neue Anregungen, Zweifel und Fragen.

Hannover-Kirchrode. E. H. BUDDE.

ZUM GLEICHFN THEMA.

Wenn ich mir erlaube, dem vorstehenden Aufsatz, anderen vorgreifend, gleich ein paar Worte folgen zu lassen, so sei vor allem gesagt, daß ich für die durch Deutschbeins Buch und Buddes Besprechung gegebenen Anregungen lebhaften Dank empfinde. Aber auch die „Zweifel und Fragen" wollen sich in der Tat nicht unterdrücken lassen.

Gegen den Verdacht, daß ich als *laudator temporis acti* auftreten wolle, bin ich wohl gesichert. Dafür habe ich selber zu lange und eifrig das Recht der lebenden Sprache für die wissenschaftliche wie die schulmäßige Behandlung verfochten, was schon ein Blick in Band III der *Engl. Stud.* von 1880 (S. 106 ff.: „Die wissenschaftliche Grammatik und der englische Unterricht") bestätigen kann. Und doch erweckt mir eine Erklärung wie die von dem beschränkten Wert der historischen Betrachtung bei der Syntax Bedenken. Noch größer werden diese angesichts des Bestrebens, in der Sprachbehandlung logische Kategorien an die Stelle des grammatisch Gegebenen zu setzen. Ein warnendes Beispiel sehe ich schon in Buddes Frage, ob nicht auch die Ablautreihen der Verben lediglich ins Wörterbuch gehören.

Oder ein anderes: Beiläufig beanstandet u. a. Budde das „sächliche Geschlecht". Grammatisch, als Genus, ist es nun aber doch da, und das natürliche und logische Geschlecht ist für ein neutrales ae. "wīf" oder ein dt. „Weib" (aller Sprachperioden) so wenig maßgebend wie für das maskuline ae. "wīfman" oder das feminine auf einen bösen Buben angewandte dt. „Range".

Bezeichnend ist ferner auch die Auffassung der Kasus, wie sie uns hier oben entgegentritt. Die Möglichkeit unzählig vieler Kasus ist gewiß unbestreitbar und muß ohne Zweifel auch dem Schüler dargetan werden. Sie kann aber doch nichts daran ändern, daß das Englische heutzutage „nur zwei Kasusformen" — und daher *nur zwei Kasus* — besitzt. Denn was dort in der Tabelle als weitere „Kasus" gegeben wird, sind eben nur „Beziehungen", für die in der Sprache der kasusmäßige Ausdruck *fehlt*. Ich wiederhole mich nur, wenn ich gegen die Bewertung von Wendungen wie "of John", "to, for John", "by, with John" als Kasus, mag man diese auch als „analytische" absondern, Einspruch erhebe: „Verbindungen wie "of the child" oder "to my friend" sind auch im modernsten Englisch nichts als Verbindungen einer Präposition mit einem Kasus und nicht selbst erst Kasus ..." (a. a. O., S. 121). Wenn solche Verbindungen in der Tabelle als „Genitiv", „Dativ" und „Instrumental" erscheinen, warum dann statt der „übrigen Beziehungen" nicht gleich auch "Vokativ" ("John"), „Ablativ" ("from John") und „Lokativ" ("London", auf Büchertiteln, beim Datum usw.), womit dann freilich die acht Kasus des Idg. zur Hintertür wieder hereingekommen wären, die man als nur historisch zum Teil durch die Vordertür hinausgewiesen hat. Und was stünde einem Ausbau dieser „übrigen Beziehungen" durch einen „Adversativ" ("against John"), einen „Privativ" ("without John") u. dgl. m. im Wege? Will man das bei dem wesentlich analytischen Englisch etwa berechtigt finden, so müßte, was diesem recht ist, doch z. B. auch dem vorwiegend synthetischen Lateinisch billig sein, und wir hätten „Romae" = „in Rom" oder „Athenis" = „in Athen" auf Kosten des formalen Genitivs oder Ablativs als Lokative anzusprechen. Damit wäre dann die Grammatik durch die Logik in der Tat aus dem Feld geschlagen.

Kein „Kasus" ohne — wenigstens im allgemeinen — erhaltene Kasus*form*.

Daß andererseits die bloße *Stellung* ("he told ¹John ²that story", aber doch auch ohne ²!) den Dativ als solchen *nicht* ge-

rettet hat, ergibt sich aus der möglichen Passivkonstruktion ("John was told that story"), wobei der formale Zusammenfall des Dativs mit dem Akkusativ ("John") die Passivkonstruktion an und für sich, der des Akkusativs mit dem Nominativ ("that story") die Beifügung des Objekts ermöglicht (zu entscheiden, ob "that story" hier „Nominativ" oder „Akkusativ" sei, lehnt das Sprachgefühl ab; es ist also auch für die heutige Syntax weder das eine noch das andere).

Auf die Modi und Aktionsarten einzugehen, fehlt mir der Raum. Auch da gibt es ähnliche Bedenken. — Es sei also nur noch an ein Wort von Morf auf dem letzten Frankfurter Neuphilologentag erinnert — von dem „Alogischen" der Grammatik. Messen und prüfen wir sie an der Logik; je mehr, desto besser. Aber verlangen wir nicht von ihr, zu werden, was sie nicht sein kann, ohne sich selbst zu verlieren. W. V.

GEORGE MEREDITHS ROMANKUNST.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Die neuere Zeit, deren charakteristische Dichtungsart viel mehr der Roman als das Drama ist, hat nicht mehr den unmittelbaren Glauben an die Macht der Persönlichkeit, des Individuums im Leben, faßt den Menschen vielmehr als das Geschöpf seiner Umwelt auf, weshalb denn auch das moderne Drama eines Ibsen und Hauptmann Zustandsdrama ist. Schwindet aber der wirkliche Glaube an eine Lebensanschauung und damit die Voraussetzung für ihre lebenswahre Gestaltung, so tritt an Stelle desselben der Scheinglaube und die leblose, hölzerne Nachahmung. So ist der gewöhnliche „Romanheld" entstanden, die romantische Figur zum Teil Byronscher Herkunft. Mit scharfer Kritik wendet sich Meredith gegen diese Gestalten mit ihrem geheimnisvollen Glorienschein, diese künstlich beleuchteten Theaterfiguren, die der Dichter wie Marionetten nach seinem Willen lenke, eine fesselnde Handlung für sie ausdenkend, die er durch szenische Effekte und Kontraste ins rechte Licht setze, die er mit Pomaden und Brenneisen herausputze, denen er melodische Klagen und dämonischen Hohn leihe. In einem Kapitel seines Romans *Beauchamps Laufbahn* findet sich diese Auseinandersetzung mit dem trotz aller Hohlheit und Unwahrheit unsterblichen romantischen Helden, dem das Publikum entgegenfliegen wird,

solange es Freude daran hat, sich ohne viel Nachdenken auf den Flügeln der Phantasie heraustragen zu lassen aus der Enge und Häßlichkeit des alltäglichen Daseins. Thackeray hatte bekanntlich schon diesen romantischen Helden in seinen Romanparodien nach Scott, Bulwer, Disraeli u. a. kräftig zerzaust und als Gegenstück dazu seinen „Roman ohne Helden", den *Eitelkeitsmarkt*, geschrieben. „Die zu übermenschliche Schönheit des Romanhelden hat", wie Meredith sagt, „den Glauben des Publikums an die Existenz des Helden überhaupt zerstört und in einem Anfall von Republikanismus in der Kinderstube zu einer Absetzung der leitenden Puppe geführt, weil sie langweilig geworden ist." So tritt also der Alltagsmensch an seine Stelle, der nur insofern typisch ist, als ihm jede Eigenart, jede Besonderheit abgeht. In der Tat spielt dieser negative Typus des *Durchschnittsmenschen*, der meist mit Absicht möglichst temperamentlos, schwächlich und gewöhnlich dargestellt wird, und der im Grunde eine Abstraktion ist, in den modernen realistischen englischen Romanen eine wichtige Rolle. Die Darstellung des Milieus, aus dem der Held kaum hervorragt, überwiegt in den Romanen eines Trollope, George Gissing u. a. und den neuesten eines Wells, Bennett und Galsworthy. Auch bei dem Pessimisten Thomas Hardy ist eigentlich nur das Schicksal der Held, das den Menschen, der durch die Ungunst der Umstände oder die Fehler seines Charakters zwischen die Speichen seines Rades gerät, zermalmt, ohne ihn aber zu erheben. Seine Romane lehren Ergebung in seinen meist blinden Willen, Resignation. Meredith dagegen ist Optimist, glaubt an Kampf und Fortschritt für die Menschheit wie für den einzelnen. So hat er denn auch wieder Helden. Diese Helden sind, wie er sagt, *wirklich und ungewöhnlich*, interessante, bedeutende Personen, Menschen, die wohl den Druck und die Macht der Umstände erfahren, aber sich gerade hierdurch entwickeln, wie es in *Diana* heißt, „tätig geborene Seelen, vom Sturme gepeitscht, aber aufsteigend".

Spielhagen erörtert in einem Essay „Finder oder Erfinder?[1]" die Frage, ob der Romanschriftsteller für seine Charaktere eines Modells bedürfe, und bejaht sie ganz entschieden. Was Meredith angeht, so kennen wir die Urbilder einiger seiner Hauptpersonen, zum Teil aus seinen eigenen Äußerungen. Es sind

[1] 1871, abgedruckt in den *Beiträgen zur Theorie und Technik des Romans*, Leipzig 1883.

Mitglieder seiner Familie (in *Evan Harrington*), seine nächsten Freunde und Bekannte, wie der bekannte Literarhistoriker und Herausgeber des *Dictionary of National Biography* Leslie Stephen (= Vernon Whitford in *The Egoist*), der spätere Admiral und radikale Politiker Kapitän Frederick Maxse (= Nevil Beauchamp im *Beauchamp's Career*), der Jurist und Zeitungsherausgeber William Hardman (= Blackburn Tuckham in demselben Roman), Maurice Fitzgerald, Gelehrter und Epikuräer (= Adrian Harley in *The Ordeal of Richard Feverel*), der Dichter Algernon Swinburne (= Tracy Runningbrooke in *Sandra Belloni*), Robert Louis Stevenson (= Gower Woodseer in *The Amazing Marriage*), Sir Alexander und Lady Duff Gordon sowie ihre Tochter Janet (= der Familie Jocelyn in *Even Harrington*), ferner Persönlichkeiten, die er durch Schriften kannte, wie Mrs. Caroline Norton (= Diana in dem gleichnamigen Roman), der Earl of Peterborough und Anastasia (= *Lord Ormont and his Aminta*), Lord Cochrane, Earl of Dundonald, ein bekannter Seeheld in den napoleonischen Kämpfen (= Captain Kirby in *The Amazing Marriage*)[1] und vor allem Lassalle, Helene von Dönniges und ihr Kreis (in *The Tragic Comedians*). Auch noch andere der Hauptgestalten Merediths verdanken sicherlich lebenden oder durch Memoiren nahegebrachten Modellen ihre erste Konzeption; nur sich selbst hat Meredith, wie es scheint, nirgends zum Vorwurf seiner Charakteristik genommen. Da wir einige der Urbilder seiner Gestalten z. B. Leslie Stephen und Admiral Maxse, ziemlich genau kennen, liegt auch seine Methode vor uns. Er hat nie äußerlich porträtiert, sondern gewissermaßen immer die „innere Form" des Charakters, sein Verhältnis zu Welt und Menschen zu treffen gesucht. Nur hier und da, so z. B. in dem Lassalle-Roman und auch in einem Zuge seiner Diana, merkt man auch die stoffliche Abhängigkeit.

Wie jeder echte Schöpfer von Menschen, hat Meredith ein inneres Verhältnis zu seinen Gestalten. Er schafft unter starker innerer Erregung. „Sandra Belloni hat mich maßlos gequält", schreibt er an seinen Freund Jessopp (Januar 1864). Und an Leslie Stephen schreibt er über „Diana" (23. 3. 84); „Inzwischen hoffe ich bis Ende April mit dem schrecklichen Weibe fertig zu werden.

---

[1] Nach einer Abhandlung von Ernst Dick (*Ztschr. für franz. u. engl. Unterricht*, 1917) soll Edward Trelawney, der Freund Byrons, das Urbild dieses Captain Kirby sein.

das auf mir lastet (eine wirkliche Heldin mit Verstand und von Fleisch und Blut, und Äußerung jenes, wie Lenkung dieses fordernd"), und noch einmal über dieselbe Heldin (23. 8. 84): „Meine Diana hält mich noch am letzten Kapitel fest, aber die Verheiratung solch eines Weibes ist kein leichtes Geschäft. Man kann nicht mit ihr umspringen wie mit einer Marionette. Denn sie entstammt der inneren Erfahrung und nimmt den Geist furchtbar mit. Ich habe sie daher nur lose in der Gewalt, und keiner der Kunstgriffe, mit der die Romanschriftsteller sonst ihre Handlungen entwickeln, ist hier verwendbar, sie ist es, die mich führt".

Meredith ist in der Tat wohl der bedeutendste Schöpfer wirklick lebendiger Gestalten in der neueren englischen Literatur seit Walter Scott. Die Charakterdarstellung des englischen realistischen Gegenwartromans ist im allgemeinen vorwiegend komisch, sei es nach der satirischen oder humoristischen Seite hin. Die lächerlichen Gestalten, die Sonderlinge, komischen Käuze, harmlose oder schädliche Selbsbetrüger und Betrüger anderer, Tröpfe oder Narren spielen darin eine sehr große Rolle. Auch Meredith ist von der komischen Darstellung ausgegangen. Sein erstes köstliches Buch „Wie Struwwelpeter geschoren wurde" (*The Shaving of Shagpat*, 1855), das George Eliot ein geniales Werk nannte, ist eine komisch-phantastische Allegorie in der Form eines arabischen Märchens, welche zeigt, wie großsprecherischer Humbug und leerer Dünkel durch das Schwert der Tat in der Hand eines tapferen, wenn auch keineswegs fehlerlosen Helden, des Barbiers Shibli Bagarag, entlarvt werden. Und der Kampf gegen Humbug, Selbsttäuschung, verhüllte Barbarei und Selbstsucht ist immer eines der Grundmotive des Schaffens Merediths geblieben. Er steht hier am Ende einer langen Entwicklung, die er fortgeführt hat besonders durch seine glänzende Darstellung der Sentimentalität und der Selbstsucht. Er hat auch theoretisch das Resultat derselben gezogen in seinen Erörterungen über die Komödie und den komischen Geist in Prosa und Poesie[1], die sich allerdings nicht bloß an die englische Literatur, sondern besonders auch an Molière als die vollendetste Verkörperung komischer Kunst und den Gedanken

[1] Vgl. seinen feinsinnigen Essay *On Comedy and the Use of the Comic Spirit* (1877) und ferner *Ode to the Comic Spirit* (1892).

nach auch an Jean Paul anschließen[1]. Aber bald durchbricht Meredith die Schranken des Komischen, ist mit der Darstellung des am Maßstabe des gesunden Menschenverstandes gemessenen Negativen nicht zufrieden und stellt daneben eine Darstellung des Menschentums in seinen großen Zügen, nicht in seinen Auswüchsen und Mängeln. Sein erster großer Roman, *Richard Feverels Feuerprobe*, zeigt schon diesen Konflikt zweier Tendenzen in mehreren Bearbeitungen, in denen allmählich die ursprüngliche komische Tendenz gegenüber der ernsten, ja tragischen Darstellung zurücktritt, in sehr interessanter Weise[2]. Seine späteren Romane weisen mit der einzigen Ausnahme des *Egoisten* eine Mischung der komischen und tragischen Darstellung auf, wobei die letztere und damit die Darstellung strebender und sich entwickelnder Menschen überwiegt. Fast ganz herrscht diese vor in dem Roman *Vittoria* (1865). Mit Bezug auf diesen Roman schreibt Meredith an seinen Freund Kapitän Maxse (Briefe I S. 171): „Mein Streben ist, durch das Studium der Menschheit diese darzustellen, nicht ihr krankhaftes Handeln. Ich habe eine Tendenz, das letztere zu tun, aber ich unterdrücke sie: denn mit der Zeichnung desselben ist nichts gewonnen[3]. In all meinen in Wahrheit sehr fehlerhaften Werken ist dies mein Ziel. Ein großer Teil meiner Kraft liegt in der Schilderung krankhaften Handelns und ausnahmsweiser Zustände, aber mein Gewissen sträubt sich dagegen, daß ich meine Zeit so verschwende. Bisher habe ich infolgedessen nichts Bedeutendes geleistet. Aber ich werde es tun, und *Vittoria* wird die erste Andeutung (wenn nicht Frucht) davon sein. Ich liebe epische Gegenstände — nicht Spinngewebe in einer schmutzigen Ecke, obgleich ich weiß, welchen Reiz es bietet, solche zu entwirren". Wir sehen hier, wie ernsthaft Meredith an sich arbeitete, aber wir erkennen auch deutlich den Konflikt, der sein Schaffen durchzieht, und der oft der künstlerischen Vollendung seiner Werke geschadet, sie ungleich und rissig gemacht hat. Er ist

---

[1] Vgl. dazu Bernhard Fehr, *Jean Paul Richter und der Essay on Comedy*, der auf Ähnlichkeiten zwischen Merediths Essay und Jean Pauls *Vorschule der Ästhetik* hinweist. (*Archiv für das St. d. n. Spr.*, N. F., Bd. XXVI, 1911, S. 25ff.)

[2] Vgl. *The Comic Spirit of G. M. An Interpretation*. By Joseph Warren Beach. London 1911.

[3] Vgl. Goethes bekannten Ausspruch: „Was ist damit gewonnen, daß ich das Schlechte schlecht nenne?"

ein ähnlicher, wie ihn Thackeray empfand, der den Ausweg wählte, sich aus der Gegenwart, in der er vorwiegend das Gemeine und Häßliche sah, in die Vergangenheit zu retten, historische Romane zu schreiben. Meredith wählt den schwereren Weg, in der Gegenwart zu bleiben.

In seiner *eigentlich komischen Charakteristik* ist Meredith der Fortsetzer von Dickens und Thackeray, und es ist nicht schwer, hier Ähnlichkeiten und Anklänge zu finden, wie das auch von manchen Kritikern geschehen ist[1]. Einige Figuren muten uns an wie Kopien nach diesen Mustern, aber andere, namentlich einige Gestalten aus der Kategorie der Snobs, wie die der Schneiderstochter und portugiesischen Gräfin de Saldar, geb. Louisa Harrington, einer glänzenden Mischung von Energie, Witz, Geistesgegenwart, Intrigantenkunst, Sentimentalität, Bosheit und Heuchelei, und die des Vaters von Harry Richmond, des prinzlichen Prätendenten und Lumpen, Narren und Genies, Schwindlers und gutmütigen, ja aufopfernden Menschen, sind unvergleichliche Kabinettstücke der originellsten komischen Kunst. Meredith ist über diese handgreifliche Komik absonderlicher, ausnahmsweiser Gestalten hinausgegangen. Er ist ein Denker wie Molière und hat den Widerspruch gegen den „gesunden Menschenverstand", hier gedacht im Sinne der ewigen Grundlagen des kulturellen sittlichen Lebens der menschlichen Gemeinschaft, dort gefaßt, wo er, obgleich komisch, d. h. als Widerspruch mit sich selbst in die Erscheinung tretend, im Grunde tragisch ist, wie bei Molières Geizigem und Misanthropen. Sein Egoist Sir Willoughby Patterne, eine so gar nicht komische Gestalt im gewöhnlichen Sinne, das Muster eines korrekten englischen Gentleman und Aristokraten, ist ein solches Beispiel höchster und feinster Charakterkomik, an die auch Dickens mit Pecksniff und Thackeray mit Becky Sharp nicht heranreichen. Wie erscheint hier der brutale primitive Egoismus des Urmannes, sein Anspruch auf den unbedingten Besitz des Weibes, das er sich auserkoren hat, und das er wie eine Erweiterung seines Ichs, sein Eigentum bis zu seinem Tode und darüber hinaus betrachtet, seine Tyrannei gegen Untergebene und abhängige Familienangehörige, seine naive Rücksichtslosigkeit in den feinsten Formen der doch eben auf Rücksichten und die An-

[1] Vgl. bes. Elmer James Bailey, *The Novels of George Meredith. A Study.* New York 1907.

erkennung anderer gegründeten zivilisierten Gesellschaft, wie fein wird dieser Egoismus des vornehmen Herrn gerade durch die Mittel, durch die er ihn zu befriedigen und zugleich zu verdecken sucht, entlarvt, so daß er am Ende gewissermaßen moralischen Selbstmord zu verüben gezwungen ist! Diese Studie des allgemeinsten und verbreitetsten Fehlers der menschlichen Natur, des Kultus des Selbst, gehört zu den in ihrer Art vollendetsten literarischen Gemälden der Weltliteratur.

Die komische Art der Charakteristik legt der Darstellung eine doppelte Beschränkung auf, in der sich allerdings der Meister erst recht zeigen kann. Die Konflikte, zu denen die komisch betrachtete Leidenschaft Anlaß gibt, dürfen nicht zu schweren Katastrophen führen, und der komische Charakter selbst kann keine Entwicklung haben, sich nicht ändern. Meredith hat sich dieser Beschränkung außer im „Egoisten" nur noch in einigen Novellen unterzogen. Im übrigen ist die Handlung seiner Romane aus Komik und Tragik gemischt, und seine Hauptpersonen sind *sich entwickelnde, werdende Menschen*. Versuchen wir, die Männer und Frauen, die er uns vorführt, in ihren Hauptcharaktereigenschaften zu schildern. Von der Masse des Romanvolkes unterscheiden sie sich dadurch, daß sie sowohl nach ihrer sozialen Stellung als nach Geist und Charakter meist nicht unter, sondern über dem Leser stehen, den sie unterhalten und belehren sollen. Sie gehören durchweg der sozialen Oberschicht an, dem grundbesitzenden Adel, der höheren Kaufmannschaft oder den gelehrten Berufen. Er sucht seine Gestalten nicht wie Dickens auf in den Winkeln und Seitengassen der Menschheit, sondern auf ihren Höhen. Nur ein einziger seiner Romane, *Rhoda Fleming*, spielt in einem niederen, bäuerlichen Milieu. Meredith kehrt hiermit zurück zu der alten großen Tradition der Literatur, die in den Vordergrund ihrer Gemälde Menschen stellt, die möglichst frei von den Beschränkungen sind, die die Not und Sorge der Existenz den meisten auferlegen, und in denen sich daher die allgemeine menschliche Natur reicher und ungehinderter entfalten kann. Seine Helden sind zwar keineswegs fehlerlos, keine Mustermenschen wie Grandison, aber noch weniger sind sie geistig oder sittlich unter dem Durchschnit stehende Tölpel, Narren oder Schwächlinge. Vielmehr sind est Menschen von hohem Streben, vielseitiger Bildung und besonders von *einer eigenartigen Welt- und Lebensanschauung*, mit denen uns Meredith bekannt macht. Der letztere Punkt ist besonders

wichtig, denn hierdurch hat Meredith die Kunst der Charakteristik in England weitergeführt. Schon von Shakespeares Charakteren ist bemerkt worden, daß sie alle triebmäßig handeln, und daß die Reflexion, der bewußte Konflikt, deshalb bei ihm fast ganz fehlt. Und Fielding stellt in *Tom Jones*, das impulsive Handeln eines im Grunde guten, wenn auch sehr fehlerhaften und namentlich den gröberen Begierden unterworfenen Menschen in einen vorteilhaften Gegensatz zu den scheinbar von Grundsätzen geleiteten Handeln der Square, Thwackum und Blifil, das sich oft genug nur als Heuchelei erweist. Merediths Helden und Heldinnen haben Grundsätze, die älteren sogar eine ganze Philosophie, ein System des Handelns, wenn auch diese Grundsätze oft durchbrochen werden, das System oft einseitig ist.

Die Charaktere sind sehr *mannigfaltig in ihrer Art*. Wir finden werdende und fertige Menschen, fest im Boden wurzelnde und problematische Naturen, sentimentale Schwächlinge, die von Schurkerei nicht weit entfernt sind, und starrköpfige Fanatiker, Politiker jeder Art von dem starren Verteidiger des Bestehenden und aller Vorurteile bis zum revolutionären Idealisten, Vertreter jeder Lebensanschauung von dem ernsten Pessimisten und kalten Zyniker bis zum lebensfrohen Optimisten, der auch Schuld und Vergehen nicht anerkennen will und dadurch Schiffbruch leidet, Angehörige der verschiedensten Berufe und besonders Frauencharaktere jeder Art, die ganze Reihe durchlaufend von der Frau, die bloßes Geschlechtswesen ist, bis zu der Frau als Vollmensch und wahrer Heldin.

Um einen Begriff von der Charakterisierungskunst Merediths zu erhalten, und besonders um zu erkennen, worin sie sich von der Kunst seiner Vorgänger unterscheidet oder einen Fortschritt gegenüber derselben bedeutet, müssen wir wenigstens einige seiner Gestalten uns etwas genauer ansehen. Da ist zunächst der Typus des *strebenden jungen Mannes*, wie er seit *Tom Jones* im englischen Roman im Vordergrunde steht. Im Grunde brav und tüchtig, vor allem wagemutig und ehrlich, wenn auch leichtsinnig und daher sich in Torheiten verstrickend, macht er mannigfache Schicksale durch, führt aber am Ende die Braut heim und erreicht eine ihm zusagende soziale Stellung. Tom Jones, Roderick Random, Peregrine Pickle, David Copperfield, Arthur Pendennis — das sind einige der bekanntesten, im einzelnen nach ihrem Schöpfer und dem Geschmacke und den sittlichen Anschauungen der Zeit, in der er geschrieben hat, sehr verschiedenen jungen

Leute. Auch Meredith hat so angefangen. Die Helden seiner ersten Romane, Richard Feverel, Evan Harrington, Harry Richmond sind den Gestalten seiner Vorgänger durchaus verwandt. Aber er ist hierüber hinausgegangen. Alle diese jungen Leute sind im Grunde Egoisten. Ihr Ziel ist, wie das Ziel der meisten Menschen, die Befriedigung ihres Ehrgeizes, ihrer streitenden Leidenschaften, die Erreichung des Glücks im irdischen gewöhnlichen Sinne. In Nevil Beauchamp, dem Helden von *Beauchamps Laufbahn*, schildert Meredith einen jungen Mann von hervorragenden Gaben des Geistes und Charakters, einen Sproß der Aristokratie und glänzenden tapferen Offizier, der aus idealen Gründen für die Rechte des Volkes kämpft und leidet. Er ist keine leidenschaftslose Idealfigur, sondern menschlich fehlerhaft, von leicht entzündlichem Herzen und vorschnellem Handeln; er findet auf seinem Wege nicht Sieg und Triumph und auch nicht die Krone der Verfolgung und des Märtyrertums, sondern den Haß seiner Standesgenossen, Spott und Hohn, Stumpfsinn, Mißverständnis und Verläumdung, woran er selbst nicht einmal ganz schuldlos ist, und er erreicht am Ende wenig oder nichts. „Der Held", sagt Meredith (I, 9, 46). „leidet unter der Unfähigkeit, daß er beständig gegen die Vorurteile verstößt und nie zu gefallen sucht. — Er denkt gar nicht daran, ein allgemeiner Günstling zu sein. Das Glück würdigt er keines Blickes und bedauert nicht, daß es ihm fehle; melodische Klagen, dämonischen Hohn kennt er nicht. Bei aller Versuchung, eine romantische Figur zu machen, verachtet er die Pomaden und Brenneisen des modernen Romans, die Mittel, durch die der Nimbus eines geheimnisvollen Glorienscheins um das Haupt des Helden gewoben wird.... Es ist eine kunstlose Kunst und eine abscheuliche Neuerung, eine so eigensinnige Gestalt vorzuführen; wollte ich aber eine fesselnde Handlung für ihn ausdenken und ihn durch szenische Effekte und Kontraste recht beleuchten, so würde das nur für den Augenblick erfreuen, für ihn aber tötlich sein. Er könnte in solcher Atmosphäre nicht leben". Das Neue an dieser prächtigen Gestalt ist, was den englischen Roman angeht, daß er nicht ein rein empirischer Charakter ist, sondern zugleich, was Kant einen intelligiblen Charakter nennt, daß er zwar ganz in der Wirklichkeit wurzelt, aber über sie hinausragt in das Reich des Ideals und daß dieser Idealismus weder als Narrheit verspottet noch als etwas Überweltliches verklärt oder sonstwie poetisch zugestutzt wird, sondern als eine

innere Notwendigkeit der Natur und mehr als eine auferlegte schwere Aufgabe und Last als ein Vorzug oder eine Tugend erscheint. Dieser Nevil Beauchamp ist ein Typus, der in der schier unerschöpflichen Zahl englischer dichterischer Charaktere so selten anzutreffen ist, nicht weil der Typus selbst im Leben fehlt — Idealisten von jeder Art der Äußerung hat England zu allen Zeiten hervorgebracht —, sondern weil der Glaube an diesen Idealismus bei einem Volke, das den Ideen abgeneigt ist, so wenig verbreitet ist. Es liegt, dürfen wir wohl sagen, etwas Deutsches in diesem Charakter.

Ein zweiter Typus, den Meredith für die Literatur neugeschaffen hat, ist der des unermeßlich reichen hohen Adligen. So demokratisch auch die Verfassung Englands ist, so aristokratisch ist seine Gesellschaftsordnung. In der Gesellschaft ist in England die Scheidung der Stände eine sehr scharfe, und auf der Höhe dieser Stufenleiter steht der Grundadel, der infolge seines gesetzlich gesicherten Reichtums, in den der Besitzer hineingeboren wird wie der Fürst auf seinen Thron, seiner Unabhängigkeit nach unten wie nach oben, seiner Freiheit von Pflichten und Schranken eine ganz ausnahmsweise Stellung einnimmt, einen Hof von Abhängigen und seine Gunst Suchenden um sich versammelt und für weite Kreise des strebsamen Bürgertums maßgebend ist. Thackeray hat die Lordanbetung, die „Lordolatrie“, reichlich verspottet und die Lords selbst lächerlich gemacht, und auch Dickens' Lords sind ebenfalls meist Karikaturen, Tröpfe und Narren, wie sie der radikale Demokrat zu sehen liebte. Auch Meredith verkennt nicht den verderblichen Einfluß einer verantwortungs- und pflichtenlosen Adelskaste von großem Reichtum auf das nationale Leben; er legt in einem seiner Romane, *Harry Richmonds Abenteuer* (Kap. XXIX), einem deutschen Professor kräftige Worte darüber in den Mund; derselbe zieht einen Vergleich zwischen der englischen Aristokratie und den deutschen Fürsten und legt dar, daß diese doch besser seien, da sie wenigstens Aufgaben und Pflichten hätten. Aber Meredith weiß auch, daß Karikaturen niemals etwas anderes beweisen als die Gesinnung des Darstellenden. Die Adligen, die er darstellt, Sir Austin Feverel, Sir Willoughby Patterne, Graf Fleetwood sind weder Trottel noch verderbte Genußmenschen. Sie sind vielmehr, wie das auch bei ihren Bildungsmöglichkeiten viel natürlicher ist, Leute, die über Mittelmaß begabt sind, hoch gebildet, nicht ohne Sinn für das höhere Leben, und jeder in

seiner Art ein Original. Gemeinsam ist ihnen als Folge ihrer Ausnahmestellung und deshalb als Grund ihrer Schwäche ein maßloser Stolz und eine Hypertrophie des Egoismus. Sie sind Tyrannen für ihre Umgebung, doch äußert sich diese Tyrannei je nach Alter und Temperament in verschiedenster Weise. Sir Austin Feverel, der ältliche Baron, im Grunde ein wohlwollender, edler und geistig bedeutender Mensch, hat schwere Enttäuschungen im Leben durchgemacht, und sein verletzter Stolz hat sich aus diesen eine Philosophie der Menschenverachtung aufgebaut und ein darauf gegründetes Erziehungssystem ausgedacht, dessen Opfer sein einziger abgöttisch geliebter und hoffnungsvoller Sohn wird. Er ist ein wohlwollender Despot mit philosophischer Drapierung, ein Herrscher- und Vatertypus, der im Leben nicht selten ist. Von Sir Willoughby Patterne, dem klug berechnenden, kalten Egoisten, war schon die Rede. Hier ist es Meredith gelungen, eine individuelle scharf umrissene Gestalt zu schaffen, die zugleich so allgemein ist wie Faust, Hamlet oder der Alceste Molières. Auf die Frage eines jungen Mannes, der sich durch diesen Charakter getroffen fühlte, ob er gemeint sei, antwortete Meredith, wie Stevenson berichtet, „er ist wir alle". Am vollendetsten aber erscheint mir die Gestalt des Grafen Fleetwood in der *Verblüffenden Heirat*, dem letzten vollendeten Romane Merediths. Da finden wir die besten Anlagen, praktische Lebenstüchtigkeit, lebhafte Phantasie und ein starkes Bewußtsein der inneren Zustände, Sinn für das Höhere im Leben und treues Festhalten am gegebenen Worte durch Stolz, Eigensinn und Launenhaftigkeit zunichte gemacht, so daß der Träger aller dieser Eigenschaften und der Besitzer ungezählter Millionen das Glück der Personen, die ihm nahe treten, und besonders sein eigenes zerstört und am Schlusse in einem Kloster durch Selbstkasteiung den Seelenfrieden sucht, den er im Leben nicht hat finden können. Welches Licht wirft dieser Charakter, der so kompliziert und doch so aus einem Gusse ist, auf so manche geschichtliche Gestalten, Herrscher und Machthaber, deren widerspruchsvolles Leben uns wie ein Rätsel erscheint! Hier sehen wir, wie der Roman in der Tat uns über das Leben belehrt, es erläutert.

Besonders aber ist Meredith ein Neuerer auf dem Gebiete der *Darstellung der Frau.* Er nahm an der Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts sehr lebhaften Anteil. In seinen Briefen wird dieses Thema sehr häufig angeschlagen. Meredith fordert

für die Frau nicht bloß Gleichheit der Erziehung, Zugang zu allen Berufen und wirtschaftliche Unabhängigkeit, sondern auch das politische Stimmrecht, Erleichterung der Ehescheidung, eine mildere Beurteilung einmaliger geschlechtlicher Irrungen. Er erlebte noch den ersten wilden Ansturm der Suffragisten, hielt zwar ihre gewalttätigen Methoden für falsch, billigte aber ihre Ziele. In nichts war Meredith entschiedener als in seinem Eintreten für eine Umwertung der Ansichten und Methoden in der Behandlung der Frau. Er steht auch hier wieder im Gegensatz zu Tennyson, der in seiner Weise zwischen der alten und neuen Anschauung vermittelt und in wohlklingenden Versen ein „Mischmasch“ — das ist der Nebentitel seines Frauenidylls *Die Prinzessin* — gebraut hatte. Für Meredith war die Befreiung der Frau, wie er sie verstand, nicht bloß eine Frauenfrage, sondern vor allem auch eine Männerfrage, eine Kulturfrage im allgemeinen. „Der Zustand der Frau“, heißt es im *Egoisten*, „ist der Prüfstein unserer Zivilisation, und wenn dieser Zustand noch so furchtbar tierisch ist, so kommt das daher, daß es noch soviele primitive Männer gibt, die ihre Weide haben wollen“. Bekannt und oft zitiert ist eine andere Sentenz Merediths, die er Sir Austin Feverel, dem frauenhassenden Philosophen in den Mund legt: „Ich glaube, daß das Weib das letzte sein wird, das der Mann zivilisieren wird“, aber dieser scheinbar zynische und mit Absicht einseitig gefaßte Ausspruch will doch am Ende sagen, daß der Gipfel der Zivilisation erst erstiegen ist, wenn die Frau den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht hat. Dieser ist noch nicht erreicht, weil sie immer noch von den Männern als eine Ergänzung ihrer selbst, im wesentlichen als Geschlechtswesen, Geliebte, Hausfrau und Mutter betrachtet wird. „Die Männer sind um die Serailspitze herumgefahren, das türkische Kap haben sie noch nicht umschifft“, sagt Diana geistreich und witzig. Sie verlangen daher von der Frau vor allem Passivität; sie soll zu Hause mit der Gesellschaft ihrer Näh- und Stecknadeln zufrieden sein, statuenhaft, rein und kühl, soll nicht aus dem häuslichen Kreise heraustreten, und vor allen Dingen darf nicht von ihr gesprochen werden. Das ist das alte Frauenideal, das Ideal der hingebenden, liebenden Frau, der aufopfernden, sorgenden Gattin und Mutter, das Ideal, wie wir es bei Shakespeare und Milton, bei Goethe und Schiller finden, und dessen Kehrseite die Kokette ist, die durch „katzenartige Künste“, wie Meredith sagt, den Einfluß und die Macht zu gewinnen sucht,

nach denen sie nicht offen streben darf. Es ist der Typus, w ihn die Weltliteratur uns in hunderten von Gestalten, liebreize den, rührenden, furchtbaren und abstoßenden vorgeführt ha und wie ihn auch Meredith in seinem ersten Roman in Luc Feverel gezeichnet hat. Dann aber gewinnt immer mehr di Überzeugung über ihn Macht, daß dies Ideal ein unzulängliche ist, und er stellt ein anderes an seine Stelle, das der Frau, di nicht bloß Geschlechtswesen, Hausfrau und Mutter ist, nich bloß die Ergänzung des Mannes, sondern eine Persönlichkei für sich. Gewiß, die Frau ist meist noch unselbständig, ja feige und ängstlich, aber nicht von Natur, sondern als Folge der langen Sklaverei, in der sie geschmachtet hat. Eine stärkere Entwicklung ihrer natürlichen Anlagen, „mehr Verstand" ("more brain") ist es, was ihr not tut, und wodurch sie sich und den Mann auf eine höhere Stufe heben wird[1]. Meredith hat dies Ideal der Frau in einigen prachtvollen Charakteren verkörpert, die in der englischen Romanliteratur wohl einzig dastehen. Er berührt sich hier mit dem großen norwegischen Dramatiker, aber dessen Frauengestalten, Nora, die Frau am Meere, Hedda Gabler usw., machen doch etwas den Eindruck geistvoll verkörperter Thesen, während die Merediths, wie seine Helden, zwar „ungewöhnlich, aber doch wirklich" sind, Menschen von Fleisch und Blut, leidenschaftlich und triebhaft, aber hierüber hinausragend in das Reich des bewußten charaktervollen Handelns. Man hat sie vielfach mit Shakespeares Frauengestalten verglichen. In der Tat hat er mit Shakespeare gemeinsam die Auffassung der Frau als einer Einheit von Körper und Geist und die Darstellung der echten und wahren Liebe als einer hierauf gegründeten Vereinigung. „Es ist ein Wort", heißt es in *Diana* (S. 353), „das in vieler Munde ist, aber nicht oft richtig erklärt wird. Sie bedeutet neues Leben, einen feineren Sproß des Baumes, der in gutem, festem Erdreich gepflanzt ist, lebendige, fröhliche Sinne, geistiges Zusammenleben, Einheit der Seelen durch die volle natürliche Verbindung und für die Zukunft eine glückliche Aussicht für die Söhne und Töchter der Erde, mehr als Glück bedeutend: unseren Fortschritt zwischen den asketischen Felsen und den sinnlichen Strudeln zur Schaffung einer edleren Rasse, die uns jetzt nur dunkel vorschwebt". Von Shakespeares

[1] Vgl. dazu besonders auch seine Ge[...] of
Ladies in Revolt und *The Sage Enamoured* a[...]



nach denen sie nicht offen streben darf. Es ist der Typus, wie ihn die Weltliteratur uns in hunderten von Gestalten, liebreizenden, rührenden, furchtbaren und abstoßenden vorgeführt hat, und wie ihn auch Meredith in seinem ersten Roman in Lucy Feverel gezeichnet hat. Dann aber gewinnt immer mehr die Überzeugung über ihn Macht, daß dies Ideal ein unzulängliches ist, und er stellt ein anderes an seine Stelle, das der Frau, die nicht bloß Geschlechtswesen, Hausfrau und Mutter ist, nicht bloß die Ergänzung des Mannes, sondern eine Persönlichkeit für sich. Gewiß, die Frau ist meist noch unselbständig, ja feige und ängstlich, aber nicht von Natur, sondern als Folge der langen Sklaverei, in der sie geschmachtet hat. Eine stärkere Entwicklung ihrer natürlichen Anlagen, „mehr Verstand" ("more brain") ist es, was ihr not tut, und wodurch sie sich und den Mann auf eine höhere Stufe heben wird[1]. Meredith hat dies Ideal der Frau in einigen prachtvollen Charakteren verkörpert, die in der englischen Romanliteratur wohl einzig dastehen. Er berührt sich hier mit dem großen norwegischen Dramatiker, aber dessen Frauengestalten, Nora, die Frau am Meere, Hedda Gabler usw., machen doch etwas den Eindruck geistvoll verkörperter Thesen, während die Merediths, wie seine Helden, zwar „ungewöhnlich, aber doch wirklich" sind, Menschen von Fleisch und Blut, leidenschaftlich und triebhaft, aber hierüber hinausragend in das Reich des bewußten charaktervollen Handelns. Man hat sie vielfach mit Shakespeares Frauengestalten verglichen. In der Tat hat er mit Shakespeare gemeinsam die Auffassung der Frau als einer Einheit von Körper und Geist und die Darstellung der echten und wahren Liebe als einer hierauf gegründeten Vereinigung. „Es ist ein Wort", heißt es in *Diana* (S. 353), „das in vieler Munde ist, aber nicht oft richtig erklärt wird. Sie bedeutet neues Leben, einen feineren Sproß des Baumes, der in gutem, festem Erdreich gepflanzt ist, lebendige, fröhliche Sinne, geistiges Zusammenleben, Einheit der Seelen durch die volle natürliche Verbindung und für die Zukunft eine glückliche Aussicht für die Söhne und Töchter der Erde, mehr als Glück bedeutend: unseren Fortschritt zwischen den asketischen Felsen und den sinnlichen Strudeln zur Schaffung einer edleren Rasse, die uns jetzt nur dunkel vorschwebt". Von Shakespeares

[1] Vgl. dazu besonders auch seine Gedichte *A Ballad of Fair Ladies in Revolt* und *The Sage Enamoured and the Honest Lady*.

Frauen, den Julia, Hermione, Imogen, Rosalinde und Desdemona unterscheidet die Frauen Merediths aber, daß das Leben ihnen andere Aufgaben stellt, und daß sie diese im Kampfe gegen die Umwelt zu erfüllen haben. Solche Frauen sind die Heldinnen der besten und reifsten Romane Merediths. Sie vertreten das Recht der Frau auf eine höhere Stellung und Entwicklung in der Gesellschaft, aber nicht abstrakt, nicht als Frauenrechtlerinnen, sondern kraft ihrer Persönlichkeit, ihres Vollmenschentums, das die konventionellen Schranken durchbricht. Es sind in der Tat herrliche Gestalten, besonders Emilia-Vittoria, die gottbegnadete Künstlerin, tapfere Patriotin und das liebende seelenvolle Weib, deren Entwicklung und Wachstum in zwei Romanen, *Emilia Belloni* und *Vittoria*, dargestellt wird, die kluge und von Geist prickelnde Diana, leidenschaftlich und irrend und daher durch tiefes Leid hindurchgehend, aber am Ende doch siegreich im Kampfe mit der Gesellschaft, die sie geächtet hat, und Carinthia in der *Verblüffenden Heirat*, ein reines, naives Alpenkind von süßester Poesie, das hineingeworfen wird in die Stürme der Welt und gerade dadurch zum Charakter reift und den Kampf besteht. Merediths Romane, namentlich die letzten, sind in gewissem Sinne *Frauenromane*, insofern Frauen Heldinnen derselben sind und die sie beherrschende Idee die Befreiung der Frau von den Fesseln und Beschränkungen einer sie einengenden und knechtenden Konvention ist — eine unglückliche Ehe steht gewöhnlich im Mittelpunkt der Handlung —, aber sie haben doch nichts von dem Thesen- oder Problemromane, der den Dingen Gewalt antut. „Ich habe nie einen Roman angefangen, um die Theorie zu verfolgen, die er entwickelt. Die in meinem Geiste herrschende Idee nahm die Charaktere und die Geschichte unterwegs auf“, schreibt Meredith an einen amerikanischen Bewunderer (G. P. Baker, 22. 7. 87). Neben diesem heroischen Typus hat Meredith eine ganze Reihe anderer Frauen dargestellt, aber sie alle dienen jenen gewissermaßen als Folie. Da ist die „kalte Pharisäerin“ und „verhüllte jungfräuliche Puppe“, die Sentimentale, die mit dem Leben und den Gefühlen spielt, für Liebe, Schönheit, Natur und Kunst schwärmt, aber doch kalt und klug berechnet, „Harmonien auf den Saiten der Sinnlichkeit spielend“, wie Diana es geistvoll ausdrückt, die im Handeln oder auch nur in der Phantasie Unkeusche, bei der sich alles um das Geschlecht dreht, und endlich auch die sich hingebende aufopfernde Frau. Aber es ist bezeichnend, daß er,

abgesehen von seinem ersten Romane, diese nicht in ihrem natürlichen Kreise, der Familie, als Gattin und Mutter darstellt, sondern als Freundin einer solchen Heldin und meist als krank und leidend und daher von einem vollen Eigenleben ausgeschlossen. Oder sie wird, wie die sanfte hingebende Laetitia Dale im *Egoisten*, das Mädchen „mit einer romantischen Geschichte auf den Augenwimpern", wie die geistreiche Person des Romans sie charakterisiert, durch bittere Erfahrungen gründlich ernüchtert und schließt am Ende eine Vernunftehe mit einem Manne, dessen hohlen Egoismus sie ganz durchschaut. Daß der Zug des Herzens des Schicksals Stimme sei, glaubt Meredith nicht. „Ach wie so fruchtlos ist des Herzens Zug", lautet dagegen einer seiner Aussprüche (*Ode to the Comic Spirit*). Das Herz führt den Menschen irre, täuscht ihn über sich selbst; das Licht des Verstandes, des klaren Geistes, das ist es, was die Menschen und besonders die Frauen brauchen, um vorwärts zu kommen auf dem Wege der Zivilisation.

7. *Merediths Stil.* Auf der Charakterdarstellung beruht Merediths Bedeutung. Seine Charaktere sind Individuen und Typen zugleich und werfen Licht auf das komplizierte, zwischen den Urtrieben der menschlichen Natur und den Satzungen der Konvention, zwischen hohem Streben und wildem Begehren geteilte Leben der Oberschicht der menschlichen Gesellschaft. Sie sind besonders wertvoll zur Erkenntnis der spezifisch englischen Gesellschaft in der die mannigfachen Arten der Selbsttäuschung jenen Widerspruch zwischen Handeln und Bekenntnis, zwischen Sein und Schein hervorrufen, der der oberflächlichen Beobachtung als bewußte Heuchelei erscheint, der in Wirklichkeit aber viel tiefer liegt. Das ist der viel besprochene und doch so wenig verstandene *Cant*, dessen höchste Blüte wir gerade jetzt schaudernd miterleben. Schon durch die Behandlung dieser Probleme wendet sich Meredith an die nachdenkliche Minderheit, nicht an die Masse. „Ich schreibe für Sie und für Leute wie Sie," schreibt er einmal an John Morley (22. Mai 1874). Noch mehr sondert er sich vom allgemeinen Verständnis ab durch *seinen Stil.* Man hat ihn als dunkel, schwerfällig, affektiert, geschraubt und geziert oder graziös bezeichnet. Man tadelt seine grammatische Unkorrektheit, das Fehlen des Artikels, der Partikeln, der Bindemittel der Rede, wodurch das Verständnis erschwert wird — im *Punch* erschien er in einer Karikatur als ein Büffel, der in dem grammatischen Porzellanladen alles

durcheinander wirft — man tadelt besonders seine Vorliebe für unbekannte Fremdwörter[1]. Die Parodisten haben sich dieses dankbaren Stoffes bemächtigt und seinen Stil glänzend karikiert[2]. Natürlich sind diese Fehler vorhanden und erschweren den Genuß der Romane nicht unwesentlich und noch mehr den der Gedichte. Es fragt sich nur, ob sie, wie einige Kritiker behaupten, auf Affektiertheit beruhen, auf dem bei Schriftstellern nicht seltenen Stilmotiv, sich zu unterscheiden, geistreich und tief zu erscheinen, oder ob sie Auswüchse, die Kehrseite von Vorzügen des Meredithschen Stils, sind. Hören wir zunächst Meredith selbst darüber, denn jeder Künstler erklärt sich und seine Absichten doch am besten selbst, vorausgesetzt daß wir ihn zu lesen verstehen. Meredith äußert sich über seinen Stil zweimal in seinen Briefen. Einmal schreibt er an G. P. Baker (22. Juli 1887): „Was Stil angeht, so ist der Gedanke zäh, und wenn man mit Gedanken zu tun hat, so bringt das Zähigkeit hervor. Oder, wenn starke Erregung gegen den tätigen Geist anflutet, so entsteht notwendigerweise Verwirrung.“ Meredith selbst führt also die Härte und auch eine gelegentliche Unklarheit seines Stils auf den Gedankenreichtum desselben zurück. Ein andermal schreibt er an einen gewissen Georg Brainton im Jahre 1890: „Ich habe keinen Stil, obgleich ich annehme, daß mein Werk eigenartig ist. Ich experimentiere zu sehr im Ausdruck, als daß ich ein gutes Vorbild für andere sein könnte. Ich kann aber sagen, daß ich *nie etwas geschrieben habe, ohne klar vor mir zu sehen, was ich zu Papier gebracht habe*, und doch hat dies Rauheit und Ungewöhnlichkeit in der Form hervorgebracht.“ In der Tat sind Gedankenreichtum und Anschaulichkeit die beiden Eigentümlichkeiten des Meredithschen Stils, und diese zusammen bringen die höchsten Wirkungen, aber in ihrer Vereinigung oft auch Unklarheit hervor. Merediths Sprache ist voll von Metaphern und Bildern, die dem Bedürfnis entspringen, die Dinge anschaulich und ihrem eigentlichen innern

---

[1] Solche sind u. a. "collaboratorically, evocative of, immarcescibly (unverwelklich), pendulous, crepitant, ebullient, virginal, protrudent, titillation, crapulous (betrunken), cataphractic (panzerähnlich), rotifer, curative, nocturient, caccaturient" usw.

[2] A. C. Lehmann in *Mr. Punch's Prize Novels* 1890/91, Max Beerbohm in *Vanity Fair* und der *Satury Review* 1896, F. Anstey in *Mr. Punch's Dramatized Novels* 1899 und Owen Seaman 1899 in der *Morning Post.*



Wesen nach darzustellen. Wenn eine Tür, hinter der ein Langschläfer liegt, „eine schläfrige Tür“ genannt wird, wenn es von einem Fische heißt, daß er „zur keuchenden Oberfläche“ kommt, wenn von jemandem gesagt wird, daß er den Mund öffnet, „um ein Knäuel von Gelächter herauszuschütteln“ (alle aus *Richard Feverel*), wenn es von einer Frau heißt, daß sie sich setzt, „die Hände in blasser Niedergeschlagenheit gefaltet“ (*Evan Harrington*), so sind solche und ähnliche Ausdrücke, die die englische Kritik getadelt hat, einfach poetisch: sie geben Anschauung und einen stärkeren Gefühlston.

Berlin. PHIL. ARONSTEIN.

(Schluß folgt.)

VERMISCHTES.

LAUTGESTALTUNG UND BEDEUTUNGSWANDEL FRANZÖSISCHER WÖRTER IN DEN ELSÄSSISCHEN MUNDARTEN.

Wenn auch die geographische Lage dem Elsaß die Rolle eines Vermittlers im Verkehr zwischen Deutschland und Frankreich zuweist und die geschichtliche Entwicklung das Elsaß jahrhundertelang der politischen und kulturellen Beeinflussung durch Frankreich aussetzte, so konnte die französische Sprache doch nur in den oberen Kreisen festen Fuß fassen; die große Masse der Bevölkerung, und zwar sowohl der städtischen wie der ländlichen, hat die alemannische Mundart treu bewahrt. Selbstverständlich waren die elsässischen Mundarten mehr als die der andern deutschen Stämme französischem Einfluß ausgesetzt. Aber diese Einwirkung beschränkt sich im wesentlichen auf das Eindringen zahlreicher französischer Wörter und Wendungen, ist also rein lexikalischer Art. Man könnte nun glauben, daß gerade der Elsässer bei der Übernahme fremder Bestandteile möglichst treu verfahren wäre. Aber dem ist nicht so. Eine Betrachtung der einschlägigen Wörter zeigt, daß die Entlehnungen starke Veränderungen in Bedeutung und Lautgestaltung erleiden, und daß der Elsässer gerade in lautlicher Beziehung bestrebt ist, die Fremdlinge durch Änderungen einzelner Laute, durch Kürzungen und Zusammenziehungen sich mundgerecht zu machen und durch Verbindung mit deutschen Silben und Anlehnung an deutsche Wörter möglichst einzudeutschen.

Die Knappheit des zur Verfügung stehenden Raumes verbietet es, den Gegenstand erschöpfend zu behandeln; ich beschränke mich daher auf die Betrachtung der wichtigsten Wörter in knappster Fassung und überlasse es dem Leser, weitere Schlüsse aus den Beispielen zu ziehen; besonders wird das für die Lautgestaltung möglich sein. Entnommen sind die Beispiele dem „Wörterbuch der elsässischen Mundarten“ von E. Martin und H. Lienhart (zwei Bde, Straßburg 1899

und 1907). Sie werden in zwei getrennten Gruppen vorgeführt, wobei natürlich auch die Wörter der zweiten Gruppe noch zu lautlichen Bemerkungen Anlaß geben könnten, wie umgekehrt manche Beispiele der ersten Gruppe auch für die zweite in Betracht kommen.

Folgende Bemerkungen mögen noch zur Erläuterung und Ergänzung dienen. Sehr bezeichnend ist die Tatsache, daß in einigen Fällen der bestimmte Artikel als Bestandteil des Substantivs aufgefaßt und daher mit letzterem zu einem Wort verschmolzen wird (vgl. I, 3). Die Frage, ob die oft recht starken und eigentümlichen Bedeutungsunterschiede zwischen den schriftfranzösischen und den elsässisch-französischen Wörtern auf die Elsässer selbst zurückzuführen oder in einigen Fällen auf Rechnung der benachbarten französischen Mundarten zu setzen sind, soll hier offen gelassen werden. Interessant wären auch Untersuchungen über das Geschlecht der Entlehnungen. So heißt es in Übereinstimmung mit dem Französischen und im Unterschied zum Schriftdeutschen der Gurasch (*le courage*), dann aber wieder der Rasch (*la rage*: „etwas im Rasch tun" = in großem Zorn). Auch zu syntaktischen Bemerkungen geben die elsässischen Mundarten Anlaß, wenn auch ihre Zahl recht klein sein wird; so dürften wohl Wendungen wie „Wos gen mir mache? Hüt ge mir verreise" auf franz. *aller faire qc.* zurückzuführen sein. Sehr kennzeichnend für die Stellung der Elsässer französischen Grußformeln gegenüber ist die Antwort, die häufig auf das ohne Unterschied der Tageszeiten angewandte Boschur (*bonjour*) erfolgt: „Dank ü Gott! Er is gstorwe, dr Boschur, dr Gottemorge is kumme!"

I. *Lautgestaltung.*

1. R. wird zu l: *varices* — Walise „Krampfadern"; *mériter* — meletieren „verdienen" (z. B. eine Strafe); n wird zu l: *gouvernement* — Guwerlemang; *tournure* — Turlur „Kleiderkissen, cul de Paris"; *en‿attendant* — alatanta „einstweilen, indessen" (Alatanta hest d noch lang Zit zuem Hirote); l wird zu n: *Lunéville* — Nünewill (geh uf Nünewill = geh ab!); t wird zu r: *toute la boutique* — rutlabutik, wird zur Verstärkung hinter „alles" gesetzt (Er het alles rutlabutik ufgfrësse); t wird eingeschoben zwischen n und l: *branle* — Brantel „Schaukel".

2. Nasallaute: *conduite* — Kundewite „Überlegung; Späße, Flausen"; *concombre* — Gagummer, Gugummer (Spottname für Franzosen); *convoyer* — kumpfeie „stoßen, schlagen" (zue der Tür auskumpfeie); *affront* — Affrunt „Beleidigung, Schimpf, Vorwurf"; *enveloppe* — Amlopp „Brieftasche"; *en attendant* (s. oben).

3. Der Artikel wird als Bestandteil des Substantivs aufgefaßt und mit letzterem verschmolzen: *la tête* — Latet, Lateter „Kopf" (schlag n im ein uf dr Latet); *la retraite* — La(r)trät „Zapfenstreich, Ruhestand" (d La(r)trät blose; er het sini La(r)trät, d. h. er lebt im Ruhestand); *l'abbé* — Labé (der Herr Labé); *à l'œil* — ufs Lau „auf Borg, auf Pump"; vgl. auch die Abkürzung Dasil „Kleinkinderschule" aus *salle d'asile*.

4. Zusammengesetzte Ausdrücke werden gekürzt und zu einem Wort zusammengezogen: *satin de Chine* — Sateschin „Atlas"; *dom-*

mages et intérêts — Maschänteri „Schadenersatz“ (aus der franz. Gerichtssprache); *je renie Dieu* — Schërnidjä, ein Fluchwort (Tschernidjeketzer ist ein „elender Tropf“).

5. Deutsche Vor- und Endsilben werden den französischen Entlehnungen angefügt: *chamarrer* — verschamerieren „übel zurichten, beschädigen, zerkratzen (besonders von Hautverletzungen)“; verschamerieren kann aber auch auf *charmer* zurückgehen und heißt dann „verliebt sein, behexen“; *bobine* — Bobinle „Spule (mit aufgewickelter Wolle oder Baumwolle) aus Schilfrohr oder Hartpapier“; *gymnase* — Schimnas „Turnübung, Turnverein“, davon Schimnasler „Turner“; *quelque chose* — ge(l)kschosig „irgend etwas“ (was hes do drin? Eps (= etwas) (!) Gekschosigs; eps Gekschosigs bedeutet auch eine „Zwischenmahlzeit“; Gekschoserei ist eine „Kleinigkeit“.

6. Anlehnung an deutsche Wörter: *attaquer* — antachiere „*an*greifen“; Antak, franz. *attaque*, ist ein Krankheitsanfall (en Antak bekumme), sogar die Form „Andacht“ findet sich (Nervenandacht); *attraper* — antrapiere „*an*treffen, erwischen“; *amarrer* — anmären „*an*binden“; *chagrin* — Schagrillen „törichte Sorgen, Kummer“ (Anlehnung an „Grille“); *aide-de-camp* — Edagang „einer der für einen anderen einen *Gang* tut“; *travailler* — trawallen „sich angestrengt fortbewegen“ (vgl. auch engl. *to travel*), dann mit Anlehnung an „wädele“ = laufen: trawättle „geziert gehen, schlendern; schnell, aber mit kleinen Schritten laufen, von Kindern und alten Leuten“; *caisse d'épargne* — Keste*bank* (scherzhaft, sonst Gestabarn); *Jean foutre* — Schafuter (Uter = Euter) „Dummkopf“; *suppose* — zumpose „gesetzt, angenommen“ (wahrscheinlich angelehnt an „*zum* Beispiel“).

II. *Bedeutungswandel.*

Choc „Stoß“ — Schuck „plötzlicher Sommerregen“; *gibus* „Zylinderhut“ — Schibus „Zylinderhut“, aber vielfach mit der Nebenbedeutung (wie z. B. in Colmar) „alter, abgeschabter Hut“; *club* „Verein“ — Klup(pe) „schlechte Gesellschaft, Verschworene“, s. aber Weigand, Wb. unter „Kluppe“; *gringalet* „schwächlicher Mensch“ — Grängale „Taugenichts“ (Übergang vom Körperlichen aufs sittliche Gebiet); *sabre* „Säbel“ — Saber „Prügel“ (Gëlt, du willst Saber?; dazu sabere „prügeln“); *chance* „Glück“ — Schangs „Glück, Glückszufall“, aber auch persönlich (unter jungen Leuten) „der, die Geliebte“; *généreux* „großmütig“ — scheneröс „zurückhaltend im Essen und Trinken“ („mach de Scheneröse nit, ës is dr für emol gezolt!“; der eigenartige Bedeutungswandel beruht auf einer Vermischung des *généreux* mit *gêner*); *branle* „Schwung, Hängematte“ — Brantel “Schaukel“, davon brantle „schaukeln“ [von anderen französisch-deutschen Zeitwörtern seien noch angeführt: paweie „pflastern“ (*pavé*), butle „unmäßig trinken“ (*bouteille*), batallje „Krieg führen unter Knaben“ (*bataille*), schicken „Tabak kauen, auch: tüchtig essen, futtern“ (*chique*), futtern „polternd fluchen, schimpfen, meist nach großer Verwunderung, weshalb das Zeitwort auch „sich sehr wundern“ bedeutet (*foutre* „zum Henker“; vgl. auch oben I, 6 *Jean foutre* „jämmerlicher Kerl, Hundsfott“ — Schafuter „Dummkopf“), schawelle „die Wäsche mit flüssigem Chlorkali waschen (*javelle*),

bäjaßle „spielend umherspringen und hüpfen" (von Bäjaß „Hanswurst, Seiltänzer", franz. *paillasse*)]; *doux* „süß, sanft, mild" — dus „still, ruhig, sittsam", aber auch stellenweise „geistesgestört"; *chagrin* „Kummer" — Schagringe „Unsinn, Vorspiegelung, Gewissensbisse‘ Selbstvorwürfe"; *conduite* „Betragen" — Kundewite „Überlegung" (du machs dr in nix Kundewite „du überlegst nichts"), ferner „Späße, Flausen" (mach mr kene Kundewite „mach mir keine Geschichte"); *ça ira* im Kehrreim des franz. Revolutionsliedes von 1789: *Ah! ça ira, ça ira, ça ira, Les aristocates à la lanterne!* — Saira, Sairasa „Spottlied" (RA.: Eim de Sairasa lese „Vorwürfe machen, zurechtweisen").

Darmstadt. Karl Bergmann.

BEMERKUNGEN ZUR METHODIK DES TÜRKISCHEN. III.

Nachdem in den Bemerkungen zur Methodik des Türkischen I und II[1] die Frage, wie die arabisch-türkische Schrift und die Orthographie des Türkischen, vor allem die eigenartige Vokalandeutung, dem Verständnis des Lernenden näher gebracht werden kann, kurz behandelt und die methodische Wichtigkeit der Vokalharmonie für den türkischen Unterricht erörtert worden ist, muß nunmehr untersucht werden, in welcher Reihenfolge die verschiedenen grammatischen und syntaktischen Tatsachen dem Türkisch Lernenden vorgeführt werden müssen.

Wenn man von dem im letzten Grunde nominalen Charakter des Verbums absieht, gibt es im Türkischen außer wenigen Partikeln, die aber auch vielfach als nominale Bildungen erklärt werden können, nur zwei Wortarten: Nomen und Verbum. Der Hauptbestandteil des türkischen Satzes ist das Verbum, das daher dem Geiste der uralaltaischen Sprachen gemäß, das Wichtigste und Bestimmte zuletzt, das weniger Wichtige und Bestimmende voranzustellen, immer am Ende des Satzes steht. Es liegt nun nahe, diesen wichtigsten Satzteil zunächst durchzunehmen, weil er das Gerüst für jeden türkischen Satz bildet, sei er, wie in der Umgangssprache, äußerst einfach, sei er, wie in der geschriebenen Sprache, etwa in Zeitungen und besonders in der wissenschaftlichen Literatur, noch so verwickelt gebaut. Lediglich äußere Gründe, die nicht im Wesen der Sache selbst begründet sind, beim methodischen Unterricht jedoch von hervorragender, ja ausschlaggebender Bedeutung sein können, sprechen dafür, daß zunächst das Nomen gründlich, wenn auch nicht gerade erschöpfend, durchzunehmen ist. Die türkische Grammatik ist nämlich im wesentlichen Lehre vom Verbum; das Verhältnis des Raumes, das eine erschöpfende Darstellung des Nomens erfordert, zu einer nur das Wichtigste bringenden Darstellung des Verbums ist vielleicht 1 : 10 oder gar 1 : 20. Bei einer solchen außerordentlichen Verschiedenheit des stofflichen Umfanges der beiden Redearten, des Nomens und des Verbums, ergibt sich fast mit zwingender Notwendigkeit die Forderung, daß wenn möglich das

---

[1] Vgl. *N. Spr.* XXV, S. 45ff., 363ff.

Nomen zuerst völlig erledigt werden muß, ehe an die systematische Durchnahme des Verbums gedacht werden darf. Die Möglichkeit dazu liegt um so eher vor, als im Türkischen sich zahlreiche Übungssätze, die nicht ad hoc zurecht gestutzt zu sein brauchen, ohne Verwendung des Verbum finitum herstellen lassen. Nimmt man dazu noch die Kopula *-dir* oder gar das ganze Präsens und Präteritum des defektiven Hilfszeitwortes **i-mek* 'sein', am besten auch die defektiven Formen *war* und *jok* hinzu, so kann ruhig auf das Verbum finitum verzichtet werden, ohne daß darin ein Verzicht auf die Bildung wirklich türkischen Sprachgutes eingeschlossen zu sein braucht. Wer noch umfassendere Übungen bei der Durchnahme des Nomens veranstalten will, wird bereits bei der vorhergehenden Besprechung des Gesetzes der Vokalharmonie und seiner Wirkungsweise einige Verbalformen, die wegen ihrer ausnahmslosen Regelmäßigkeit schon in den ersten türkischen Stunden verstanden werden können, etwa das Präteritum auf *-di*, vielleicht auch die Verneinung mit *-me* und ähnliches, mit Nutzen vorwegnehmen. Schon während der so gestalteten Durchnahme des Nomens lassen sich zusammenhängende Stücke, besonders kleine Gedichte, selbst die türkische Nationalhymne, recht gut behandeln.

Die Reihenfolge der Einzeltatsachen aus der Formenlehre des Nomens richtet sich logischerweise nach der Reihenfolge der in Frage kommenden Suffixe am türkischen Nomen. Die dem Nominalstamm zunächst folgenden Suffixe sind natürlich zuerst, die von ihm am weitesten abstehenden an letzter Stelle zu betrachten. Demgemäß ergibt sich folgende Reihenfolge: 1. Plural, 2. Possessivsuffixe, 3. Deklination, 4. an die Deklination schließt sich die Genitivverbindung, an diese 5. die türkische Ausdrucksweise unserer Präpositionen an. Gleichzeitig mit letzterer können die wenig zahlreichen eigentlichen Postpositionen erwähnt und eingeübt werden.

An einem Beispiele sei noch einmal dargetan, wie diese Reihenfolge sich notwendig aus dem Prinzip der Suffigierung, das die ganze Formenlehre des Türkischen als einer agglutinierenden Sprache beherrscht, ergibt. 1. 'Buch' heißt *kitab*, mithin: 'Bücher' *kitab-lar*. 2. 'Mein Buch' *kitab-ym*, aber auch: 'meine Bücher' = *kitab-lar-ym* usw. 3. Die nach 1 und 2 gebildeten Ausdrücke können dekliniert werden; also: 'des Buches' *kitab-yñ*, 'der Bücher' *kitab-lar-yñ*, 'meines Buches' *kitab-ym-yñ*, 'meiner Bücher' *kitab-lar-ym-yñ*. 4. Unter gleichzeitiger Verwendung der nach 2 und 3 behandelten Suffixe läßt sich nunmehr bilden: 'das Buch des Vaters' *peder-iñ kitab-y*, welche Verbindung ihrerseits nunmehr noch gemäß 3 dekliniert werden kann: 'des Buches des Vaters' *peder-iñ kitab-y-nyñ* usw. 5. Eine besondere Art der Genitivverbindung ist diejenige, die wir durch eine Präposition zu umschreiben haben: *masa-nyñ üst-ü-nde* auf dem Tische' usw. 5a. Daneben gibt es noch Postpositionen mit einem bestimmten Kasus des vorhergehenden Nomens: *wakyt-dan dolajy* 'wegen der Zeit' u. ä. m.

Wie man aus diesem konkreten Beispiele, das für alle nur vorkommenden Fälle typisch ist, ersieht, ist die Kenntnis der in der vorhergehenden Nummer erwähnten Suffixe zur erschöpfenden Be-

handlung der nächsten Suffixe, wenigstens wenn alle in Betracht kommenden Möglichkeiten von vornherein in den Bereich der Übungen gezogen werden sollen, unumgänglich nötig und somit die oben geforderte Reihenfolge in der Behandlung der einzelnen Nominalsuffixe durch die Natur der Sache zwingend bestimmt. Die Behandlung der einzelnen Suffixe kann natürlich, je nach den Erfordernissen des betreffenden Unterrichtes, mehr oder weniger erschöpfend gestaltet und soll daher hier nicht im einzelnen besprochen werden. Nur die Darstellung des oben erwähnten 4. Punktes, der Genitivkonstruktion, bietet Anlaß zu einigen Bemerkungen.

Bereits bei Durchnahme der Deklinationssuffixe wird man betreffs des Genetivs bemerken, daß dieser zum Ausdrucke einer Zugehörigkeit oder eines Besitzes dient und sonst alleinstehend nicht vorkommt; z. B. *bu ew filan effendininñdir* 'dieses Haus gehört dem Herrn N. N.' In den weitaus meisten Fällen gilt die äußerst wichtige Regel, daß einem Genitive als notwendige Ergänzung ein Possessivsuffix, zumeist der dritten Person, folgen muß, wie umgekehrt ein Possessivsuffix der dritten Person meistens auf einen vorhergehenden Genitiv zurückverweist, mit dem zusammen es eine Genitivverbindung ausmacht[1]. — Eine weitere Bemerkung, auf die großer Wert zu legen ist, bezieht sich auf den sog. latenten oder virtuellen Genitiv, d. h. den Genitiv ohne Suffix oder den Nominativ mit Genitivfunktion, wie etwa in *ew kapu-su, elma ağağ-y, Berlin šehr-i.* Es kann also nicht stark genug betont werden, daß das Kennzeichen einer türkischen Genitivkonstruktion nicht im Genitivsuffix, sondern im Possessivsuffix der dritten Person besteht. Auch diese Regel erweist sich für die praktische Analyse zusammenhängender Sätze, besonders größerer Perioden, äußerst wichtig und fruchtbar.

Wie alle diese Dinge im einzelnen zu behandeln sind, muß, solange der türkische Unterricht sich nicht an ein bestimmtes Lehrbuch enge anschließen soll, dem Lehrgeschick des Lehrenden überlassen bleiben. Was hier in den kurzen Bemerkungen auseinandergesetzt wurde, sind nur diejenigen didaktischen Forderungen, die sich aus dem Bau der türkischen Sprache mit zwingender Notwendigkeit ergeben, und deren Beachtung demgemäß unbedingt erforderlich ist, soll nicht der türkische Unterricht an dem großen formalen Bildungswert, der ihm zweifellos innewohnt, gewaltige Einbuße erleiden.

Köln. KARL LOKOTSCH.

FRANZÖSISCHE MILITÄRISCHE FACHAUSDRÜCKE.

A.

abatis — Verhau, Astverhau, Baumverhau.

abri — Unterstand, Deckung.

abri pare-éclats — splittersicherer Unterstand.

abri à l'épreuve du tir plongeant — bombensicherer Unterstand.

---

[1] In den zahlreichen mir bekannten Grammatiken und Lehrbüchern ist diese wichtige und für das Verständnis größerer Perioden äußerst praktische Regel nur bei Jehlitschka erwähnt.

accordéon — Stacheldrahtrollen (Schnelldrahthindernisse).
affût — Laffette.
affût blindé — Schirmlaffette.
agent de liaison — Verbindungsmann.
ajourner — zurückstellen.
ambulance — Feldlazarett.
appareil Filloux — kleines gabelförmiges Aufsatzstück, das auf dem Gewehrlauf wie das Bajonett aufgesetzt wird und zum Durchschießen von Drähten dient.
appareil Vermorel — Zerstäuber, (von einem Mann auf dem Rücken getragen, zur Gasabwehr).
aérodrome — Flugplatz.
angle mort — toter Winkel.
appoint de poudre — Beiladung.
appréciation de distance — Entfernungschätzung.
armée territoriale — Landwehr.
armurier — Waffenschmied.
armurier en chef — Waffenmeister.
as de carreau (arg.) — Tornister.
assaut — Sturm (Angriff).
attaque au gaz — Gasangriff.
atterrissage — Landung (Flugzeug).
automobile blindée — Panzerauto.
s'avancer par bonds — sprungweise vorgehen.
avion de chasse — Jagdflugzeug.

B.

balle explosive — Sprengpatrone.
ballon captif — Fesselballon.
bande de toile — Leinwandgurt beim Block.
bande molletière — Wickelgamasche.
banquette — Schützenauftritt.
barrage de fils de fer barbelés — Drahtverhau.
béret — Kopfbedeckung der Alpenjäger
bicot (arg.) — Araber.
bidon — Feldflasche.
bifurcation — Wegegablung.
blessure par ricochet — Querschläger.
boîte de singe (arg.) — eiserne Portion.
bombe d'avion — Fliegerbombe.
bonnet de police, calot — Feldmütze.
bouche à feu — Mündung (Kanone).
bouche porte-retard — Mundlochfutter.
bouclier — Schutzschild am Geschütz.
boudin — Schlagfeder.
bourgignotte — Stahlhelm.
boussole — Kompaß.
bouton à tir rapide — Knopf beim Maschinengewehr zur Erzielung der höchsten Feuergeschwindigkeit.
bouteille à gaz — Gasflasche.
boyau — Laufgraben, Verbindungsgraben, Annäherungsgraben.
brancard — Krankentrage.
brancardier — Krankenträger.
brevet d'aviateur — Fliegerpatent.
brisque — Litze, Abzeichen (Abzeichen am linken Unterärmel, für Leute, die seit Kriegbeginn in der Front sind).
brûlot — Flammenwerfer.
butter (arg.) — töten.

C.

cagibis (arg.) — Unterstand.
cagoule anglaise — Gashelm (den Kopf vollständig verdeckende Kapuze mit Watteeinsatz zum Schutz gegen Gase).
caillebottis — Holzroste, Lattenroste.
caisson — Protze.
calot — Feldmütze.
camouflet — Quetschmine.
canon — Geschütz, auch: Lauf am Gewehr.
canon anti-aérien / canon anti-avion — Flugzeugabwehrkanone.

canon fretté — Ringrohr.
canon à jaquette — Mantelrohr.
canonniers servants — Bedienungsmannschaft (am Geschütz).
capitaine trésorier — Zahlmeister.
carrefour — Kreuzung.
cartouche à balle — scharfe Patrone.
cartouche à blanc — Platzpatrone.
casque — Stahlhelm.
ceinturon — Koppel, Leibriemen,
célophane — Brillengläserersatz.
centre d'instruction — Truppenübungsplatz.
cesser le feu — das Feuer einstellen.
chacal (arg.) — Zuave.
chair à canon — Kanonenfutter.
chambre — Kammer am Gewehr.
chambre arrière — Bodenkammer.
chéchia — Fez.
chef de pièce — Geschützführer.
chemin creux — Hohlweg.
chemin de fer départemental — Kleinbahn (1 m Spur).
chemin latéral — Nebenweg.
chemin de fer à voie normale — Vollspurbahn.
chemin de halage — Treidelweg.
cheminement — Annäherungsweg.
chevaux de frise — Drahtreiter, spanische Reiter.
cisailles — Drahtscheere.
chevron — Litze, Abzeichen.
cerf-volant — Drache.
clayonnage — Hürden, Weidengeflecht, Faschinen.
colonel / colon (arg.) — Oberst.
coffrage — Verschalung.
convoi — Transport.
convoi de ravitaillement — Verpflegungskolonne.
corvée — Arbeitsdienst.
côte — Höhenzahl.
couvre-bouche — Mündungsschoner (aus Uniformtuch).
coureur — Gefechtsordonnanz, Stafettenläufer.
coupole — Geschützturm, Panzerturm.
cran d'arrêt — Druckpunkt.
cran de mire — Kimme.
crappouillot (arg.) — Minenwerfer.
crème de menthe (arg.) — Tank.
créneau — Schießscharte.
crosse — Kolben.
cuirassement — Panzerung.
cuisine roulante — Feldküche.
cul de sac — Grabenkopf.
culasse — Verschluß.
culasse à coin prismatique — Flachkeilverschluß.
culasse mobile — Schloß am Gewehr.

D.

déblayer — aufräumen.
déboucheur — Zündersteller (an der Granate).
decauville — Förderbahn (60 cm Spur).
déclancher une offensive — Offensive ergreifen.
déplacement de troupes — Truppenverschiebung.
départ (le) d'un 75 — Abschuß einer 7,5 cm Granate.
dépôt — Rekrutendepot.
descendre un avion — Flugzeug abschießen.
déserteur — Überläufer.
désinfecter — entlausen.
détente — Abzug (am Gewehr).
dirigeable — Luftschiff.
douille — Metallhülse.
douille métallique — Hülsenkartusche.

E.

écart — Fehlschuß.
écart d'éclatement — Fehlzerspringer.
échelon — Staffel.
écusson — Spiegel, Abzeichen.
effectif de la compagnie — Kompagniestärke.
embusqué (arg.) — Drückeberger.
emplacement de mitrailleuse — Stellung für Masch.-Gewehr.
enrayage — Ladehemmung.

entonnoir — Trichter, Sprengtrichter.
épée-baïonnette — Seitengewehr.
escadrille aérienne — Luftgeschwader.
escadrille de bombardement — Bombengeschwader.
escouade — Korporalschaft.
essuyer un échec — eine Schlappe erhalten.
état-major — Stab (höherer)
état-major général — Generalstab.
étui — Hülse der Patrone.

F.

fausse attaque — Scheinangriff.
feu à volonté — Schützenfeuer.
feu par rafales — Feuerüberfall.
feu roulant, intermittent — Trommelfeuer.
fusée — Leuchtkugel, Rakete, Zünder.
fusée éclairante — Leuchtrakete.
fusée à double effet — Doppelzünder.
fusée de culot — Bodenzünder.
fusée percutante — Aufschlagzünder.
fusée détonateur — Granatzünder.
fusil automatique — Selbstladegewehr.
fusil à répétition — Magazingewehr.
fusil mitrailleur — Schnellfeuergewehr.
force combattante — Gefechtsstärke.
force de pénétration — Durchschlagskraft.
fort d'arrêt — Sperrfort.
fortin — Erdbefestigung, kleines Fort, Stützpunkt.
fourbu — abgekämpft.
fourragère — eine Art Schützenschnur, als Auszeichnung für einen ganzen Truppenteil.
fougasse — Flattermine.
frein hydropneumatique — Rücklaufbremse.

G.

gaîne porte-détonateur — Mundlochbüchse.
galerie — Stollen.
galerie de mine — Minenstollen.
galons — Tressen.
Garage — Nische (Ausweichstelle im Graben).
gare régulatrice — Regulierungsbahnhof.
gerbe — Geschoßgarbe.
gourbis (arg.) — kleiner Unterstand für 1 bis 2 Mann.
gradins — Ausfallstufen.
grand'garde — Hauptsicherungstrupp.
grenade à main — Handgranate.
grenadier — Handgranatenwerfer.
guitoune (arg.) — Unterstand.
guérite — Schilderhaus.
guerre de tranchées — Stellungskrieg.
guet-apens — Hinterhalt.
guidon — Korn (am Gewehr).
guidon compensateur — Kompensationskorn (M. G.).
groin — neue Mund und Nase bedeckende Gasmaske in Form eines Schweinsrüssels (hierzu gehört eine besondere Brille).

H.

hangar — Schuppen.
hangar de dirigeable — Luftschiffhalle.
hausse — Visier.
hélice — Propeller.
hérisson — Stacheldrahtrollen. Schnelldrahthindernisse.
hiérarchie militaire — Rangordnung.
hommes de pièce — Bedienungsmannschaft am M. G.
hommes de ravitaillement —
hommes de soupe — Essenträger.
hôpital militaire (arg. l'hosto) — Lazarett (in der Garnison).

I.

infirmier — Krankenwärter.
issue — Ausgang (eines Unterstandes).

L.

lâcher un coup — Schuß abgeben.

lame-chargeur — Ladestreifen (M. G.).
lance-mines — Minenwerfer.
ligne de mire — Visierlinie.
ligne secondaire — Nebenbahn.
ligne téléphonique — Fernsprechleitung.
livret militaire — Militärpaß.
logement — Quartier.
lunettes en ciseaux — Scherenfernrohr.

M.

marcher à découvert — ohne Deckung vorgehen.
marque de bataillon — Bataillonsabzeichen.
marmite (arg.) — Granate großen Kalibers.
marmitage (arg.) – Bombardement.
marsouin (arg.) — Kolonial-Infanterist.
masque à gaz — Gasmaske.
mèche à étoupille — Zündschnurstrick.
médecin-major — Stabsarzt.
miaulement (le) des obus — das Heulen der Granaten.
mission française — französische Truppen, welche den Engländern zugeteilt sind.
mitrailleuse — Maschinengewehr.
mitrailleuse à fayots (arg.) — Feldküche.
monter en ligne — eingesetzt werden.
moricaud (arg.) — Angehöriger der afrikanischen eingeborenen Truppen.
mortier en bronze avec mise de feu sur le tonnère — Bronzemörser mit Oberzündung.
mot d'ordre — Losungswort, Parole.
mot de ralliement — Erkennungswort.
mulet de bât — Lasttier.
musette — Brotbeutel.

N.

nerfs — Stacheldrahtrollen, Schnelldrahthindernisse.
noirs, les gros. . . (arg.) — Granaten mittleren Kalibers.
nomenclature d'insignes — Gradabzeichen-Verzeichnis.

Hannover. PFAU, z. Z. im Felde.

(Schluß folgt.)

---

50 JAHRE DEUTSCHER KULTURARBEIT.

Unter diesem Titel hat das Haus Philipp Reclam jun. in Leipzig einen „kurzen Bericht über die Feier des fünfzigjährigen Bestehens von Reclams Universal-Bibliothek, 15. November 1867 bis 15. November 1917", für seine Kriegsteilnehmer drucken lassen, der auch in andere Kreise gedrungen und gewiß auch für die Leser der *N. Spr.* von Interesse ist. Wohl darf der Berichterstatter den jetzt beinahe 6000 Nummern der Universal-Bibliothek nachrühmen, daß in ihnen die kostbarsten Perlen der Weltliteratur vertreten seien und jeder in ihr das Seine finde, und mit Stolz auf die Anerkennungen verweisen, die dem Unternehmen von überall her zuteil geworden sind.

Als besonders kennzeichnend für den Einfluß, den die Sammlung auf die Entwicklung des deutschen Geisteslebens ausgeübt hat, werden aus den Auflagebüchern einige Absatzziffern erwähnt, die zum Teil hier wiedergegeben seien. Die größte Verbreitung haben, wie zu erwarten, die deutschen Klassiker, vor allem die Goethe- und Schillerliteratur mit mehr als 15 Millionen Bänden, darunter Schillers *Tell* mit 2 300 000 Exemplaren, gefunden. Weitere hohe Ziffern werden

für die älteren Klassiker Herder, Lessing, Wieland mit mehr als 3 Millionen, für Hebbel mit 1¼ Million, für Mörike und Eichendorff mit fast 700 000, für Luther mit 400 000, für das Nibelungenlied mit 313 000, für Rosegger mit über 300 000 Exemplaren verzeichnet. Fast 8½ Millionen Bände fallen den altgriechischen und römischen Klassikern zu. Die philosophische Literatur (von Platon bis Wundt) weist einen Absatz von weit über 5 Millionen auf. Über 6 Millionen kommen auf geschichtliche und kulturgeschichtliche Werke. Wenn hier beiläufig als vom nationalen Standpunkt nicht ganz befriedigend hervorgehoben wird, daß z. B. Fichtes Reden an die deutsche Nation in über 40 Jahren kaum in 100 000 und Bismarcks Reden in 20 Jahren kaum in 30 000 Exemplaren, Demosthenes' Philippische Reden aber in 120 000 und Sallusts Jugurthinischer Krieg in 109 000 Exemplaren abgesetzt wurden, so legt das allerdings den Wunsch, daß „von Jugend auf die Beschäftigung mit der deutschen Geschichte in den Vordergrund gerückt würde", aber doch auch den Gedanken nahe, daß hier die leidige Übersetzungsmethode beim Lesen fremdsprachlicher Texte im Spiele sei. — Der Befürchtung, daß durch die Pflege der bewußt deutschen Eigenart bei uns die Anerkennung für das Edle und Schöne, das uns andere Völker zu bieten haben, verloren gehen könnte, wird mit Recht durch den Hinweis auf die Absatzzahlen der Werke neuerer ausländischer Klassiker begegnet; und damit kommen wir zu einer uns Neusprachler besonders nahe angehenden Abteilung: „Allein Shakespeares Dramen," so wird uns berichtet, „sind durch die Ausgaben der Universal-Bibliothek in fast 4 Millionen Bänden im deutschen Volke verbreitet worden," und nach des Verfassers Annahme haben Byron mit fast 300 000, Dickens mit fast 1½ Million, oder die französischen Klassiker Corneille mit 200 000, Molière mit über 750 000, Racine mit 260 000 und Italiens großer Dante mit über 150 000 Bänden bei uns wohl ebenso warme Aufnahme gefunden wie in ihren Heimatländern. Aus der russischen Literatur sind Dostojewskis drei in der Universal-Bibliothek erschienene Werke in 259 000, die sechs von Gorjkij aufgenommenen Nummern in 420 000, Tschechow in 330 000 und Turgenjew sowie Tolstoi gar in je über 1 Million Exemplaren in Deutschland verbreitet. Die höchsten Absatzziffern von allen Ausländern habe aber wohl Ibsen erreicht, dessen Werke in über 4½ Millionen Nummern verbreitet sind, während von seinen Landsleuten Björnson die Auflage 1 200 000, Kielland 199 000, Jonas Lie 239 000, die Schweden Geijerstam, Lagerlöf und Strindberg zusammen 611 000 und die Dänen Andersen und J. P. Jacobsen 889 000 erreicht haben, Ziffern, denen bei ihren „Ententefreunden", wie der Berichterstatter andeutet, wohl nichts Ähnliches gegenüberzustellen ist. Für die gute Aufnahme der Polen schon vor dem Kriege spricht die Absatzzahl 540 000 für die aufgenommenen Werke von Sienkiewicz. Die verhältnismäßig junge Literatur der Bundesbrüder in Ungarn endlich weist 45 Werke mit einem Gesamtabsatz von 3 700 000 in der Universal-Bibliothek auf.

Wahrlich Erfolge, die jedes Lob aufwiegen. Mit Bedauern, doch auch hoffnungsvoll liest man daher in dem Rundschreiben des Ver-

legers, das dem Bericht beiliegt: „Leider ist die große Gefahr vorhanden, daß die Lieferung der Universal-Bibliothek im 50. Jahre ihres Bestehens ins Stocken gerät, wenn es nicht möglich sein sollte, bei den für die nötigen Rohstofflieferungen maßgebenden Kriegswirtschaftsstellen mehr Anerkennug für die mit der Länge des Krieges immer höher werdende Bedeutung des guten, billigen Buches zu wecken, als es mir bisher gelungen ist." Auch hoffnungsvoll — vor allem im Hinblick auf die hohe kulturelle Aufgabe, die die Universal-Bibliothek nach dem berechtigten Anspruch des Berichts auch in diesem furchtbaren Weltkriege erfüllt, denn „hundert- und tausendmal haben Offiziere und Mannschaften in herzlichsten Dankesbriefen geschrieben, daß jedes Bändchen im Schützengraben, Soldatenheim, in Lazaretten und in den Gefangenenlagern von Hand zu Hand gehe", wobei man mit Freude vernimmt, daß das Lesebedürfnis unserer Feldgrauen im Laufe des Weltkrieges ins Ungeahnte, und zwar nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ, gestiegen sei. Und es ist ein ernstes Wort, wenn es in einem dieser Briefe heißt: „Jeder, der nur für Stunden in das Elend dieses Krieges geschaut hat, weiß, daß nur die geistige und sittliche Überlegenheit es ist, die uns den Sieg sichert." W. V.

AKADEMIE UND FREMDWÖRTER.

Diese Zusammenstellung mutet französisch an. Es handelt sich aber diesmal um einen deutschen oder genauer preußischen Vorgang. Wie die Zeitungen melden, hat die Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin an den Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten einen Bericht über ein Verzeichnis von Verdeutschungen erstattet, die im Staatshaushaltsplan für 1917 an Stelle der bisher üblichen Fremdausdrücke versuchsweise verwendet werden sollen.

Die Akademie „erkennt durchaus an, daß sich unter den Fremdworten, die auf diese Weise beseitigt werden sollen, eine stattliche Anzahl befindet, auf die man verzichten kann, ohne daß Schärfe und Klarheit des Ausdrucks leidet". Daß in Tagen nationaler Hochstimmung sich das sprachliche Gewissen des Volkes rege und manchen bis dahin lässig geduldeten Fremdkörper ausstoße, sei eine gesunde Erscheinung, und ein Fortwirken dieser Strömung auf die amtliche Sprache verdiene Anerkennung, „wenn dabei in vorsichtigem Maß und mit sicherem Sprachgefühl vorgegangen wird." Fremdworte, heißt es weiter, seien wichtige Zeugnisse des Kulturlebens eines Volkes, Fremdwörterreichtum sei geradezu das Kennzeichen einer entwickelten Kultursprache, und die weitverbreitete Vorstellung, als neige die deutsche Sprache in besonders hohem Maße zur Fremdwörterei, beruhe auf einem Irrtum, wobei dann auf das Französische, das Russische und vor allem das Englische hingewiesen wird. Gerade für Kunstausdrücke sei das Fremdwort kaum zu entbehren, insofern es in seiner Isoliertheit eine weit präzisere Abgrenzung gestatte als deutsche Worte, die bewußt und unbewußt nach allen Seiten Beziehungen des Gedankens und des Gefühls anknüpften. Diese allgemeine Erwägung solle den glücklichen Versuch, fremdes

Sprachgut durch deutsches zu ersetzen, natürlich nicht abwehren. Aber ein solcher Versuch gelinge nicht so leicht. Zweien Voraussetzungen müsse der empfohlene deutsche Ausdruck genügen. Er müsse einmal die Bedeutung des Fremdwortes so vollständig und unzweideutig wiedergeben, daß darunter auch die feinere Sinnesfärbung nicht leide; er müsse zweitens vom Standpunkt der deutschen Sprache aus gut gebildet sein und nicht etwa auf eine umständliche Umschreibung des kürzeren Fremdworts hinauslaufen.

Es werden dann an die Verdeutschungen der übersandten Liste im einzelnen Bemerkungen geknüpft, die zu verfolgen ich mir leider versagen muß. Zu der vorstehenden Inhaltsangabe habe ich mich umso lieber entschlossen, als die Haltung der Akademie in der Fremdwörterfrage dieselbe ist, die ich hier (*N. Spr.* XXIII, S. 536ff.) in dem seitens des Deutschen Sprachvereins nicht unerwartet beanstandeten Aufsatz „Zur Ausmerzung der Fremdwörter" eingenommen habe. Auch der gleiche Hinweis auf die Mahnungen „zweier unserer Sprachgewaltigsten" findet sich, um einen gewichtigen Namen verstärkt, zu meiner Genugtuung zu Ende des Berichts: „Sprachreinigung ist eine sehr schwierige Aufgabe und darf nur mit zarter Hand geübt werden; nicht ohne Grund sind die größten Meister und Kenner deutscher Sprache und Rede, sind Goethe, Jakob Grimm, Bismarck puristischen Bestrebungen wenig geneigt gewesen."

Hoffen wir, daß die warnende Stimme der auch durch den ministeriellen Auftrag als berufen anerkannten Körperschaft nicht ungehört verhallt — uns z. B. der „Beflissene" als amtlicher Ersatz des „Kandidaten" und des „Studierenden" zugleich erspart bleibt und die „drei- oder vierfache, häßlich klingende Zusammensetzung ‚(Staats)haushaltsplan' (darin zwei Lehnworte statt eines Fremdwortes)" das „technisch längst eingebürgerte Wort ‚Etat'" nicht auf die Dauer verdrängt.

*

Nachdem das Vorstehende in die Druckerei gegangen war, hat das Gutachten der Akademie von mehreren Seiten, auch durch den Deutschen Sprachverein, heftigen Tadel erfahren, wobei ihr der Vorwurf mangelnden guten Willens und — ungenügender Sachkenntnis nicht erspart worden ist: alles in der Annahme, daß sie puristische Bestrebungen unbedingt ablehnen wolle. Ich meine, diesem Vorurteil sei mit dem oben angeführten Eingang des Gutachtens die Spitze abgebrochen. Durch den Vorbehalt der Notwendigkeit „vorsichtigen Maßes" und „sicheren Sprachgefühls" (gewiß auch im Sinne von Goethe, Grimm und Bismarck) kann sich doch nur beschwert fühlen, wer Sprachreinigung ohne solche Sicherungen betreiben zu können glaubt.

W. V.

NEUPHILOLOGISCHER FERIENKURS IN DRESDEN.

Die kgl. sächs. technische Hochschule in Dresden veranstaltet auch in diesem Jahre einen neuphilologischen Ferienkurs, der vom 30. September bis 5. Oktober stattfinden wird. Programme, aus denen alles Nähere zu ersehen ist, werden auf Wunsch von Prof. Dr. H. Heiß, Dresden-A. 20, Lenbachstr. 6, III, versandt.

ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXVI. JULI-SEPTEMBER 1918. HEFT 3/4.

Ein Peer Gynt-Kommentar.

A Commentary, Critical and Explanatory, on the Norwegian Text of Henrik Ibsen's Peer Gynt, its language, literary associations and folklore by H. LOGEMAN, Ph. D., Hon. LL. D. (Glasg.), Professor in the Belgian State University of Ghent. The Hague, Martinus Nijhoff, 1917. XIV u. 484 S. Pr. fl. 9.

„Peer, Du lügst ja!“ Wenn irgendwo die Anfangsworte einer dramatischen Dichtung auf den Kern des Werkes zielten und einen Grundgedanken blitzartig beleuchteten, so ist es hier geschehen. Peer Gynt, der immer geneigt ist, sich und andern etwas vorzumachen, der seine luftigen Phantasien an den unscheinbarsten Haken hängt und lustig flattern läßt, der nie der Wahrheit ins Auge sehen *will*, sondern lieber die Blicke daran vorbei, „außen herum“ gehen läßt: er tritt uns schon in diesen ersten Worten von Ibsens Gedicht entgegen. Wir wissen, der Dichter wollte mit diesem so ganz nordischen Lebensgedicht, das er vierzigjährig 1867 auf Ischia schuf[1], den Norwegern einen, nach seiner Ansicht wahreren Spiegel ihres Wesens vorhalten, als es Björnson mit seinen Bauernnovellen der sechziger Jahre (*Arne*, *Synnøve Solbakken*) getan hatte: ein Zusammenhang, auf den übrigens Logeman nicht eingeht. Aber es wurde natürlich weit mehr als ein Norwegerspiegel; und wenn ich auch nicht soweit gehen möchte, eine Menschheitsdichtung von der Weite und Tiefe des *Faust* darin zu sehen, und die glänzenden Berliner Aufführungen mehr für Ausstattungsrausch und Schauspielererfolg halte, so ist das Gedicht doch so reich an persönlichen Bekenntnissen, Anspielungen, Beziehungen, so voll von Lebensfragen und Problemen, daß sich die Ausführlichkeit von Logemans Kommentar vollauf rechtfertigt.

Die Leistung des Verfassers ist um so anerkennenswerter, als sie nur unter recht erheblichen äußeren Schwierigkeiten zu Ende geführt werden konnte: denn infolge der Besetzung Belgiens mußte der Genter Professor fern von seiner Wahlheimat und — seiner Bibliothek in unfreiwilliger Muße zu Nijmegen das ihm am Herzen liegende Werk vollenden, was nur durch die eifrige Unterstützung zahlreicher norwegischer Mitarbeiter möglich wurde. Von schwererem Gewicht aber und mehr innerer Natur war ein anderes Hindernis; und dies Hindernis war es, wie mir scheint, zunächst, das den Verfasser zu so eingehender Beschäftigung mit Peer Gynt veranlaßte, das den ausgezeichneten und scharfsinnigen Philologen reizte und empörte: und das ist der mit jeder neuen Auflage sich verschlechternde Zustand der Überlieferung von Ibsens Dichtung.

---

[1] Wie auch Goethe sich 1788 unter römischem Himmel wieder dem Fauststoff zuwandte und 50 Jahre später Schwind *Ritter Curts Brautfahrt* vollendete.

Schon im Frühjahr 1914 veröffentlichte er in der *Edda* Nr. 3 seinen Warnruf „Tilbake til Ibsen", und diesen Mahnruf in erweiterter Form hat er dem vorliegenden Werk unter dem Titel "Textual Criticism" (S. 365—464) angefügt. Man erfährt aus dieser auch im Kleinsten getreuen Kollation mit wachsendem Staunen, mit welcher Gleichgültigkeit und mangelnden Sorgfalt der große Gyldendalsche Verlag die vielen Auflagen seines bedeutendsten „Verlagsartikels" besorgt hat: wie selbst dem Herausgeber der „Folke"- und „Mindeutgave" (1898 und 1908), dem bekannten Philologen Professor Johann Storm, der Vorwurf nicht erspart werden kann, weder auf den Urtext zurückgegriffen (!) noch nach Grundsätzen wahrhaft philologischer Kritik verfahren zu haben; und mit welch gelassener Gebärde Gyldendals geschäftlicher Leiter, der Schriftsteller Peter Nansen, Logemans berechtigte Ausstellungen als „Pedanterie" beiseite zu schieben versucht hat — was jedoch nicht hinderte, daß in der letzten, 16. Auflage (1915) auf Grund eben dieser Ausstellungen wenigstens 27 Versehen gebessert worden sind. Aber gegenüber dem Augiasstall von fast 400 Druckfehlern, die Logeman bespricht, vom Druckfehler bis zum Sinnmörder, will das nichts bedeuten. Daher wird Logemans Versprechen (S. 463), von Ibsens Urschrift (U) und Reinschrift (R) bald eine Ausgabe besorgen zu wollen, von allen, besonders auch den Übersetzern, freudig begrüßt werden. Für Ibsens übrige Werke kann man das gleiche wünschen; denn da Ibsen sich um die Drucklegung seiner Werke nicht viel bekümmerte, so ist kaum anzunehmen, daß die Dinge bei den andern besser liegen.

Dem Hauptteil des vorliegenden Buches, dem fortlaufenden Kommentar zum *Peer Gynt* ist natürlich die gleiche philologische Sorgfalt zuteil geworden; und wie Minors Faustkommentar, an den er in Art und Ausführlichkeit erinnert, könnte er „den Philologen des 20. Jahrhunderts" gewidmet werden. Da werden mit umfangreichen Zitaten die Beziehungen zu den Quellen nachgewiesen, neben Goethes *Faust* (siehe die Zusammenstellung auf S. 223) vor allem zu den satirischen Dichtungen Paludan-Müllers (*Adam Homo* 1849) und J. L. Heibergs († 1860, *En sjæl efter Døden)*, und besonders zu den nordischen Märchensammlungen (*Asbjørnsen og Moe, Norske Huldre- og Folke-Eventyr*), denen Ibsen nicht nur den Titelhelden und sein schlechteres Selbst, den großen Krummen, sondern auch zahlreiche märchenhafte und volkskundliche Züge verdankt, bei deren Erörterung Logeman mit Kenntnis, besonderer Liebe und — für einen Kommentar — etwas zu behaglicher Breite verweilt. Auch für entlegenere literarische Anklänge hat der Verfasser ein feines Ohr. Parallelen aus Ibsens Werken (z. B. der Urzelle des *Peer Gynt*, dem Gedicht *Paa Vidderne*), Belegstellen aus den Briefen, Theaterartikeln, nachgelassenen Werken, biographische Einzelheiten und Erläuterungen (z. B. Stellung zu Schweden, Deutschtum, Ole Bull; über Fremdwörter, Euphemismen, Faustzitate) helfen manche Dunkelheiten aufhellen, wozu besonders der vierte Akt mit seinen mancherlei satirischen Ausfällen Anlaß gibt. Die Sprachform wird gebührend berücksichtigt und der nicht seltene Gebrauch des norwegischen *landsmaal*

(gegenüber dem dänischen *riksmaal*, dem Ibsen übrigens nicht etwa abgeneigt war) stets vermerkt, auch Ibsens Stellung zu den *maalstrævere* eingehend erörtert (ihr Führer Vinje ist der Huhu des vierten Aktes). Durchweg belastet Logeman seinen Kommentar durch allzu ausführliche Wiedergaben von Meinungen anderer, seien es kritische Auslassungen von Wissenschaftlern oder private Zuschriften seiner zahlreichen Korrespondenten. Was brauchen wir zum Verständnis der Dichtung etwa die lange Erörterung über die Memnonsäule und ihre rätselhaften Töne, oder zu Peers Wort, Zeile 2916: *Ich werde, besitz ich erst einen Band Becker, chronologisch reisen als Entdecker* die törichte und natürlich zurückgewiesene Bemerkung eines Mitarbeiters: Er meint natürlich einen Band Baedeker! — Als empfindlicher Mangel macht sich dies leidige Zitieren in Logemans ästhetischen Urteilen geltend, so wenige auch vorkommen: so führt er 1587f. zu Peers aus hoffnungsloser Scham erwachsendem Lebensabschied von Solveig alle möglichen Anschauungen anderer an, deutet aber eine eigene nur recht verhüllt an; oder, gelegentlich der recht angreifbaren Rettung Peers am Schluß des Werks, bringt er vier Seiten Zitate und eine halbe eigene Meinung, verweist aber den Leser schließlich doch auf J. Collin, Wörner, Brandes und Dr. Western: oder er versucht ohne Glück gegen Wörner (²I, 247) die Lücke zwischen dem 3. und 4. Akt zu rechtfertigen.

Aber es wäre unrecht, dem Verfasser hieraus einen Vorwurf zu machen: es gehört nicht unbedingt zu seinem im Titel angedeuteten Programm, und er hat sich um das Verständnis des Peer Gynt wahrhaftig im übrigen hinreichend verdient gemacht. Dahin gehört auch die eingehende Prüfung der *Übersetzungen*, die er mit Recht fortlaufend vergleicht und kritisiert; denn es handelt sich um ein Werk der Weltliteratur, und da kann es nicht gleichgültig sein, ob einer oder der andern großen Nation ein unzutreffendes Bild von einem solchen Werk geboten wird. Daß die Ursprungsnation des Dichters freilich erst einmal gründlich vor der eigenen Tür kehren muß, hat ihr der Verfasser ja in seinem textkritischen Abschnitt sehr deutlich zu Gemüte geführt.

Zugrunde gelegt ist neben dem norwegischen Text der 1. Auflage die englische Übersetzung der Archers, die im ganzen zutreffend, oft geschickt, meist geschmackvoll ist, während die gelegentlich angezogene von Ellis Roberts (1912) im ganzen als zu frei (aber nicht von Mißverständnissen!) bezeichnet werden kann. Weniger glimpflich kommen die anderen Übertragungen weg, die holländische der Frau Clant van der Myll (1906), die französische des Grafen Prozor, und besonders die deutschen, neben der plattdeutschen von Brons (Emden 1899), vor allem die bekannten von Morgenstern (in S. Fischers Ausgabe) und Passarge (Reclam). Auf den letzteren ist Logeman besonders schlecht zu sprechen, und man darf sagen, mit Recht: denn von den tanzenden, wandlungsfähigen Reimen und Rhythmen Peer Gynts gehetzt, hat sich Passarge — das haben feiner empfindende Deutsche an seiner wenig poetischen Übersetzung längst getadelt — tolle Sprünge geleistet und Sinn und Geist seiner Vorlage mehrfach in ihr Gegenteil verkehrt. Christian Morgenstern aber und noch

mehr, wie mir scheint, Ludwig Fulda, dessen gewandte, anschmiegsame Übertragung (Cotta, 1916) Logeman noch nicht kannte, sind als Dichter in Wortwahl und Stimmung dem Original gerechter geworden. Freilich, Fehler schleppt auch Fulda noch mit: S. 50 übersetzt er Zeile 724 *Han baer'hende, Moer, som en baerer en gris*: Er trägt sie, Mutter, wie ein Schwein der Bär statt: wie einer trägt (to bear) ein Schwein! S. 129 (= Passarge 83): Hätt' ich doch bloß 'nen *verlorenen* Schwanz, wo *forloren Hale* soviel wie künstlicher nachgemachter Schwanz ist (Logeman vergleicht *forloren Skildpadde = mock turtle*); S. 98 (= Passarge 62) wird *Aases Stue* statt durch „Stube" richtiger durch „Hütte" zu geben sein. Hier sei auch ein Irrtum Wörners ([2]I, 226) berichtigt, der von dem Wunsch Aases nach einem *goldbeschlagenen* Sarg spricht, was nach Logemans richtiger Annahme wohl nur aus einer Verkennung der Worte (1625): *Lad den bli gjild* (= schön, stattlich) herrührt.

Auch in Logemans umfänglicher Arbeit, die ja nach der Einleitung eine Bibliothek ersetzen will (und ersetzt!) finden sich natürlich einige Versehen. Besonderes Unglück hat der Verfasser mit seinen deutschen Zitaten: vielleicht lag ihm, wie Ibsen bei seinem Faustzitat (in U 2586: Das ewig weibliche ziet uns herann) der Urtext nicht immer vor. So muß es S. 161 statt *Schweren*: *Schwerem* heißen, 176, 301 u. 415 *was* statt *waß*; S. 229 darf das Zitat aus Auerbachs Keller doch nicht lauten: *Den Franzen liebt der Deutsche nicht, nur ihre Weine trinkt er gerne*, sondern: *Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern*, und S. 277 nicht: *Ein gutes Gewissen, ein sanftes Kissen*, sondern .. *ist ein sanftes Ruhekissen*. Den wegen so mancher Verkehrtheit getadelten Passarge nun gar hätte Logeman nicht falsch zitieren dürfen: Zeile 1680 (Passarge 64) schreibt dieser kühne Reimer doch nicht: *Das allerbäng'ste . . . wär doch die Fart mit den Hengsten*, sondern: *Das Allerbängste . . . war doch die Fahrt mit dem Hengste*, und in Passarges Vorwort zur zweiten Ausgabe steht, „daß (nicht *das*, wie Logeman S. 363) Solveigs Wiegenlied (nicht *Wiegelied*) symbolisch den Tod bedeute". — Das Dichterzitat auf S. 230 stammt nicht von Freiligrath, sondern von Heine; und Ibsens, für Logeman unverständliches *Seen ins Blaue* (4496 statt *Sehn ins Blaue*) erklärt sich leicht als: Luftschlösser bauen (Fulda 226: Wolkenreiter). Die Bemerkung zu Zeile 3971: "Mikkel = the German equivalent for Reynard (Fuchs)" wird wohl alle Deutschen als völlig neu überraschen. Indes, die paar Mängel fallen nicht ins Gewicht gegenüber der Fülle von Aufklärung und Belehrung, die wir dem rastlosen Fleiß und der umfassenden Belesenheit des gelehrten Verfassers verdanken. Die Anspielungen aus dem Gebiete von Märchen und Volkskunde, wie die literarischen und zeitgeschichtlichen Fragen hat er nach meiner Meinung restlos aufgeklärt, und sein Hauptverdienst, die gründliche Vorarbeit für einen kritischen Ibsen-Text, übertrifft diese fleißigen Einzelforschungen noch. Eine recht umfängliche Bibliographie, ein gutgearbeitetes Register, sowie am Fuß jeder Seite ein Verweis auf die Seitenzahlen sieben wichtiger Ausgaben sind nicht vergessen. Der Verlag hat den ansehnlichen Band in ein nach jeder Hinsicht

vornehmes Gewand gekleidet, dem man von Papiernot nichts anmerkt, so daß auch nach dieser Seite hin ein des großen Norwegers würdiges Denkmal zu seinem neunzigsten Geburtstag und dem fünfzigsten Jahrestag von Peer Gynts Eintritt in die große Welt vor uns steht.

Lorenz Morsbach, *England und die englische Gefahr.* Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1917. 59 S. M. 1,20.

„Englische Geschichte und englischer Volkscharakter" wäre nach meiner Meinung ein zutreffenderer Titel dieses Vortrags gewesen: denn davon ist die Rede Die englische Gefahr ist nur zu Anfang und Ende berührt. Die größere Gefahr, die uns aus der Nachahmung englischer Art in Sitte, Wirtschaft und Politik droht, ist nicht angedeutet. Im übrigen bringt Morsbach in das oft gezeichnete Bild englischen Wesens durch gute Verwertung auch entlegener Quellen manch bezeichnenden und aufhellenden Zug, wie etwa durch die Stelle aus Froudes "The English in Ireland" oder die aus der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. Mit besonderer Feinheit ist der Nachweis geführt, wie sich im englischen Volkscharakter normannische Sportfreude, keltische Fantasie und angelsächsische Tatkraft mischen. Unter der reichlichen Literatur vermisse ich Ed. Meyers „England", wo sich u. a. S. 47/48 eine vortreffliche Auslassung über den "cant" findet. — Durch die grellen Lichter, die in einem öffentlichen Vortrag leicht aufgesetzt werden, kommt manches in falsche Beleuchtung: mir wenigstens scheint, was über englisches Erziehungs- und Parteiwesen, auch über die deutsch-englische Politik vor 1914 gesagt wird, etwas überscharf zugespitzt.

Wie studiert man Deutsch? Ratschläge für Anfanger von Professor Dr. Geog Baesecke, Universität Königsberg. München, Becksche Verlagsbuchhandlung. 1917. 26 Seiten. M. 0,80.

Ich kann nicht recht sehen, wie diese in etwas burschikosem Ton gegebenen Ratschläge eines redefrohen „alten Herrn" dem Anfänger nützen können; dafür geben sie zu wenig praktische Vorschläge, sind zu allgemein gehalten, bieten viel Selbstverständliches, sind obendrein nicht frei von Geschmacklosigkeiten (S. 22 über die studierenden Frauen) und Verkehrtheiten (S 24: hält Verfasser es allen Ernstes für richtig, jedem „Füchslein das akademische Lehramt als letztes Ehrenziel aufblinken zu lassen!?") Aus von der Leyens „Studium der deutschen Philologie", das nach dem Vorwort den Verfasser zu seinen stark abweichenden Bemerkungen angeregt hat, dürfte sich nach meiner Meinung ein Anfänger geeigneteren und eingehenderen Rat holen.

Deutschkundliche Bücherei: *Das deutsche Volkslied*, Hilfsbüchlein für den deutschen Unterricht von Dr. Otto Böckel. Leipzig, Quelle und Meyer. 1917. 105 Seiten. Geheftet M. 0,80.

Das anspruchslose Heftchen, das auf umfassenderen Forschungen Böckels beruht, bringt Ausführungen über Entwicklung und Arten

des deutschen Volksliedes und zeigt an zahlreichen gutgewählten Belegen, wie sich deutsches Leben darin spiegelt. Da der Franzose Dupuy es uns ja schriftlich gegeben hat, daß es ohne Frankreich in Deutschland nur *eine* Literaturgattung, eben das Volkslied, gäbe, so wäre, in einem „Hilfsbüchlein für den deutschen Unterricht“, eine schärfere Begriffsbestimmung dieser Gattung erwünscht, als Böckel sie auf Seite 11 bietet (das in deutscher Sprache gesungene Lied der Deutschen, soweit sie im Naturzustande lebten *oder noch leben*!). Auch einiges andere wäre richtigzustellen: S. 69 die Klage über das Verschwinden der Sonnwendfeuer ist kaum noch angebracht, seit der Wandervogel sie mit den alten Reigen und Sprüngen umtanzt; auch Osterfeuer gibt es manchenorts (z. B. wundervoll um den Kyffhäuser); S. 87 wird doch wohl verkannt, wieviel wertvolle alte Volkslieder durch unsere Soldaten schon während des Weltkriegs wieder ins Volk getragen sind, wenn auch noch zielbewußtere Pflege erwünscht wäre; S. 35 soll es wohl Nune statt Rune, S. 92: 10. statt 11. November heißen.

Das ansprechende Büchlein kann als anregende Hinleitung zu den reinsten Quellen deutschen Wesens empfohlen werden.

Deutsche Musik auf geschichtlicher und nationaler Grundlage, dargestellt von Prof. Dr. H. Freiherr von der Pfordten. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1917. 346 Seiten mit Buchschmuck und 15 Tafeln. Geb. M. 9,—.

Deutsche Musik — eigentlich ist es seltsam, daß, meines Wissens, eine solche Gesamtdarstellung vom nationalen Standpunkte aus — von dem kurzen Abriß in Meyers Volkstum abgesehen — bisher fehlte, erst der Weltkrieg hat unsre sehr unberechtigte Zurückhaltung auf diesem Gebiete deutschester Kunst beseitigt. Das vorliegende Buch mit seiner zwischen Tiefe und Seichtheit eine gefällige Mitte wahrenden Darstellung[1] verspricht ein rechtes Hausbuch zu werden. Mit frischer Unparteilichkeit schildert es deutsche Musik und Musiker vom Volkslied bis zu Johann Strauß, unter Ausschaltung Lebender und besonderer Berücksichtigung Richard Wagners (40 Seiten). Als ein getreuer Eckart läßt es Hans Sachsens Mahnruf: Ehrt eure deutschen Meister! laut erklingen, bricht besonders kräftige Lanzen auch für unsere kleineren Meister (so Weber, Marschner, Cornelius; warum fehlt Plüddemann?) und betont, bei aller Würdigung ihrer Beziehungen und Abhängigkeiten, bei jedem einzelnen seinen besonderen Beitrag zum Ausdruck *deutschen* Geistes in der Musik: denn Formenspiel und Klang allein kann den Deutschen auf die Dauer nicht befriedigen; und auch wenn er, in der Musik wie sonst, gern fremde Formen annimmt, belebt und veredelt er sie, indem er ihnen den eignen, deutschen Ausdruck verleiht, der,

[1] Zu bessern: S. 270: „Von starkem Wollen zeugen“ (nicht zeigen) „die Schriften“; unschön S. 271: „An das deutsche Volk hatte er längst allen Glauben verloren“; das Zitat S. 246: „mein lieblich Schweigen“ geht wohl nicht auf Geibel, sondern auf Shakespeares *Koriolan* II, 1 zurück.

frei von Sinnlichkeit und Effektsucht, zwischen den Polen der Sentimentalität (Lortzing) und der Maßlosigkeit (Beethoven) die weiten Gefilde gefühlsreicher Seelensprache abschreitet. — Im einzelnen ließen sich wohl leise Zweifel äußern, etwa bei der Rettung Schubertscher Texte (Rettungen sind des Verfassers Stärke) oder bei der Bewertung deutscher Gesangskunst gelegentlich des Schlußsatzes von Beethovens Neunter; ich überlasse das Berufeneren. Die schiefe Gegenüberstellung von musikalischer und poetischer Romantik S. 210 bedürfte mindestens genauerer Ausführung. Wer wollte Beziehungen etwa der Schlegels zu Goethe leugnen und andrerseits den Gegensatz zwischen Schumann und den Wiener Klassikern?

Was uns aber durchweg erfreut, ist die einheitliche Auffassung des sachkundigen Verfassers, der bei allem feinen Geschmack und scharfen klaren Urteil den erfreulichen Mut zu dem Satz findet (S. 242): „Das erste und letzte Wort spricht nicht das ästhetische, sondern das vaterländische Gefühl.“

Flensburg. OTTO WEIDENMÜLLER.

Neue Lehrmittel
für kaufmännisches Englisch und englische Handelskorrespondenz.

1. DR. H. DÜRING, *Practical Commercial English.* I. Teil: Lehrbuch der englischen Sprache. Berlin, Mittler & Sohn. 1916. VIII u. 212 S. Geb. M. 2,50.
2. ERNST BRANDENBURG und DR. CARL DUNKER, *The English Clerk.* I. Teil: Elementarbuch des gesprochenen und geschriebenen Englisch für kaufmännische Schulen. 10., erweiterte Auflage. Berlin, Mittler & Sohn. 1916. VIII u. 215 S. Geb. M. 2,25.
3. RICHARD KRÜGER und GEORG SCHMIDT, *Lehrbuch der englischen Sprache,* nach praktischen Grundsätzen bearbeitet für Fortbildungs- und Handelsschulen. II. Teil. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916. VI u. 167 S. Geb. M. 2,—.
4. a) JOHANNES OBERBACH, *Englische Handelskorrespondenz in Mustern und Aufgaben.* Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1915. VIII u. 224 S. Geb. M. 2,80.
4. b) — —, *Kleine Englische Handelskorrespondenz in Mustern und Aufgaben* nach Briefreihen für Handelsschulen und kaufmännische Fortbildungsschulen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1915. IV u. 87 S. Geb. M. 1,20.
5. FRANK HENRY GSCHWIND, M. A., *An English Reader for Commercial Schools* with a Vocabulary in French and German. St. Gallen, Fehr. 1916. 168 S. Geb. frs. 2,70.
6. A. BAUMGARTNER, *Corrispondenza commerciale inglese*: Testo italiano ricavato della terza edizione tedesca „Englisches Übungsbuch für Handelsklassen“ del Prof. A. BAUMGARTNER, Zurigo. Zürich, Orell Füßli. O. J. [1914]. VII u. 154 S. Geb. frs. 2,80.
7. ALBERT THOUAILLE and E. E. WHITFIELD, *First Steps in Commercial French,* being everyday scenes of business life described in colloquial language, with exercises, letters, synopsis of grammar and vocabulary. London, Blackie & Son Ltd. 1907. VIII u. 216 S.

In unsern Tagen, wo sich der strebsame deutsche Kaufmann mit Feuereifer auf ungarische, türkische und bulgarische Sprachstudien stürzt, ist es vielleicht nicht unangebracht, daran zu erinnern, daß nach dem Kriege die bisherigen Welthandelssprachen kaum an Bedeutung verlieren werden, und daß es im Hinblick auf die überseeischen Handelsmärkte unklug wäre, ihnen jetzt weniger Aufmerksamkeit zu schenken wie vordem. In nachfolgendem soll daher kurz auf ein paar neuere Hilfsmittel zur Erlernung der englischen Geschäftssprache und englischen Handelskorrespondenz hingewiesen werden.

1. H. Dürings *Practical Commercial English* I bietet in 32 teilweise ziemlich ausgedehnten Lektionen, bestehend aus Lesestücken, englischen Geschäftsbriefen und Inseraten, Fragen und Antworten, Einzelsätzen für Hin- und Herübersetzungen und grammatischen Übungen eine gründliche Einführung in das Englisch des täglichen und des kaufmännischen Gebrauches. Bei der Übersicht über die Aussprache ist mir der Unterschied der angewandten Kürzezeichen nicht klar geworden; es steht da *pretty*, *ship* (mit ĭ) gegen *busy*, *build* mit ĭ), *cab*, *cap* (ä) gegen *bag*, *back* (ä). Das praktische Buch soll demnächst eine Fortsetzung in einer englischen Handelskorrespondenz und Handelskunde finden, die auch Nachträge aus der schwierigeren Grammatik bringen wird.

2. Der allgemeine Charakter des nunmehr in zehnter Auflage vorliegenden *English Clerk* von Brandenburg und Dunker darf als bekannt vorausgesetzt werden; es ist ein Elementarbuch in dreißig kurzgefaßten Lektionen, deren englische Lesestücke in anspruchslosem, idiomatischen Stile erzählen, wie ein junger Hamburger Kaufmann in London eine Stelle als Buchhalter findet. Die neue Auflage unterscheidet sich von der vorigen dadurch, daß Oberlehrer Dr. Hermann Südhof einige zwanzig Seiten deutscher Übungsstücke zur Hinübersetzung beisteuerte, sowohl zusammenhängende (Umwandlung des betreffenden Lesestücks) wie Einzelsätze, und daß eine kurze, phonetisch verläßliche Übersicht über die englischen Laute vorangestellt wurde. An zwei Stellen (S. 46 und 94) wurde der englische Friedenstext mit Kriegsanmerkungen versehen; mindestens im ersteren Falle wäre eine Änderung des Textes selbst das geschmackvollere Verfahren gewesen.

3. Der zweite Teil des Krüger-Schmidtschen Lehrganges, das eine Neubearbeitung des Lehrbuchs von R. Krüger und A. Trettin darstellt, baut den Lehrstoff des ersten Teiles (Unterstufe) durch eine systematische Grammatik und Übungssätze zum Hinübersetzen weiter aus. Das Hauptübungsmaterial aber sind neun Briefreihen zur Einführung in die englische Handelskorrespondenz und neunzehn Lesestücke zur englischen Landeskunde. In den Briefen, die alle fast unverändert dem wirklichen Leben entnommen sind, wird die Abwicklung des jeweils in Frage stehenden Geschäftes von Anfang bis zu Ende durchgeführt. Die Lesestücke sind mit Geschick ausgewählt und interessieren nicht bloß den angehenden Kaufmann; besonders zu begrüßen ist die Aufnahme von Aufsätzen über typische amerikanische Einrichtungen wie die Wolkenkratzer, Neuyorker

Geschäftshäuser, die „Versandgeschäfte“ (“mail-order houses”) usw. Die Lautschrift des Wörterverzeichnisses, aus lateinischen und deutschen Lettern mit oben und unten angesetzten diakritischen Zeichen bestehend, erscheint wenig praktisch; zu verurteilen ist die Darstellung des ʌ-Lautes (in *humble, under*) als [ᵒă].

4. a) und b). Ein reines Lehrbuch der englischen Handelskorrespondenz, nicht zugleich auch englische Grammatik, ist das gediegene Werk von J. Oberbach. An Hand von reichem, stets der Praxis entnommenen Material (Briefe, Formulare, Kontrakte usw.) werden die verschiedensten Ein- und Ausfuhrgeschäfte, sowie der Speditions- und Bankverkehr mit Ländern englischer Zunge tunlichst in zusammenhängenden Reihen behandelt, so daß das Buch wirklich eine in sich abgerundete „kleine Schule der Exportpraxis“ bildet. Eine reichhaltige, übersichtliche Phraseologie erhöht den Wert des Buches als Nachschlagewerk. — Für die Bedürfnisse kleinerer Lehranstalten hat der Verfasser einen Auszug aus dem großen Werke veranstaltet, ebenfalls nach Briefreihen geordnet, wobei unter Bedachtnahme auf eine gewisse Abrundung nur die leichten und weniger schweren Beispiele des großen Lehrbuches herübergenommen wurden.

5. F. H. Gschwinds Lesebuch ist nicht allein dem zukünftigen Kaufmann nützlich, sondern jedem, der sich mit englischen „Realien“ beschäftigt; es finden sich darin Stücke über Landeskunde im allgemeinen, über Leben berühmter „erfolgreicher“ Männer wie Franklin, die beiden Stephenson, Edison, über englische kaufmännische Einrichtungen. Der Stil ist guter, leichter Gesprächston; bei manchen gewichtigeren Gegenständen, z. B. bei den Abschnitten über die Trades-Unions oder die Trusts, wäre eine etwas tiefergehende Darstellung mit Berücksichtigung geschichtlicher und statistischer Tatsachen angezeigt. Die Stücke über die Geschichte Englands und der Kolonien sind wohl absichtlich so farblos gehalten. Im Zeichen des Weltkrieges steht folgender Satz (S. 38): “The huge edifice [of the British Empire] ... now forms the largest and most powerful empire the world has ever seen. It is not very likely that any war or wars will bring about any material change.” Die Behauptung (S. 45): “It is impossible to construct a single sentence without using at least one Germanic word” ist eine alte Übertreibung; vgl. dagegen etwa Sätze wie “poverty produces crime” oder “money procures pleasure”.

6. A. Baumgartners *Übungsbuch für Handelsklassen*, für dessen italienische Bearbeitung T. Bianchi und A. Friedlaender verantwortlich zeichnen, wendet sich an Handelsschüler, die schon einige Kenntnisse des Englischen besitzen. Es will den weiteren Ausbau grammatischen Wissens mit der Vermittlung eines kaufmännischen Wortschatzes in der Weise verbinden, daß die grammatischen Regeln durch hauptsächlich dem Geschäftsleben entnommene Beispiele und phraseologische Reihen beleuchtet werden. So wird der Schüler allmählich zur selbständigen Handelskorrespondenz in der Fremdsprache hingeleitet, von der am Schlusse des Buches einige Muster mitgeteilt werden. Auffallend ist der völlige Mangel an zusammen-

hängenden englischen Lesestücken, abgesehen von der Leseübung in Lektion I und VIII.

7. Anhangsweise sei noch ein nunmehr über zehn Jahre altes Buch angeführt, das einen geschickten Versuch darstellt, die Methode Gouin für Studierende englischer Zunge der Erlernung des kaufmännischen Französisch dienstbar zu machen. So sehr man jederzeit die scharfe Logik anerkennen wird, die diesem System zugrunde liegt, so wenig wird man mit den Bedenken zurückhalten dürfen, die einem in Anbetracht der hohen Anforderungen, die es an Lehrer wie Schüler stellt, gegen seine allgemeinere Verwendbarkeit immer wieder aufsteigen. Thouaille und Whitfield haben den Stoff in 70 Gedankenreihen von 6—12 Sätzen gegliedert und sich, soweit ich es zu beurteilen vermag, ihrer Aufgabe mit gutem Gelingen entledigt. Den zweiten Teil des Buches bietet eine Auswahl französischer Geschäftsbriefe und eine knappe Darstellung der französischen Grammatik in englischer Sprache, wobei die Aussprache in der Weltlautschrift korrekt wiedergegeben wird.

Lorenz Morsbach, *Universität und Schule mit besonderer Berücksichtigung der englischen Philologie.* Vortrag, gehalten auf dem XVI. Neuphilologentage zu Bremen in der Pfingstwoche 1914. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1914. 20 S. M. 0,60.

Mit ernsten Worten mahnt der Göttinger Vertreter der Anglistik die Fachgenossen, daß die höchste Aufgabe der Universität die Erziehung wissenschaftlicher, urteilsselbständiger Persönlichkeiten sein und bleiben muß, und nicht die Pflege einer rein praktischen Schulwissenschaft. Deshalb betont er immer wieder „die unlösliche Einheit der Philologie, die ein ebenso intensives Studium der älteren wie der neueren Zeit bedingt“, und zeigt an Hand schlagender Beispiele aus dem Gebiete der englischen Sprach- und Literaturgeschichte, der Phonetik, Metrik, und nicht zuletzt der Syntax, wie alle diese vielgestalten Probleme sich dem großen Gesichtspunkte eines kulturgeschichtlichen Ganzen unterordnen lassen, wie sich in ihnen volkseigene mit ursprünglich volksfremden Bestandteilen zu einer neuen harmonischen Einheit verschmelzen. Diese großen Zusammenhänge in ihrer geschichtlichen Entwicklung zu verdeutlichen, ist die Aufgabe der systematischen Vorlesungen. Ihnen stellt sich ebenbürtig zur Seite die Interpretation, „die schwierigste und schönste Kunst des Philologen“. Sie gibt dem Dozenten Gelegenheit, viele Fragen ausführlicher zu behandeln, für die in den Vorlesungen nicht genügend Raum ist: Volkskunde, Religions- und Rechtsgeschichte; sie bildet aber auch zugleich die beste Vorbereitung der Studenten auf ihren künftigen Lehrberuf, indem diese im Seminar zu möglichst häufiger Selbstbetätigung als Interpreten herangezogen werden sollen.

Was die Ausbildung der Studierenden in „Fertigkeiten“ und im lebendigen Gebrauch der Sprache anlangt, so legt Morsbach das Schwergewicht auf den Studienaufenthalt im Ausland („die Lektorate sind nur ein Notbehelf“), wobei er auch persönliche Geldopfer des einzelnen fordert. Die Pflicht des Staates aber wäre es, ähnlich unseren Anstalten für das Studium des klassischen Altertums

im Ausland, „staatliche Zentralstellen in Paris und London zu unterhalten, die dem Neuphilologen im Ausland den Weg öffnen und ihm dort die weitere Ausbildung erleichtern." Auf diese vor dem Krieg gegebene Anregung werden die höchsten Stellen, die gegenwärtig allem was mit „Auslandsstudium" zusammenhängt, so verständnisvoll gegenüberstehen, wohl in der einen oder anderen Form zurückkommen müssen, wenn anders die praktische Ausbildung unserer Neuphilologen, die durch den Krieg und seine Folgen so schwer betroffen ist, wenigstens auf der bisherigen Höhe erhalten werden soll.

SOPHIE HAMBURGER, *New English Lessons for Foreign Students.* According to the Alge Method. St. Gallen (Fehr) 1917, XVI u. 231 S. 8°. Geb. M. 3,90. — Für Deutschland: Friedrich Brandstetter, Leipzig.

Die Methode von S. Alge ist die direkte, die sich auf Anschauungsmaterial, in diesem Falle die Hölzelschen Wandbilder, gründet. Obwohl seine Bücher nur in der Fremdsprache abgefaßt sind, wird der Gebrauch der Muttersprache im Unterricht nicht grundsätzlich ausgeschaltet, sondern vielmehr, nachdem der Übungsstoff in der fremden Sprache durchgenommen ist, zur Vermeidung von Mißverständnissen und Ungenauigkeiten ausdrücklich empfohlen; auch die grammatischen Regeln, die vom Schüler selbst abzuleiten sind, sollen zunächst in der Muttersprache behandelt und erst auf einer vorgerückteren Stufe von Anfang an in der Fremdsprache gegeben werden.

Vorliegendes Buch, ein Seitenstück zu der Verfasserin *English Lessons* ... (1. Aufl. 1897; 11. Aufl. 1914), die sich an die allerjüngsten Anfänger wandten, ist für Lernende im Alter von über 14 Jahren gedacht. Der Lehrgang besteht aus drei Teilen, die bei drei bis vier Wochenstunden auf zusammen etwa zwei Jahre berechnet sind. Der Lehrstoff des ersten Jahres, elementare Formenlehre, wird in 42 Abschnitten geboten, denen meist "object lessons", aber auch Gedichte, Anekdoten, geographische und geschichtliche Gegenstände zugrunde liegen; die dazu gehörigen Übungen sind ausschließlich grammatische Umformungen und Gespräche, keine Hinübersetzungen. Die ersten zwanzig Lektionen werden auch in der Umschrift des Weltlautschriftvereins gegeben, die sich, nach angestellten Stichproben, im allgemeinen als verläßlich erwies. Gewiße Erweiterungen des Systems, die schon mehrfach angeregt und auch teilweise eingeführt wurden, sind für die Schule gewiß zu billigen. Verf. schreibt z. b. [oᵘld, teⁱbl] statt [ould, teibl], [tʃɛəʴz, ti:tʃəʴ] statt [tʃɛəz, t:tʃə]. Nicht befreunden kann ich mich dagegen mit der Umschrift mancher Ländernamen (S. 94), wo neben zahlreichen Druckfehlern allzuviele Inkonsequenzen unterlaufen sind. Der zweite Teil enthält Inserate, private und Geschäftsbriefe; der dritte Teil, ein ganz ansprechendes Lesebuch, bringt außer ein paar Gedichten ausgewählte Stücke von bekannten Jugendschriftstellern, sowie von Dickens, Thackeray, G. Eliot, u. a. Den Schluß bildet ein englisch-deutsch-französisch- italienisches Wörterverzeichnis.

Eine begleitende Anzeige der Verlagsbuchhandlung versichert

uns, daß „auf dem Gebiete des fremdsprachlichen Unterrichts die von Alge durchgeführte Methode wohl unbestritten die beste ist“ und daß es „mit Hilfe dieser *English Lessons* wohl möglich ist den Schüler zu dem Ziele zu leiten, das unsere Gegner so oft, aber mit Unrecht, als unerreichbar zu bezeichnen lieben: zum Denken in der fremden Sprache“ — zwei gewichtige Feststellungen, von denen die Leser der *N. Spr.* nicht ohne Befriedigung Kenntnis nehmen werden.

Würzburg. WALTHER FISCHER.

CARL APPEL, *Bernart von Ventadorn.* Seine Lieder mit Einleitung und Glossar herausgegeben. Halle a. S. Verlag von Max Niemeyer 1915. Großoktav CXLV + 404 S. und 23 Tafeln diplomatisch abgedruckter Handschriften. Preis, im Jahre 1915, ungeb. 26 M.

Appels lang erwartete kritische Ausgabe der Lieder Bernarts von Ventadorn darf als eine der schönsten und wertvollsten neueren Leistungen auf dem Gebiete der romanischen Philologie mit Freude und Dank begrüßt werden. Die schlechthin musterhafte Vollkommenheit dieser Ausgabe beruht auf der außerordentlichen Sicherheit in textkritischer Behandlung und Texterklärung, die der erprobte Forscher in langjähriger Erfahrung gewonnen hat. Wir haben es hier mit einem Werke zu tun, das aus dem Geiste höchster Gewissenhaftigkeit heraus geschaffen wurde, aus einem Geiste, dem es keineswegs an Kühnheit des Blicks und der Gedankenverknüpfung mangelt, der aber doch in der Hauptsache sich in den Grenzen hält, die ihm die Strenge und das Wahrheitsbedürfnis der philologisch-kritischen Methode vorschreiben. Von diesem Geiste ist sowohl die auf Grund sorgfältigster Behandlung der Handschriften hergestellte Ausgabe der Lieder wie die ausführliche Einleitung getragen, in der Appel über Leben und Dichtung, Metrik und Sprache seines Troubadours handelt und verschiedene Probleme der Geschichte und Psychologie des provenzalischen Minnesangs streift oder eingehender bespricht.

Einige wenige Punkte der Ausführungen Appels seien im folgenden kurz besprochen.

Mit Recht erkennt Appel der alten Biographie, die so lange der Lebensbeschreibung und der Beurteilung der Dichtung Bernarts als romantische Grundlage gedient hatte, keine urkundliche Bedeutung zu, verweist er also die Liebe zur Vizgräfin von Ventadorn und zu Eleonore von Poitiers, in das Gebiet der Fabel. Dagegen ist er geneigt, die Angabe, die Peire d'Auvergne in seiner bekannten Satire *Chantarai d'aquest trobadors* über die niedere Herkunft Bernarts macht, ernsthaft zu nehmen. Zingarelli in seinem Aufsatze *Ricerche sulla vita e le rime di Bernart de Ventadorn* (*Studî medievali* I. S. 309 ff.) hatte die Ansicht ausgesprochen, Peires Bemerkungen seien scherzhaft aufzufassen; der arme bogentragende Diener als Vater und die den Ofen heizende und Reisig sammelnde Mutter seien aus besonders emphatischen Wendungen in Bernarts Dichtung abzuleiten. Appel hat wohl recht, wenn er die Gründe, mit denen Zingarelli seine

These verteidigt, als nicht besonders stichhaltig erklärt, aber trotzdem ist diese selbst doch vielleicht nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Es ist doch zu bedenken, daß alle Äußerungen Peires über alle anderen von ihm erwähnten Trobadors und Spielleute im Tone wohl groben, aber nie verletzenden, eher scherzhaft karikierenden Spottes gehalten sind, der nur äußerliche Schwächen oder Eigenarten einem lustigen Gelächter überliefert. Bei Bernart allein hätte er eine Ausnahme gemacht und ihm, vielleicht sogar in Gegenwart von Berufsgenossen und Rivalen, seine sehr niedrige Abkunft fast als einen Makel vorgeworfen. Da eine solche Taktlosigkeit ziemlich unglaubwürdig erscheint, so darf vielleicht an dem scherzhaften, für uns dunklen Charakter der Stelle festgehalten werden. Und wir müßten uns dann mit der Tatsache abfinden, daß wir über Bernarts Abstammung ebensowenig wissen, wie über die Art und den Gang seiner Bildung, wie über seine Lebensschicksale überhaupt.

Appel wendet sich gegen die neuerdings mit besonderem Nachdruck von Zingarelli in seinem erwähnten Aufsatz und von Stronski in seiner Ausgabe *Le Troubadour Folquet de Marseille* (1910) ausgesprochene Auffassung, als ob der Dichtung der Troubadours keine Wirklichkeit zugrunde liege. Wenn er ihren Standpunkt auch als berechtigte Auflehnung gegen die Methode würdigt, die überall in den Liedern die Liebesgeschichte der Dichter und ihre Beziehungen zu vornehmen Damen suchte, so betont er doch ihnen gegenüber, daß für den Trobador die Notwendigkeit vorlag, seine Liebe und seine Lieder irgendeiner Dame darzubringen, und daß man als Unterlage für die Lieder eine Mischung von Dichtung und Wahrheit zu erblicken habe. Bei Bernart habe man jedenfalls hinter Versteckhamen wie Aziman und Conort Wesen von Fleisch und Blut zu sehen; er wollte seine Liebe offenbar erscheinen lassen. Für den modernen Leser beruhe das Interesse darauf, zu erkennen, wie er sein Fühlen zum Ausdruck gebracht habe, inwieweit ein Zusammenhang der verschiedenen Lieder bestehe und ein Liebesroman herzustellen sei. Trotz aller entgegenstehender Schwierigkeiten unternimmt er es denn auch, solche Zusammenhänge aufzudecken.

Mit großem Scharfsinn schält er aus den 45 Liedern Bernarts 18 (oder 19) heraus, die drei verschiedenen Liederkreisen angehören: 1. vier Ventadornlieder, viel weniger als Zingarelli in seiner Studie zusammenbringt; d. h. solche Lieder, die irgendwelche Beziehungen zur Heimat Ventadorn aufweisen, wobei ganz unentschieden bleibt, welche Dame in ihnen gemeint ist; 2. sieben Azimanlieder, wobei die Annahme, daß unter dem Versteckhamen Aziman (Magnet) Eleonore, die Gattin Heinrichs II. von England, sich verberge, wie noch Zingarelli meinte, abgelehnt wird; 3. sieben (oder acht) Conort- oder Viennelieder, die von dem Verhältnis Bernarts zu einer unbekannten als Conort (Trost) besungenen Dame aus Vienne handeln.

Es ist ebenso lehrreich wie reizvoll, an Appels kritischer Arbeit teilzunehmen. Sie darf als ein Schulbeispiel für Untersuchungen solcher Art gelten. Nur über den letzten Liederkreis sollen hier einige Bemerkungen folgen.

Es handelt sich um die Lieder Nr. 5, 43, 45, 14, 22, 20 und 16, vielleicht auch noch um Lied Nr. 27, die in dieser Reihenfolge verfaßt worden wären und vielleicht als ein kleiner Roman zu gelten hätten.

Lied Nr. 5 spricht von seiner ihn beglückenden Liebe zu einer Dame in Vienne, die er seit dem ersten Anblick liebte und immer mehr lieben muß, je öfter er sie anschaut; spricht von Liebe, treuer Ergebenheit und zugleich von dem Leid unerfüllter Sehnsucht. Lied Nr. 43 (die schöne Canzone: «Can vei la lauzeta mover») ist ein Lied tiefster Verzweiflung, es enthält eine schmerzvolle Absage nicht nur an die geliebte Frau, die in ihrem Eigensinn und ihrer Grausamkeit seine Liebe verschmäht, sondern an alle insgesamt. Der Dichter will in die Verbannung gehen und das Singen aufgeben. Er singt jedoch weiter; in Lied Nr. 45 klagt er von neuem sein großes Leid. Nun kann die Dame sehen, ob er wahr gesprochen, wenn er sagte, er wolle in die Verbannung gehen. Der Dichter weilt nicht mehr in Vienne. Dort wo er jetzt weilt, ist eine andere Frau ihm freundlich gesinnt. Sie würde alles für ihn tun, wenn sie es könnte. Conort, Trost, nennt er sie voller Dankbarkeit. Sie gibt ihm hier Hoffnung, während dort die andere nichts für ihn tut.

Appel ist der Ansicht, daß es sich hier um eine eingebildete Dame handele, die Bernart nur einführe, um seine grausame Geliebte eifersüchtig zu machen, und daß er nun in den folgenden Liedern des gleichen Liederkreises beständig sein Spiel mit Wort, Begriff und Persönlichkeit von Conort treibe. So in Lied Nr. 14, der Tenzone mit seinem Spielmann Lemozi, in der dieser den trostlosen Bernart mit Hoffnung tröstet. Ebenso in Lied Nr. 22. Wenn Bernart sagt, daß er, da er von der Geliebten keine Freude haben könne, hundertmal zum Trost singe, daß er bekümmert sei, so fügt Appel seiner Übersetzung „zum Trost“ in Klammern hinzu „für Conort“ und deckt dadurch das angenommene Spiel Bernarts auf. Als neues Motiv tritt in diesem Lied die Klage über die Neider auf, die ihn von seiner Dame entfernt haben. Da die Dame als in Vienne wohnend eingeführt wird, so ist die Verbindung mit Nr. 5 gegeben. In Lied 20 wendet sich der Dichter, nunmehr das Spiel entdeckend, direkt an Conort. Das Motiv der falschen Angeber wird stärker betont. Er möchte zu ihr zurückkehren, wenn sie es an der Zeit fände. Auch Lied 16 ist an Conort gerichtet. Sie hat ihn vergessen. Wenn er so lange von ihr fern geblieben ist, so geschah es aus Torheit, doch im guten Glauben.

So geschickt diese von Appel vorgenommene Zusammenstellung der Lieder auch sein mag und so bestechend auf den ersten Blick seine Vermutung erscheint, mehr als eine Vermutung konnte und wollte er wohl nicht geben. Wohl mögen die Lieder 5 und 22, die Lieder 43, 45 und 14, sowie schließlich 20 und 16 unter sich irgendwie im Zusammenhang miteinander stehen, aber es erscheint sehr fraglich, ob sie alle zu einer größeren und höheren Einheit zusammenzufassen sind. Einmal deshalb, weil es wohl nicht feststeht, daß in den Liedern 14 und 22 das Wort Conort als Versteckname aufzufassen ist oder überhaupt eine Anspielung auf eine Per

sönlichkeit bedeutet, und sodann vor allem deshalb, weil eigentlich keine Äußerung irgendeines der Lieder einen Anhaltspunkt dafür gibt, daß Bernart mit Wort und Person von Conort irgendein Spiel treibt; zuerst versteckt, dann offen dieselbe Dame in allen Liedern meint. Bernart hätte also, wenn Appels Vermutung richtig wäre, in Lied 45 nur scheinbar, für die Auffassung der grausamen Geliebten eine andere Dame eingeführt, einmal, um ihre Eifersucht zu erregen und zugleich, um versteckt anzudeuten, daß er doch nur von ihr seinen Trost erwarte. Mit sehr starken, fast prahlerischen Worten, nicht ungeschickt, um Eifersucht zu erzielen, spricht er in Lied 45 von Conort, würde dann aber in den Liedern 14 und 22 das Spiel in sehr mattem Tone fortsetzen, in einer Weise, die gar keinen Eindruck mehr auf die Dame machen, ihre Eifersucht weder wachhalten noch verstärken könnte. Wenn Bernart wirklich ein Spiel hätte treiben wollen, so hätte er es doch wohl geschickter angefangen, den verborgenen Sinn stärker und feiner herausgearbeitet und die Auflösung schließlich deutlicher und witziger ans Licht treten lassen. Wir würden auch eine gewisse innere Einheit, eine Entwicklung von Lied zu Lied erwarten dürfen. Statt dessen haben wir ganz unvermittelt in Lied 43 die stärksten und leidenschaftlichsten Töne, um dann ein Abflauen der Erregung und schließlich fast ein Verflachen im Sande zu erleben und mit dem Dichter im rein konventionellen Thema der Neider und Aufpasser zu enden.

Es ist diese Vermutung Appels deshalb etwas ausführlicher besprochen worden, weil durch die Kritik Bedenken gegen die ihr zugrunde liegende allgemeine Vorstellung erhoben werden sollten. Appel bezeichnet es zwar mit Recht als aussichtslos, Bernarts Liebeslieder mit bestimmten fürstlichen Damen in Verbindung bringen zu wollen, aber er hat doch die Vorstellung, daß Bernart in den Liedern, die er der Hofgesellschaft vorträgt, ganz bestimmte Liebeserlebnisse mit bestimmten Damen, deren Persönlichkeit uns nur verborgen bleibt, dichterisch wiedergibt. Er hält es doch für erstrebenswert, einen oder mehrere Liebesromane der Sänger aus ihren Liedern herauszulesen.

Besteht aber diese Vorstellung wirklich zu recht, und ist die ausgesprochene Absicht mit Erfolg auszuführen?

Der gewerbsmäßige Troubadour, wie Bernart einer war, denkt nicht daran, seine eigenen Liebeserlebnisse im Liede darzustellen. Er stellt nicht sich und seine Geliebte als Menschen, als Wesen von Fleisch und Blut, gegenüber, sagt nichts von ihrer beider Persönlichkeiten und den besonderen Verhältnissen, in die sie mit ihrer Liebe geraten sind, nicht wie sie sich kennen lernten, wie ihre Liebe entstand, sich entfaltete, wie sie ihre Erfüllung oder ihr trauriges Ende fand. Wenn Bernart in Lied 43 der ihn verschmähenden Geliebten sagt, daß er in die Verbannung gehen wolle, müssen wir diese Aussage ernsthaft nehmen? Warum sollte er ins Elend gehen? Warum zu singen aufhören? Es ist doch ausgemacht, daß er keine Dame liebte, die so vornehm und mächtig war, daß ihre Abneigung ihm den Aufenthalt an dem Hofe, an dem er sich gerade befand, unmöglich machte. Bernart gibt mit den Worten: „Ich gehe in die Verbannung, und ich höre auf zu singen“ nur ein Bild, das die

Tiefe und Schwere seines Leides zur Anschauung bringen soll. Er berichtet nicht, daß er tatsächlich einen Ortswechsel vorzunehmen gedenke. Wenn er in irgendeinem Liede über das Leid der Trennung von der Geliebten klagt und von der Sehnsucht spricht, so ist nicht nötig anzunehmen, daß er wirklich von einer bestimmten Frau, nach der ihn verlangt, getrennt ist. Er dichtet über ein Thema. Es ist auffallend, wie konventionell die Lieder Bernarts sind, wenn man sie auf die allgemein üblichen Liebesvorstellungen und Liederthemata der Zeit hin untersucht. Bernart singt nicht stets von seinen eigenen persönlichen Liebeserfahrungen und ihren Umständen, sondern ebensosehr von dem Glück zu lieben, von Leid über die Abkehr der Geliebten, von ihrer Gleichgültigkeit oder Grausamkeit, er beteuert seine Ergebenheit, Unterwürfigkeit und Ehrerbietung, er rühmt die Schönheit und Hoheit der Geliebten (Appel bemerkt sehr richtig, daß man nie wisse, ob er von ihren inneren Vorzügen oder von der Höhe ihres Ranges spreche), er klagt über Neider und Angeber, er spricht von Schmerz und Trennung, von der Sehnsucht nach Liebesgenuß, von der Hoffnung auf bessere Zeiten. Seine Worte haben nichts mit augenblicklichen glücklichen oder unglücklichen Liebesverhältnissen zu bestimmten vornehmen Damen zu tun, sondern sind Abhandlungen von Motiven, geboten in künstlerischer Form, als ob der Vortragende von seinen ganz persönlichen und ureigenen Empfindungen spräche.

Appel meint, das höfische Publikum wäre mit so kräftigem Wirklichkeitssinn ausgestattet gewesen, daß es Realitäten hinter den Liedern sehen wollte. Wäre das der Fall gewesen, so hätten die Dichter ihm andere und mehr Tatsächlichkeiten geben müssen, als sie je getan haben. Was sind das für blasse und in eintöniger Wiederholung beständig wiederkehrende Tatsächlichkeiten, welche die Minnedichter als die ihre Empfindungen bewirkenden Ereignisse und Umstände nur gerade eben andeuten! Welcher Wirklichkeitssinn hätte von ihnen befriedigt werden können! Tatsachen, Vorfälle wollte das Publikum in Novellen und Schwänken hören, nicht im kunstvoll geschmiedeten und vorgetragenen Minnelied. Die Zuhörer waren eben doch mehr Ästheten, als auch Appel anzunehmen geneigt ist, d. h. der Inhalt der ihnen gebotenen Lieder war ihnen vertraut, sie wollten die Kunst der Behandlung genießen. An Tatsachen lag ihnen sehr wenig; sie wollten sehen, wie des Sängers Kunst am gegebenen Gegenstand sich bewähre. Sie wollten Komposition, Melodie, Spiel der Reime, Eleganz oder Kraft des Ausdrucks, Feinheit, Originalität der Sprache, der Bilder und Vergleiche. Sie freuten sich am formalen Gestalten, an der Spaltung, Färbung, Verfeinerung der Gedanken und Empfindungen. Mehr als an den Dingen selbst hatten sie Gefallen am kunstreichen Reden über die Dinge.

In glänzendster Weise erfüllte Bernart von Ventadorn diese Forderung seines Publikums. Er sang über das wohlbekannte Liebesthema mit der Innigkeit und Glut, die nur aus wahrer Empfindung stammen konnten. Er war ein Mensch mit menschlichen Gefühlen, der Glück und Leid der Liebe, sinnliches Verlangen und

den Drang nach Idealisierung der Geliebten in sich verspürt hat. Es war ihm vergönnt, da er ein Dichter war, und kein bloßer Verseschmied, in seinen Liedern sein Bestes zu geben, nicht zufällige Erlebnisse, Abenteuer, Wechselfälle seines Liebeslebens, sondern die Blüte, den Saft, die Kraft seines Erlebens und Wesens, die zu Schönheit in das Reich des Ewigen erhobenen Erregungen seines Herzens.

Diese noch heute mit unverminderter Kraft weiterlebende Wirklichkeit seines Dichtertums ist sicher die wichtigste greifbare Tatsache aus der Laufbahn Bernarts von Ventadorn, die wir uns zum Bewußtsein bringen können. Sie rein und deutlich zu erfassen hilft uns in schönster Weise die Ausgabe seiner Lieder, für die dem verehrten Herausgeber nochmals wärmster Dank geboten sei.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

---

1. L. v. MARNITZ, Prof., *Russisches Elementarbuch* mit Hinweisen auf seine Grammatik. 3. verb. u. verm. Auflage. VII u. 128 S. 8°. Leipzig. Raimund Gerhard. 1913. 1,80 M. geb. 2,30 M.

2. FRIEDRICHS, Dr. E., *Kurzgefaßte systematische Grammatik der russischen Sprache* für den Schulunterricht und zum Selbststudium. XII u. 204 S. 8°. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1914.

3. *Izučeniĭä inastranničh jizŭikof legča'čimi i skar'e'čimi spasabami.* Das Studium der fremden Sprachen nach den leichtesten und schnellsten Methoden; mit Einführung in das Studium der französischen, lateinischen, italienischen, deutschen und anderer Sprachen und eingeschalteten Zusammenstellungen von Stammwörtern für Lernende und Lehrende. 187 S. 8°. St. Petersburg, K. A. Eisenstein. 1913. (Russisch mit deutscher Vorrede S. 4 bis 8.) 75 Kopeken.

Mit dem Russischen hat man sich in Deutschland ja auch schon vor dem Weltkriege namentlich in Militärkreisen beschäftigt. Es hat auch nicht an Hilfsmitteln zur Erlernung dieser Sprache gefehlt; man braucht nur einen Blick in das Verlagsverzeichnis von Raimund Gerhard zu werfen, um sich davon zu überzeugen. Abgesehen von den zum Gebrauch an militärischen Lehranstalten verfaßten Lehrbüchern sind diese fast alle für das Selbststudium berechnet, da das Russische bislang nicht Unterrichtsgegenstand an unseren höheren Schulen gewesen ist. Ob es nach Beendigung des Krieges, vielleicht als wahlfreies Fach, in unsern Schulen Eingang finden wird, wird wesentlich davon abhängen, wie sich in Zukunft unsere politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu Rußland gestalten werden. Jedenfalls werden sich nur begabte Schüler mit dem Studium dieser an Schwierigkeiten für uns Deutsche so reichen Sprache befassen können. Weiteren Kreisen wird vorläufig das Selbststudium, wenn auch mit Unterstützung eines Lehrers oder Dolmetschers, als einziger Weg zur Aneignung dieser Sprache übrig bleiben.

Eins der ersten Erfordernisse für den sprachlich geschulten Lernenden ist es, daß das Lehrbuch, welches ihn in die neue Sprache einführen will, nicht langweilig sei und einen denkenden Menschen nicht ermüde. Das kann aber nur erreicht werden durch eine dem Standpunkt des Erwachsenen, — denn nur um solche wird es sich vorläufig handeln, — angepaßte Auswahl des Lehrstoffs und die unter diesem Gesichtspunkt eingeschlagene Methode.

1. In dieser Hinsicht ist meines Erachtens das Elementarbuch von Professor von Marnitz ein ganz hervorragendes Werk. In den russischen Übungsstücken sind von Anfang an alle Einzelsätze vermieden. Inhaltlich enthalten diese Übungsstücke den Wortvorrat der Umgangssprache; vernachlässigen dabei aber nicht die Vorbereitung für das Studium der Literaturwerke. Die den einzelnen Übungsstücken folgenden Fragen leiten in außerordentlich geschickter Weise zur Besprechung des Inhalts an, und die grammatischen Übungsaufgaben am Schluß jedes Stücks führen fast spielend in die Schwierigkeiten der Formenlehre und Syntax ein. Zahlreiche, stets auf die Grammatik desselben Verfassers verweisende Anmerkungen räumen auch die letzten Klötze hinweg.

Die Lautlehre und Aussprache wird in den sieben ersten Abschnitten (S. 1—8) in sehr kurzer aber praktischer Weise abgehandelt. Schon die dritte Übung bietet ein zusammenhängendes russisches Übungsstück. Die deutschen Übungssätze (S. 59—77) schließen sich eng an die einzelnen russischen Übungen an, gestalten sie um oder zerlegen sie in Einzelsätze, um das Erlernte zu befestigen. Von S. 78—108 folgt eine Zusammenstellung der in den Einzelübungsstücken vorkommenden Wörter. Auf S. 109—115 wird der erlernte Wortschatz nach deutschen Stichwörtern in begriffliche Gruppen (Arbeit, Bewegung, besuchen, denken, Eisenbahn, Erde, fahren, Familie, usw.) geordnet, und den Schluß (S. 116—128) bildet ein kurzer, alles wesentliche enthaltender Abriß der Laut- und Formenlehre. In den Übungen I—VII findet auch die russische Schreibschrift die gebührende Beachtung.

Anordnung und Druck des Buches sind musterhaft. Als Druckfehler sind mir aufgefallen S. 10, Z. 9. v. o. zdawstwu' statt zdrawstwu'. S. 17, Z. 2. v. o. wo in wastak'e das k ausgefallen ist. S. 20, Z. 16. v. o. muß es V statt IV heißen. S. 109, Z. 17. v. u. „Bekannter".

Für alle, denen es Ernst ist mit der Erlernung der russischen Sprache, wird es ein Vergnügen sein, nach diesem Buche zu arbeiten. Es gehört zu den besten fremdsprachlichen Lehrbüchern, die wir besitzen. Auch die Grammatik (4. A. 1914) und das Übungsbuch (2. A. 1911) desselben Verfassers seien zugleich auf das wärmste empfohlen.

2. Die kurzgefaßte systematische Grammatik von Friedrichs soll nicht nur dem Schulunterricht sondern auch dem Selbststudium dienen. Sie ist in der Art der landläufigen Schulgrammatiken der lateinischen und griechischen Sprache geschrieben, enthält aber in ihrem zweiten Teil, der Formenlehre, in reichlichem Maße russische Übungsätze, meist aus der Sprache des täglichen Lebens. Auf

deutsche Sätze zum Übersetzen ins Russische hat der Verf. verzichtet und empfiehlt dafür die Rückübersetzung der russischen Texte. Die Syntax enthält eine Fülle gut gewählter Beispiele aus der Umgangssprache und der Literatur zur Veranschaulichung der praktischen Anwendung der Regeln. Der vierte Teil bringt unter dem Titel „Bedeutungslehre" Synonyma der gebräuchlichsten Wörter. Auf S. 146-154 folgen 16 Lesestücke, und ein russisch-deutsches und ein deutsch-russischer Wörterverzeichnis bildet den Schluß.

In der Lautlehre vermisse ich eine Beschreibung des schwierigsten russischen Lautes, des „jerǜ." Auf S. 3. Z. 8 v. o. ist die Umschreibung „zentr" irreführend, da z zur Bezeichnung des stimmhaften Zischlautes gebraucht wird; er muß durch ts ersetzt werden. Die Anwendung der bei Langenscheidt gebräuchlichen Umschreibung oder des von der *Association phonétique* aufgestellten Alphabets wäre für diesen Abschnitt sehr zu empfehlen. Auf S. 7, Z. 12. v. o. hieße es besser: „bǜtj hat auch die Bedeutung von haben."

Druck und Ausstaltung sind musterhaft. S. 41, Z. 18. v. u. ist „f kafeˀnˀe" zu lesen.

Auch dies Lehrbuch kann auf das wärmste empfohlen werden.

3. Ein sonderbares Machwerk ist das zuletzt angeführte Buch. Es ist weder ein praktisches Lehrbuch noch eine Grammatik, sondern die konfuse Darstellung gewisser Schrullen, die dem Verfasser grundlegend für die praktische und wissenschaftliche Aneignung von Sprachen erscheinen. Der mit K. A. bezeichnete Verfasser möge es uns selbst sagen, was er will. Es heißt S. 4: „Meine Absicht war nicht ein gelehrtes, sondern ein nützliches Werk zu verfassen. Daher mußte ich mich der rein wissenschaftlichen Abhandlung mehrerer Kapitel enthalten und an dieser Stelle soll es mir gestattet werden etwas näher an die dort im allgemeinen beurteilten Fragen zu treten. . . . . Bei dieser Aufbauung soll namentlich das Grundprinzip seinen Ausdruck in folgender Formel finden: die rationelle Erlernung fremder Sprachen besteht in einem solchen Verfahren bei welchem der Anfänger mit geringstem Arbeitsaufwand das Maximum der linguistischen Resultate in Sprachverständigung erreicht, dagegen der schon mit der Sprache innig gewordene Studierende die maximale Arbeit bei der Sprachbeherrschung mit dem von ihm minimal erworbenen linguistischen Material imstande zu verrichten ist.

Da diese These die allgemeine Grundlage des vorliegenden Werkes bildet, so bleibt es hier nur an die einzelnen Punkte, die aus obigem Grunde nicht scharf genug formuliert wurden, heranzurücken."

Doch genug des grausamen Spiels! Es sei nur noch bemerkt, daß der Verf. auf S. 65 das französische Suffix «—esse» vom lateinischen Zeitwort *essere* ableitet. *Habeat sibi!*

Stralsund. OTTO BADKE.



hängenden englischen Lesestücken, abgesehen von der Leseübung in Lektion I und VIII.

7. Anhangsweise sei noch ein nunmehr über zehn Jahre altes Buch angeführt, das einen geschickten Versuch darstellt, die Methode Gouin für Studierende englischer Zunge der Erlernung des kaufmännischen Französisch dienstbar zu machen. So sehr man jederzeit die scharfe Logik anerkennen wird, die diesem System zugrunde liegt, so wenig wird man mit den Bedenken zurückhalten dürfen, die einem in Anbetracht der hohen Anforderungen, die es an Lehrer wie Schüler stellt, gegen seine allgemeinere Verwendbarkeit immer wieder aufsteigen. Thouaille und Whitfield haben den Stoff in 70 Gedankenreihen von 6—12 Sätzen gegliedert und sich, soweit ich es zu beurteilen vermag, ihrer Aufgabe mit gutem Gelingen entledigt. Den zweiten Teil des Buches bietet eine Auswahl französischer Geschäftsbriefe und eine knappe Darstellung der französischen Grammatik in englischer Sprache, wobei die Aussprache in der Weltlautschrift korrekt wiedergegeben wird.

Lorenz Morsbach, *Universität und Schule mit besonderer Berücksichtigung der englischen Philologie.* Vortrag, gehalten auf dem XVI. Neuphilologentage zu Bremen in der Pfingstwoche 1914. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1914. 20 S. M. 0,60.

Mit ernsten Worten mahnt der Göttinger Vertreter der Anglistik die Fachgenossen, daß die höchste Aufgabe der Universität die Erziehung wissenschaftlicher, urteilsselbständiger Persönlichkeiten sein und bleiben muß, und nicht die Pflege einer rein praktischen Schulwissenschaft. Deshalb betont er immer wieder „die unlösliche Einheit der Philologie, die ein ebenso intensives Studium der älteren wie der neueren Zeit bedingt“, und zeigt an Hand schlagender Beispiele aus dem Gebiete der englischen Sprach- und Literaturgeschichte, der Phonetik, Metrik, und nicht zuletzt der Syntax, wie alle diese vielgestalten Probleme sich dem großen Gesichtspunkte eines kulturgeschichtlichen Ganzen unterordnen lassen, wie sich in ihnen volkseigene mit ursprünglich volksfremden Bestandteilen zu einer neuen harmonischen Einheit verschmelzen. Diese großen Zusammenhänge in ihrer geschichtlichen Entwicklung zu verdeutlichen, ist die Aufgabe der systematischen Vorlesungen. Ihnen stellt sich ebenbürtig zur Seite die Interpretation, „die schwierigste und schönste Kunst des Philologen“. Sie gibt dem Dozenten Gelegenheit, viele Fragen ausführlicher zu behandeln, für die in den Vorlesungen nicht genügend Raum ist: Volkskunde, Religions- und Rechtsgeschichte; sie bildet aber auch zugleich die beste Vorbereitung der Studenten auf ihren künftigen Lehrberuf, indem diese im Seminar zu möglichst häufiger Selbstbetätigung als Interpreten herangezogen werden sollen.

Was die Ausbildung der Studierenden in „Fertigkeiten“ und im lebendigen Gebrauch der Sprache anlangt, so legt Morsbach das Schwergewicht auf den Studienaufenthalt im Ausland („die Lektorate sind nur ein Notbehelf“), wobei er auch persönliche Geldopfer des einzelnen fordert. Die Pflicht des Staates aber wäre es, ähnlich unseren Anstalten für das Studium des klassischen Altertums

im Ausland, „staatliche Zentralstellen in Paris und London zu unterhalten, die dem Neuphilologen im Ausland den Weg öffnen und ihm dort die weitere Ausbildung erleichtern.“ Auf diese vor dem Krieg gegebene Anregung werden die höchsten Stellen, die gegenwärtig allem was mit „Auslandsstudium“ zusammenhängt, so verständnisvoll gegenüberstehen, wohl in der einen oder anderen Form zurückkommen müssen, wenn anders die praktische Ausbildung unserer Neuphilologen, die durch den Krieg und seine Folgen so schwer betroffen ist, wenigstens auf der bisherigen Höhe erhalten werden soll.

Sophie Hamburger, *New English Lessons for Foreign Students.* According to the Alge Method. St. Gallen (Fehr) 1917, XVI u. 231 S. 8°. Geb. M. 3,90. — Für Deutschland: Friedrich Brandstetter, Leipzig.

Die Methode von S. Alge ist die direkte, die sich auf Anschauungsmaterial, in diesem Falle die Hölzelschen Wandbilder, gründet. Obwohl seine Bücher nur in der Fremdsprache abgefaßt sind, wird der Gebrauch der Muttersprache im Unterricht nicht grundsätzlich ausgeschaltet, sondern vielmehr, nachdem der Übungsstoff in der fremden Sprache durchgenommen ist, zur Vermeidung von Mißverständnissen und Ungenauigkeiten ausdrücklich empfohlen; auch die grammatischen Regeln, die vom Schüler selbst abzuleiten sind, sollen zunächst in der Muttersprache behandelt und erst auf einer vorgerückteren Stufe von Anfang an in der Fremdsprache gegeben werden.

Vorliegendes Buch, ein Seitenstück zu der Verfasserin *English Lessons* ... (1. Aufl. 1897; 11. Aufl. 1914), die sich an die allerjüngsten Anfänger wandten, ist für Lernende im Alter von über 14 Jahren gedacht. Der Lehrgang besteht aus drei Teilen, die bei drei bis vier Wochenstunden auf zusammen etwa zwei Jahre berechnet sind. Der Lehrstoff des ersten Jahres, elementare Formenlehre, wird in 42 Abschnitten geboten, denen meist "object lessons", aber auch Gedichte, Anekdoten, geographische und geschichtliche Gegenstände zugrunde liegen; die dazu gehörigen Übungen sind ausschließlich grammatische Umformungen und Gespräche, keine Hinübersetzungen. Die ersten zwanzig Lektionen werden auch in der Umschrift des Weltlautschriftvereins gegeben, die sich, nach angestellten Stichproben, im allgemeinen als verläßlich erwies. Gewiße Erweiterungen des Systems, die schon mehrfach angeregt und auch teilweise eingeführt wurden, sind für die Schule gewiß zu billigen. Verf. schreibt z. b. [oᵘld, teⁱbl] statt [ould, teibl], [tʃɛəʴz, ti:tʃəʴ] statt [tʃɛəz, t:tʃə]. Nicht befreunden kann ich mich dagegen mit der Umschrift mancher Ländernamen (S. 94), wo neben zahlreichen Druckfehlern allzuviele Inkonsequenzen unterlaufen sind. Der zweite Teil enthält Inserate, private und Geschäftsbriefe; der dritte Teil, ein ganz ansprechendes Lesebuch, bringt außer ein paar Gedichten ausgewählte Stücke von bekannten Jugendschriftstellern, sowie von Dickens, Thackeray, G. Eliot, u. a. Den Schluß bildet ein englisch-deutsch-französisch- italienisches Wörterverzeichnis.

Eine begleitende Anzeige der Verlagsbuchhandlung versichert

1. EBERHARD, OTTO, *Heures de Liberté de Lionel Morton.* Avec 7 Illustrations en Similigravure et une carte de l'Oberland Bernois. Zurich. Art. Institut Orell Füßli. 8°. 191 S. Geb. 3,50 Fr.

2. EBERHARD, OTTO, *Je parle français.* Conversations et lectures simples pour enfants. Première partie: Cours élémentaire. 2e éd. Zurich. Art. Inst. Orell Füßli. 8° 100 S. geb. 1,30 M.

3. BOLT, NIC., *Peterli.* Piccola storia d'un piccolo montanaro, per la giuventu ed i suoi amici. Con 20 disegni di Rodolfo Münger. Traduzione di A. R. Ottino. Zurigo. Orell Füßli. 8°. 127 S. 1,50 Fr.

1. Wer das Berner Oberland kennt, wird die *Heures de Liberté* mit großem Genuß lesen. Nach der Vorrede sind die Skizzen von dem dreizehnjährigen Lionel Morton, einem Schüler der Mittelschule in Interlaken geschrieben worden. Als Sohn eines beim Bau der Jungfraubahn beschäftigten englischen Ingenieurs hat er die Umgegend von Interlaken und das Berner Oberland auf Wanderungen gründlich kennen gelernt und in Begleitung seines Vaters auch den Gipfel der Jungfrau erklommen. Land und Leute kennt er gut; er hat auch eine Reihe sehr hübscher Volkssagen und Erzählungen in die Darstellung eingeflochten, die in zwölf Kapitel nach den Monaten des Jahres angeordnet, uns das Berner Oberland in der Blütenpracht des Frühlings, der Hitze des Sommers, den Nebeln des Herbstes und dem Eis und Schnee des Winters abwechslungsreich, aber immer interessant schildert. Da alle Lebensverhältnisse der Bewohner des Landes besprochen werden, so vermittelt die Lektüre dieses Buches einen reichen Schatz von Wörtern und Redewendungen aus dem täglichen Leben.

Über die Entstehung des Buches unterrichtet uns der jugendliche Verfasser in der Vorrede selber. Er sagt da: «Un jour, mon professeur de langues m'a invité à décrire en français mes excursions et les événements du jour les plus intéressants. Je l'ai fait de mon mieux. Mon maître a revu et corrigé mes descriptions et a publié le tout sous forme d'un petit livre.»

Die Illustrationen und die Reliefkarte des Berner Oberlandes sind vorzüglich. S. 149—191 enthält das sehr reichhaltige Wörterverzeichnis im steten Anschluß an den Text. Gerade bei dessen großer Reichhaltigkeit ist es mir aufgefallen, daß Wörter wie «la lampe de *vélo*» (S. 7, Z. 12 v. u.), «vacher» (S. 21, Z. 3 v. o.), «remise» (S. 21 Z. 7 v. u.), «veston» (S. 41, Z. 5 v. u.), «hotte» (S. 140, Z. 13 v. o.) nicht aufgenommen worden sind. S. 55, Z. 13 v. u. muß es heißen «porte». S. 107 muß es in dem Gedicht Z. 8 heißen: „*mich* ruft". S. 161, Spalte 1, Z. 2 v. u. besser „das feste Land". Ebenda Spalte 2, Z. 7 v. o. „Unkraut", statt „wirre Gräser". S. 190, Spalte 1, Z. 16 v. u. „Die Bodenkammer" statt „Estrich". «La grimpée» S. 92, Z. 16 v. o. scheint mir eine Wortbildung der französischen Schweiz zu sein.

Druck und Ausstattung sind hervorragend. Es muß eine Lust sein, dies Buch mit Obertertianern zu lesen.

2. *Je parle français* unterscheidet sich nicht sonderlich von ähn-

lichen Lehrbüchern. Unter den dialogisierten Darstellungen ist Nr. 76 zu beanstanden. Das Stück mag in französischen Schulen verstanden werden, in deutschen nicht. Es ist kindisch-possenhaft. Auch hier bildet das Wortverzeichnis zu den einzelnen Stücken den Schluß.

3. Peterli ist die Geschichte eines braven Schweizerknaben, der aus seiner Heimat, dem Engadin, nach Genua geht und dort als Angestellter in einem Hotel durch Fleiß und Sparsamkeit die Mittel erwirbt, um das kleine Besitztum seines kranken Vaters aus den Händen eines unbarmherzigen Wucherers zu befreien. Die ursprünglich deutsch geschriebene Geschichte paßt nach ihrem Inhalt für Kinder im Alter von 12—15 Jahren. Wenn das Buch als Unterrichtsmittel gedacht sein sollte, so ist es für dies Alter sprachlich zu schwer. Wenigstens hätten dann viele einzelne Wörter in Anmerkungen erklärt werden müssen, wenn man von der Beigabe eines Wörterbuches absah. Es finden sich manche Druckfehler, von denen ich folgende anmerke: S. 39 Z. 1 v. o. «gli usi»; S. 81, Z. 6 v. u. «clienti»; S. 84, Z. 2 v. u. «*la* grave mansione». S. 88, Z. 4 v. o. «ci avviciniamo». Z. 11 v. u. «stradicci*u*ola». S. 90, Z. 9 v. o. «e l'ufficiale». Z. 11 v. o. «sia*n*». S. 91 Z. 10 v. o «conseg*n*ando». S. 94, Z. 2 v. u. «singhi*o*zzi». S. 95, Z. 5 v. o. «di nuovo». S. 101, Z. 2 v. o. «ne*l* suo». Z. 12 v. o. «azzurri».

Ich vermisse eine Erklärung zu folgenden Ausdrücken. S. 19, Z. 10 v. o. «una torta meringata». S. 22, Z. 8 ff. «iva». Ist das vielleicht Artemisia mutellina? Die Form «trentaquattresima» ist nicht italienisch, vielleicht schweizerischer Dialekt, wie im schweiz. französischen «septante» und «neunante»? S. 34 Z. 10 v. u. «grinfe». Es gibt das italienischen Wort «grinfia», französisch «griffe» vom mhd. „grif". Der Plural dieses Wortes müßte aber «grinfie» heißen. Unerklärlich ist «eccoii» S. 112 Z. 15 v. o.

Stralsund. OTTO BADKE.

Dr. E. NADER, *Praktische Methodik des Unterrichts in der englischen Sprache.* (Praktische Methodik für den höheren Unterricht, hgb. unter Mitwirkung von Schulmännern von AUGUST SCHEINDLER). Wien, A. Pichlers Wwe. & Sohn, 1914. 83 S. Geh. M. 2,05; gebd. M. 2,48.

Die praktische Seite dieser Methodik zeigt sich schon in ihrer äußeren Anlage. Während etwa Glaunings rühmlich bekanntes Buch[1] systematisch in einzelnen Kapiteln die Aussprache, das Lesen, den Wortschatz, die Grammatik, das Übersetzen, Sprechen und Schreiben behandelt, verfolgt N. die Gestaltung des englischen

[1] Friedrich Glauning, *Didaktik und Methodik des englischen Unterrichts* (A. Baumeisters *Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen*, Bd. III, 2. Abt., 2. Hälfte). 3. durchgesehene Aufl. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, 1910. 116 S. Geh. M. 3.—; gebd. M. 4.—



Unterrichts in den einzelnen Klassen (V—VII) und fügt deshalb in seine Erörterungen über 30 eingehend ausgeführte Lehrproben und Stundenbilder ein. Wenn Glauning die wichtigsten verschiedenen Lehrarten, die zum Ziele führen sollen, mehr objektiv berichtend aufzählt, dabei aber auf eigene Stellungnahme keineswegs verzichtet, entscheidet sich Nader von vornherein für diesen oder jenen Weg, der ihm der kürzeste und zuverlässigste dünkt. Ich möchte nicht über den größeren oder geringeren Nutzen der einen oder anderen Übungsart mit dem Verf. rechten, zeigt sich doch in all seinen Ausführungen der auf langjährige Erfahrung sich stützende Schulmann. Ist auch das Buch in erster Linie nur für den von unmittelbarem Vorteil, der die Lehrbücher von Nader und Würzner benutzt, so vermag es doch auch weiteren Kreisen, besonders jüngeren Fachgenossen, ähnlich der *Methodik des neuphilologischen Unterrichts* von Thiergen als ein praktischer Ratgeber zur Seite zu stehen. Wesentlich Neues allerdings vermag der Verf. kaum zu sagen.

Ausführlicher ist die Aussprache behandelt. Für den Anfangs unterricht, der von den Lauten der heimatlichen Mundart ausgeht, werden Lautschrifttexte zugrunde gelegt. Des Guten etwas zu viel läßt N. von den Schülern die Laute systematisch zusammenstellen und an Wörtern analysieren. Auch scheinen mir manche seiner Benennungen wie z. B. „Zungenspitzenzitterlaut, Zahn-Reibelaute erster und zweiter Ordnung“ (S. 5) wenig glücklich. Und ob man zur ersten Einführung in die Aussprachelehre an physikalische Lehren bereits wird anknüpfen können, muß ich gleichfalls bezweifeln. Widersprechen muß ich auch, wenn der Verf. hinsichtlich des Wortschatzes zwar das Englische eine Mischsprache nennt, es „in grammatischer Hinsicht“ dagegen für „eine rein germanische Sprache“ (S. 3) hält. Auch die englische Grammatik, Formenlehre wie Syntax, weist in mehr als einem wichtigen Falle romanischen Einfluß auf.

Sehr vermißt man ein sachliches Inhaltsverzeichnis und eine Zusammenstellung der wichtigsten Literatur. Wenigstens hätten die bei Glauning und Thiergen gebotenen Angaben bis in die jüngste Zeit ergänzt werden können. So aber finde ich, trotz der durchaus gediegenen Ausarbeitung nichts, was für Reichsdeutsche die Kenntnis von N.s *Praktischer Methodik* besonders erforderlich machte; sie ist in erster Linie für österreichische Verhältnisse geschrieben. Dagegen sollte Glaunings Buch an keiner Schule fehlen, an der Englisch gelehrt wird.

Darmstadt. ALBERT STREUBER.

Niederländischer Sprachführer mit besonderer Berücksichtigung der vlämischen Mundart. Taschenwörterbuch für Reise und Haus von Professor v. ZIEGESAR. (*Meyers Sprachführer*: Niederländisch). Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut, 278 S. In Leinen gebunden 3 M.

Den praktischen Aufgaben, welchen ein Sprachführer „für Reise und Haus“ dienen soll, wird der neu herausgegebene niederländische Sprachführer von v. Ziegesar vollauf gerecht; freilich soll damit nicht gesagt sein, daß solche Sprachführer, die im ganzen aus einem Vokabularium untermischt mit Redewendungen des täglichen Lebens und einer unvollkommenen Zugabe aus der Grammatik bestehen, an sich wertvoll und für die Erlernung fremder Sprachen praktisch sind. Aber unter den mancherlei Sprachführern, die der Weltkrieg insbesondere für die niederländisch-vlämische Sprache hat entstehen lassen, ist der vorliegende sicher einer der besten und überragt zum Beispiel den Metoula-Sprachführer des Verlages Langenscheidt in seinem lexikographischen Teil, während er in bezug auf die Lehre von der Rechtschreibung und der Grammatik hinter diesem zurücksteht. Der reichhaltige Stoff ist rein alphabetisch geordnet, und die Redewendungen des täglichen Verkehrs sind bei den Stichworten hinzugefügt, was recht praktisch ist.

Das hinzugefügte niederländisch-deutsche Wörterbuch ist zu kurz, um ausreichend genannt werden zu können; doch ist die Auswahl der Wörter wenigstens geschickt.

Die Briefmuster des Anhanges sind praktisch, ebenso das Verzeichnis von eigentümlichen Speisen und Gerichten des Landes.

Die „kurze Sprachlehre“ muß als unvollkommen bezeichnet werden; sie ist weder hinreichend praktisch noch ausreichend noch frei von Unrichtigkeiten. So wird zum Beispiel der Laut u als „Doppellaut“ bezeichnet, nur weil er im Niederländischen *oe* geschrieben wird; „ik bid“ soll nach Ziegesar mit „ö“ gesprochen werden, was sicher nur mundartlich zutrifft; „de leeuw“ wird nicht lēw gesprochen, sondern lē^{aw}. Verkehrt ist es auch zu sagen, daß das vlämische *v* einen weichen f = Laut bezeichnet; unklar ist der Ausdruck, daß *g* „wie ch, aber weich und guttural“ gesprochen wird; daß die Nachsilbe „lijk“ mit ö gesprochen wird, ist auch nicht richtig, es müßte heissen ° oder °. Überhaupt ist die Lautschrift nicht allein frei von wissenschaftlicher Richtigkeit, sondern für den Durchschnittsleser unklar und nicht ausreichend. Ausstellungen auf diesem Gebiet ließen sich noch manche machen.

In der eigentlichen Sprachlehre sind bei der Pluralbildung solche Wörter wie „stad—steden“ nicht aufgeführt; auch die Zahl der Beispiele ist bei weitem nicht ausreichend. Vielleicht hat die wohl vom Verlage vorgeschriebene Kürze dieses Teils zu manchen Ungenauigkeiten und Unklarheiten geführt. Zu beanstanden ist die Schreibung „asjeblieft“: das sollte wenigstens ein Ausländer nicht schreiben, sondern lieber abkürzen „a. u. b.“ („als het U belieft“). Die Redewendung „aan 't spoor“ ist gewiß nicht vlämisch; wenigstens in Antwerpen würde man sagen „aan de statie“.

Das Vorvort ist trotz seiner Kürze beachtenswert; es ist zu wünschen, daß Professor von Ziegesar eine eingehende Studie über die Lautunterschiede der verschiedenen vlämischen Mundarten verfaßt. Sehr richtig ist der Hinweis, daß die ost- und westflandrische Mundart, besonders die Sprache des Küstenstriches, Lautähnlichkeiten mit dem Niedersächsischen aufweist, daß zum Beispiel „mijn wijf“

nicht mit dem ei-Laut, sondern „mīn wīb" gesprochen wird, und daß „steenstraat" etwa wie im Westfälischen klingt. Dagegen ist die Behauptung, daß die Antwerpener Aussprache an das Königsberger „Arbsen und Spack" erinnert, übertrieben; es hätte eher gesagt werden können, daß im Antwerpener Volksmund der a-Laut häufig zu einem offenen o verdumpft wird.

Daß „der hervorragendste Zweck des Buches" neben den gewöhnlichen praktischen Aufgaben sei, die irrige Vorstellung, als ob das Vlämische eine andere Sprache als das Niederländische sei, zu beseitigen, ist wohl etwas unbedacht hingeschrieben; diese Vorstellung ist wohl nicht sehr verbreitet, und wenn sie es wäre, würde ihre Beseitigung nicht der Hauptzweck eines solchen Sprachführers sein.

Schade ist es, daß Professor v. Ziegesar „flämisch" und nicht, was ihm als aus niederländischem Blute stammend näher liegen sollte, „vlämisch" schreibt; denn wenn sich für die beiden Schreibweisen gleich viele und gleich gute Gründe anführen lassen, so sollte die Entscheidung durch die Rücksicht auf die Vlamen selbst getroffen werden, welche eine berechtigte Empfindlichkeit dafür haben, daß wir Deutschen ihre Sprachbezeichnung „vlämisch" mit dem ihnen *französisch* erscheinenden f («flamand») schreiben. Wir sind an die Schreibung „Vlamen" gewohnt, und sollten daher auch bei „vlämisch" bleiben; andererseits ist „Flandern" seit jeher in dieser Schreibung bei uns *geschichtlich* berechtigt; aber für „flämisch" können keine historischen Gründe angeführt werden.[1]

Zusammengefaßt soll noch einmal ausgesprochen werden, daß trotz mancherlei Ausstellungen dieser Sprachführer als einer der besten unter den neu erschienenen zu bezeichnen und zu empfehlen ist.

Antwerpen. B. Gaster.

[1] Da auch die *N. Spr.* bisher — übrigens mit dem auch sonst befolgten Duden — die Schreibung „Flamen", „flämisch" bevorzugt haben, darf ich vielleicht doch das nhd., ganz allgemeine Recht auf „fl-" gegen ndl. usw. „vl-" (vgl. ndl. „vlam"—nhd. „Flamme", ndl. „vleesch" — nhd. „Fleisch", ndl. „vloed" — nhd. „Flut" usw.) hervorheben, dem sich wohl auch die — Flamen auf die Dauer nicht verschließen werden. Die Ausnahmen das goldene Vließ, Vlissingen, auf die Herr Direktor Gaster mich hinweist, dürfen meines Erachtens nicht gegen die Regel entscheiden. W. V.

Druckfehlerverbesserung.

Im Titelkopf von Heft 1/2 (Anzeiger) lies 1918 statt 1917.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

BAND XXVI OKTOBER-NOVEMBER 1918 HEFT 5/6

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT
FÜR DEN
NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT

IN VERBINDUNG MIT
WALTHER KÜCHLER UND THEODOR ZEIGER
HERAUSGEGEBEN
VON
WILHELM VIËTOR

MARBURG IN HESSEN
N. G. ELWERT'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
1918

AUSGEGEBEN AM 15. OKTOBER 1918.

Die Neueren Sprachen erscheinen jährlich in 10 Heften zum Preise von *M* 12.— für den im April beginnenden Band. Preis für Mitarbeiter *M* 9.— portofrei direkt. Frühere Jahrgänge nur zum *erhöhten Einzelpreis von M. 15.—*. Für neue Abonnenten bleibt der Friedenspreis von M. 12.— trotz der erheblich vermehrten Herstellungskosten bestehen.

Infolge der Zensurbestimmungen kann leicht eine Verzögerung in der Ausgabe der Hefte eintreten, was die Bezieher der Zeitschrift freundlichst beachten wollen. Die behördlich angeordnete Einschränkung des Papierbezugs zwingt zur Ausgabe des 26. Bandes in *Doppelheften*.

Inhalt.

Seite

Grillparzer und das Theater. Von Max Lederer in Wien . . . 193

George Merediths Romankunst. (III.) Schluß. Von Phil. Aronstein in Berlin . . . 201

Der „dramatische Monolog“ und Robert Browning. Von H. Meiszner in Dresden . . . 207

Beiträge zur französischen Syntax. (XI.) Von H. Schmidt in Altona 221

Ein Beitrag zum Byronismus Lermontows. Von Erdmann Hanisch in Breslau . . . 234

VERMISCHTES.

Schulausgaben und Arbeitsteilung. Von Alfred Schumann in Marienburg i. Wpr. . . . 251

Französische militärische Fachausdrücke. II. (Schluß.) Von Pfau in Hannover, z. Zt. im Felde . . . 240

Soldatendeutsch Naplü — Ohlala — Tuhlömong. Von Leo Spitzer in Wien . . . 258

Boche und Alboche. Von R. Hamm in Oßla (Reuß) . . . 260

Druckfehlerberichtigung . . . 264

ANZEIGER.

Richard Marcks, *Luther und Deutschland.* — Erich Brandenburg, *Martin Luther als Vorkämpfer deutschen Geistes.* — Eugen Mogk, *Deutsche Heldensage.* — Thomas Lenschau, *Deutschunterricht als Kulturkunde.* — Ludwig Neumann, *Das deutsche Gymnasium und die Erdkunde.* — † R. M. Werner, *Lessing.* Von Otto Weidenmüller in Flensburg . . . 265

Otto Maußer, *Deutsche Soldatensprache.* — Theodor Imme, *Die deutsche Soldatensprache und ihr Humor.* Von Richard Schiedermair in Würzburg . . . 268

Walther Schönherr, *Direkte und indirekte Methode im neusprachlichen Unterricht.* — David Wolfinger, *Französische Grammatik für Gymnasien.* Von Albert Streuber in Darmstadt . . . 270

Leo Spitzer, 1. *Die Sprache als Kampfmittel.* — 2. *Anti-Chamberlain.* — 3. *Über einige Wörter der Liebessprache.* — *Fremdwörterhatz und Fremdvölkerhaß, eine Streitschrift gegen die Sprachreinigung.* Von Karl Voszler in München . . . 272

Karl Voßler, *Der Trobador Marcabru und die Anfänge des gekünstelten Stiles.* — Ders., *Peire Cardinal ein Satiriker aus dem Zeitalter der Albigenserkriege.* — Ders., *Der Minnesang des Bernard von Ventadorn.* Von Walther Küchler in Würzburg . . . 278

Karl Nötzel, *Der französische und der deutsche Geist.* — Eduard Engel, *Entwelschung.* — Erhard Lommatzsch, *Provenzalisches Liederbuch.* Von Walther Küchler in Würzburg . . . 285

Wilhelm Viëtor †

Wilhelm Viëtor, der Herausgeber der „Neueren Sprachen“, ist in Marburg, der Stätte seines langjährigen Wirkens, am 22. September sanft entschlafen.

Die gesamte neuphilologische Lehrerschaft an den deutschen Hoch- und Mittelschulen trauert um den Verlust dieses Mannes, dessen Lebensarbeit der Förderung des neusprachlichen Unterrichts mit nie ermüdender Hingabe, bis zum Erlöschen seiner Kräfte, gewidmet war.

Wilhelm Viëtor war eine in sich festgegründete Persönlichkeit. Mit der Sicherheit seiner Überzeugung, mit der Klarheit und Entschiedenheit seines Wollens verband er in seltenem Maße die schönen Eigenschaften, die ihn zu dem edlen und vornehmen Kämpfer und Führer machten, als den wir ihn verehrten und immer verehren werden: Milde, Güte und ein weites Herz.

Wir wollen sein Andenken im Gedächtnis behalten, indem wir uns die Gesinnung bewahren, die ihn durchglühte, indem wir die Zeitschrift, die er vor mehr als 25 Jahren voll freudiger Tatkraft begründete, in seinem Sinne fortführen.

In Erinnerung an ihn wollen wir auf keiner Stufe des Erreichten stehen bleiben, sondern im Verständnis für die tiefsten geistigen Bedürfnisse der Zeit auf den Wegen unseres Arbeitsfeldes fest und sicher vorwärts schreiten.

Ein langjähriger Freund wird im nächsten Heft der Zeitschrift von Art und Wirken des verehrten Mannes, der nun von seiner Arbeit ausruhen darf, ausführlich berichten.

Redaktion und Verlag der
„Neueren Sprachen“.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT
FÜR DEN
NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT.

BAND XXVI. OKTOBER-NOVEMBER 1918. HEFT 5/6.

GRILLPARZER UND DAS THEATER.
(Auf Grund seiner selbstbiographischen Schriften und Briefe).

Durch die Bühne erst erhält das Werk des Dramatikers sein wahrhaftes Dasein, um dessentwillen es von seinem Schöpfer in die Welt gesetzt wurde. Das war auch die innerste Überzeugung Grillparzers, an welcher der Umstand nichts ändert, daß er einen bedeutenden Teil seines reifsten Lebenswerkes den Zeitgenossen vorenthielt — bis zum letzten seiner martervollen Tage, der vielleicht das grausamste Schicksal erfüllte, das jemals selbst einem deutschen Dichter — und wieviel will das besagen — zuteil geworden war. Im Gegenteil, gerade dieser aus dem Mißgeschick und Charakter Grillparzers nicht unverständliche Entschluß wird um so mehr als heroischer erkannt werden, wenn man sieht, welch innigen und starken Anteil der Dichter an allem nahm, was mit dem Theater zusammenhing, wie sehr er sich vor allem durch sein Werk mit der Bühne verwachsen fühlte.

Schon bei dem Knaben können wir ein Interesse für dramatisches Spiel wahrnehmen, wenn er, von dem Pomp und der Feierlichkeit des kirchlichen Dienstes bestochen, und in seiner Überzeugung, für den Priesterstand bestimmt zu sein, an einem Altar von Pappe die Messe liest und in unschuldig kindlichem Spiel die heilige Handlung mimt; — wenn er gleich dem jugendlichen Schiller vor der kleinen, aber andächtigen Gemeinde seiner Hausgenossen von der ehrwürdigen Kanzel des väterlichen Sorgenstuhles mit pathetischer Geste das Wort Gottes verkündet. Auch wirkliches Komödienspiel wurde geübt, angeregt durch einen wenn auch nicht sehr häufigen Theaterbesuch, der den Knaben einmal in die italienische Oper, öfter ins Leopoldstädter Theater führte. Die Erinnerung an jene Frühzeit beschränkt sich wie natürlich insbesondere auf Pantomimisches und Einzelheiten der Ausstattung, welche seine lebhafte Phantasie

besonders beschäftigen, und die dann in den selbstimprovisierten und aufgeführten Ritterstücken mit Hilfe hölzerner und papierener Requisiten nachgeahmt wurden. Nicht unbegreiflich erscheint es, wenn dem jungen Grillparzer hier — zum ersten Male — das Amt des Theaterdichters übertragen wurde. Noch der Jüngling und Akademiker malt und klebt Figuren und spielt mit Altersgenossen und -genossinnen hinter den Kulissen des Puppentheaters unter Anwendung echter Realistik mit. Zweimal tritt er sogar, allerdings mehr aus Gefälligkeit als aus Neigung — war ihm doch zumute, als ob er sich „allein auf einer Insel im Weltmeer befände“ — augenscheinlich nicht ohne Erfolg auf einem Haustheater auf. Die Skrupel, die den Dichter der „Blanka von Kastilien“ an seiner dramatischen Begabung zweifeln lassen, beweisen gerade durch den Hinweis auf die eigene Jugend des Verfassers Überzeugung von dem Gegenteil, ebenso wie das spaßhaft gewundene, bescheiden-selbstbewußte Bekenntnis, daß „Die Schreibfeder“ trotz aller Mängel „so übel eben nicht gelungen.“ Gerade die Tatsache, daß er wiederholt auch später noch über die Beschaffenheit seines Talentes ernsthaft nachgedacht, seine Besonderheiten wie seine Grenzen zu bestimmen gesucht und das Geschaffene geprüft hat, indem er etwa einmal die leidenschaftslosen Szenen zu matt, die stürmischen allzu heftig findet, gerade diese Tatsache zeigt, daß er durchaus von seiner theatralischen Sendung erfüllt war und zutiefst den Beruf des Bühnenerschütterers in sich fühlte. Wie das dramatische Schaffen sein Lebenselement, so bildet das Theater seine Welt. Und nur wenn der Mißmut, der mit zunehmendem Alter und wachsenden Enttäuschungen zur Grundstimmung wird, ihn völlig übermannt, widert ihn das Theater an, aber erst im Greisenalter, als ihm das schwindende Augenlicht kaum mehr das Lesen gestattet, sieht er sich — durch mehr als zwei Jahrzehnte — „selbst“ (ein unwillkürlicher, kaum verhaltener Seufzer) vom Besuche des Theaters ausgeschlossen.

Für die Bedeutung, welche dem Theater im Lebensinhalt des Dichters zukommt, ist der Umstand bezeichnend, daß er auf allen seinen Reisen, nicht bloß in den europäischen Hauptstädten, sondern auch in der Provinz überall, und nicht, um sich müßig zu zerstreuen, sondern selbst ermüdet von den Anstrengungen der Reise und mit den Schwierigkeiten des Verständnisses der fremden Sprache kämpfend, die großen und kleinen Bühnen besucht, wobei seinem kritischen Blick nichts

entgeht: vom äußern Rahmen des Schauspielhauses, der Ausstattung und Inszenierung bis zur feinsten Nuance der Geste und des Mienenspiels der darstellenden Künstler.

Auf seiner Reise nach Italien im Jahre 1819 besucht er das Theater in Triest, das ebenso groß als geschmacklos ist, in Rom wohnt er einer zu Ehren des anwesenden österreichischen Hofes gegebenen Festvorstellung im Theater Pordenone bei, die er aber, müde und halb totgelangweilt, lange vor Schluß verläßt; trotzdem treffen wir den Dichter bald wieder an dieser Kunststätte. Auch in Florenz macht ihm das Theater keinen besonderen Eindruck und ebensowenig in Neapel. In Prag — sieben Jahre später auf seiner Reise nach Deutschland — geht er bei einem ein- und einhalbtägigen Aufenthalt zweimal ins Theater, in Leipzig tut er, eben erst angelangt, desgleichen, findet hier das Haus imposant, obwohl es durch seine Ausschmückung einen seltsam orientalischen Einschlag erhält. Berlin zeigt ihm das Kronstädter Theater, dessen Äußeres und Inneres mit seinen weiten Räumen ihm zwar besser gefällt als die Leipziger Bühne, das aber in seiner Einrichtung jenem kaum vorzuziehen ist. Die Reise nach Frankreich und England (1843) ist gleichfalls reich an Theatereindrücken. In Paris, wo er — im Gegensatz zu Wien — fast täglich ins Theater geht, kommt er zufällig an einem düsteren Gebäude vorüber — an einem Anschlagzettel erkennt er, daß er vor dem Théâtre Français steht — und ist für den Abend versorgt. Die Einrichtung dieser Bühne, die damals freilich nicht auf ihrer Höhe stand, findet in Grillparzer einen sachkundigen Beurteiler. Er ist überrascht — hier offenbar zum ersten Male — ein wirkliches Zimmer auf der Bühne zu sehen, ohne Kulissen, Soffiten und Seitenlampen[1]. Insbesondere rühmt er an dem schönen und großen Hause, daß man auf allen Plätzen gut sieht und hört. Auch die anderen Theater in Paris sucht er auf, das Théâtre du Vaudeville, das Théâtre de la Porte St. Martin, das Théâtre du Palais royal, die große Oper, deren prächtiger Saal an und für sich ein Schauspiel ist, das Théâtre Odéon, die Opéra comique, manche davon natürlich des öfteren. Auch in London übt das Theater seine Anziehungskraft aus, er kommt öfter ins Drury-lane, Covent-garden und die italienische Oper. Namentlich

[1] Eine Forderung, die auch der moderne Naturalismus aufgestellt hat. (Strindberg!)

Drury-lane erscheint ihm schöner, vor allem majestätischer noch als selbst die große Oper in Paris; weniger großartig ist Covent garden, wenn auch, mit Wiener Theatern verglichen, „dreißigmal schöner“ als diese. Die Gründlinge und die Einrichtung der Halbpreise sind freilich nicht sein Geschmack und verleiden ihm fast den Theaterbesuch. Trotzdem geht er so häufig, daß er sich manchmal gar nicht erinnern kann, wo er an einem bestimmten Abend gewesen ist, und was man gespielt hat, und besucht auch Theater zweiten Ranges, wie das Haymarket. Selbst auf der Reise nach Griechenland und in den Orient (1843) versäumt er es nicht, in den Städten des Ostens das Theater kennen zu lernen, so die Arena in Preßburg, das Theater in Pest und Konstantinopel.

Beim Besuche des Theaters kam es dem Dichter offensichtlich nicht auf die dargestellten Stücke an, die in der Regel ganz bedeutungslos sind, so daß er sich gar nicht des Titels und oft nicht einmal des Inhaltes entsinnt, sondern auf die Darsteller, und sein fertiges Urteil beweist Empfänglichkeit und Verständnis für die Kunst des Schauspielers und ihre Wirkungen. Diese Eindrucksfähigkeit gegenüber schauspielerischen Wirkungen streift mitunter ans Pathologische, und Grillparzer selbst beschreibt zwei solche Fälle, wie unter dem Einfluß des entweder widerwärtigen oder allzu naturalistischen Spieles sein Körper wie von einem elektrischen Schlage erschüttert wurde. Es ist natürlich, daß diese Reizbarkeit eine günstige Disposition für die Empfindlichkeit gegenüber schauspielerischen Darbietungen schuf. Dabei begegnen zunächst alle Übertreibungen im Kostüm, Stimmaufwand, Deklamation und Aktion, z. B. in der Richtung auf das Antikisierende, wie sie häufig und namentlich an Provinzbühnen vorkommen, drastisch-energischer Ablehnung. Gelegentlich fällt dann wohl auch ein Seitenhieb gegen Wiener Bühnen, wenn die Gesellschaft gar zu schlecht ist. Wie im Tadel erkennen wir auch im Lob die Geschmacksrichtung des Dichters, die in Vortrag, Gesichtsausdruck und Stellungen den edlen, gehaltenen Formen der Antike zugewendet war. Doch versucht er ebenso der Eigenart fremder Bühnenkunst gerecht zu werden und einen bestimmten Standpunkt zu gewinnen, indem er sie auf ein Prinzip zurückführt. In der französischen Schauspielkunst wird nach diesem Grundsatz der Nachteil der Fiktion gegenüber der unbestreitbaren Wirklichkeit dadurch ausgeglichen, daß alles gesteigert, aber dabei doch verhältnismäßig und

harmonisch erscheint, so wie wenn man die Welt durch ein rotes Glas betrachtet. Doch muß der Franzose innerhalb dieser Grenzen seiner Natur gehorchen, sonst wird seine Kunst zur Manier, wie sich dies etwa in der «haute comédie» zeigt. Abgesehen von der Feststellung dieser prinzipiellen Grundlage fehlt es nicht an fein beobachteten Einzelheiten. Eine schöne Armbewegung oder eine vornehme Geste, anderseits ein häßlicher Naturschrei und Übertreibungen bei Wutausbrüchen, selbst wenn sich diese im Théâtre Français ereignen und den Beifall des Publikums wachrufen, finden einen ebenso aufmerksamen als empfindlichen Kritiker. Übertreibungen ins Schaustückhafte und Zirkusmäßige finden die entschiedene Verurteilung Grillparzers, ebenso wie die Mängel an Wahrheit, hervorgerufen durch Ärmlichkeit der Kostüme und der Komparserie, wie es im englischen Theater im Gegensatz zum französischen vorzukommen pflegt, obwohl die Ausstattung selbst da häufig besser ist als bei uns. Das Malerische darf also die Grenzen der Natürlichkeit nicht überschreiten, das Natürliche auch nicht allzu leer und unzulänglich zur Darstellung gelangen. Da im allgemeinen dramatische und theatralische Wirkung übereinstimmen, so muß das dramatisch Gute auch wirksam dargestellt werden können.

Der englische Schauspieler ist anders geartet. Der Dichter erkennt es am Spiele, trotz seiner geringeren Kenntnis der Sprache, die ihn nur bei den Shakespeareschen Stücken infolge der vorangegangenen häufigen Lektüre, nicht im Stiche läßt. Seine Kunst, besser in der Komödie als in der Tragödie, wo Grillparzer nur einmal in der English Opera „Romeo und Julie“ hat trefflich aufführen sehen, ist in sich gefestigt und beruhigt, ihr ganzer Charakter männlich. Die geschmacklos flache Darstellung des Übernatürlichen (die Erscheinung von Banquos Geist) findet nicht den Beifall des Dichters, wohl aber die bewußte Kunst, mit der die Natürlichkeit angestrebt und — wenn auch manchmal mit einiger Übertreibung — erreicht wird. So geht Grillparzer immer bei der Beurteilung schauspielerischer Kunst und ihrer Wirkung vom Wesen und der Eigenart des fremden Volkes aus und findet in dieser Kunst die „italienische Wahrheit“, aber auch die französische und englische Wahrheit. Vorzüge und Mängel werden auf diese Weise leicht erklärt. Doch verliert er keineswegs den absoluten Maßstab vornehm abgestimmter Haltung aus den Augen, der ihn über jenen nationalen Durchschnitt hinaus sehr wohl allgemeine als auch individuelle

Kunst und Unkunst erkennen und dann mit der heimischen Übung in Beziehung bringen läßt.

Jener absolute Maßstab, den Grillparzer für die Beurteilung darstellender Kunst in sich trägt, führt zu einer unerbittlichen Ablehnung aller bloß äußeren Effekte. Auch vor seinen eigenen Dramen macht der Dichter nicht halt. Den Schlüssel für seine Ansicht bildet das bedeutsame Bekenntnis in den Tagebüchern, in welchen auch er die Summe seiner Existenz zieht und Rechenschaft über sein Schaffen ablegt. Danach hätte es seiner Natur entsprochen und wäre auch sein Streben gewesen, in seiner Dichtung das bildliche, in der Empfindung wurzelnde Wesen der Poesie auszudrücken. Die neue Zeit aber und ihre Dichtung gehört dem Gedanken und gezwungen, diesen auch zu Hilfe zu rufen, hat dieser die reine Anschauung, die allein Grundlage und Wesen der wahrhaften Dichtung ist und sein kann, umgekehrt aber auch die Anschauung den Gedanken gestört. Mißverhältnisse — persönlicher und allgemeiner Natur — haben es dann mitverschuldet, daß manches Gewollte nicht gelingen konnte — „Hero und Leander“, „Weh' dem, der lügt!“ — und daß der Dichter einige andere Stücke der Öffentlichkeit entzieht, „weil ihnen jenes Lebensprinzip fehlt, das nur die Anschauung gibt und der Gedanke nie ersetzen kann“. Die Phantasie genießt den Vorzug gegenüber der Berechnung, und so schmäht er auch seinen „Ottokar“ und möchte sich insbesondere für den vierten Akt die Jugendglut der Phantasie zurückwünschen, die er bei seiner „Ahnfrau“ so reichlich verschwendet hat. Dieselbe Kälte und Leblosigkeit beklagt er bei Abfassung des Planes der „Libussa“ und bei der Ausführung von „Hero und Leander“ und „Der Traum, ein Leben“. Mit voller Absicht steigert er daher die Kraft seiner Phantasie im „Treuen Diener seines Herrn“. Die Wirkung bleibt nicht aus, eine Wirkung, die er gewollt hat. Der Dichter empfindet auch Genugtuung darüber, daß er, obwohl ein wirklicher Dichter, das Publikum zum Beifall gezwungen hat, und dieses muß es sich gefallen lassen, wenn er ein anderes Mal diese Wirkung nicht hervorrufen will. Die echte Dichtung trägt die Art ihres Effektes auf die Zuschauer in sich, so wie sie von ihrem Schöpfer absichtlich und zweckvoll hineingelegt wurde; niemals werden äußerliche Mittel echte Wirkungen erzeugen können. Der Verdacht gegen solche äußerliche Mittel läßt Grillparzer mitunter an der Schaubühne überhaupt verzweifeln und er ärgert sich dann geradezu, wenn er

den Theatereffekt erreicht hat. So ist ihm auch bei „Hero und Leander“ der Schluß zu theatralisch geraten, wenn er auch bei der Aufführung unter der Einwirkung des absichtlich ein wenig langweilig gestalteten vierten Aktes nicht die gewollte und zugleich gefürchtete Wirkung übte.

Derselbe Grundsatz wie für das Wesen der Poesie, bildhaft zu sein, gilt auch für ihre Darstellung hinsichtlich der äußeren Ausstattung. Diese bildhafte Wirklichkeit der Dekoration, welche insbesondere den Franzosen gelingt, deren Arrangement theatralisch im bühnenwirksamen Sinne des Wortes ist, sowohl was die Dekorationsmalerei als die Pracht und zugleich Genauigkeit der Kostüme und die Geschicklichkeit der Komparserie betrifft, diesen höchsten Realismus in der Ausstattung also, sowie eine wahrhaft künstlerische Darstellung suchte Grillparzer begreiflicherweise für die Aufführung seiner eigenen Dramen zu erreichen, indem er sich mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit für eine würdige Inszenierung einsetzte, sowohl hinsichtlich der Ausstattung, als insbesondere in bezug auf eine richtige Besetzung der Rollen.

Schon von allem Anfang an betrachtet Grillparzer seine Dramen im Hinblick auf die Aufführung, schreibt er geradezu gewisse Rollen bestimmten Schauspielern auf den Leib. Er ist ganz verzweifelt, als mit dem Tode der Schauspielerin Roose alle Hoffnungen für eine Aufführung seiner „Blanka von Kastilien“ dahingeschwunden zu sein scheinen. Sein sicheres Urteil zeigt sich bei der Besetzung der Rolle der Sappho, ein Urteil, das — wie die Aufführung zeigt — das Richtige trifft, trotz der entgegengesetzten Meinung der alten Theaterpraktiker, und wobei nach dem Grundsatze „ut pictura poesis“ unter der Voraussetzung des Talentes die äußere Erscheinung und die harmonische Gestaltung des Gesamtbildes für den Dichter das entscheidende Kriterium bildet. Mehrere Jahre später, während der Arbeit an „Hero und Leander“, bewirkt das Erscheinen einer Schauspielerin in Berlin, deren Äußeres den Forderungen der Rolle zu entsprechen schien, daß der Dichter sich „plötzlich in Gang gesetzt“ fühlte. Eine falsche Auffassung findet demnach auch sofort ihre Berichtigung, wie z. B. die Darstellung Galomirs („Weh' dem, der lügt“) als eines Idioten, der er nach der Ansicht des Dichters keineswegs ist. Dieses enge Verhältnis zur Bühne veranlaßt Grillparzer darum auch, die Aufführung an gewisse Bedingungen zu knüpfen. Die drei Teile des „Goldenen

Vlieses" müssen an zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Abenden aufgeführt werden und die Rollen, über deren Geist und Behandlungsart er sich noch näher äußern will, nach seiner „Kenntnis der Individuen" und mit Rücksicht auf die Eigenart des Stückes seinen Vorschlägen gemäß besetzt werden, auch das Szenische und die Komparserie von nur tauglichen Statisten ist seinen Anordnungen zu überlassen. Auch betreffend den „Treuen Diener seines Herrn" gibt er eine genaue Rollenanalyse des Otto von Meran und macht bis ins einzelne gehende Besetzungsvorschläge; ein anderes Mal beklagt er es hingegen, daß in der „Sappho" „zwei fatale Schauspieler" Rollen übernommen haben.

Höchste Bühnengerechtigkeit bildet also das Ziel des Dichters für die Ausführung und Aufführung seiner Dramen. Ein Maßstab dafür ist ihm das Verhalten des Publikums. Grillparzer unterscheidet sehr wohl neben dem Leser das literarisch minder gebildete Theaterpublikum. Gerade dieses aber besitzt – nach dem Urteil des Dichters im Süden mehr als im Norden des deutschen Vaterlandes — noch Unbefangenheit und Natürlichkeit genug, um, wenn auch nicht durch sein Gefallen, so doch durch sein Mißfallen auszudrücken, ob es sich als „Repräsentanten der allgemeinen Menschennatur" in dem Stück gespiegelt findet[1]. Daher bedauert er es auch, daß Schiller kein großes Publikum und echte Schauspieler gekannt hatte; die durch die Darstellung erfolgende Objektivierung, „welche das Wesen des Dramas ausmacht", hätte dann in noch viel höherem Maße stattfinden müssen. So arbeitet Grillparzer immer für die Aufführung, ja er sieht schon beim Schreiben die Aufführung vor sich. Er betrachtet es geradezu als einen Mangel, wenn ein Stück nicht dargestellt werden kann, keineswegs als einen Vorzug. Denn das letzte Ziel in der dramatischen Poesie, das er zwar nie erreichen zu können glaubt, ist ihm, „das Leben und die Form so zu vereinigen, daß *beiden* ihr *volles* Recht geschicht" — Wahrheit also in ethisch-ästhetischer Geltung. Deutlich wird in diesem Satze die Grundlage des Grillparzerschen Ethos sichtbar. Er hat — und das steht nicht im Widerspruche mit der Natur dieses

[1] Grillparzer drückt den Begriff der Natürlichkeit des Publikums auch so aus: „Das Publikum hatte noch nicht jene Höhe erklommen, auf der ihm nichts gefällt als was ihm mißfällt, der Zustimmung aber den Anschein einer höheren Bildung gibt."



Theaterdichters — einen „Widerwillen gegen das Komödiespielen jeder Art, vorzüglich aber gegen das im gewöhnlichen Leben." Und diesem Wort, auf der Höhe des Lebens gesprochen, der achtzigjährige Greis gibt ihm noch einmal rührenden Ausdruck, wenn er, dem Auge und Hand schon fast völlig den Dienst versagen, in einem Schreiben an König Ludwig von Bayern wehmutvoll darüber klagt, daß eine Eigenschaft „im übrigen Deutschland ziemlich in Abnahme zu kommen scheint, ohne welche alle Bildung eine klingende Schelle ist: Natürlichkeit[1]. In seinem dichterischen Vermächtnis aber, von dem kindlich-tastenden Versuch „Die Schreibfeder" bis zu dem bitter-ernst gemeinten Lustspiel „Weh' dem, der lügt!" ist jenes Grundelement seines Wesens, die Wahrheit, lebendige Gestalt geworden.

Wien. Max Lederer.

GEORGE MEREDITHS ROMANKUNST.

(Schluß.)

Geben wir noch ein paar Beispiele von Merediths Stil. Sir Willoughby Patterne will seine schon widerspenstige und sich nach Freiheit sehnende Braut umarmen; sie beugt sich zu einer Butterblume herab und entgeht so der gefürchteten Liebkosung. Meredith drückt das so aus: „Der Golf einer Liebkosung kam in Sicht wie eine ungeheure Welle, die sich unter dem schrägen Abhang höhlte; sie beugte sich zu einer Butterblume herab; das Ungeheuer ging vorbei" (*The Egoist*, T. Ed. I, S. 166). Wie ist hier die Situation eindrucksvoll geschildert und zugleich das Drohende, die Furcht des jungen Mädchens, das Abschreckende eindrucksvoll wiedergegeben! Nehmen wir ein anderes Beispiel, wo es sich nicht um Anschauung, sondern um den Ausdruck eines Urteils, eines Gedankens handelt. Meredith will sagen (*Diana* S. 316), daß die Liebe sich nicht um Recht und Unrecht kümmert, daß ihr

---

[1] Bei der Überreichung des Diploms eines Ehrenbürgers von Wien am Geburtstage des Dichters, 15. Jänner 1864, sagt dieser in seiner Erwiderung auf die Ansprache des Bürgermeisters Zelinka: „Deutschland ist uns an Bildung gewiß voran, eines jedoch hat der Österreicher voraus, die Natürlichkeit, und daß man in Österreich keine Überzeugung macht! In diesem Sinn bin ich ein wahrer Wiener, ein wahrer Österreicher und bin stolz darauf, es zu sein."

alles erlaubt ist. Er sagt: „Die Natur, die den Scharfsinn und Unternehmungsgeist des Liebenden belohnt, flößt ihm griechische Begriffe von Recht und Unrecht ein; und die Liebe ist in der Tat ein flüssiges, quecksilbernes Reich, in dem die Grundsätze von Ehrlichkeit und Diebstahl beständig wechseln.“ Das ist natürlich keine einfache, sondern eine sehr komplizierte Ausdrucksweise, aber sie gibt dem Gedanken durch Vergleich und Bild, sowie durch Personifikation Anschaulichkeit, Eindringlichkeit und Kraft. Ein oder zwei ausführlichere Beispiele mögen Merediths Stilkunst noch besser erläutern. In *Diana* (Kap. XXIII) will der Dichter uns sagen, daß die Heldin über ihre Verhältnisse lebt und daher Sorgen hat und gezwungen ist, schneller zu schreiben, ihr Talent zu forcieren, um Geld zu verdienen. Wie wird das dargestellt? Die Debet- und Kreditseite ihrer Buchführung erscheinen wie Mann und Frau. Herr Debet ist der leichtsinnige Mann, der Schulden macht, Frau Kredit muß ihre Feder schneller treiben, um mit ihm Schritt zu halten. Das Bild wird ausgeführt, nach allen Seiten beleuchtet. Die Situation ist dadurch ihrer psychologischen Bedeutung nach ausgeschöpft, verinnerlicht, vergeistigt. Ein anderes Beispiel ist die Darstellung des Spielsaals in Baden-Baden in der *Verblüffenden Heirat* (T. Ed. I, S. 106/107). Keine äußerliche Schilderung des Treibens, keine moralisch-satirischen Betrachtungen, sondern statt dessen ein Eingehen auf den Charakter, die Gefühle, die Empfindungen der Spielenden, ein Zerlegen und Werten der Spielleidenschaft, ihres Wesens, des Geheimnisses ihrer Macht über die Menschen, ihres zerstörenden Einflusses auf seine Energie! Als Philosoph und Psychologe betrachtet Meredith die Dinge, sucht bis auf ihren Grund durchzudringen, sie in ihrer Bedeutung zu erfassen. Und hierin liegt das Wesen, der Vorzug seines Stils. Er besteht, wie überhaupt das Wesen des wirklich eigenartigen Stils darin, nicht bloß die nackte Tatsache zu geben, das Wirkliche, sondern ihre Bedeutung, ihre Beziehungen und ihre Symbolik, ihr inneres und daher eigentliches Sein; durch ihn wird das Tatsächliche, Zufällige in höherem poetischen Sinne wahr, notwendig und daher nach dem Lieblingsworte des älteren Goethe bedeutend. So ist Meredith ohne Zweifel ein großer Stilist, ein Wortkünstler und Sprachbeherrscher wie wenige. Aber indem die Götter ihm soviel Gaben reichlich verliehen haben, einen scharfen durchdringenden Verstand, die Fähigkeit, die Dinge zu sehen und

sie dichterisch zu gestalten, eine virtuose Meisterschaft auf dem Instrument der Sprache, haben sie ihm eine versagt, den Sinn für Maß und Form. Der feinsinnige Dichter W. E. Henley, der zu Merediths aufrichtigsten Bewunderern gehört, sagt von ihm in seinem Buche *Views and Reviews*: „Er ist der Meister und das Opfer einer maßlosen Gescheitheit, die weder im Zaum zu halten noch zu binden ist. Er ist amüsant bis zur Ermüdung, glänzend bis zur Dunkelheit; er ist so übermäßig anregend, daß er ärgert und verwirrt; er ist immer bereit zu diskutieren, abzuschweifen, Theorien zu entwickeln, zu lehren, sich zu einer kleinen Ironie oder Reflexion oder sonst einem künstlerischen Vorgehen hinreißen zu lassen. Nicht selten schreibt er Seite auf Seite des reifsten, gesundesten, natürlichsten Englisch; und man kann nur den Leichtsinn und Übermut bedauern, die ihn zu den glänzenden Ungehörigkeiten verleiten, die sich an anderen Stellen eindrängen. Zwei oder drei Kapitel täglich von ihm zu lesen erweckt eine aufrichtige und herzliche Bewunderung und ein ernstes Bestreben, seine Fehler zu vergessen und seine Vorzüge zu schätzen. Aber wenige können unter solchen Bedingungen einen Roman lesen, und Meredith hintereinander zu lesen heißt sich *an Epigrammen den Magen verderben.*" Meredith ist eben immer geistreich, auch dort, wo es der Gegenstand nicht erfordert oder begründet. Wenn *einfache Dinge kompliziert* ausgedrückt werden, so erscheint das als Affektation und löst bei dem, der sich die Mühe gegeben hat, sie zu begreifen und nichts als diese Mühe zum Lohn hat, ein Gefühl der Enttäuschung aus. Auch verlangt ein Bild natürlich, daß es möglich sei, es sich vorzustellen. Wenn, um eine entschiedene Verneinung auszudrücken, gesagt wird: *She called on bell-motion of the head to call forth the utter night-cap negative* (*One of our Conquerors* S. 65), so ist das in der Tat eine sehr umständliche und schwer verständliche Art, etwas ganz Einfaches auszudrücken. In der Einleitung zum „Egoisten" ist von der ungeheuren Größe des „Buches des Egoismus" die Rede, und da heißt es: „Wer, so sagt der bekannte Humorist, kann mit Mühe durch Bogen von Blättern reisen, die jetzt imstande sind, eine Strecke zu bedecken vom Kap Lizard bis zu den armen wenigen lungenkranken Schnitzeln und Fetzen von Meilen, die, wie die Forscher uns sagen, vor Kälte auf den Zehen tanzen, um von ungefähr, wie Hunde, die an einem Tische nach Knochen springen, am Rande des Pols Atem zu

schöpfen?“ Scheint das bei allem Geist nicht als überflüssig, das Verständnis erschwerend, kurz als Manier? Und ein Satz wie: „Das Wort Betrüger hatte sie aus ihrem eigenen Munde auf beide Backen geschlagen“ (*One of our Conquerors* S. 45) ist nicht minder fehlerhaft, weil das Bild, das er enthält, in der Vorstellung etwas Absurdes, Lächerliches hat. Wenn einige der Gespräche bei Meredith durch ihre Entfaltung interessanter psychologischer Zustände beim Lesen einen wahren Genuß gewähren, so sind andere so gekünstelt, so haarspaltend geistreich, so witzelnd und gesucht, daß wir nur mit Mühe folgen und daher ermüdet und abgestoßen werden. Meredith schildert z. B. in *Diana* (Kap. XXX) eine Unterhaltung im Salon der Heldin und bedenkt nicht, daß ein Dialog, der vielleicht, wie er sich in Wirklichkeit abspielt, begleitet und erläutert von Mienenspiel und Gesten, anziehend ist, bei der Lektüre langweilt. Man denkt an ähnliche geistreiche Unterhaltungen in Ben Jonsons Lustspielen, z. B. in *Cynthia's Revels*. Wie der elisabethische Dichter, läßt sich Meredith von seiner Freude an der Betätigung seines Scharfsinns und Witzes hinreißen. Er ist in der Tat außerordentlich witzig und besitzt in hohem Grade die Fähigkeit, in kurzen Sätzen in prägnanter Form allgemeine Urteile über Menschen und Dinge auszudrücken. Seine Sentenzen zeichnen sich durch Klarheit und Schärfe aus und besonders durch Reichtum der Illustration, indem er als kenntnisreicher und viel belesener Mann von überall her, aus Wissenschaft und Kunst, Leben und Literatur Analogien zur Erläuterung seiner Gedanken herbeibringt. Einige dieser Sentenzen sind schon fast zu geflügelten Worten geworden, andere verdienen es. Ich führe einige wenige an. „Die Kompensation für Ungerechtigkeit ist, daß wir in jener dunklen Feuerprobe die Würdigsten um uns sammeln“ (*Rich. Feverel*). „Sentimentale Leute sind solche, die genießen, ohne die ungeheure Schuld für eine Tat auf sich zu nehmen“ (ds.). „Besitz ohne Verpflichtung gegenüber dem besessenen Gegenstande kommt der Glückseligkeit nahe“ (*Egoist*). „Der Charakter junger Leute ist wie flüssiges Feuer auf Inseln von Triebsand“ (ds.). „Es gibt nichts, was der Körper leidet, aus dem die Seele nicht Nutzen ziehen kann“ (*Diana*). „Das materielle Gute kehrt seine Wohltaten um, je näher wir sie greifen. Das ganze Leben ist eine Lehre, die wir nur im Geiste lebendig genießen“ (ds.). Sentimentale Leute spielen Harmonien auf den Saiten der Sinnlichkeit“ (ds.). „Blicke

nur zurück, um einen Fehler in deinem Betragen für den nächsten Versuch zu verbessern" (Maximen für Männer in der *Verblüffenden Heirat*). „Die Gewohnheit der Defensive lähmt den Willen" (ds.). „Mein Feind kann meinem Gesichte Schaden zufügen; er besiegt mich nur, wenn er mich aus der Fassung bringt" (ds.). „Hege kein Bedauern; es entmannt das Herz, das wir für morgen brauchen" (ds.), und endlich ein Spruch, der uns heute trösten mag: „Keine Nation wurde je geliebt, solange sie lebendig war" (*Beauchamps Laufbahn*). Ein Füllhorn von solchen Sentenzen schüttet Meredith über seine Romane aus, und es ist auch hier nur zu bedauern, daß er nicht maßvoller darin ist, daß er die Leser mit Aphorismen und Wahrheiten peinigt und ihnen selten gestattet, sich in Ruhe dem Genusse der Geschichte hinzugeben.

8. *Merediths Stellung als Romanschriftsteller.* Es bleibt uns noch übrig festzustellen, wie die Romankunst Merediths sich in die Entwicklung des englischen Romans einreiht. Meredith ist der Erbe einer langen Reihe bedeutender Individualitäten, die Romane verfaßt haben, und er hat von seinen Vorgängern gelernt. Namentlich Fielding, Scott, Thackeray und George Eliot haben seine Produktion nachhaltig beeinflußt. Mit Fielding hat Meredith den großzügigen Realismus, die breite Menschlichkeit gemeinsam; wie er, will er „der Historiker des Privatlebens" sein, der Darsteller der natürlichen Geschichte des Menschen. Namentlich bei seinen ersten Romanen, die die Entwicklung des jungen Mannes behandeln, hat ihm sicherlich das Vorbild von *Tom Jones* vorgeschwebt. Richard Feverel besonders ist in gewissem Sinne ein verfeinerter Tom Jones. Walter Scott nennt Meredith selbst unter den Schriftstellern, die ihn gebildet haben. Von ihm hat er die Vereinigung des Realismus mit der Darstellung großer und bedeutender Handlungen, während bei Fielding doch nichts Großes geschieht. Mit Thackeray hat Meredith die Darstellung der sozialen Scheidung in England gemeinsam, des Snobismus auf der einen Seite und der adligen Überhebung auf der anderen, doch hat er dies Problem viel tiefer erfaßt. Zwischen der Hauptperson im *Vanity Fair*, Becky Sharp, und der famosen Gräfin de Saldar in *Evan Harrington* hat man eine Ähnlichkeit gefunden, aber es ist nur eine sehr allgemeine; Meredith hat seine Gestalt mit viel mehr Liebe und Sympathie und weniger satirischer Schärfe geschildert. George Eliot ist eine Vorgängerin Merediths in dem Bestreben.

den Roman mit der Philosophie zu verbinden, durch die Philosophie zu heben, und beide Dichter sind auch verwandt in ihrer Weltanschauung, doch steckt Meredith nicht mehr, wie George Eliot, in den Banden eines engen, die Dinge nach ihren gesellschaftlichen Wirkungen messenden Moralismus. Er ist ein viel freierer und selbständigerer Denker. Dickens' Spuren endlich begegnen wir vielfach in den Büchern Merediths[1], aber es sind nur Nebenpersonen, meist komischer Art, in denen wir Dickens' Manier und Methode wiederzufinden glauben. Im allgemeinen steht aber Merediths Romankunst trotz vieler Berührungspunkte im einzelnen in starkem Gegensatze zu der die sog. viktorianische Epoche beherrschenden realistischen Kunst von Dickens, Thackeray und George Eliot und bezeichnet der Idee nach einen bedeutenden Fortschritt gegenüber derselben. Der viktorianische realistische Roman, der in seinen Ausläufern, Wells, Bennett, Galsworthy u. a., bis in die Gegenwart reicht, durchforscht das Leben nicht bloß, um es kennen zu lernen, sondern um es zu verbessern, es freiheitlicher, gerechter, moralischer zu gestalten; er ist demokratisch-humanitär, antiaristokratisch, satirisch, kurz tendenziös. Er ist der Ausdruck und der Spiegel einer Zeit äußerer Reformen, der Demokratisierung der politischen Einrichtungen, der Abschaffung alter Beschränkungen und Mißbräuche, mannigfacher sozialer Bestrebungen. Hierin liegt seine Stärke, aber auch seine Beschränkung. Der Mensch erscheint im wesentlichen als der Vertreter bestimmter Klassen, Berufe, Interessen, Bestrebungen, und das allgemein Menschliche kommt nur selten und meist getrübt und gebrochen zur Darstellung. Meredith hat sich immer bestrebt, zu diesem allgemein Menschlichen durchzudringen, und zwar sucht er es nicht abseits in verlorenen Winkeln, wie Hardy, „weit weg von der betörenden Menge" oder bei den „Waldbewohnern" — so lauten die Titel zweier charakteristischer Romane des „Historikers von Wessex" —, sondern auf der großen Lebensstraße selbst, im Mittelpunkte des tätigen, öffentlichen Lebens. Seine Menschen, z. B. seine Aristokraten und vornehmen Frauen, sind zwar durchaus durch ihre Umwelt, ihre Herkunft, Erziehung und Stellung bestimmt, aber sie sind zugleich Vertreter der allgemeinsten und tief in der ursprünglichen Menschennatur wurzelnden Triebe und Leidenschaften. Meredith ist, wie schon

[1] Vgl. James Bailey a. a. O.

gesagt, nicht humanitär, aber er ist Humanist. Seine Kraft ruht auf der breiten Grundlage einer schwer erkämpften idealistischen Weltanschauung, bei der Goethe besonders Pate gestanden hat.

Aber Meredith ist kein Vollender, sondern vielmehr ein Bahnbrecher und Wegweiser. Nicht umsonst ist er von seinen mitstrebenden Zeitgenossen mehr anerkannt worden als vom größeren Publikum. Ein amerikanischer Literarhistoriker, Phelps, nennt in einer Vergleichung mit Hardy diesen einen großen Romanschriftsteller, Meredith „einen großen Mann, der Romane geschrieben hat". In der Tat hat Meredith die künstlerische Form nie gemeistert. Die Technik und Architektonik seiner Romane zeigt die größten Mängel, eine lose verknüpfte, oft verworrene und nicht einheitliche Handlung, die noch dazu unter psychologischen und philosophischen Betrachtungen erstickt, und einen ungleichen Stil, der bald das Höchste erreicht, bald ungenießbar ist bis zur Unverständlichkeit. In der Form bedeutet Merediths Kunst keinen Fortschritt gegenüber der überlieferten Formlosigkeit des englischen Romans. Trotz alledem aber steht er durch den Gehalt und die Bedeutung seiner Dichtungen an der Spitze derer, die in England in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts Romane geschrieben haben, und hat den Weg gezeigt zu einer höheren Entwicklung der Romankunst.

Berlin. Phil. Aronstein.

DER „DRAMATISCHE MONOLOG" UND ROBERT BROWNING.

Browning wird oft hingestellt als der Erfinder des „Dramatischen Monologs". Es wäre vielleicht richtiger, ihn als den Vollender dieser Gedichtgattung zu bezeichnen, deren Anfänge so alt sind wie die Dichtung überhaupt. Um also Brownings Verdienst recht würdigen zu können, muß man, wenn auch nur flüchtig und skizzenhaft, auf die Entwicklung des „Dramatischen Monologs" eingehen; wie er sich allmählich aus der Lyrik herausgebildet hat; dann aber darf man auch die Entwicklung des Monologs im Gefüge des Dramas nicht vergessen, denn zweifellos hat bei der bewußten Mischung der Gattungen durch Browning das dramatische Element den größten Niederschlag hinterlassen.

Zunächst aber soll die Gattung der Gedichte scharf um-

rissen werden, die man jetzt allgemein als „Dramatische Monologe“ bezeichnet, eine Benennung, die übrigens nicht von Browning selbst stammt, sondern erst von der Kritik geprägt wurde.

Wenn man den Monolog definieren kann als das mehr oder weniger stilisierte Selbstgespräch eines Einsamen, so besteht ein Hauptunterschied des „Dramatischen Monologs“ vom Monolog schlechthin darin, daß der Sprecher nicht allein, wie in Gedanken verloren, seinem Empfinden freien Ausdruck gibt, sondern daß eine zweite Person zugegen ist, die, keineswegs ein zufälliger oder unbewußter Hörer des Gesprächs, stets direkt angeredet wird. Sie färbt den Monolog und gibt ihm erst das individuelle Gepräge. Obwohl sie nicht aktiv in das Gespräch eingreift, können wir ihre Entgegnungen, ihre Einwände aus den Worten des Sprechers selbst entnehmen, der sie, gelegentlich sogar wörtlich, wieder aufzunehmen scheint. Man hat beim *Hören* eines solchen Monologs einen ähnlichen Eindruck, wie wenn man aus dem Nebenraum einem Dialoge lauscht, aber nur den einen Sprecher verstehen kann. Der Vergleich ist auch insofern passend, als die Sprache durchaus realistisch gehandhabt wird. Ohne jeden pomphaften Schwung fließt die Rede im leichtbeschwingten Konversationston dahin. Dabei gelingt es, nicht nur den Charakter des Sprechers, sondern auch den des Hörers zu analysieren, ohne daß das Hauptinteresse etwa vom Sprecher abgelenkt wird. Natürlich muß ein so gewaltiger spontaner Gefühlsausbruch auch dramatisch motiviert sein. Zu diesem Zwecke wird der Sprecher nicht ruhig reflektierend vorgeführt, sondern in höchster Erregung, in einer Krisis seines Lebens, wo eine gewisse Nervenspannung ihm die Maske vom Gesicht reißt und die geheimsten Fäden seines Denkens und Fühlens erkennen läßt. Natürlich klingt die Erregung auch in den Worten nach und das gibt dem Monolog einen eigenen dramatischen Stil.

Darzulegen, inwieweit Browning diese teilweise erst von ihm selbst geschaffenen Bedingungen des „Dramatischen Monologs“ erfüllt hat, soll in einem späteren Abschnitt geschehen. Zunächst gilt es festzustellen, wieweit die Technik des „Dramatischen Monologs“ schon gefördert war, ehe Browning die letzte Hand anlegte und ihn zu einer solchen Vollendung brachte, daß sein Name für immer mit dieser Gedichtgattung verknüpft bleiben wird.

Unbewußt hatten schon viele Dichter von dieser Form, die

freilich noch nicht scharf umrissen war, Gebrauch gemacht. Das Verdienst Brownings liegt hier aber in der bewußten Ausgestaltung und konsequenten Durchführung des „Dramatischen Monologs".

Gehen wir davon aus, daß das Charakteristische des Browningschen „Dramatischen Monologs" darin besteht, daß der Sprecher nicht gleichsam unwillkürlich, absichtslos seinen Empfindungen in der Einsamkeit Ausdruck verleiht, sondern daß er stets dem Angeredeten bewußt Rechnung trägt, so könnte man vielleicht den Brief als die älteste Literaturerscheinung ansehen, die diese Bedingung erfüllt. Weiter finden sich Spuren davon in der ältesten Lyrik. Überhaupt steht die Lyrik dem „Dramatischen Monolog" sehr nahe, denn beide sind subjektive Dichtungen, die dem individuellen Gefühl des Dichters Ausdruck geben, selbst wenn er, wie im „Scheinmonolog", die Worte einer Mittelsperson in den Mund legt. Allerdings fehlt in der reinen Lyrik meist der „Hörer", oder wenigstens der charakteristisch ausgeprägte „Hörer". Aber schon in der Liebeslyrik findet man diese Bedingung erfüllt. Hier ist die Emotion stark und persönlich. Sie drängt geradezu zum „Dramatischen Monolog", der stärksten, weil unmittelbarsten Ausdrucksform. Zunächst schwebt wohl dem Dichter nur das verklärte, unbestimmte Bild des geliebten Wesens vor, ohne daß er zu einer direkten Anrede kommt, aber das bildet nur einen Übergang zu dem Stadium, wo das Liebesgefühl so intensiv wird, daß der Dichter seine Geliebte ganz individuell, gleichsam körperlich vor sich sieht und in direkter Anrede ihr Herz zu rühren sucht. Es erübrigt sich, für diese beiden Phasen der Liebeslyrik bestimmte Beispiele anzuführen. Für die erste finden sich schon bei Chaucer charakteristische Proben, für die zweite ließen sich aus der Sonettdichtung des Elisabethanischen Zeitalters viele Proben geben. Gerade in der Sonettdichtung, die wesentlich von französischen Mustern beeinflußt ist, die schon alle Charakteristika des „Dramatischen Monologs" zeigen, könnte man die Entwicklung der Liebeslyrik nach dieser Seite hin verfolgen. Dagegen bedeutet das klassizistische Zeitalter zweifellos einen Stillstand im weiteren Ausbau der monologartigen Lyrik, wenn man von vereinzelter, gelegentlicher Anwendung absehen will. Nur Robert Burns bedient sich häufiger dieser Form und zwar in sehr wirkungsvoller Weise. Auch die Romantik fördert die Technik des „Dramatischen Monologs" nicht wesentlich. Eine

wirklich bewußte Anwendung gehört zu den Seltenheiten. Byron bedeutet nur insofern einen Fortschritt, als er einen mehr dramatischen Stil anwendet, doch ist er noch weit entfernt, den „Dramatischen Monolog“ zum bewußten und gesteigerten Ausdrucksmittel zu erheben. Er fühlte wohl mehr instinktiv die ihm innewohnende Kraft der Darstellung.

Erst im Viktorianischen Zeitalter sollte der „Dramatische Monolog“ seine vollgültige Würdigung und künstlerische Behandlung erfahren durch die beiden größten Dichter der Epoche, Browning und Tennyson. Besonders nach zwei Seiten tritt eine Vertiefung ein; einmal wird die bisher nur sekundäre Charakteranalyse viel subtiler gehandhabt, zum andern wird das dramatische Element schärfer herausgearbeitet. Tennyson bildet den Übergang in der Entwicklung der unbewußten Anwendung des „Dramatischen Monologs“ bis zur bewußten, äußersten Ausnutzung aller ihm innewohnenden Möglichkeiten durch Browning. Aber Tennyson war zu lyrisch veranlagt, als daß er je das Dramatische der Situation auch im Stil voll ausgeschöpft hätte. Außerdem hatte er nicht die Fähigkeit, seine Typen — außergewöhnliche, komplizierte Naturen kommen bei ihm kaum einmal vor — scharf umrissen hinzustellen. Die Charakteranalyse ist meist auf Kosten des lyrisch-epischen Elementes vernachlässigt. Diese Mängel haften besonders seinen früheren Monologen an, wie z. B. "The Miller's Daughter" 1832. Dort läßt in einer friedlichen Abendstunde der alte Müller in Gegenwart seiner Frau, der Tochter des früheren Besitzers, ein stilles, glückliches Lebensbild vor uns erstehen. Das Gedicht ist durchaus reflektierend-lyrisch. Obwohl sonst alle Bedingungen des „Dramatischen Monologs“ erfüllt sind, fehlt der packende Hintergrund einer dramatisch erregten Situation und infolgedessen auch der dramatische Schwung der Diktion. Daß aber Tennyson später von Browning gelernt hat, beweisen seine späteren Monologe. Man lese nur „Rispah“, um zu sehen, mit welcher Vollendung der Dichter die Form meistert. Der Inhalt ist kurz folgender: Eine Mutter klagt um ihren Sohn, der wegen Beraubung einer Post gehängt wurde, erzählt, wie sie in mondscheinlosen Nächten zur Richtstätte schleicht, um die herabfallenden Gebeine ihres Kindes in geweihter Erde zu bestatten. Hier ist eine Situation von höchster, dramatischer Wirksamkeit vorgeführt, die Charakterzeichnung ist schlechthin vollendet, nur der Hörer, eine Frau, die gekommen ist, um die alte Mutter zu trösten und mit ihr

die Bibel zu lesen, bleibt zu farblos, ist zu sehr als bloße Staffage gebraucht.

Alles in allem: Tennysons Monologe stehen hoch über denen der vergangenen Epochen, aber das letzte aus dieser Dichtform herauszuholen war ihm nicht gegeben. Es ist meist die Figur des Hörers, die zu bedeutungslos bleibt, als daß sich jenes feine Fluidum zwischen Hörer und Sprecher bemerkbar machen könnte, das die Browningschen Monologe auszeichnet. Wo aber Tennyson den Hörer durch stärkere Striche der Charakterzeichnung mehr hervortreten läßt, geht das Hauptinteresse leicht auf diesen über, wie z. B. in dem sonst wundervollen Gedicht «Clara Vere de Vere».

Es wäre nun noch in kurzen Worten die Entwicklung des Dramatischen Monologs im Drama selbst zu kennzeichnen. Während die beiden Hauptelemente des Dramatischen Monologs, nämlich

1. der Sprecher, entweder der Dichter selbst, der subjektiv sein Gefühl in Versen ausströmen läßt, oder sie einem andern in den Mund legt
2. der Hörer, der wiederum die Worte des Sprechers merkbar beeinflußt,

direkt aus der Lyrik sich entwickelt haben, sind andere, wie das dramatische Element in Situation und Stil, so wie es der Name schon andeutet, aus dem Drama entnommen. Auch das charakterisierende Moment, ebenso die rückhaltslose Offenbarung der geheimsten Triebfedern, stammen zweifellos aus dem Drama, wo der Monolog, besonders in der älteren Zeit, oft den Zweck hat, den Zuschauer über die wahre Gesinnung des Helden aufzuklären.

Der Monolog gehört zu den ältesten Bestandteilen des Dramas, ja man kann vielleicht sagen, er ist der Ausgangspunkt des Dramas überhaupt. Im antiken Drama gab es zunächst nur einen Spieler, der sich in einer bestimmten, außergewöhnlichen Situation einführt und in einer Art Monolog darlegt, wie er in diese Lage gekommen ist. Oft wurde seine an sich epische Erzählung durch lyrische Einlagen unterbrochen, z. B. durch Anrufung der Götter oder der beseelten Natur. Freilich, die Einführung des Chores, die schon in eine sehr frühe Zeit fällt, hinderte eine weitere Entwicklung nach dieser Seite hin.

Sehen wir nun von diesen durch eine geringe Bühnentechnik bedingten Expositionsmonologen ab, so ist das antike Drama,

wie überhaupt die ganze antike Poesie, arm an Monologen; man müßte denn den Begriff viel weiter fassen und kurze Gebete an die Götter ebenfalls als Monologe ansprechen. Etwas Besonderes ist der Reflexionsmonolog Homers. Das Epos läßt nämlich seine Helden in Überlegung, Affekt und Klage laut mit sich selbst reden, eine dem lebhaften Griechen übrigens ganz geläufige Vorstellung. Dabei wird dieses Selbstgespräch πρoς μεγαλητορα θυμον stets als Rede bezeichnet. Der θυμος wird als ein Wesen, ein zweites Ich gefaßt. Von diesem, stets einen gewissen Affekt bedingenden Selbstgespräch, das öfters auch eine Anrufung der Gottheit enthält, scheidet Homer die stille affektlose Überlegung, von der uns nur das Ergebnis mitgeteilt wird. Also selbst im Epos erscheint den Griechen der Monolog nur dann berechtigt, wenn er durch den Affekt bedingt ist, demnach ein dramatisches Gepräge zeigt.

Im Drama selbst finden wir die naive Beratung des Helden mit dem θυμος zunächst nicht. Diese Art Monolog hat der Chor in der Tragödie nicht aufkommen lassen. Die Anrufung der Götter und Elemente ist bei weitem das häufigste. Meist dient der Monolog nur dazu, die Stimmung des Sprechers breit auszumalen. Diese Art Monolog verwendet Aeschylos recht wirkungsvoll, da er ihn geschickt zu motivieren weiß. Gelegentlich greift, wie in dem Wächtermonolog der Orestie, die Handlung von außen her ein und gibt der Rede eine dramatische Wendung. Monologartige Partien in Gegenwart des stummen Chores oder anderer Personen sind nicht selten. Dann aber spricht der Held in einer Art Ekstase, er ist seiner Umgebung entrückt, und von einem wechselseitigen Einfluß des Hörers auf den Sprecher ist nichts zu spüren.

Bei Sophokles ist die Technik wesentlich verfeinert. Er bringt einen wunderbaren Stimmungsmonolog in der Elektra, er verwendet auch häufig den, man möchte sagen „entrückten Monolog“, indem er im Affekt den Dialog verläßt und den Helden die Götter oder gar nicht auf der Szene befindliche Menschen anrufen läßt. Aber immer betont er das dramatische Element. Ohne gesteigerten Affekt erscheint ihm der Monolog unnatürlich. Daher wendet er den undramatischen Expositionsmonolog auch niemals an. Nur das Pathos, das alle Dämme durchbricht, kann den Helden die Anwesenheit des Chores vergessen machen.

Euripides endlich bedeutet keinen Fortschritt der monolo-

gischen Technik, im Gegenteil; er nimmt die glücklich schon überwundene Prologrede wieder auf, die bei ihm auch den Schein jeder Motivierung und jedes dramatischen Akzentes verliert. Außerdem führt er die Homerische Anrede an das eigne Herz ein. Freilich überrascht er uns anderseits durch eine recht geschickte Mischung der beiden Grundtypen des alten Monologs, nämlich des Selbstgesprächs und der Rede an die Elemente. Das letztere tritt besonders zutage in der Medea, in der Prologrede der alten Dienerin, die aus dem Hause herausstürzt, um den Elementen ihr Leid und das ihrer Herrin zu klagen. In dramatisch kurzen Schmerzensausbrüchen (also lyrisch!) gibt sie doch alles, was der sonst epische Monolog dem Zuhörer an Exposition bieten muß. Doch damit ist der Höhepunkt der Monologtechnik des Euripides erreicht. In den späteren Dramen verfährt er immer willkürlicher mit der Einfügung der Monologe, die Motivierung wird immer schwächer, es kommt zu keiner Entwicklung, die sich nach einem solchen Ansatz wohl erwarten ließ.

Es ist recht interessant, auch einen Blick auf die Monologe der Komödie zu werfen, die naturgemäß eine viel freiere Entwicklung genommen haben. Hervorzuheben wäre zunächst, daß schon in der antiken Komödie der Sprecher die Möglichkeit hatte, mit Durchbrechung der Illusion sich direkt an das Publikum zu wenden, eine Freiheit, von der Shakespeare später ausgiebigen Gebrauch gemacht hat. Wenn man seinen „Dramatischen Monolog“ recht würdigen will, so muß man versuchen, ihn historisch zu betrachten, denn er erfüllt keineswegs in idealer Weise die Forderungen, die unsere heutige, psychologisch feiner empfindende Kritik an den Monolog stellt. In den Jugendwerken stört besonders die so häufige, völlig naive Anwendung des undramatischen Expositionsmonologs. Dieser plumpe Notbehelf einer unfertigen Technik findet sich in fast allen Dramen. Erwähnt sei nur der berühmte Eingangsmonolog Richards III. „Nun ward der Winter unsers Mißvergnügens glorreicher Sommer durch die Sonne Yorks“ usw. Oder wie undramatisch wirkt in Heinrich VI. der Monolog Yorks: „Das Heer der Königin gewinnt das Feld, Mich rettend fielen meine beiden Onkel“, wo dieser mitten im Kampfgetümmel breit über den Ausgang der Schlacht berichtet. Auch die Behandlung des Reflexionsmonologes verrät, wie wenig Shakespeare in sein eigentliches Wesen eingedrungen war. Hier fehlt völlig das genetische Element.

Der Dichter führt uns nicht vor, wie z. B. ein verbrecherischer Anschlag im Hirn Richards ausreift, wie er langsam und stockend sich losringt; sondern wir werden immer sogleich mit dem fertigen Plane überrascht, der in pathetischen Versen dem Zuhörer vordeklamiert wird. Auch der Stil ist kaum einmal getroffen; der rhetorisch breite Fluß der Rede in kunstvollen Perioden entspricht durchaus nicht der mehr grübelnden, improvisierenden Art des echten Reflexionsmonologs. Ferner bringt Shakespeare vieles, was nur zur Orientierung des Zuhörers dient, was also auch vom Spieler direkt zum Publikum gesprochen werden muß. Ähnliche Stellen, wie im Titus Andronicus: „So wisse denn, wer mich so albern wähnet, daß dieses Geld mir einen Anschlag münzt“ lassen sich nur allzuviele finden, und das verletzt gröblichst das Gesetz der Intimität; man empfindet es störend, daß der Spieler mitten im Selbstgespräch plötzlich die Illusion, daß er allein, gewissermaßen unbewußt seinem geheimsten Denken lauten Ausdruck gibt, zerreißt und sich an das Publikum wendet, um eine Erklärung der Situation zu geben. Freilich verleitet dazu die Bühne Shakespeares ganz besonders, auf der die Zuhörer beinahe rings um die Spieler herumsaßen.

Mit zunehmender Reife des Dichters vervollkommnet sich natürlich auch seine Monologtechnik, aber selbst in seinen besten Dramen verfällt er bisweilen in dieselben Fehler, epische Breite und unkünstlerische Absichtlichkeit in der Selbstoffenbarung. Zu einem wirklichen Verstehen und restlosen Ausschöpfen der dramatischen Möglichkeiten des Monologs ist er nie gelangt. Noch in „Maß für Maß“ läßt er, ähnlich wie in Heinrich VI., den Monolog nicht nur belauscht, sondern sogar durch Interjektionen der Aufpasser unterbrochen werden. Das relativ vollkommenste in monologischer Technik gibt der Dichter im Macbeth, während Hamlet nur eine lose Verknüpfung und Motivierung der Monologe zeigt. Der berühmte Monolog „Sein oder Nichtsein“ steht in den beiden Ausgaben 1603 und 1604 jeweils an einer anderen Stelle, ohne daß sich große Umarbeitungen dadurch nötig machten.

Über die Ästhetik des Monologs haben wohl zuerst die Franzosen nachgedacht. Sie empfanden besonders das Unkünstlerische des Expositionsmonologes und suchten ihn durch die Einführung der Figur der „Vertrauten“ wenigstens dramatisch wirksamer zu gestalten. Ähnlich führt Browning später in

seinen Monologen den stummen Zuhörer ein, um die dramatische Wirkung zu steigern. Für den wirklich dramatischen, also affektvollen, gut motivierten Monolog treten fast alle französischen Aestheten ein und mit ihnen, oder besser nach ihnen, auch die deutschen, unter ihnen besonders Lessing, der in seinen reifsten Werken den Monolog wahrhaft künstlerisch meistert. Neuerdings hat ja der Kampf des Naturalismus gegen den Monolog zu vielen kritischen Untersuchungen sowohl der prinzipiellen Berechtigung des Monologs als auch seiner stilisierten Wiedergabe Anlaß gegeben. Wir wollen nun sogleich das Fazit all dieser Analysen ziehen, indem wir auf die modernste Erscheinung des literarischen Selbstgesprächs eingehen, auf den Dramatischen Monolog, wie ihn Browning ausgebildet hat.

Mit Browning haben wir die letzte Stufe in der Entwicklung des Monologs erreicht, wo ein Dichter, zugleich ein scharfsinniger Kritiker der selbstgewählten Form, ihn bewußt ausdeutet und fortschreitend die in ihm schlummernden Möglichkeiten entwickelt, bis Form und Inhalt ein einheitliches Ganzes bilden. Für Browning ist geradezu die Form "the embodiment of the content". Er hat für den Entwicklungsgang des Monologs dasselbe geleistet, was Poe für die Entwicklung der short story; d. h. er untersucht und formuliert das Grundprinzip der Gattung und gibt in seinen eigenen Werken zugleich scharf ausgemeißelte, typische Beispiele. In dem Advertisment to Paracelsus 1835 offenbart er sein Programm: "to reverse the method usually adopted by writers, whose aim it is to set forth any phenomena of the mind or passion, by the operation of persons and events, instead of having recourse to an external machinery of incidents to create and evolve the crisis. I desire to produce, I have ventured to display the mood itself in its rise and progress, and having suffered the agency by which it is influenced and determined, to be generally discernable in its effects alone and subordinate throughout, if not excluded."

Browning ist durchaus ein dramatischer Dichter, wenn man das Wort in einem weiteren Sinne gebraucht, und die Durchdringung des Monologs mit echt dramatischem Geiste ist es ja, was Brownings Monologe hoch emporhebt über die Monologe der vorangegangenen Epochen. Spricht er doch selbst von seinem Monolog als "poetry always dramatic in principle". Freilich kommt noch ein zweites Moment hinzu, das seine Monologe von allen anderen unterscheidet, die feine subtile

Seelenanalyse, die nicht Halt macht vor den kompliziertesten Zuständen unseres Innenlebens. Sein Interesse dafür geht soweit, daß in seinen eigentlichen Bühnendramen die Aktion fast ganz zurücktritt, so daß der Höhepunkt im rein seelischen Konflikt liegt. So handelt es sich im „Strafford“ z. B. die ganze erste Hälfte des Stückes darum, soll der Held sich für seinen König oder für sein Volk entscheiden, und in der zweiten Hälfte des Stückes wird das Resultat des Seelenkonfliktes in äußerer Handlung vorgeführt. Browning unterscheidet sich von anderen Dramatikern also gerade dadurch, daß er im Drama den Charakter des Helden nicht schrittweise enthüllt, sondern uns als das Primäre, als das Wesentlichste den Charakter gewissermaßen zuerst gibt, um aus ihm heraus die Handlungsweise verständlich zu machen. Die Tat erschien Browning als unzulänglich, das Innenleben zu entschleiern. Damit aber verschiebt sich der ganze ästhetische Eindruck, den wir im Bühnendrama gewohnt sind, d. h. wir finden weder den intellektuellen Genuß, den Charakter des Helden im Laufe der Handlung immer klarer hervortreten zu sehen, noch verfolgen wir in der fallenden Handlung die Lösung des Konfliktes mit sympathischer Anteilnahme. Browning bemerkte wohl selbst den Zwiespalt zwischen den Grundprinzipien des Dramas und seiner „psychologie dramatique“, wie Sarrazin es nennt. Er findet für sie die einzige adäquate Form im „Dramatischen Monolog“, wo er frei darstellen kann:

„Thoughts that could not be packed
Into a narrow act,
Fancies that broke through language and escaped.“

Das Denken übernimmt die Funktion, die im eigentlichen Drama die äußere Handlung ausübt, nämlich die allmähliche Entschleierung des wahren Charakters. Im „Dramatischen Monolog“ verdolmetscht uns das Innenleben die Vorgänge der Außenwelt. Nicht was der Held tut, sondern wie er ist, wie er dazu kam, so und nicht anders zu handeln, gilt es klarzulegen, oder wie Browning sagt im Preface zu Sordello: “My stress lay an the incidents in the development of a soul, little else is worth study.”

Zu derselben Zeit, als Balzac sein gewaltiges Werk, die Comédie humaine begann, das den Charakter seiner Zeit fixieren sollte, dachte Browning daran, in einer Serie von Monologen typische Seelengemälde verschiedener Epochen festzulegen.

Durch und durch ein subjektiver Dichter, vermag er sich doch wunderbar mit seinen Helden zu identifizieren. Da ist kein Wort, das der Sprecher in der festgehaltenen Situation nicht wirklich gesprochen haben könnte. Diese Vorliebe, sich selbst gewissermaßen in eine andere Person hinein zu projizieren, geht soweit, daß er seinen Helden oft einen ähnlichen Wunsch in den Mund legt. So spricht z. B. Pippa

> "I may fancy all day, — and it shall be so —
> That I taste of the pleasures, am called by the names
> Of the Happiest Four in our Asolo."

Dieses wundervolle Einfühlungsvermögen befähigt ihn sogar, fern abliegende Kulturkreise beinahe plastisch vor uns erstehen zu lassen, wie den griechischen oder den orientalischen. Besonders glücklich aber schildert er Vertreter der Renaissance. In der Mannigfaltigkeit seiner Typen ist er Tennyson weit überlegen und besonders in der dramatischen Wucht und Anschaulichkeit, mit der er schildert. Auch der Stil, zwar unmelodisch, doch immer treffend und charakteristisch, zuweilen sprunghaft in Elipsen vorwärts drängend, ist wunderbar der erregten Gemütsstimmung angepaßt. Die Situation ist stets dramatisch. Ohne jede Einleitung wird der Sprecher in einer Krisis seines Lebens, in einem schweren inneren Konflikt vor Augen geführt, die jedes kleinliche Rücksichtnehmen, jede Verstellung als ausgeschlossen erscheinen läßt. Und "speaking truth" ist eine Forderung, die Browning an vielen Stellen erhebt. Er gibt in dem Monolog gerade den Höhepunkt eines ganzen Dramas, wo er uns blitzlichtartig das Innenleben des Sprechers erhellt. Das Verfahren ist durchaus impressionistisch. Nur wenige charakteristische Linien heben sich stark ab, aber diese Richtlinien sind so bezeichnend, leuchten mit einer solchen Intensität, daß man den Eindruck hat, ein minutiös ausgearbeitetes Bild zu schauen. Das Problem, das Paul Bourget in seinen psychologischen Romanen nur in weitschweifiger Breite, und selbst dann oft nicht überzeugend, darzustellen gelingt, nämlich auch komplexe Seelenzustände klar zu analysieren, wird von Browning im „Dramatischen Monolog“ beinahe mühelos und selbstverständlich gelöst.

Es sei nun versucht, an der Analyse wenigstens eines typischen Monologs die Technik Brownings praktisch vor Augen zu führen. Als Beispiel möge "Andrea del Sarto" dienen, ein

Monolog, der vielleicht am vollkommensten alle künstlerischen Forderungen des Dramatischen Monologs erfüllt.

Andrea del Sarto
(Called “The Faultless Painter”)

ist 1855 entstanden aus einem äußeren Anlaß. Der Dichter sollte eine Reproduktion des Selbstporträts Andreas besorgen für seinen Vetter Kennyan. Da er keine erlangen kann, schickt er als Ersatz diesen Monolog.

Andrea del Sarto ist eine historische Persönlichkeit. Er ist 1551 gestorben, vielleicht der bedeutendste Maler seiner Zeit, was technische Vollendung angeht, doch haftet allen seinen Bildern etwas Seelenloses an, das keine technische Meisterschaft ganz zu verbergen vermag. Dies sucht der Dichter auf seine im Grunde unglückliche Ehe mit Lucrezia, die in dem Monologe selbst als stummer Hörer auftritt, zurückzuführen. Er hat sie geheiratet, weil ihn ihre vollendete Schönheit als Künstler entzückte; sie verließ den Mann, dem sie angehörte, um sich an seinen aufsteigenden Künstlerruhm zu *ketten*. Die Situation ist kurz folgende: Andrea sitzt im Dämmerlicht mit Lucrezia am Fenster seines Studios und möchte Hand in Hand mit ihr den Abend still verträumen; doch sie hat nur halbe Aufmerksamkeit für ihn, denn unten in den Anlagen hat sie den Pfiff ihres Geliebten vernommen. Die psychologische Stimmung des Gedichtes ist besonders fein. Es ist keine grelle, fiebernde Selbstoffenbarung etwa vom Totenbett aus, nein nur ein kleiner ehelicher Streit ist vorangegangen, und im Gesicht der jungen Frau zuckt es noch verräterisch, während sie mit scheinbar gleichgültigen, aber heimlich forschenden Augen die verschlungenen Pfade der Anlagen mustert. Andrea, abgespannt von der täglich neuen Bemühung, sein Ideal auf der Leinewand zu verwirklichen, beginnt versöhnlich in müder Resignation: “But do not let us quarrel any more!” Und gerade diese müde energielose Stimmung ist so recht geeignet, uns einen Blick in das Seelenleben des Sprechers tun zu lassen, uns eine Lebensbeichte glaubhaft zu machen. Schon die wenigen, angeführten Eingangsworte genügen, um zu zeigen, daß der Dichter einen echt dramatischen Stil anwendet. Die Worte muten uns an wie der Anfang eines durchaus realistisch geführten Dialogs. Wie fein psychologisch Browning empfindet, geht auch daraus hervor, daß er das genetische Moment so stark betont. Eine Assoziation bedingt die

andere, und nur langsam dämmern die Bilder der Vergangenheit im Bewußtsein auf und ringen sich zur Klarheit durch. Dies kann natürlich in einer kurzen Analyse nicht klar zutage treten, vielleicht ist es aber möglich, wenigstens die Meisterschaft Brownings als Charakterzeichner vor Augen zu führen.

Andrea ist kein fester, in sich geschlossener Charakter, er sucht ständig eine Stütze, einen starken Einfluß und Ansporn von außen. Er fühlt nicht das unmoralische seiner Ehe, in der die Frau wenig mehr als ein ungebildetes Modell zu bedeuten hat. Er ist es zufrieden, wenn sie ihn nur mit einem Teil ihrer Zärtlichkeit beglückt, den übrigen aber an ihren Liebhaber verschwendet. Nur eins beklagt er, daß sie ihm nicht das gegeben, was keine Technik zu ersetzen vermag: Seele, Erfindungsgeist und fortreißende Phantasie, wie sie oft Künstlern, die weit hinter seiner technischen Vollkommenheit zurückbleiben, zu Gebote steht. Was hilft es, daß ihm mühelos gelingt, was anderen nach harter Arbeit versagt bleibt?

"There burns a truer light of God in them,
In their vexed beating stuffed and stopped-up brain,
Heart, or whatever else, than goes on to prompt
This low-pulsed forthright craftman's hand of mine."

Und weiter:

"Had you enjoined them on me, given me soul,
We might have risen to Rafael, I and you,
Nay love, you did all I asked, I think —
More than I merit, yes, by many times."

Er klagt sie nicht an, denn:

"Incentives come from the soul's self;
The rest avail not."

Dann spricht er von der Glanzzeit seines Schaffens am Hofe Franz I., von wo ihn jäh die Eifersucht seiner Frau zurückrief; von der Schuld, die er auf sich lud, als er mit des Fürsten Geld sich und ihr einen Palast erbaute. Und jedes Opfer umsonst, einem Rafael wird er nie gleichkommen.

"So still they overcome
Because there 's still Lucrezia, as I choose."

So offenbart sich aus den Worten des Sprechers nicht nur sein eigener schwankender Charakter deutlich, sondern auch der seiner Frau wird so klar gezeichnet, als ob auch sie selbst

sprechend eingeführt wäre. Ohne jedes Verständnis steht sie der Kunst ihres Mannes gegenüber. Der gleichgültige Einwurf "What he?" als er von dem größten Moment seines Lebens spricht, wo ihm ein Michel Angelo das höchste Lob spendet, beleuchtet trefflich ihre Teilnahmlosigkeit, ihr mangelndes Verständnis für die Künstlerseele ihres Mannes. Eine solche Frau konnte ihm allerdings keine Seele geben, sie versteht nur bezaubernd schön zu lächeln. Aber auch diese Gunst erfährt er nicht allein; er muß sie mit vielen anderen teilen, denn sie geht freigebig mit ihr um. Und trotzdem entzückt ihn dieses Lächeln wieder und wieder, reizt ihn, die vollendete Harmonie der Linien ihres Gesichts im Bilde festzuhalten, aber nie wird es ihm gelingen, dem Bilde „Seele“ zu geben. Stets wird er der faultless but soulless painter bleiben.

Überblicken wir nochmals kurz, was Browning für die Entwicklung des „Dramatischen Monologs“ bedeutet, so können wir sagen, er hat für den Monolog das geleistet, was Shakespeare für das Drama getan hat. Er nimmt eine alte Form, erhebt sie zur Selbständigkeit, erweitert sie, gießt sie um, damit sie allen Anforderungen gerecht werden könne, die eine moderne Darstellungskunst verlangt. Den Hauptakzent legt er, wie es seiner Veranlagung nach zu erwarten war, auf das dramatisch-bewegte, sowohl was den Inhalt angeht, als auch in formaler Hinsicht. Zum Hauptmotiv macht er die moderne Charakteranalyse, die er in voller Übereinstimmung mit den letzten Ergebnissen der Psychologie mit beinahe wissenschaftlicher Echtheit und dabei doch künstlerisch stilisiert durchgeführt. Browning hat mit seinem „Dramatischen Monolog“ einen ausgeprägten neuen Typ geschaffen, der durchaus der allgemeinen Richtung der Epoche entgegenkommt, sowohl durch die starke Betonung des subjektiven Elements, das seine ganze Dichtung durchzieht, als auch äußerlich durch die knappe Form, in der er gleichwohl — was ihm als einem englischen Dichter ganz besonders hoch anzurechnen ist — vollwichtige, in sich geschlossene Eindrücke zu vermitteln vermag. Kurz, er hat mit dem „Dramatischen Monolog“, wie er ihn letzten Endes ausgebildet hat, eine neue künstlerische Form geschaffen, die vielleicht wie keine andere geeignet ist zur Interpretation des modernen, komplizierten Seelenlebens.

Dresden. H. Meiszner.

BEITRÄGE ZUR FRANZÖSISCHEN SYNTAX[1].

Schulgrammatik und Sprachgebrauch.

XI. Inversion von Subjekt und Prädikat.

Die subjektive Auffassung des Schriftstellers, das Bestreben, der Darstellung mehr Mannigfaltigkeit zu verleihen, größere Deutlichkeit zu erzielen und das Wichtigste hervorzuheben, sowie die Rücksicht auf den Wohllaut sind die hauptsächlichsten Gründe dafür, daß man bei der Lektüre französischer Prosa hinsichtlich der Wortstellung überhaupt und der Inversion von Subjekt und Prädikat im besonderen zahlreichen Abweichungen von den strengen Regeln der Grammatik begegnet.

1. Die Nachstellung des substantivischen Subjekts tritt in konjunktionalen Nebensätzen am häufigsten nach *quand* und *lorsque* ein, außerdem nach vielen anderen unterordnenden Konjunktionen. Nach *quand*: «Mais oui: plus il y aura de personnes dans le secret, plus Navagero sera maté, quand *arrivera* le jour de la grande explication.» *Revue de Paris,* III 1, 28. Dasselbe: Ebd. I 20, 321 u. 383; I 21, 644 usw. Gerade Wortfolge und Inversion nebeneinander: «Et durant les soirs orageux du mois d'août, madame Dieulafait d'Oudart et son vieux père respiraient la fraîcheur, sur la petite cour de la rue Férou, quand l'Angélus *répandait* ses vibrations mélancoliques sur Paris, quand les séminaristes *rythmaient* si bien leur prière, quand *mouraient* un à un les bruits des petits ménages, et quand, dans le silence, enfin, *résonnait* l'accord du piano.» Ebd. XII 16, 826. — Nach *quand même*: «Nous sommes tous esclaves de quelqu'un ou de quelque chose ... Et quand même *ne le serions-nous pas* de toutes ces choses, nous sommes asservis, oui, nous le sommes tous!» Ebd. XI 24, 811. «Un mot favorable de toi peut le faire acquitter. — Tu déraisonnes. Et quand bien même *ce mot suffirait-il,* je ne le prononcerais pas.» Arthur Bernède, *Sous l'Épaulette,* V 6. — Nach *lorsque*: «Il était encore en pension lorsque *éclata* la révolution de 1830.» *Revue de Paris,* II 20, 679. Lorsque *fut venu* le jour de cette rencontre officielle, le gouverneur se fit présenter le monarque noir ...» *Annales pol. et litt.*, 5. August 1906, S. 85. Dasselbe: *Revue de Paris,* I 4, 181; I 18,

[1] Vgl. die früheren Artikel I—X, *N. Spr.* XXIII, 70ff., 155ff., 354ff.; XXIV, 193ff., 393ff., 577ff.; XXV, 80ff., 410ff.; XXVI, 32ff.

780; I 21, 651 usw. — Nach *que*: «Il indiquait avec une précision admirable la façon dont il souhaitait que *fussent dits* ses vers.» *Annales pol. et litt.*, 19. August 1900, S. 115. «Permettre que *fussent rompues* les fiançailles d'Édouard, c'était lui céder la place dans la Congrégation.» *Revue de Paris*, VIII 13, 138. «Il se mit à marcher d'un bout à l'autre de l'immense antichambre où il lui semblait que *se répercutât* tout le tumulte de son sang.» Ebd. I 22, 726. Im vorangehenden *que*-Satz: «Que *fût* sur l'œil ce vieux mari, de par sa double existence de magistrat et de débauché recuit au feu de toutes les vilenies et de tous les vices, Lucy l'avait bien prévu.» Ebd. XI 8, 802. Nach einem eine andere Konjunktion ersetzenden *que*: «... et quand s'y montre une tête brune de jeune femme, et que *rouges sont* les œillets, vous vous imaginez une Carmen ...» Ebd. I 16, 391. — Nach *afin que*: «... cependant le tiers de ses membres a été élu par les fondatrices du syndicat, et ce tiers n'est pas soumis à la réélection, afin que *soit assurée* la stabilité de la corporation.» *R. d. d. M.*, 1. August 1907, S. 629. — Nach *à mesure que*: «La nuit d'octobre était sombre et la fraîcheur devint pénétrante à mesure qu'*approchait* l'aurore.» *Revue de Paris*, XII 21, 93. — Nach *après que*: «Un demi-siècle environ après que *fut conclu* l'acte de 1535, un fait considérable se produisit dans l'histoire de la chrétienté orientale.» Ebd. X 8, 897. «Influence fugitive dont il rêvait encore après qu'*en était dissipé* l'effet bienfaisant.» Ebd. XI 6, 356. «Après qu'elles [les idées] n'ont plus de raisons d'être, après que *sont morts* leurs promoteurs, après qu'*ont changé* les circonstances qui les légitimaient, elles demeurent, elles s'obstinent à régner.» Ebd. XI 14, 244. — Nach *avant que*: «Il ne se pressait jamais en rien de ce qu'il faisait, et cela permit à sa femme d'arriver avant que *fût servi* le chateaubriand.» Ebd. XI 3, 479. «Avant que *fût entamée* aucune procédure, il allait partir pour Beaulieu.» Ebd. XI 8, 785. «... et leur sang versé avait fait cette terre française avant qu'*y flottât* le drapeau tricolore.» *R. d. d. M.*, 15. April 1900, S. 781. — Nach *aussitôt* (*sitôt*) *que*: «Sitôt que *meurt* un des propriétaires, les pioches des démolisseurs se mettent à l'œuvre.» Ebd., 15. März 1907, S. 242. «... on quitte les beaux habits aussitôt qu'*est fini* le dimanche.» *Revue de Paris*, XII 15, 632. — Nach *comme*: «L'angélus sonna, comme *apparaissait* la première étoile dans le couchant, au faîte d'une montagne noire de forêts et de nuit.» Ebd. IX 6, 304. — Nach *comme si*: «Son rêve de jeunesse ardente et amoureuse

n'existait plus, comme si *l'avaient ruiné* l'humidité, le vent, la nuit.» Ebd. XII 17, 53. — Nach *depuis que*: «Et depuis qu'*est entrée* dans ma vie votre affection sérieuse et grave, ai-je l'air, dites, de m'ennuyer auprès de vous?» Ebd. XI 5, 135. — Nach *dès que*: «Le lieutenant de police Sainneville, en congé à Paris, fut mandé par le ministre Decazes, dès que *fut parvenue* la nouvelle de l'insurrection lyonnaise.» Ebd. XI 14, 282. — Nach *pendant que*: «Pendant que *s'opérait* ce changement, se présenta le maire de Monterblanc suivi de quelques notables de la commune.» Ebd. I 21, 642. «Or, pendant que *discourait* le vieillard, voici comment les choses apparaissaient à l'imagination d'Omer Héricourt.» Ebd. VIII 8, 679. — Nach *pour que*: «... tous les trois ils comprennent que leur vie passée est trop présente à leur mémoire pour que *puisse l'abolir* une affection nouvelle.» Ebd. VIII 18, 261. «Peut-être n'était-il pas besoin d'exhortations pour que *se développassent* les tendances naturelles de son caractère.» Ebd. VIII 18, 319. «Vous voulez celle-ci chaste, celui-là pourri: l'antimonie est trop forte pour que *n'en naisse point* un antagonisme.» Ebd. XI 4, 784. — Nach *puisque*: «Reparlons donc une fois encore d'entente franco-allemande, puisque toujours, forcément, fatalement *revient* la question.» Ebd. X 21, 55. — Nach *sans que*: «Et Tony Le Chastel ne l'était point [sûr de lui-même], ne se trouvant nullement à l'aise dans cette voie de succès où l'avait jeté la recherche de l'argent, sans que *fût étouffé* en lui le sentiment élevé de l'art.» Ebd. XI 3, 502. «Ne te dérange pas, dit enfin le cocher, du haut de son siège, sans bouger, sans décroiser les bras, sans que *s'altérât* sa quiète physionomie.» Ebd. XI 14, 222. — Nach *tandis que*: «Tandis qu'*échouaient* en Vendée les entreprises des chouans, en Normandie et en Bretagne ils en préparaient d'autres.» Ebd. I 21, 632. «Cette idée s'affermit tandis qu'*avançait* l'hiver.» Ebd. VIII 8, 682. «Max Fougeret apportait dans la discussion une indolence qui lui laissait tout son sang-froid tandis que *s'échauffaient* ses contradicteurs.» Ebd. XI 4, 785. «... et, tandis que *s'accomplissaient* toutes ces cérémonies et que le père Grancha débitait ses jérémiades, Dolores ne quittait pas des yeux le Juif svelte...» Ebd. XI 13, 18—19. — Inversion nach beiordnenden Konjunktionen. Nach *et*: «C'est un affairement, on monte sur les bancs, on s'appuie aux barrières, et *passent* les équipages en visions fuyantes.» Ebd. III 1, 133. «Mais la porte de la confiserie s'ouvre brusquement, et *paraît* M. Benjamin Giscardet, je ne sais

quel refrain aux lèvres.» Ebd. I 12, 378. «Le danger était si grand que la légation anglaise l'a compris et signalé, et l'achat de l'île *a-t-il été abandonné* à Tokio sur la protestation du Foreign Office.» *Le Courrier européen*, 24. Februar 1905. — Nach *mais*: «Mais *ne sont pas ajoutés* après coup les passages qui font avancer l'action ou qui en amènent la conclusion nécessaire, ceux qui peignent des situations ou qui révèlent des traits de caractère.» *Revue de Paris*, X 4, 753.

2. Bei der „absoluten Partizipialkonstruktion" geht das Substantiv dem prädikativen Partizip des Perfekts voran (*le repas fini, il se rendit* . . .). Auch die umgekehrte Stellung kommt vor: «*Franchi* le détroit, notre steamer défonça les houles de l'Océan.» *Revue de Paris*, XI 23, 634. «C'est lui qui a eu l'honneur d'inaugurer la tribune de la Douma, sitôt *acquise* l'élection du président.» *L'Illustration*, 26. Mai 1906, S. 325. «Marion apparut dans la chambre de ma tante *à peine terminé* notre déjeuner d'arrivée.» Armand Delmas, *Les Menottes de Roumegaux*, S. 113.

3. Inversion nach dem relativen *dont*: «Il lui prête les sentiments les plus bas et le caractère le plus répugnant, et décrit longuement la féroce persécution dont *est victime* son prisonnier.» *Revue de Paris*, VIII 14, 422. «Et, sous la froide dalle de marbre blanc . . ., enseveli dans les soies molles et claires dont *l'émouvait* la caresse, il va tombant en poussière, le corps . . .» Ebd. XI 8, 825. «. . . et sous ce gentilhomme correct et réservé apparaissait le mime qui se cache en tout méridional, mais dont *cessait vite* la verve brusquement réprimée.» Ebd. XII 1, 22. «Et il s'ajoutait à sa rancune une sorte de répulsion pour l'énergumène qui . . . avait allumé ces flammes dont *montaient au ciel* le sourd grondement et la lueur rougeâtre.» Ebd. XII 4, 861. «Sur la console, la bougie . . . allongeait sa flamme dansante devant le menton de 'Laurière aîné', dont *semblait s'animer* l'optimiste sourire.» Ebd. XII 10, 373. Also auch nach *dont* tritt die von der Grammatik besonders betonte regelmäßige Wortstellung nicht immer ein; als Regel gilt auch hier, wie in Relativsätzen überhaupt, die Inversion bei *erweitertem* Subjekt: «. . . l'odieux guet-apens dont *étaient victimes* les marins français envoyés sous la conduite de l'enseigne de vaisseau B., pour garder le consulat . . .» *L'Illustration*, 17. August 1907, S. 98.

4. Inversion nach *de qui*, das für *dont* steht: «. . . le Père Anselme, de qui *voltigeaient* les boucles angéliques sur un col gras . . .» *Revue de Paris*, VIII 9, 60. «Le vrai, c'est qu'elle

n'était point jalouse d'affronter ce père de qui *la déconcertait* la figure retirée et lointaine.» Ebd. XI 3, 492.

5. Sehr gewöhnlich ist die Inversion in Konzessivsätzen (*si bonnes que soient vos raisons* . . .). Über Inversion bei fehlendem *que* vgl. *N. Spr.* XXIV, S. 583 f.

6. Inversion in Vergleichungssätzen. *Comme*: «Le bleu, le rouge, le rose . . ., toutes les nuances triomphaient dans cette statue, dont le caractère était absolument moderne, comme *est moderne* le dogme même de l'Immaculée-Conception.» *Revue de Paris*, X 20, 716. «Elles n'avaient pas, en restant filles, fait preuve de renoncement comme *s'en vantaient* les demoiselles Marie et Pauline.» Ebd. XI 9, 5. — *Aussi* . . . *que*: «Il eut des détentes de tout l'être, aussi profondes que *haute avait été* la tension de cet être gigantesque.» *R. d. d. M.*, 1. Mai 1900, S. 107. — *Autant* . . . *autant*: «Autant de fleurs *donne* une mariée, autant d'années jusqu'au mariage.» *Revue de Paris*, XI 10, 326. — *Plus* . . . *plus* (im ersten Gliede): «Plus *nombreux seront* les cœurs qui se traînent sur la voie douloureuse, plus le chemin s'aplanira.» Ebd. II 14, 414. «Plus *grand est* son ascendant [de la haire apostolique] sur les catholiques, moins elle s'en doit servir.» Ebd. IX 5, 134. «Plus *lui est favorable* le résultat de l'enquête, plus l'élément masculin le regarde avec une malveillance sournoisement polie.» Ebd. XI 4, 779. — *Plus* . . . *plus* (im zweiten Gliede): «Et plus le soleil était clair, plus les voix étaient joyeuses, plus *augmentait en moi* la sensation de solitude . . .» Ebd. II 21, 37. «Plus nos organisations seront colossales, plus nous aurons de riches, plus *prospère sera* notre pays.» *Annales pol. et litt.*, 30. Oktober 1910, S. 414. — *Plus* . . . *que*: «. . . une Macédoine macédonienne ne ferait pas plus les affaires de l'Autriche, que *n'aurait fait* les affaires de la Russie une Arménie arménienne.» *Revue de Paris*, IV 9, 217.

7. Inversion im indirekten Fragesatz, abgesehen von den von der Elementargrammatik erwähnten Fällen (*il me demanda où demeuraient mes parents*). Inversion bei pronominalem Subjekt: «Il [Richard Wagner] embarque avec lui notre esprit sur les houles symphoniques sans savoir où *nous porteront-elles.*» *Revue de Paris*, I 6, 82. «Comment *ai-je pu revenir* . . ., je ne sais.» Ebd. II 8, 784. «Sais-tu qui *est-ce* qui a fait ça?» Lavedan, *Le nouveau Jeu*, II 2 (Umgangssprache). — Pronominale Inversion bei substantivischem Subjekt: «Pour quelle part cette indiscrétion *entrait-elle* dans la farouche humeur du mari de madame de Carlsberg,

le jeune homme n'aurait pu le dire.» *Revue de Paris*, III 1, 72. «Vous voulez dire comment les Corbières *m'ont-ils retrouvé?» R. d. d. M.*, 15. Januar 1899, S. 271. — Übergang von der regelmäßigen Wortfolge in die pronominale Inversion (direkte Frageform): «Un de nos confrères ... s'est avisé de lui demander ce qu'il pense de la femme du vingtième siècle, comment *la voit-il*, et qu'*en augure-t-il?» Annales pol. et litt.*, 26. Februar 1899, S. 135.

8. Wenn ein Fragewort Subjekt oder Attribut des substantivischen Subjekts ist, tritt die regelmäßige Wortstellung ein: *Qui (lequel de vos amis) est arrivé? Quel roi a vaincu ses ennemis?* Nur in zwei Fällen fand ich Ausnahmen von dieser Regel, nämlich pronominale Inversion nach *lequel* und nach attributivem *quel*. Ein Leser der *Annales politiques et littéraires* fragt, ob man *lire dans un journal* oder *lire sur un journal* sagen müsse und fügt hinzu: «Laquelle de ces deux expressions *est-elle* préférable?» *Annales pol. et litt.*, 17. Sept. 1911, S. 273. Von der Kaiserin Eugénie, die nach dem deutsch-französischen Kriege zum ersten Male nach Paris zurückkommt, heißt es: «Quel retour poignant *se fit-il* dans cette âme en détresse? Quels remords *hantèrent-ils* cette conscience soudainement réveillée?» Ebd., 8. Januar 1899, S. 22 (*un peu forcé, mais correct*, nach dem Urteil eines Nationalen).

9. Eigentümlich ist bei einer Doppelfrage die Anknüpfung mit *ou si* an einen direkten Fragesatz: «Pauvre petite créature que voilà, toute froide, au fond du tiroir, es-tu morte *ou si tu dors?» Revue de Paris*, XII 17, 184.

10. Inversion im Nachsatz: «Où Hélène Muti avait passé, *passa* Marie Ferrès.» *Revue de Paris*, II 6, 304. «Parce qu'il est entouré de ses frères, parce que les choses de la religion lui imposent, vieilles et intimes, *lui monte au cœur* une sauvagerie.» Ebd. IX 18, 405. «Pendant que les bouddhistes étaient occupés à bredouiller leurs complaintes, *survinrent* les taoïstes.» Ebd. X 16, 724. «Tandis que la réaction triomphe brutalement à Naples, *arrivent* de Rome les plus graves nouvelles.» Ebd. XI 21, 184. «Alors que tout présageait à la Chine un avenir de paix perpétuelle, *s'ouvrit pour elle* une ère de calamités.» Ebd. XII 8, 758. «Le bon ami s'étant contenté d'exécuter leurs ordres, *se déroula* la scène suivante: ...» *Annales pol. et litt.*, 19. August 1906, S. 125. Es handelt sich, wie man sieht, meistens um Verben der Bewegung, die auch sonst (vgl. den nächsten Abschnitt) an die Spitze des Satzes treten. Bei voraufgehender adverbialer

Bestimmung, bei längerem (erweitertem) Subjekt und wenn das Verbum ans Ende des Satzes kommen würde, ist die Umstellung im Nachsatz besonders häufig: «Et tandis que le berger ... emmenait ses brebis vers le moulin pour y répéter encore une fois ses histoires, *dans l'école recommençait* la complainte de la table de multiplication.» *Revue de Paris*, VIII 21, 40. «... pendant que l'Europe occupe le littoral, *au dedans, règne* le roi George.» Ebd. IV 12, 880. «En 1889 et 1890, les nouvelles demandes d'intervention avaient eu encore un moindre succès, et, quand la révision constitutionnelle eut ouvert le Parlement aux socialistes, *souffla* la tempête violente des critiques, des protestations et des reproches.» Ebd. IX 9, 142. «... et, comme il la suivait, lui offrant l'eau bénite, *dans ses yeux, encore pleins de ferveur, passa* la vapeur brûlante de quelques larmes.» Ebd. IX 13, 123. «... quand la réconciliation fut impossible, quand la rupture fut définitive, *commencèrent* les persécutions provoquées par les réclamations des patriarches et des évêques schismatiques auprès des autorités turques.» Ebd. X 8, 898. «Dès avant que je me fusse enfoui dans ma retraite, *s'était manifesté* le subit et vif intérêt de Granville pour ma fille, sous le couvert de notre prétendue vieille amitié.» Ebd. XI 8, 787. «Et, quand il avait eu toutes ses bonnes fortunes, *venait* l'heure des remaniements infinis, retouches de rythmes, scrupules de justesse, recherches d'harmonies.» *Annales pol. et litt.*, 20. Januar 1907, S. 43.

11. Verben der Bewegung werden nicht selten dem substantivischen Subjekt emphatisch vorangestellt: «*Vint* 1848.» *Revue de Paris*, II 15, 63. «*Suivit* un silence de quelques instants.» Ebd. II 20, 835. «La porte tourna sur ses gonds: *apparut* M. Lebouchard.» Ebd. XI 18, 336. «Les paysans s'émerveillaient de le voir chevaucher, au galop fou, dans le domaine paternel. *Passent* les années: voilà le petit hobereau étudiant à Gœttingue.» *R. d. d. M.*, 1. Sept. 1906, S. 30 usw. — Bei erweitertem Subjekt stehen auch andere Verben voran: «Mais ces sources sont placées au-dessus des tentatives vulgaires. *Ne peuvent les découvrir et y puiser* que ceux qui se sont longuement préparés à ce sublime travail dont la récompense immédiate est la science.» *Revue de Paris*, XI 19, 605.

12. Die nachdrucksvolle Voranstellung des *adjektivischen* Prädikatsnomens ist in Verbindung mit *être* ziemlich häufig (*grande était leur erreur*). Im Ausrufesatz: «Oh! qu'*amusantes*

furent les séances où se donnaient les derniers coups de pouce de cette œuvre gigantesque et où la vanité des modèles se donnait libre carrière!» *Annales pol. et litt.*, 2. Sept. 1906, S. 148. Im Nachsatz: «Depuis que cet amour le tenait, *constante en était* la hantise.» *Revue de Paris*, IV 9, 81. Im Nebensatz: «Est-ce qu'*entière est* la volonté quand un être cher est la qui se plaint et va bientôt mourir?» *L'Illustration*, 2. Februar 1907, S. 67. In Komparativform: «*Plus longue serait* la séparation, *plus dure et plus humiliante* la circonstance, mais cela s'imposait.» *Revue de Paris*, XI 23, 646. — Auch in Verbindung mit intransitiven und reflexiven Verben sowie mit dem Passiv transitiver Verben tritt das prädikative Adjektiv voran: «*Délicieuse lui semblait* la sensation de revivre ainsi, à six mille lieues de la patrie, un peu de sa vie d'autrefois.» *Revue de Paris*, IX 7, 529. «*Seul demeura* M. Basar.» Ebd. XII 16, 692. «Mais *plus pittoresques encore apparaissent* les 'forêts' parisiennes, par les fortes chaleurs . . .» *Annales pol. et litt.*, 23. August 1908, S. 177. «*Tel apparaissez-vous* dès lors en votre maturité première . . .» Ebd. 23. Juni 1906, S. 415. «*Mélancolique défile* la classe de Leloir qui veut qu'on réfléchisse et qu'on pense.» *L'Illustration*, 21. Juli 1906, S. 34. — «*Blêmes aussi s'étendaient* à l'infini les solitudes cochinchinoises.» *Revue de Paris*, IX 7, 529. — «. . . *paradoxale fut estimée* la conduite d'un ministre espagnol qui, chargé de faire les élections, avait eu l'idée de les laisser se faire toutes seules.» Ebd. XI 20, 881. — Seltener tritt das prädikative *Substantiv* an die Spitze des Satzes: «*Jouet fut* l'enfant. *Jouets furent* les femmes.» Ebd. IV 20, 815. «*Dur apprentissage fut* la vie de collège.» Ebd. VIII 9, 57. «*Amadée Lebourg je naquis, Amadée Lebourg je demeure!*» Henry Bernstein, *La Rafale*, I 6.

13. Nach gewissen Adverbien tritt in der Regel Inversion ein. Die Schulgrammatik nennt *à peine . . . que, aussi, au moins, du moins, tout au plus, encore, peut-être, en vain, vainement, toujours*. Im Unterricht, besonders in den schriftlichen Übersetzungen (Extemporalien), pflegen diese Wörter eine nicht geringe Rolle zu spielen. Von *à peine . . . que* wurde mir einmal von einem Kollegen gesagt, man brauche es notwendig als Übergangsformel! Sätze wie *à peine Napoléon était-il* (oder vielmehr *fut-il*, das manche noch immer für allein richtig halten) *arrivé à Paris qu'il assembla une nouvelle armée* kehren in der Tat immer wieder in den schriftlichen Klassenübungen, und die Schüler bringen sie infolgedessen auch in ihren freien Arbeiten zum Überfluß an in

dem Bewußtsein, eine gute, ja elegante Wendung zu gebrauchen. Nun ist aber der zitierte Satz keineswegs besonders gutes Französisch. Im Gegenteil, er ist umständlich und schwerfällig und wird besser durch andere, fließendere Ausdrücke ersetzt. Und die französische Sprache hat Ersatzmittel genug: *Arrivé à Paris, Napoléon . . ., étant arrivé . . .* (das oft verwendete und beliebte *après être arrivé* ist weniger zu empfehlen), *peu après son retour . . ., une fois à Paris . . ., au retour de la campagne de Russie, Napoléon . . ., il ne fut pas plus tôt revenu . . . que . . ., il y avait à peine quelques jours que Napoléon était à Paris, et déjà . . .* Oder man bedient sich der Konjunktionen *quand, lorsque, dès* (*aussitôt, sitôt*) *que,* die immerhin den Satzbau einfacher gestalten als die angeführte Konstruktion mit *à peine . . . que.* Auf die genannten Ausdrucksmöglichkeiten sollte man daher im Klassenunterricht hinweisen und sie zur Nachahmung empfehlen. Und wenn *à peine* durchaus zur Verwendung kommen soll, so wird man die Schüler nicht in dem Glauben lassen, daß *à peine Napoléon était-il arrivé à Paris qu'il assembla une nouvelle armée* eine feste, unverrückbare Form sei, denn es gibt daneben eine ganze Reihe anderer Möglichkeiten, ohne Änderung des Sinnes Sätze mit *à peine* zu bilden: 1. Ohne Inversion mit *à peine* zu Anfang des Satzes: *A peine Napoléon était arrivé à Paris que . . .* — 2. Ohne Inversion mit *à peine* im Satzinnern: *Napoléon était à peine arrivé que . . .* — 3. Partizipialkonstruktion mit *à peine* zu Anfang des Satzes: *A peine arrivé à Paris, Napoléon . . .* — 4. Partizipialkonstruktion mit *à peine* im Satzinnern: «Cette convention *à peine* signée, on s'apercevait qu'il était nécessaire de la compléter.» *L'Illustration*, 14. Juli 1906, S. 19. — 5. Einfache Inversion (bei substantivischem Subjekt): «A peine *ont cessé de vibrer* les derniers accents de l'hymne de Rouget de l'Isle, qu'une formidable acclamation retentit.» Ebd. 15. Juli 1899, S. 221. «. . . à peine *avaient disparu* les vaisseaux ennemis que les forts de Takou étaient réédifiés . . .» *Revue de Paris,* XII 8, 759. — 6. Ohne *que* mit regelmäßiger Wortfolge im Nachsatz: «A peine étions-nous arrivées à Pétersbourg, Aniouta *écrivit* à Dostoievsky pour le prier de venir nous voir.» Ebd. I 15, 172. «A peine est-il rentré au régiment, le 22 novembre, il *est rappelé* auprès de sa mère . . .» Ebd. IX 3, 596. «A peine eut-il accosté, le bac *se délesta.*» Ebd. IX 9, 171. «. . . à peine Roger ouvrait-il la porte, Ribermont *précipita* dans un tiroir le livre placé sous ses yeux.» Ebd. XII 11, 496. «A peine a-t-il

remis l'épée au fourreau, il *rebâtit* les villes et les villages.» *R. d. d. M.*, 1. März 1899, S. 35. — 7. Ohne *que* mit Inversion im Nachsatz: «A peine sommes-nous installés, *arrive* le rajah.» *Revue de Paris,* V 14, 395. — 8. Der Nachsatz wird mit *quand* oder *lorsque* statt *que* eingeleitet (vgl. *N. Spr.* XXIII, S. 356).

14. Nach den Adverbien, die zu Anfang des vorigen Abschnitts aufgezählt wurden, ist die Inversion fakultativ. Auf diesen Umstand hinzuweisen, dürfte nicht überflüssig sein, weil gewisse Lehrbücher der betreffenden Regel eine Fassung geben, als sei die Umstellung von Subjekt und Prädikat unbedingt nötig. Das ist natürlich nicht der Fall: «Aussi, selon Dalanzières, la présence de M. de Manissart *annonçait* de grandes choses.» *Revue de Paris,* VIII 23, 506. «Aussi la surprise *ne fut pas* médiocre quand il [Édouard VII] apparut, au contraire, merveilleusement préparé à son rôle de souverain anglais.» Ebd. XI 10, 257. «Aussi le paysan *déserte* de plus en plus ce pays qui n'entretient que sa misère.» Ebd. XII 14, 375 usw. Beide Konstruktionen nach *aussi*: «Aussi *n'écoutait-il plus* que d'une oreille, et *dressait* l'inventaire des objets précieux qui l'entouraient.» *R. d. d. M.,* 15. Dezember 1899, S. 755. — «Les Tougorine n'en avaient cure; du moins, *ils acceptaient* ce fait comme un peu singulier, mais négligeable.» *Revue de Paris,* XI 9, 2. — «Encore la torpille, même si elle touche une carène, *ne la détruit pas* toujours.» Ebd. XII 18, 435.

15. Nach *aussi* kommt auch *einfache* Inversion mit substantivischem Subjekt vor: «Les vingt premières années du nouvel Empire allemand n'ont pas brillé d'un grand éclat littéraire. C'était là, pour la vanité de nos voisins, à tant d'autres points de vue satisfaite, une plaie vive, dont ils sentaient amèrement la brûlure. Aussi *retentit* au delà du Rhin un cri d'allégresse, et bientôt un hymne triomphal, lorsque se leva, vers 1889, toute une jeune pléiade de talents naissans qui semblaient enfin devoir prospérer au soleil de la gloire militaire, et porter sans retard des fruits savoureux.» *R. d. d. M.*, 15. April 1900, S. 834. «Aussi, jamais, *ne s'effacera plus de mes yeux* la navrante vision de Coppée, le jour où, pour la dernière fois, il parut inopinément à l'Académie ...» *L'Illustration*, 6. Juni 1908, S. 382. Diese Beispiele widerlegen zugleich die Behauptung Plattners (II 3, 20), daß eine solche Inversion nach *aussi* nur eintreten kann, wenn das substantivische Subjekt mit *ne ... que* verbunden ist: «Aussi ne *s'aventurent* guère au dehors que les amoureux

du petit peuple, les coureurs d'aventures, les gens affairés.» (A. France).

16. Wenn es in einigen Grammatiken heißt, daß die S. 228 genannten Adverbien Inversion hervorrufen, wenn sie am *Anfang* des Satzes stehen, so ist das insofern ungenau, als einzelne dieser Adverbien, z. B. *encore,* auch dann die Fragekonstruktion veranlassen können, wenn sie im *Satzinnern* stehen: «Des opinions de M. Laurière, encore, *ferait-on* peu d'éclat . . .» *Revue de Paris*, XII 7, 454.

17. Außer den von der Schulgrammatik genannten Adverbien gibt es noch eine große Zahl von Adverbien und adverbialen Ausdrücken, nach denen Inversion statthaben kann. „Fast könnte man sagen, daß jedes vorangestellte Adverb die Möglichkeit, wenn nicht die Neigung hat, die Inversion herbeizuführen" (Plattner). So findet sich die Umstellung oft nach *sans doute* und *même*, aber auch sonst: *Sans doute*: «Sans doute l'écolier d'alors *ne se contenta-t-il point* de 'bûcher' les rudiments classiques et *sut-il* étendre considérablement le champ de ses lectures.» *L'Illustration*, 30. Dez. 1899, S. 427. «Mais, sans doute, *n'aurons-nous*, sur les scènes effroyables de violence . . . que peu de documents.» Ebd. 30. Sept. 1905, S. 214. «Sans doute, sur cette terre de France, la pauvre femme *revoit-elle* souvent le terrible réveil de 1870.» Ebd. 21. April 1906, S. 238. «Sans doute, pour se communiquer leurs réflexions, *auraient-ils* eu trop à se dire.» *Revue de Paris*, XII 7, 468. «Sans doute, le besoin, qui ruine à la longue les caractères les meilleurs, *avait-il* amoindri madame de Germoise et Geneviève.» Ebd. XII 9, 119. «Sans doute *connaissez-vous* mal les Colombet.» Ebd. XII 9, 126. «Sans doute *est-il* compréhensible qu'une jeune femme, isolée la nuit, dans une grande habitation, au milieu de la campagne, soit sujette à un effroi instinctif.» Ebd. XII 10, 367. «. . . sans doute *craignaient-elles* de le lasser.» *R. d. d. M.*, 15. April 1906, S. 751. — *Même*: «La place nous était mesurée . . ., et nous n'avons pu donner, aux événements étrangers, toute l'attention voulue, et même *avons-nous* été contraints d'en réserver quelques-uns.» *Annales pol. et litt.*, 9. Nov. 1902, S. 289. «Ce projet n'est pas nouveau et même *date-t-il* d'assez loin . . .» Ebd. 6. Januar 1907, Illustrierte Beilage, S. VIII. «Les légionnaires et les tirailleurs ne l'ont pas enlevée [la maison] sans difficulté, et même ne l'*ont-ils* définitivement occupée qu'après un véritable combat d'embuscades.» Ebd. 15. Dez. 1907, S. 580. «Elle [l'entrevue]



était la plus naturelle du monde, et même *aurait-on* été justement surpris qu'elle n'eût pas lieu.» Ebd. 5. April 1908, S. 327. «Et même *exprima-t-il* l'intention de se rendre à Casablanca...» Ebd. 30. August 1908, S. 210. «Et même s'*est-il* félicité d'avoir reçu plusieurs chefs du mouvement, les *a-t-il* taxés de patriotes.» Ebd. 20. Dez. 1908, S. 589. «Et même une ligue hanséatique *commence-t-elle* à se dresser contre le parti agrarien.» Ebd. 11. Juli 1909, S. 37. — *Plutôt*: «A part la grand' mère, les gens ne lui étaient pas moins ennemis que moi-même. Plutôt lui *pouvais-je* paraître en quelque sorte désintéressé.» *Revue de Paris*, XI 23, 605. — *Probablement*: «... probablement les *obtiendra-t-il* encore ...» *L'Illustration*, 24. Februar 1906, S. 126. — *Volontiers*: «Nous ne croyons pas que l'œuvre ait une telle paternité, et, plus volontiers, l'*attribuerions-nous* à un artiste de l'école espagnole.» Ebd. 5. Januar 1907, S. 15. — *En arrière* (mit einfacher Inversion des substantivischen Subjekts): «En arrière *avaient pris séance* les membres du comité officiel chargé de présider aux opérations ...» Ebd. 19. Dez. 1908, S. 436. — *Pourtant*: «Elle [Naples] a des égouts et des promenades, et pourtant *sent-elle* encore assez la crapule et la luxure!» *Revue de Paris*, XII 1, 52. — *Également*: «Également *serait-il* intéressant de noter la conversation de monna Selvaggia avec sa discrète amie Nicoletta.» Ebd. XII 9, 22. — *Si adroitement*: «Si adroitement *prit-elle* ses précautions que personne ne sut ses voyages à la ville et toute la correspondance qu'elle entretint quelque temps.» Ebd. XII 14, 348. — *Nach einer Jahreszahl*: «De plus, l'institution académique elle-même subit à ce moment une éclipse: En 1683, *meurt* Colbert.» Ebd. XI 13, 181. — *D'autant plus*: «D'autant plus *était-elle* flattée de la fidélité de sa poursuite.» *R. d. d. M.*, 15. Oktober 1906, S. 731. — *A la rigueur*: «Alice aurait pu en souffrir par jalousie filiale, respect du mort sitôt remplacé, mais à la rigueur *aurait-elle* compris, absous un entraînement du cœur et de l'esprit.» Ebd. 1. Dez. 1906, S. 495. — *Davantage*: «Pas davantage n'*eut-elle* un doute sur l'acceptation de ces millions qu'elle savait salis de boue et de sang.» Ebd. 1. Dez. 1906, S. 510. — *Moins encore*: Moins encore *pourrait-on* songer à établir une sorte de catalogue technique des livres et des noms qui furent, durant ce bref espace, mis en vedette.» Ebd. 1. März 1908, S. 159. — *Maintes fois*: «Maintes fois, le *prenait-il* (d. h. Napoleon III. nahm seinen Sohn) au Conseil des ministres ...» *Annales pol. et litt.*, 29. März 1908, S. 296. — *A meilleure raison*:

«S'il n'existe pas de certitude mathématique, à meilleure raison *n'existe-t-il pas* de certitude judiciaire.» Ebd. 20. Dez. 1908 S. 578. — Nach *ainsi* („so") steht pronominales Subjekt stets, substantivisches Subjekt häufig invertiert (*ainsi ferai-je; ainsi va le monde*). Vgl. Plattner I 251. Dagegen soll *ainsi* im folgernden Sinne („also", „demnach") die regelmäßige Wortfolge nach sich haben (*ainsi nous ne pouvons douter que* . . .). Gelegentlich findet sich Inversion: «Traqué rigoureusement, Jacques finit par donner à son père la satisfaction réclamée; il se résigna, grâce à l'affirmation de Louis Falque, selon qui la municipalité actuelle était inexpugnable: ainsi la comédie *n'aurait-elle* aucune conséquence.» *Revue de Paris*, XII 9, 144.

18. Wenn das Verbum ein Substantiv-Objekt bei sich hat, ist im allgemeinen die Inversion nicht erlaubt. Im besonderen gilt dies von Fragesätzen, wo sie sonst zulässig ist (*comment périt Charles XII?*, aber *comment Richelieu commença-t-il sa fortune?*). Es kann jedoch ein Verbum mit seinem substantivischen Objekt dem Subjekt vorangestellt werden, wenn beide *einen* Begriff bilden (*faire foi de qch.*, *prendre séance* usw.), und wenn die Klarheit der Beziehung gewahrt bleibt und Zweideutigkeit ausgeschlossen ist: «La pièce eut du succès, comme en *font foi* les recettes.» *Revue de Paris*, XI 7, 559. «En arrière *avaient pris séance* les membres du comité officiel . . .» *L'Illustration*, 19. Dez. 1908, S. 436. — Im Vergleichungssatz: «*Autant de fleurs donne* une mariée, autant d'années jusqu'au mariage.» *Revue de Paris*, XI 10, 326. — In der direkten und indirekten Frage: «*Quel personnage a voulu peindre* Molière?» Ebd. XI 7, 572. «Venez voir à quel prix *vend sa vie* un soldat des Pyramides et d'Austerlitz.» Ebd. XI 3, 606. — Im Ausruf: «*Que d'oreilles charma* son ramage!» *L'Illustration*, 27. Januar 1900, S. 50. — In anderen Hauptsätzen und in Nebensätzen: «. . . et là *dut prendre sa source* le beau fleuve de musique religieuse qui n'a jamais cessé, malgré les séductions du théâtre, de couler de sa plume.» *Revue de Paris*, IV 12, 697. «Déjà *prenait l'essor*, pour se sauver dans les montagnes, cet aigle dont le vol hardi avait d'abord effrayé nos provinces» (Fléchier). «L'ensemble des conditions auxquelles *doit sa forme* un tronc de chêne ou un morceau de granit est infiniment varié.» *Revue de Paris*, XII 12, 795—796. — Die Volkssprache läßt das Objekt in stehenden Redewendungen vor Subjekt und Verb treten: «*Bien du plaisir* je leur souhaite.» Ebd. X 23, 487.

19. In den kurzen Sätzen, die der direkten Rede eingefügt oder angefügt werden, tritt Inversion ein (*dit-il, s'écria-t-il*). Ausgenommen sind nach Plattner (I 251) *je crois* und *je pense*. Auch *je présume* ist zu den Ausnahmen zu zählen: «Dans les douze cents francs, *je présume*, on doit trouver quatre pièces et une cuisine.» *Revue de Paris*, XI 6, 394. Die unbeliebten Formen auf *é-je* (*présumé-je*) werden gemieden. Ohne Inversion können stehen *il semble, il paraît, tu sais, vous savez*; nur die gerade Wortfolge ist erlaubt bei *ce semble* und wenn *le* hinzutritt (*on le voit*). Im übrigen hat Nichtinversion für den heutigen Sprachgebrauch unbedingt als sprachwidrig zu gelten: «Non, *je vous dis!* ... Il ne pourra pas.» *Revue de Paris*, XI 20, 738 (Umgangssprache). In der Sprache der Ungebildeten findet sich öfter die falsche Wortstellung, meistens mit Hinzufügung von *que*: «Pourquoi donc qu'elle s'en va? — C'est parce qu'elle se conduit mal, *que je lui ai dit*. — C'est-il vrai? *qu'il m'a répondu*.» Ebd. XII 5, 146. «Non, *que je vous dis!*» Ebd. XII 5, 161. «N'appelez pas! — *que je lui dis* en breton, faute de savoir causer l'anglais.» Ebd. X 16, 849. «Nous étions saouls perdus, *je vous dis!*» Ebd. X 15, 491. «Tu peux descendre, vieux frère, — *il me fait*.» Ebd. X 15, 512. Der Verfasser der Erzählung (*Fille d'Ouessant*), der die drei letzten Beispiele entnommen sind, bedient sich zwar selbst durchweg der Inversion; in ein paar Fällen jedoch unterläßt er sie, wie die von ihm redend eingeführten Personen: «Pendant votre premier voyage, — *elle continuait*, — je laisserai allonger mes cheveux.» Ebd. X 15, 512. «Serais-tu curieux d'assister à la veillée de *proëlla*? — *elle lui demande*.» Ebd. X 16, 842. «Tout de même, si jeune! — *elle dit*.» Ebd. X 16, 863.

Altona. H. Schmidt.

EIN BEITRAG ZUM BYRONISMUS LERMONTOWS.

(Lermontows Aufzeichnung über seine erste Liebe.)

Der Einfluß Lord Byrons auf die führenden Geister der russischen Literatur in den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts ist eine bekannte Tatsache. Otto Weddigen hat in seinem, für Forschungszwecke freilich wenig brauchbaren Buche: „Lord Byrons Einfluß auf die europäischen Literaturen der Neuzeit“ des englischen Dichters Einwirkung auch auf

Puschkin und Lermontow gestreift. Eingehender haben sich natürlich die slavischen Gelehrten mit dieser Erscheinung befaßt, namentlich hat V. D. Spasovič dem Byronismus Puschkins und Lermontows genauere Untersuchungen gewidmet. Das Buch Weddigens, in erster Auflage 1884 erschienen, wurde durch das Erscheinen der zu einem gewaltigen Werke angeschwollenen „vergleichenden literarischen Studie“ M. Zdziechowskis: „Byron i jego wiek“ („Byron und seine Zeit“ Krakau 1897) zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgedrückt. Die umfassenden Forschungen Zdziechowskis haben nicht bloß im ganzen, sondern in zahlreichen Einzelheiten die Erkenntnis des Byronschen Einflusses, wie auf die russische Dichtung überhaupt, so eben auch auf Lermontow eingehend dargetan.

Es hat freilich den Anschein, als ob derartige Studien nicht des Dankes aller Gelehrten sich zu erfreuen hätten. So ist z. B. für Brückner („Geschichte der russischen Literatur“ S. 212 f.) „die Frage nach der Abhängigkeit Lermontows von fremden Mustern, d. i. von Byron . . . eine ziemlich müßige; einmal darum, weil er auch ohne Byron groß war . . . Dann, weil sein sogenannter ‚Byronismus‘, sein Weltschmerz, kein entlehnter, zeitweiliger wie bei Puschkin oder Mickiewicz, sondern ein echter, beständiger war, dem Byron nur die äußerliche Fixierung, den Ausdruck, die Form zu finden erleichterte.“ Doch fügt er freilich gleich einschränkend noch hinzu: „Allerdings unterscheide man zwischen dem Anfänger Lermontow und dem Meister.“

Wenn auch unzweifelhaft die Jugendwerke Lermontows oft eine sehr enge Anlehnung an den englischen Dichter zeigen, wofür ich im Folgenden einen neuen Beweis zu erbringen hoffe, so ist doch auch in den Schöpfungen der dichterischen Reife nicht so vereinzelt eine ganz unmittelbare Einwirkung Byrons erkennbar — auch dafür glaube ich in einer späteren Abhandlung eine weitere Begründung geben zu können.

Schließlich ist es aber doch wohl überhaupt von allgemeinem Interesse zu erkennen, daß auch die Großen im Reiche der Weltliteratur nicht als einsam ragende, isolierte Gipfel, losgelöst von der Gemeinschaft der andern, dastehen, sondern auch ihrerseits den herrschenden Ideen und Neigungen ihrer Zeit unterworfen sind und in gegenseitiger Abhängigkeit stehen. Darum ist die Frage nach der Abhängigkeit Lermontows von fremden Mustern, nicht bloß von Byron, bis in die letzte Zeit hinein, m. E. mit Recht, Gegenstand mehrfacher Untersuchungen ge-

wesen. Für den gebildeten Westen behandelt diese ganze Frage sehr verständig das Werk von Duchesne: «Michel Iouriévitsch Lermontow, sa vie et ses oeuvres» (Paris 1910). Dieses, von der russischen Kritik freilich stark beanstandete Werk (vgl. z. B. Veselovskij im „Archiv für slavische Philologie" 33, 245 ff. oder Abramovič im „Žurnal Ministerstva narodn. prosv." 1911, N S. 32, S. 386 und in der Literaturübersicht des fünften Bandes seiner Lermontowausgabe S. 176) gibt ja unzweifelhaft Anlaß zu mancherlei Ausstellungen, so namentlich durch die Beiseite schiebung der Jugendwerke des Dichters, doch der, auch von der russischen Kritik schließlich zugestandene Wert des Buches für den Westen ist nicht zu verkennen: er beruht in der übersichtlichen Zusammenstellung alles dessen, was die Lermontowforschung bisher ergeben hat, wobei die literarischen Beziehungen, allerdings mit einer durch die Tatsachen nicht voll gerechtfertigten Betonung des französischen Einflusses, aufs eingehendste behandelt werden. Auch der Einwirkung Byrons auf unsern Dichter widmet Duchesne ein recht umfangreiches und sehr beachtenswertes Kapitel.

So darf also der Byronismus Lermontows als allgemein anerkannte und in namhaften Werken behandelte Tatsache angesehen werden[1]. Und wir sind ja auch in der Lage, nicht bloß aus den Dichtungen Lermontows das zu erschließen, sondern vielmehr auch aus seinen gelegentlichen Aufzeichnungen ganz deutliche Belege dafür zu erbringen.

Wenn uns schon aus einem Briefe des Vierzehnjährigen an seine Tante Schan-Girej vom Dezember 1828 (No. 2 des Briefwechsels) ein zu selbstbewußter Künstlerstolz in recht unkindlicher Weise entgegentritt, so verbindet sich doch andrerseits wieder mit dem starken Bewußtsein eigenen Wertes eine nahezu krankhafte Sucht peinigender Selbstanalyse. Diese Zerrissenheit seines Innern brachte Lermontow von vornherein den Gedankengängen der Dichtungen Byrons nahe. Daher ist es uns auch erklärlich, daß wir unsern Dichter schon frühzeitig, kaum dem Knabenalter entwachsen, mit der Lektüre der Werke und der Lebenserscheinung Byrons beschäftigt finden.

Byrons Muse umgarnt auch ihn, wie so viele, dermaßen, daß er nichts sehnlicher wünscht, als seinem Vorbilde es in

---

[1] Vgl. auch in dieser Zeitschrift XXV, Heft 5, S. 264 die Bemerkungen Ernst Friedrichs'.

allem möglichst gleich zu tun. Überallher sucht er Parallelen zwischen sich und dem englischen Dichter. „Als ich im Jahre 1828 in der Pension Verse zu schmieren begann, kopierte und entlehnte ich sie gewissermaßen instinktiv. Ich besitze sie noch jetzt. Gegenwärtig lese ich im Leben Byrons, daß er dasselbe tat — diese Übereinstimmung hat mich überrascht" schreibt Lermontow im Jahre 1830 (Abramovič IV, 349). Und nach solchen Übereinstimmungen sucht er nun unaufhörlich: „Noch eine Übereinstimmung in meinem Leben mit Lord Byron. Seiner Mutter verkündete eine Alte in Schottland, daß er ein großer Mann werden und zweimal verheiratet sein wird. Mit Beziehung auf mich sagte im Kaukasus eine alte Hebamme ganz dasselbe meiner Großmutter voraus. Gebe Gott, daß es auch an mir in Erfüllung gehe, mag ich auch gleich ebenso unglücklich werden wie Byron" (ibid. S. 351). Auch in seinen Gedichten klingt es wieder: „Ich wünschte wohl, es Byron gleich zu tun" (Abramovič, No. 147).

Trotz dieses, auf unzweifelhaft engster Geistesverwandtschaft beruhenden, bedeutenden Einflusses Byrons auf unsern Dichter will er doch als eine durchaus selbständige dichterische Persönlichkeit angesehen werden: „Nein, ich bin nicht Byron, ich bin ein anderer, noch unbekannter Auserwählter, — wie er ein durch die Welt gehetzter Wanderer, aber eben: mit einer russischen Seele![1]" (Abramovič I, S. 300, No. 273).

Gerade diese russische Seele macht die schöpferische Eigenart unsres Dichters aus. Darum hatte er auch seit 1837 solch dichterische Erfolge, daß der „unbekannte Auserwählte" schon 1838 der so hochgeschätzten Lopuchina schreiben konnte (No. 27 des Briefwechsels): «Tout ce monde que j'ai injurié dans mes vers se plaît à m'entourer de flatteries, les plus jolies femmes me demandent des vers et s'en vantent, comme d'un triomphe.» Es folgen dahinter freilich gleich unmittelbar die bezeichnenden, eines Byron wie eines Pečorin gleich würdigen Worte: »Néanmoins je m'ennuie». Trotz der ostentativ zur Schau getragenen Gleichgültigkeit gegen diese dichterischen Triumphe erfreuten ihn und schmeichelten ihm schließlich doch die Huldigungen der „großen Gesellschaft". Das zeigen m. E. die breiten Schilderungen

[1] Dieses bekannte Gedicht aus dem Jahre 1831 ist in metrischer Übersetzung am leichtesten zugänglich in der bei Reclam erschienenen Auswahl der Gedichte Lermontows von Friedrich Fiedler (S. 33, No. 10).



in den nächsten Zeilen: «Il fut un temps où j'ai cherché à être admis dans cette société, comme novice; je n'y suis pas parvenu, les portes aristocratiques se sont fermées pour moi; et maintenant j'entre dans cette même société non plus en solliciteur, mais en homme, qui a conquis ses droits; j'excite la curiosité, on me recherche, on m'engage partout sans que je fasse mine de le désirer même; les femmes, qui tiennent à avoir un salon remarquable, veulent m'avoir, car je suis aussi un lion — oui, moi, votre Michel, bon garçon, auquel vous n'avez jamais cru une criniére[1]. Convenez que tout cela peut enivrer; heureusement, ma paresse naturelle prend le dessus; et peu à peu je commence à trouver cela par trop insupportable». Aus diesen Worten leuchtet doch ein gewisser Stolz über den nun doch erlangten Zutritt zur Gesellschaft hervor. Daß er darüber zu spotten sucht, wird uns nicht irre machen: das ist derselbe Ton, dem wir auch bei Byron begegnen. Wir dürfen gegen alle diese Einschränkungen, welche der Briefschreiber macht, um so mißtrauischer sein, als wir, ganz wie bei Byron, auch bei Lermontow die Eigenliebe als einen der ausgesprochensten Charakterzüge kennen, wie er ja auch selbst von sich in eben diesem Briefe mit der ihm eigenen Offenheit bekennt: «Vous savez que mon plus grand défaut c'est la vanité et l'amour propre.»

Die Bedeutung der Schöpfungen Lermontows erkannte aber nicht bloß jener Kreis der russischen Gesellschaft an, sondern auch die verständnisvolle Kritik eines Bielinskij. Schon frühzeitig drang auch die Kunde Lermontowscher Dichtung nach dem Westen, namentlich nach Deutschland. Hier ist der Name Bodenstedts unauflöslich mit dem Lermontows verknüpft. Bodenstedt, dem ja russische Sprache und Literatur nicht nur durch langen Aufenthalt in Rußland selbst vertraut war, sondern der auch persönlich noch mit Lermontow im Winter vor dessen Tode (1841) in Moskau zusammengetroffen war, brachte den Schöpfungen Lermontows das regste Interesse entgegen. Der Dichter der an seinen Tifliser Aufenthalt zurückgemahnenden „Lieder des Mirza Schaffy“ schätzte in erster Linie die unvergleichlichen Naturschilderungen, die Lermontow gerade von den wilden Schönheiten des sich der eindringenden Russen wehrenden Kaukasus gab, doch seinen Byronismus hob er nicht hervor.

---

[1] Ist das „criniére“ der Ausgabe (IV, 334) nur Druckfehler? Duchesne macht beiläufig Glossen über Ls.' Französisch!

Und doch ist gerade dies ein so Byronischer Gedanke: diese Zukehr zu den freien Bergen mit ihrer noch urwüchsigen Bevölkerung, die im Kampfe mit der von Norden anrückenden höhereren Kultur begriffen (mag es auch die russische sein), ihren Untergang finden muß. Ist die Grundidee also von Byron eingegeben, so steht die Einkleidung des Gedankens aber doch unter Puschkinschem Einfluß. Dessen „Gefangener im Kaukasus“ regte unsern jungen Dichter schon frühzeitig an, die Schöpfungen seiner reichen Phantasie hier zu lokalisieren.

Dabei aber hat Lermontow seinen großen Vorgänger, dessen Beispiel ihn der wilden Romantik des Kaukasus zuführte, schließlich in der Schilderung der Schönheit seiner Natur bei weitem übertroffen, ja, er ist der eigentliche Sänger des Kaukasus geworden. Fast alle seine größeren Dichtungen spielen im Kaukasus, ihm verdankt er die stärksten dichterischen Eindrücke: so ist es denn auch nicht wunderbar, daß er sich ihn zum Schauplatz seiner angeblich ersten Liebe erwählt hat.

Lermontow hat in einer recht langen, sich als autobiographisch gebenden Prosaaufzeichnung vom 8. Juli 1830 (Abramovič IV, S. 349 f.) uns die Geschichte dieser ersten Liebe erzählt. Der Inhalt ist kurz folgender: Lermontow, der als Kind sehr zur Kränklichkeit neigte, wurde wegen seines schwachen Gesundheitszustandes von der besorgten „babuška“, seiner Großmutter, bei der er nach dem frühzeitigen Verlust der Mutter aufwuchs, im Alter von zehn Jahren in ein Kaukasusbad gebracht. Daselbst verkehrte in dem Kreise seiner dortigen Verwandtschaft eine Dame mit ihrer neunjährigen Tochter. Dieses Mädchen wurde nun der Gegenstand seiner schwärmerischen Zuneigung. So kindlich war diese Liebe, daß er davonlief, wenn er nur den Namen des Mädchens nennen hörte: „Jetzt habe ich ihn vergessen,“ fügt er merkwürdigerweise hinzu. Man fragt sich, wie ist denn das bloß möglich bei einer, noch nach sechs Jahren so stark betonten Liebe, die angeblich nach sechs Jahren noch so mächtig, dazu ohne jede Beziehung zur Geliebten, in der Erinnerung fortbesteht, daß sein Gefühl noch jetzt in dieser Aufzeichnung nach einem Ausbruch, eben in dieser Prosaaufzeichnung, drängt und in zahlreichen Gedichten der Zeit entweder ganz vorherrscht oder wenigstens in Anspielung uns entgegentritt? Es zeigt sich hier also ein Rätsel, hier kann etwas doch nicht stimmen.

Eine Antwort auf diese Frage finde ich nun zum Schluß

dieser Aufzeichnung. Dort heißt es nämlich (Abramovič IV, S. 350): „Man sagt (Byron), daß eine frühe Liebe einen Geist kennzeichnet, der ein Liebhaber der schönen Künste sein wird. Ich denke, daß in einer solchen Seele viel Musik ist." Spielt nun Lermontow in dem Schlußgedanken offenbar auf die bekannte Shakespearestelle an, so ist für mich doch von größerer Bedeutung, daß er in diesem Zusammenhange gerade auf Worte Byrons verweist.

Daß er sich in seiner Jugend besonders im Banne des englischen Dichters befand, das tritt uns namentlich auch in einer Bemerkung der Gräfin Rostopčina[1] vor Augen, die hervorhebt, daß sich unser junger Dichter geradezu mit Byronismus drapierte, der damals in Mode stand: „Don Juan machte er zu seinem Helden, nicht genug damit: zu seinem Vorbilde. Er verlegte sich aufs Geheimnisvolle, Düstere und Anzügliche. Diese kindliche Spielerei hinterließ unauslöschliche Spuren in seiner beweglichen und empfänglichen Einbildungskraft; auf Grund dessen, daß er aus sich einen Lara und Manfred machte, gewöhnte er sich daran es zu sein. Ich erinnere mich noch jetzt des sonderbaren Eindruckes, den das arme Kind auf mich machte, welches sich als Greis vermummte und in erquälter Nachahmung die Jahre der Leiden vorwegnahm." Damit stimmt auch die Bemerkung der, sonst ja nicht unbedingt zuverlässigen Suškova überein[2]: „(Lermontow) war unzertrennlich von dem gewaltigen Byron."

Wenn wir uns nun namentlich die bereits angeführten Bemerkungen Lermontows nochmals vergegenwärtigen, welche deutlich beweisen, wie begierig er darnach verlangte, es selbst in allen Kleinigkeiten Byron gleichzutun, wie er zwischen seinem und Byrons Lebensgange emsig nach Parallelen suchte, so wird es uns von vornherein wahrscheinlich erscheinen, auch in der angeblich autobiographischen Aufzeichnung vom 8. Juli 1830 eine Nachahmung des vielbewunderten Engländers sehen zu müssen, um so mehr, als die mit der Wirklichkeit schlecht zu vereinbarende Prosanotiz am Ende selbst noch auf Byron hinweist. Dieses Vorbild glaube ich nun in der Tagebucheintragung Byrons[3] vom 26. November 1813 gefunden zu haben,

---

[1] Bei Abramovič V, S. VII am leichtesten zugänglich.

[2] ebda. S. XXIV.

[3] Für Lermontow kommt natürlich nur die Ausgabe von Thomas

jener bekannten Verherrlichung der kindlichen und so nachhaltigen Liebe Byrons zu Mary Duff. Schon beim einfachen Durchlesen beider Stellen wird die Ähnlichkeit auffallen und schon der Gesamteindruck wird die Abhängigkeit des Lermontowschen Berichtes von der Darstellung Byrons bestätigen. Aber über diese allgemeine Anregung der Erzählung Byrons hinaus können wir auch noch in Einzelheiten, sowohl in Nebenumständen als in Ausdrücken, eine sehr bedeutende und nicht wegzuleugnende Ähnlichkeit feststellen. Nur ganz nebenbei will ich auch noch auf den Umstand aufmerksam machen, daß Lermontow diese Aufzeichnung im Alter von etwa sechzehn Jahren verfaßt hat: es ist das aber dasselbe Alter, in dem Byron, nach seinem Bericht ("at last, many years after, when I was sixteen"), die Nachhaltigkeit seiner so frühreifen Liebe durch jenen bekannten Zwischenfall bei der Nachricht von der Verheiratung Mary Duffs bewies. Gerade diese Übereinstimmung im Lebensalter läßt der Vermutung Raum, daß Lermontow mit einer ähnlichen Gefühlstiefe aufwarten wollte und daher gerade durch das gleiche Alter zur Nachahmung der Byronischen Aufzeichnungen veranlaßt wurde.

Nach bekannter Weise analysiert Byron in seiner Tagebuchaufzeichnung sein, ihm selbst wunderbares, so vorzeitiges Liebesempfinden: "How very odd that I should have been so utterly, devotedly fond of that girl, at an age, when I could neither feel passion, nor know the meaning of the word" und dann noch weiterhin: "How the deuce did all this occur so early? where could it originate? I certainly had no sexual ideas for years afterwards; and yet my misery, my love for that girl were so violent, that I sometimes doubt, if I have ever been really attached since." Lermontow nimmt nun inhaltlich diesen Gedankengang auf, wenn auch verkürzt, und gibt ihn so wieder: „Wer wird mir glauben, daß ich bereits in einem Alter von zehn Jahren die Liebe kannte?" Dann erzählt er kurz den Sachverhalt und fährt wieder fort: „Ich weiß nicht, war sie schön oder nicht, doch ihr Bild hat sich noch jetzt in meinem Kopfe erhalten. Es erschien mir liebenswert, ich weiß selbst nicht warum... ...Damals hatte ich davon überhaupt

---

Moore in Frage. Ich verweise, der leichteren Zugänglichkeit wegen, auf die bekannte Ausgabe von Prothero: The Works of Lord Byron, Letters and Journals, Vol. 2, 347 f.

noch kein Verständnis, nichts desto weniger war das eine kräftige, wenn auch kindliche Leidenschaft; es war eine wirkliche Liebe; seit dieser Zeit liebte ich nicht mehr so.“ Und einige Zeilen später lesen wir nochmals: „Nein, seit dieser Zeit sah ich nichts Ähnliches, oder das scheint mir so, weil ich niemals so liebte wie dieses Mal. Die Berge des Kaukasus sind für mich geweiht ... und so früh! mit zehn Jahren. O, dieses Rätsel!“ Weiterhin bekennt Byron: “it is a phenomenon in my existence (for I was not eight years old) which has puzzled, and will puzzle me to the latest hour of it.” Lermontow hat, seiner ganzen Anlage entsprechend, gerade Gefallen an der „latest hour”. Daher steigert er gerade auch diesen Gedanken: „Ach, diese Minute der ersten Unruhe der Liebe wird bis zum Grabe meinen Verstand peinigen. Und so früh!“ Er wiederholt dann nochmals diesen ihm so besonders zusagenden Gedanken: „O, dieses Rätsel, dieses verlorene Paradies[1] wird bis zum Grabe meinen Sinn peinigen!“

Man kann nun freilich hier einwenden, daß die Selbstanalyse, da beiden Dichtern gemein, keinen Beweis gäbe und daß auch die Versicherung ewiger Liebe nur dem hergebrachten Formelschatz jedes temperamentvollen Liebhabers entspräche und somit ebenfalls einer entscheidenden Bedeutung entbehre. Demgegenüber muß bemerkt werden, daß gewiß das vereinzelte Auftreten eines dieser beiden Punkte Beweiskraft nicht besäße, daß aber im ganzen Zusammenhange die angeführten Übereinstimmungen mindestens sehr beachtenswert sind. Doch viel bedeutsamer sind einige andere Einzelheiten, die den engen Anschluß Lermontows m. E. unwiderleglich dartun.

Byron entwirft uns ein Bild Morys nach folgendem Schema: 1. Haare, 2. Augen, 3. äußerer Gesamteindruck. „How very pretty is the perfect image of her in my memory — her brown, dark hair, and hazel eyes; her very dress!“ Auch Lermontow will uns eine Schilderung des Aussehens der jugendlichen Geliebten geben: dabei hält er sich nun genau an dieses dreiteilige Schema: „Blondes Haar, blaue, durchdringende Augen, eine ungezwungene Haltung ... nein! seit dieser Zeit sah ich

[1] Der Ausdruck „Paradies“ oder „verlorenes Paradies“ ist bei Lermontow äußerst häufig. Es ist nicht notwendig, hierin eine Reminiszenz an Milton zu sehen, obwohl auch nichts dagegen spricht. Immerhin lag dem Dichter des „Dämon“ diese Ausdrucksweise nahe.

nichts Ähnliches.“ Die Angaben Byrons unterscheiden sich übrigens im allgemeinen von der Erzählung Lermontows durch ihre größere Klarheit in den Bestimmungen. So lesen wir z. B. bei Byron: “I remember too, our walks, and the happiness of sitting by Mary, in the children’s apartment, at their house not far from the Plain-stanes at Aberdeen, while her lesser sister Helen played with the doll.” Mit recht unwesentlicher, eben nur durch die etwas geänderten Verhältnisse bedingten Umformung hat Lermontow auch diese Stelle übernommen. Es zeigt sich aber hierbei gerade gegenüber der so bestimmten Angabe Byrons jene eben erwähnte Unklarheit in den Angaben des Ortes und der handelnden Personen: „Einmal kam ich, wie ich mich erinnere, ins Zimmer gerannt. Sie war da und spielte Puppen mit meiner Cousine. Mein Herz erzitterte, meine Knie begannen zu wanken.“ Das Verhalten von Byrons Mutter in dieser ganzen Liebesangelegenheit ist so, wie wir es bei dieser Frau voraussetzen: “My mother used always to rally me about this childish amour.” Diesen tragischen Gedanken läßt sich Lermontow natürlich nicht entgehen; „Man lachte und spottete über mich, denn man merkte die Bewegung in meinem Gesicht.“ Dabei muß man aber wieder fragen: wer lachte und höhnte? Die „babuška“, die ihren Enkel abgöttisch liebte und den früh Mutterlosen (der Vater lebte wohl noch, war aber ausgeschaltet) sorglich aufzog, doch wohl nicht, die Cousinen Stolypin waren auch noch zu jung, um diesem angeblichen Vorfall ein Verständnis entgegenzubringen, überhaupt: warum nennt uns Lermontow gar keine Namen (man findet sie bei Viskovatyj VI, 24 f.)? Warum diese ganze Anonymität? Das verdirbt doch nur den Gesamteindruck der Darstellung Lermontows gegenüber der Erzählung Byrons: hier herrschen klare, bestimmte Angaben vor, bei unserem jungen Dichter eine Überschwänglichkeit, eine Unklarheit der Sachlage, etwas Widerspruchsvolles, welches durch dicker aufgetragene Melancholie der Ausdrucksweise übertüncht werden soll.

Wenn Lermontow den Namen der Geliebten bloß nennen hört, dann läuft er weg, um nicht durch das heftige Pochen seines Herzens, durch das Beben seiner Stimme den andern sein ihm selbst so unbegreifliches Geheimnis zu verraten. Und wenige Zeilen vorher schrieb er noch, ganz nach Byronischem Vorgange, daß „man“ (also: wer?) ihn wegen seiner Liebe, die auf seinem Gesicht geschrieben stand, verspottete! Also war

sein Geheimnis doch bekannt! „Ich weiß nicht, wer sie war, woher sie war“ klagt er; es muß doch ein merkwürdiges Gedächtnis sein, welches sich des Namens der Geliebten nicht erinnert und zu dem Geständnis zwingt: „Ich erinnere mich nicht, war sie schön oder nicht, doch ihr Bild bleibt noch jetzt in meinem Kopfe erhalten.“ Und dabei nach einem reichlichen halben Dezennium noch diese heiße Liebe, diese innige Erinnerung an selbst kleine Einzelheiten (z. B. das Weglaufen beim Hören des jetzt vergessenen Namens oder die Puppenspielszene). Dann nun noch etwas Merkwürdiges: auch jetzt möchte er nicht fragen, wer denn die geliebte Unbekannte gewesen sein mag: „Ich weiß nicht, wer sie war, woher sie war, und bis jetzt ist es mir nicht gut möglich, irgendwie nur danach zu fragen: vielleicht fragt man (also: wer?) mich dann danach, wie ich mich denn erinnere, während sie es vergaßen; oder es denken dann diese Leute (!), wenn sie meine Erzählung hören, daß ich phantasiere, und *glauben nicht an ihre Realität*, — das wäre mir schmerzlich.“ Diese (für eine doch nur dem Niederschreibenden zugängliche Aufzeichnung!) merkwürdigen Worte werden uns in unsern Zweifeln an die Wirklichkeit der Erzählung allerdings eher noch bestärken; Lermontow selbst hat damit auch das entscheidende Wort von der „Realität“ zuerst gebraucht! Sollen das etwa nur die schwächlichen *Nachklänge* der Bemerkung Byrons sein: “Next to the beginning, the conclusion has often occupied my reflections, in the way of investigation. That the facts are thus, others know as well as I, and my memory yet tells me so, in more than a whisper.”

Es ist aber nun doch sehr auffällig, daß Lermontow in seiner Aufzeichnung vom 8. Juli 1830 gerade *ein* Motiv nicht aufgenommen hat, welches bei Byron sich findet: das der Verheiratung der Jugendgeliebten mit einem andern. Und gerade diesem Motiv begegnen wir doch so sehr häufig sonst in den Dichtungen Lermontows! Es entspräche das ja auch durchaus seiner Veranlagung, „Verrat“ zu sehen. Diese Stimmung drückt sich z. B. allgemein schon in einem Gedichte des Jahres 1829 (I, Nr. 10, S. 46) so aus: „Schwerlich wird einer von uns das Land sehen, wo der Freund den Freund nicht betrügt, Liebe die Liebe nicht verrät.“ Wenn Lermontow auf dieses, späterhin in seinen Dichtungen so besonders fruchtbare Motiv verzichtet, so könnte einerseits der Grund dafür sein, daß er die Entlehnung der ganzen Erzählung aus Byron verschleiern wollte, aber

zweitens: hätte er in diesem Falle nicht selbst dann Genaueres noch über die Person der Geliebten wissen müssen, hätte er dann die ihm so notwendige Anonymität so völlig aufrecht erhalten können? Daher verzichtete er also notgedrungen auf dieses, ihm sonst so naheliegende Motiv des „Verrates“. — Schließlich ist aber auch die Zeit, in welcher das Motiv der ersten Liebe bei Lermontow auftritt, äußerst beachtenswert. Es ist nämlich das Jahr 1830, das heißt dasjenige Jahr, in welchem er gerade in den Besitz der eben erst erschienenen Ausgabe Thomas Moores kam: “Works of Lord Byron with his Letters and Journals and his Life.” Erst seit diesem Jahre nämlich tritt bei unserem Dichter dieses Motiv der ersten Liebe in den Vordergrund. Denn abgesehen von solchen, seinen vierzehn Lebensjahren schlecht anstehenden und daher nur lächerlich wirkenden überreifen Liebesergüssen allgemeineren Inhaltes, wie z. B. „Elegie“ (1829; I, S. 72, Nr. 44, bei Reklam S. 8, Nr. 2), bezieht sich das erste ansprechende Liebesgedicht auf die zweite Liebe: „An meinen Genius. Eine Erinnerung daran, was im Dorfe Efromowo im Jahre 1827 war, als ich zum zweiten Male im Alter von 12 Jahren liebte — und noch jetzt liebe“ (1829; I, Nr. 19, S. 53; die Beischrift erfolgt freilich erst nach der Abfassung des Gedichtes.) Das war also noch im Jahre 1829, also im Jahre vorher, daß er, wie Sergej Nikolajevič in Turgenjews Erzählung „Erste Liebe“, gleich mit der zweiten begann, denn vor diesem, der zweiten Liebe gewidmeten Gedichte finden wir keines, welches die erste Liebe auch nur erwähnt, geschweige so romantisch verklärt, wie seit dem Erscheinungsjahre der Ausgabe Thomas Moores! Daß Lermontow schon im Jahre 1830 mit dieser Ausgabe der Werke Byrons bekannt wurde, beweist uns seine eigene Aufzeichnung aus diesem Jahre: „Jetzt lese ich im Leben Byrons“ (IV, 349).

Die Lektüre von Byrons Aufzeichnung über sein Verhältnis zu Mary Duff mußte nun aber auch notwendigerweise auf das Gemüt des jungen Lermontow anregend einwirken. Denn erstens geriet ja sein Herz schon sehr frühzeitig, oft und leicht in Wallung. Mithin fand also dieses Erlebnis Byrons in unseres Dichters überhaupt liebelechzendem Gemüte einen gut vorbereiteten Boden, ein innerlich vorhandenes Verständnis. Es bestand aber auch bei ihm der Wille, es dem so sehr geschätzten Vorbilde Byron in allem möglichst gleichzutun: das lehrten uns sowohl eigene Äußerungen Lermontows als auch solche seiner Zeitgenossen. Zu diesem innerlichen Verständnis und dem vorhandenen Willen

trat dann endlich auch noch die dichterische, instinktive Erkenntnis: in der Aufgreifung eben dieser Episode einen dankbaren Stoff und zugleich eine Fülle neuer Motive voll lyrischen Wertes zu gewinnen. So ließ er sich diese Darstellung Byrons nicht entgehen, zumal sie ja sein Herz und seine Phantasie gleichmäßig beschäftigten.

Aus allen diesen Gründen vermag ich in dieser Prosanotiz vom 8. Juli 1830 kein eigentlich autobiographisches (dies im engen Sinne der Schilderung äußerer Lebensereignisse) Dokument zu erblicken, sondern nur den prosaischen Entwurf des in Lermontows Seele nach Ausdruck ringenden Stoffes der Verklärung einer angeblichen ersten Liebe zu sehen. In dieser vorläufigen prosaischen, nach dem Muster Byrons entworfenen Niederschrift suchte sich unser junger Dichter in die Stimmung der ihn in Anspruch nehmenden, durch Byron angeregten künstlerischen Idee zu vertiefen, wohl mit der Absicht einer späteren „Versifikation". Wir haben also daher kein Recht, diese Aufzeichnung als biographisch bare Münze zu nehmen, vielmehr ist sie nur der Niederschlag einer lyrisch-dichterischen Stimmung in zunächst ungebundener Form, deren Rhythmisierung dann weiterhin auch wirklich erfolgt ist.

Diese, schon in ihrem Vorwurf stark lyrische Prosaaufzeichnung steht nun tatsächlich mit zwei Gedichten Lermontows aus diesem Jahre 1830 in engstem Zusammenhange, nicht bloß dem ganzen Gedankengange nach, sondern auch in der Verwandtschaft des Ausdrucks. Die Lieder Lermontows aus dieser Zeit sind ja überhaupt voll des Kaukasus und des Gedenkens der ersten Liebe. Der Herausgeber der Werke unseres Dichters in der „Akademieausgabe russischer Schriftsteller", Prof. Abramovič, will nun diese Aufzeichnung mit dem Gedicht: „Der Kaukasus" (I, Nr. 104, S. 109, vgl. S. 375) in nähere Beziehung bringen: „Das Gedicht trägt einen autobiographischen Charakter. Auf seiner Reise in das Kaukasusbad begegnete er seiner ersten Liebe." (Es folgen nun noch einige Sätze aus Lermontows Aufzeichnung.) Es ist ja freilich richtig, daß dieses Gedicht, wie übrigens so manches andere, der ersten Liebe und auch des Kaukasus gedenkt, aber in erster Linie eben des Kaukasus, während das Motiv der ersten Liebe nur recht beiläufig Erwähnung findet. Und die erste Liebe steht doch gerade im Mittelpunkte der ganzen Aufzeichnung, während umgekehrt der Kaukasus eine nur ganz nebensächliche Rolle darin spielt. Es

wird seiner nämlich nur in den Worten gedacht: „Die Berge des Kaukasus sind für mich heilig.“ „Heilig“ — natürlich wegen dieser dort lokalisierten angeblichen ersten Liebe. Dazu kommt nun noch, daß das Gedicht ein in der Prosaaufzeichnung sich gar nicht findendes Motiv enthält, nämlich das von der zu früh dahingeschiedenen Mutter: „In den Jahren der Kindheit verlor ich meine Mutter.“ Endlich ist aber auch noch hervorzuheben, daß dieses Gedicht in keinem seiner Ausdrücke auf eine nähere Beziehung zur Prosanotiz schließen läßt, so daß also auch aus diesem Grunde ein engerer Zusammenhang nicht erweisbar ist.

Dagegen finde ich diese engere Zusammengehörigkeit in zwei anderen Gedichten dieses Jahres, nämlich in dem Gedicht „Erste Liebe“ (I, Nr. 200, S. 177) und „Nacht 4“ (I, Nr. 164, S. 156). Beide haben im ganzen Gedankengange zunächst eine unbestreitbare Verwandtschaft mit der Aufzeichnung vom 8. Juli. Dann aber sind auch noch bezeichnende Einzelheiten hervorzuheben. Das Gedicht „Erste Liebe“ beginnt mit den Worten: „V rebjačestvě moem“ („In meiner Kindheit“). Es ist nun bezeichnend, daß das Wort „rebjačestvo“ (und die ganze Wortsippe) für „Kindheit“ bei Lermontow das ungleich seltenere Wort ist. Daher ist es doch immerhin auffallend, daß auch die doch gar nicht etwa unter rhythmischem Zwange stehende Prosanotiz diesen Wortstamm wählt in den Worten: „Das war eine starke, wenn auch kindliche (‘rebjačeskaja’) Leidenschaft.“ Der Vers 8 des Gedichtes lautet: „Dieser Blick bleibt noch jetzt in meiner Brust lebendig.“ In der Prosaaufzeichnung lesen wir den ganz ähnlichen Ausdruck: „Ihr Bild bleibt noch jetzt in meinem Kopfe erhalten,“ also mit nur unwesentlicher Wortänderung der gleiche Sinn! Besonders ist aber noch auf die beiden Verse 11/12 zu verweisen: „Und das fremde Mädchen liebte ich, wie ich seit dieser Zeit nicht mehr lieben konnte, vielleicht nicht mehr lieben werde.“ Damit vergleiche man die Worte der Aufzeichnung: „Das war eine wirkliche Liebe, seit dieser Zeit liebte ich nicht mehr so.“

Auch das andere Gedicht steht unmittelbar unter dem Eindruck dieser Aufzeichnung. Mit stärkerer Betonung des Unglücks dieser Liebe sagt der junge Dichter hier (V. 17ff.): „Wie hätte ich es vermocht, diesen Blick nicht zu lieben? Der Dolch der Mißachtung durch ein Weib durchbohrte mich . . . Doch nein, seit dieser Zeit liebte ich immer und litt ich immer . . . Dieser Blick ist mir unerträglich — er heftet sich an mich wie

ein Schatten, und ich bin bis zum Grabe verdammt, nimmer eine andere zu lieben.“ Diese Worte stimmen einerseits zu schon angeführten des Gedichtes „Erste Liebe“ und der Prosanotiz, dann aber auch zu dem Gedanken, der in der Aufzeichnung vom 8. Juli so lautet: „Ach diese Minute der ersten Unruhe der Liebe wird bis zum Grabe meinen Sinn peinigen,“ was dann nochmals wiederholt wird: „O dieses Rätsel, dieses verlorene Paradies — sie werden bis zum Grabe meinen Sinn peinigen.“ Die Bemerkung der Prosanotiz: „Man lachte und spottete über mich, denn man bemerkte die Erregung in meinem Gesicht“ finden wir wieder in den Worten des Gedichtes: „Im Familienkreise lacht man vielleicht einfach im stillen darüber und macht sich von Herzen lustig.“ Selbst die „Tränen der ersten Jahre“ (Vers 39) finden ihr Vorbild in der Prosaaufzeichnung: „Ich weinte insgeheim ohne Grund.“ Vielleicht kann man auch als eine unmittelbare Erinnerung an Byron die Verse *17ff.* verstehen: „Und dort stehen in trauriger Schar die Schemen vergangener Jahre, unter ihnen ist ein Schattenbild: es beherrschte meinen Sinn.“ Klingen diese letzten Worte inhaltlich an Gedanken des Gedichtes „Erste Liebe“ und der Aufzeichnung vom 8. Juli an, so zeigt doch das Erscheinen auch anderer lieber Bilder aus entschwundener Zeit, daß der Dichter neben seiner Herzenskönigin auch kleineren Göttern gehuldigt hat. Das erinnert an die Worte Byrons: “I had and have been attached fifty times since that period” (mit Mary Duff). In der Prosanotiz spiegelt sich wohl auch in den Worten: „Nein, seit dieser Zeit sah ich nichts Ähnliches oder es schien mir so, *weil ich niemals so liebte als dieses Mal,*“ anscheinend Byrons Bemerkung wieder.

So stimmen diese Gedichte also, nicht bloß im ganzen Gedankengange, wie ich nochmals hier bemerken möchte, sondern auch in der Ähnlichkeit des Ausdrucks öfter überein und zwar untereinander und mit der Aufzeichnung vom 8. Juli. Es ist daher auch nur selbstverständlich, daß die ganze nächtliche Grundstimmung der Aufzeichnung, die ja „im Jahre 1830, am 8. Juli, nachts (wenigstens angeblich, oder ist das vielleicht auch bloß eine literarische Fiktion?), niedergeschrieben wurde, auch schon gleich im Anfange der beiden Gedichte beibehalten ist. Wir lesen im Gedicht „Erste Liebe“ (V. 3ff.): „Auf weichem Lager des Schlafes oftmals im nächtlichen Dunkel beim flackernden Lichte der heiligen Lampe . . . überließ ich meinen Geist einer

unbesiegbaren Träumerei.“ Dazu paßt die Situationsschilderung des anderen Gedichtes (V. 1f.): „Allein bin ich in nächtlicher Stille. Die niederbrennende Kerze flackert.“ Dieses letztere Gedicht ist, nach der ausdrücklichen Anmerkung des Dichters, geschrieben: „1830, nachts, am 28. August.“ Ich mache zugleich dabei darauf aufmerksam, daß durch diese Beischrift unser Gedicht zeitlich also *nach* der Prosaaufzeichnung fällt, wie wir das ja nicht anders erwarten können.

Schließlich zeigen uns aber beide Gedichte noch eines: nämlich, daß wir es hier tatsächlich nur mit dichterischer Phantasietätigkeit, mit keinem tatsächlichen Erlebnis zu tun haben. In der eben angeführten Stelle des Gedichtes „Erste Liebe“ heißt es: „Ich überließ, gepeinigt von einer Vorstellung, einem Vorgefühl meinen Geist einer unbesiegbaren Phantasie“ oder einige Verse weiter noch deutlicher: „Wenn dann mein teures Trugbild („prizrak“, — dieses Wort auch im Gedicht „Nacht“ V. 22: „Dieser Anblick verfolgt mich wie ein Gespenst [„prizrak“]) entflieht, werfe ich in meiner Einsamkeit meinen Blick verwirrt auf die geliebten Wände.“ Der Schluß des Gedichtes sagt es dann ganz unverhüllt: „Und dunkel wie die Wände war die Erinnerung daran, daß es nur ein Phantasiebild war und dabei doch so hold!“ Verraten uns die einzelnen Ausdrücke dieses Gedichtes, daß wir gegen die Wirklichkeit jenes Jugenderlebnisses berechtigte Bedenken haben müssen, so zeigt das Gedicht „Nacht“ weniger in einzelnen Ausdrücken als vielmehr in der zu reichlichen und altklugen Phrasenhaftigkeit (besonders V. 9 bis 201) die Unwahrscheinlichkeit des persönlichen Erlebnisses.

Der Entwicklungsgang der angeblichen ersten Liebe Lermontows erlaubt uns nun aber auch einen Blick in des Dichters Werkstatt zu tun, der uns im ganzen nur das bestätigt, was wir schon darüber auch sonst wußten, es uns aber hier besonders typisch zeigt, wie der Dichter arbeitet, wie mannigfachen Einflüssen sein Werk unterliegt.

Die unmittelbare stoffliche Anregung ging also aus von Byrons Tagebucheintragung vom 26. November 1813. Des Dichters rege Phantasietätigkett versetzte ihn in eine ähnliche Situation, die in recht engem, nicht nur gedanklichen, sondern auch episodenhaften Anschluß an das englische Vorbild in Prosa, unter Beibehaltung der äußeren, tagebuchmäßigen Form skizziert wurde. Schon aber vermischte sich damit die Nachwirkung der in den Liebesgedichten des vorangegangenen Jahres üblichen

Zeitbestimmung: für solche, zumal so unglückliche Liebesgedanken ist die Nacht die geeignetste Zeit trüber Melancholie. Auch das bereits erwähnte Gedicht des Jahers 1829 „An den Genius“ zeigt ja die nächtliche Stimmung gleich bei seinem Beginn: „Wenn in nächtlichem Dunkel mein Auge, ohne sich zu schließen, ziellos umherirrt, ... dann überlasse ich mich einem schweren Traume.“ War die nächtliche Stimmung Eigengut des Dichters, so steht die Wahl der Örtlichkeit wieder unter fremdem Einfluß: wir wissen ja bereits, daß Puschkin unseren Dichter, freilich ganz in Übereinstimmung mit Byronischem Empfinden, in die fremde, unberührte, noch freie Welt des Kaukasus eingeführt hat.

Damit haben wir die drei wesentlichen Quellen, aus denen die Stimmung, die zu der Aufzeichnung vom 8. Juli 1830 führte, entstand. Es fehlen freilich nicht noch andere Einflüsse, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, doch spielen sie nur eine nebengeordnete Rolle (z. B. leitet „Nacht 4“ auf „Nacht 3“ und „Nacht 2“ hin und damit wieder auf Byron, unter dessen Einwirkung „Nacht 2“ stand), so daß ich sie füglich übergehen kann.

Das aus diesen mannigfachen Bestandteilen sich für die Prosaaufzeichnung ergebende Stimmungsbild beschäftigte aber noch weiterhin darüber hinaus die dichterische Phantasie Lermontows, und so wurde diese Aufzeichnung gewissermaßen der prosaische Vorentwurf der beiden angeführten Gedichte, von denen „Nacht 4“ sich durch seine wortreiche Rhetorik als das jüngere verrät. Wie auch sonst noch, bei anderen Dichtern sowohl, als bei Lermontow selbst, erwuchs aus dieser selben Stimmung auch noch ein zweiter und gelungenerer Versuch: „Erste Liebe.“

An einer ihm erst einmal liebgewordenen künstlerischen Idee hielt Lermontow zäh fest (vgl. nur den „Dämon!“). So gab er auch dieses lyrische Stimmungsbild seiner „Ersten Liebe“ nie ganz preis. Das zeigt uns noch im Jahre 1840 das Gedicht: „Der erste Januar,“ in dem der Dichter seiner Jugend gedenkt und seiner „Ersten Liebe“ sich in folgenden, mit meinen Ausführungen übereinstimmenden Worten erinnert[1]:

> Und meine Seele flammt vor Sehnsucht und es quillt
> Die Träne und ich lieb das wundersame Bild,

---

[1] Aus Fiedlers Übersetzung (Reclam), S. 79.

Das meine Phantasie geboren[1]
Mit seinem Blick, der sanft in blauem Feuer strahlt,
Mit seinem Lächeln, das der Rose Schimmer malt,
Den sich der junge Tag erkoren.

Breslau. ERDMANN HANISCH.

VERMISCHTES.

SCHULAUSGABEN UND ARBEITSTEILUNG.

Das Schulkollegium unserer Provinz läßt einen neusprachlichen Lektürekanon für Mädchenschulen ausarbeiten. Das gab mir Gelegenheit, mich mit den verschiedenen Verlegern in Verbindung zu setzen. Einer schreibt mir von seinen Textausgaben: „Die Fachmänner erblicken darin einen Vorteil, daß in den Bändchen *alles das ausgeschaltet ist, was eigentlich zur Vorbereitung des Lehrers gehört*[2]." Dieser Satz blieb mir als originell im Gedächtnis. Tagelang lief ich mit ihm im Kopfe umher. Er klang mir wie ein Vorwurf, für Schulausgaben mit reichen Anmerkungen eine Liebe zu haben. Hier schien mir auch einmal eine landläufige Meinung von einer „modernen" gesünderen umgestoßen.

Nun nahm ich Veranlassung, solche Texte ohne Anmerkungen auf ihre Nützlichkeit zu prüfen. *Heute bin ich ihr entschiedener Gegner!* Was ich gleich innerlich befürchtet, bewahrheitete sich in der Praxis: der gerühmte Vorteil wird zum Nachteil, ja zum Hindernis störendster Art. *Schulausgaben mit oder ohne Anmerkungen* scheint mir ein Thema, würdig des nächsten großen Philologentages. Da diesen aber der Krieg *ad calendas graecas* verschiebt, möchte ich vorbereitend schon heute nachweisen, wie solche Schulausgaben gegen den Grundsatz der *Arbeitsteilung* schwer sündigen.

Fachmänner loben jene Bücher. Also haben wir die Pflicht, die Meinung der Kollegen zu achten und psychologischen Beweggründen zu solchem Lobe nachzugehen. Offenbar liegen sie vor allem in gewissem Widerwillen gegen den Bezug aus fremder Küche, wenn man selber kochen möchte. Oder die Gegner stoßen sich an der Überfülle der Anmerkungen oder vermissen wieder andere Notizen. Hier ist einer anderer Meinung, dort will einer nicht den Schülern mechanisch vorgesetzt sehen, was das lebendige Wort des Lehrers geben soll.

Alle diese und andere mögliche Gründe für Ausmerzung von Anmerkungen schillern im goldenen Gewande bewährter pädagogischer Grundsätze, solcher, deren früher der Seminarkandidat, jetzt der Studienreferendar sich befleißigt. Die Begründung ist aber ein *Trugbild*. Es zerfließt vor der Wirklichkeit. Nehmen wir ein Beispiel der Praxis!

---

[1] Von mir gesperrt.
[2] Von mir hervorgehoben.

Von Ostern an lesen an zehn verschiedenen Anstalten Deutschlands zehn Lehrer, die einander nicht kennen, dieselbe Lektüre, den Krieg 1870/71. Jeder der zehn Herren muß wieder herbeischaffen, was als „eigentliche Vorbereitung" fortgelassen wurde. Schulausgaben behandeln ihre Stoffe mit der Ausführlichkeit und Ausdehnung eines Spezialgebietes. Bei der Vorbereitung stößt der Lehrer also bald auf die Schwierigkeit, in der Lehrerbibliothek seiner Anstalt das Spezialwissen zu finden, das er zur Erläuterung des Textes braucht. Nur vereinzelt wird eine Schule in günstigerer Lage sein. Noch kritischer wird der Zustand bei neuzeitlicher Lektüre. Hier lassen sich nicht ohne weiteres Tatsachen in einem Lexikon nachschlagen. Da braucht es Doktorarbeiten, Aufsätze, neue Sonderwerke. Welche Schule kann ihrer Lehrerbibliothek solche Neuerscheinungen anschaffen? Das sind erst die Wünsche *eines* Lehrers des Kollegiums.

Wie ihm, geht es auch den anderen neun. Jeder kann sich nur unvollkommen vorbereiten. Die beabsichtigte Wohltat wird also zur Plage. Da hört man an zehn verschiedenen Orten Verwünschungen über den Mangel an Hilfsmitteln.

Ferner: *alle zehn Männer zusammen wenden zehnmal so viel Kraft und Zeit auf, als das Gesetz verständiger Haushaltung gestattet.* Zwar wird jeder seiner Vorbereitung den Stempel seiner Eigenart und Vorbildung aufdrücken. Da wir aber bei allen die *gleiche* Lektüre annahmen, finden wir bei allen einen gewissen gleichen Grundstock des Vorbereitungsmaterials. Diese Arbeit, zehnmal dieselbe, hätte also *mit dem zehnten Teil an Kraft und Zeit* geleistet werden können, ohne am Ergebnis etwas zu verringern.

Jeder einzelne von den Zehn hat also große Mühe. Er hat aber nicht nur in einer, sondern *in mehreren Klassen Lektüre.* Schon bei zwei Klassen kann er ungeteilt nicht mehr die ganze Zeit der Vorbereitung auf die erste Lektüre widmen. Wer fakultas für zwei Sprachen auf Ober und eine auf Mittel hat, kann mit vier einzelnen Texten rechnen, dazu in drei Klassen Privatlektüre. Er muß also für sieben Texte Vorbereitung treffen.

Rechnen wir im Durchschnitt nur drei Texte. Wann soll er sich vorbereiten? Die Osterferien scheiden aus. Denn das Provinzialschulkollegium hat dann noch nicht den aufgestellten Lektüreplan der Anstalt erhalten und genehmigt. Der Lehrer würde also in die Luft bauen, wollte er aufs ungewisse sich vorbereiten. Ehe angefangen werden kann mit Lektüre, hat nun das neue Schuljahr begonnen. Also muß der Lehrer die Freizeit außerhalb des Unterrichtes zur Vorbereitung nehmen. Das wären die Morgenstunden (im Winter illusorisch) und die Nachmittage der Wochen-, dazu die ganzen Sonn- und Feiertage. Ziehen wir noch ab, was er für Heftekorrigieren, Weiterbildung, Zeitunglesen an Zeit braucht. Mathematisch genau ergibt sich: *er kann die Vorbereitung nicht leisten.* Stellen wir die Glieder der Gleichung um: dann korrigiert er keine Hefte, bildet sich nicht weiter und liest keine Zeitung, das Resultat ist ganz dasselbe: *das gesuchte X der Gleichung ist „Arbeitskuli"!*

Es bleiben aber doch noch die Ferien! Nehmen wir an, das

Pflichtbewußtsein überwiegt das natürliche Bedürfnis, einmal die Bücher an die Wand zu werfen. Von den *Osterferien* haben wir schon festgestellt, daß sie für die Vorbereitung ausscheiden. Auch die *Herbstferien* dann, wenn nicht der neue Lektüreplan schon vor den Ferien aufgestellt und genehmigt worden ist. Die *Sommerferien* trennen das Halbjahr in zwei ungleiche Teile. Da das zweite Vierteljahr so kurz ist, muß die Schule, die Wert legt auf Wechsel der Lektüre innerhalb des Halbjahres, ihn schon vor Beginn der Sommerferien eintreten lassen. Auch die Vorbereitung auf den neuen Text fällt also in die Schulzeit. Die *Weihnachtsferien* können nicht mehr ernstlich rechnen, seit sie gleich nach Neujahr enden. Die Woche zwischen Weihnachtsabend und Neujahr wird nicht viel Positives zeitigen. Ergebnis: *rein schultechnisch kann der Lehrer die für die „eigentliche Vorbereitung" nötige Zeit nicht finden.*

Einen Posten müssen wir noch in Rechnung stellen, den wir bisher aus lauter Bescheidenheit verschwiegen. Ich denke an einen verehrten Direktor, der sagte: „Wir müssen auch einmal den faulen Knecht zu spielen verstehen. Wir haben jeder unsere Familie, unsere Privatliebhaberei, wollen auch einmal vom Leben etwas haben." Der Mann nimmt das Leben, wie es ist, nicht, wie Theoretiker es sich träumen. Man rechnet aber immer sicherer mit reellen als imaginären Zahlen.

Unmöglich aber können wir das natürliche Erholungsbedürfnis des Lehrers aus der Berechnung streichen. Deutsch und Sprachen gehören zu *den* Fächern, die am meisten geistige Tätigkeit fordern. Wir brauchen gar nicht an die Kriegszeit zu denken, wo der Lehrer fünf Stunden hintereinander mit leerem Magen unterrichtet. Daneben kommt die polizeiliche Tätigkeit; sie erfordert bei der Verwahrlosung der Jugend im Kriege doppelte Aufmerksamkeit. Im Frieden schon strengen Unterricht und Erziehung merkbar an. Auch vor 1914 gab es große Klassen. Ohne Mittagschlaf kann auch im Frieden der Lehrer nicht auskommen, soll sein Nervensystem nicht Schaden erleiden. Was bleibt ihm nun noch vom Tage? Er hat aber noch drei Texte vorzubereiten, weil die Schulausgabe keine Anmerkungen hat und diese zur „eigentlichen Vorbereitung" gehören!! Wir sehen: *nur Phantasten können solchen Ausgaben das Wort reden.* Diese Textbücher treiben Raubbau am einzelnen und der Gesamtheit: jeder einzelne der zehn Lehrer muß eine gewaltige Arbeit leisten, ohne einmal die dafür nötige Zeit zu finden; alle zehn aber müssen etwas vollführen, was nur einer zu tun brauchte. Also sind neun überflüssig.

Eine Wahrheit erkennen wir am besten durch ihr Gegenteil. Vergegenwärtigen wir uns daher, wie es diejenigen Schulausgaben machen, die den erforderlichen Vorrat an Anmerkungen bringen. Ihn herbeizuschaffen wird einem einzelnen übertragen. Der Verleger wählt in eigenem Interesse dazu einen Mann von Ruf. Zum guten Klang des Namens kommt die Liebe des Herausgebers zu seinem Stoff. Arbeit mit Liebe erzeugt bessere Qualität als die ohne Liebe. Ein Drittes: dieser Bearbeiter verfügt über Sonderkenntnisse, er ist Fachmann. Er kann ganz anders den Stoff meistern. Viertens:

der Verleger beschafft ihm den wissenschaftlichen Apparat. Fünftens: der Herausgeber kann sich Zeit nehmen, fühlt nicht ihr Drängen im Genick.

Nehmen wir nun an, jeder jener zehn Lehrer erhalte einen Text zur Bearbeitung. Was werden sie abliefern? Zehn fachmännische, mit Liebe und reichen Hilfsmitteln in aller Gemütsruhe gefertigte „erstklassige" Arbeiten. Vorher gab es nur eine Arbeit, von zehn Leuten mühselig geschafft. Welche Weise nützt der Schule mehr?

Es können aber nicht sämtliche Lehrer Schulausgaben bearbeiten, es fehlt an Stoff. Nehmen wir daher den allgemein üblichen Fall! Irgendein Lehrer an irgendeiner Schule wählt zu irgendeinem Zeitpunkt irgendeine Lektüre. Irgendein Kollege hat diese mit Anmerkungen versehen. Sollten die eben an solchen Textbearbeitungen gerühmten *Vorzüge* nicht die *Nachteile* aufwiegen, die wir oben als die Gründe zur Abneigung gegen Anmerkungen erkannten? Solche Einwürfe waren:

1. *„selber arbeiten!"* Selber kochen macht allerdings mehr Freude als gekocht bekommen. Aber der Benutzer der Ausgabe kann ja beliebig viel den Anmerkungen hinzufügen. Der eine weiß das, der andere jenes. Niemals kann jeder voll befriedigt werden. Die Lehrbücher in Geschichte, Religion, Grammatik setzen uns auch fertige Speisen vor. „Würze sie nun mit deinem Geist!" ist die Forderung. Es ist auch gar nicht nötig noch möglich, denselben Stoff an allen Anstalten genau zu behandeln.

2. *„zu viel Anmerkungen!"* Immer besser als zu wenig. Wir werden davon nicht krank wie vom vielen Essen. Benutzt doch nicht alles, verlaßt euch auch nicht immer aufs Gedächtnis. Wenn es versagt, so ist's angenehm, den Stoff gleich bei der Hand zu haben. Repetition ist auch dem Lehrer dienlich. — Dem Schüler können Realien und sonstiges positive Wissen nicht oft genug schwarz auf weiß vor Augen geführt werden. Viele Schüler lernen nur visuell. Was „zuviel" sei, läßt sich nur subjektiv beurteilen. Begnüge sich einer noch so sehr, ein anderer wird noch mehr fortstreichen. Dieser hat ein größeres Wissen als jener. Einem anderen sind es wieder zu wenig Anmerkungen. Hat er von seinem Standpunkt weniger unrecht?

3. *„ich bin anderer Meinung!"* Das Leben gebietet uns, so viele Meinungen anzuhören und zu dulden, daß es auf die paar mehr nicht ankommt. Der Widerspruch fördert sogar: nur dem Kampfe entspringt der Fortschritt. Der Herausgeber des Textes wird wohl nicht so verbissen in seine eigene Meinung sein. Es würde ihm auch nichts nützen. Denn er weiß, daß tausend andere zu Leb- oder späteren Zeiten seine Arbeit benutzen. Er kann billig nicht erwarten, daß alle seiner Meinung sind. Der Unterricht *gewinnt* nur, wenn er die Schüler wissenschaftlich kritisieren lehrt. Sie sollen nicht alles hündisch hinnehmen. Der Zwang zum Gegenteil würde auch gar nichts fruchten, denn die Schüler sind von Natur kritisch oder aber keine gesunden Naturen oder denkfaule Köpfe. In diskreter und fairer Kritik ruhen die Keime zu hochanregenden Unterrichtsstunden.

4. *„Den Schülern werden die Anmerkungen mechanisch eingeprägt."* Nur, wenn der Lehrer ein Automat ist, und die Schüler zu solchen erzieht. Auch hier muß der Geist den Buchstaben beleben. Aber auch sonst wäre das Unglück nicht so groß, wie es immer an die Wand gemalt wird. Wir wissen alle: ein gewisses Maß kann nur „gepaukt" werden. Vor allem die Realien. Mögen sie daher da im Buche stehen, gelesen, erklärt und fleißig unterstrichen werden, dann gründlich auswendig gelernt und abgefragt. In dieser scheinbaren Mechanik liegt das Einsammeln in den Bienenstock, das vorausgehen muß, soll einst die Wabe von köstlichem Gold überfließen. Die Bienen finden auch den Blütenstaub vor, aber das Verarbeiten bleibt ihnen. Warum auch die Verschwendung, alles noch einmal sagen zu müssen, weil es nicht im Buch stand und dem Gedächtnis entfiel? „45 Minuten-Stunden" wollen ausgenutzt sein!

*

Fassen wir zusammen: *Schulausgaben mit Zwangsvorbereitung für den Lehrer* stiften mehr Schaden als Nutzen.

Aber nun noch einen Schnitt mit dem Seziermesser, der gleich das Übel an der Wurzel packt. „Was ist denn überhaupt Vorbereitung?" Ich behaupte, sie ist das Gegenteil von dem, was gemeiniglich darunter verstanden wird. Gehört zur „eigentlichen Vorbereitung", die jene Fachmänner dem Lehrer überlassen wollen, daß er allerhand Realien herbeischleppt und auf lange Bogen schreibt? Da kopiert er nur Lexiken und sprachwissenschaftliche Werke. Nach diesem niederen kommt das höhere Werk: sich einleben und vertiefen in den Gedankeninhalt, die Probleme herausarbeiten, das für die Seelen der Schüler wertvolle herausschälen. Für dieses höhere Werk allein ist jetzt der Lehrer da. Er muß ein Gefühl erhabener Stellung haben wie der Feldmarschall oder Geschäftsherr. Als Lehrlinge ihres Faches putzten sie einst Gewehre oder klebten Tüten. Jetzt leben sie großen Problemen, die einst die enge oder weite Welt bewegen sollen. Auch der Lehrer diente von der Pike auf. Das war auf der Schulbank, im Hörsaal, im Seminar. Jetzt möchte und muß er einmal erlöst sein von all dem Kleinkram, vom bloßen Handlangertum. Zeit und Kraft dürfen nur noch den höheren Fragen gelten, der „*Weiterbildung*". Sie wird ihm zur Pflicht, will er nicht eines Tages als fossiler Überrest in eine Zeit neuen Lebens ragen. Jede Unterrichtsstunde, jede Seite irgendeiner Zeitschrift mahnt ihn. „Weiterbildung" ist so wichtig, daß ein großer Verlag einen Preis aussetzte auf die beste Anweisung zu ihr. Für die Lektüre forschen nach Abhandlungen, Besprechungen, Mitteilungen, und diese verwerten, heißt Vorbereitung.

Unverantwortliche Vergeudung an Zeit und Kraft bedeutet es also, dem einzelnen zu mühseliger Arbeit zu überlassen, was ein für alle mal einer für alle machen könnte. Viel Klagen ertönen über geringe Lust der Schulmeister, wissenschaftlich weiterzuarbeiten. Woher sollte sie auch kommen im täglichen Frohndienst? Die Arbeitslust zu höherem muß „angereizt" werden. Daher soll „Professor" künftig nur werden, wer wissenschaftliche Arbeiten leistet. Jene geplagten zehn würden es nie werden! Ihre „eigentliche Vorbe-

reitung" blieb verborgen und Selbstzweck für die vier Wände des Klassenzimmers. *Die* Arbeit gehört dem *Egoismus.* Gebt aber die Aufgabe nur einem einzigen von den zehn, daß er sie zugleich für die anderen mache. Das ist Sozialismus, die Gesellschaft hat etwas von dieser gediegenen Leistung, und die anderen neun können jeder für sich etwas anderes wählen. So entstehen zehn gesonderte wertvolle Abhandlungen. Einst sickerte das Wasser trübselig durch den Sand und der Boden sumpfte. Jetzt durchfließt der Strom in mehrfachen Armen den Werder und allenthalben blüht und grünt es! *Arbeitsteilung war das Zauberwort.* Es klingt nie aus den vielen Aufsätzen unserer vielen Zeitschriften. Und doch müssen wir die Gesetze der Nationalökonomie übertragen auf die Schule. *Zeit und Kraft des Lehrers sind der Schule kostbarstes Gut.* Die müßte es für die Verbraucher nur auf Karten geben wie im Krieg die Lebensmittel. Wir Lehrer wollen auch in Kerschensteiners Arbeitsschule. Eigenes wollen wir geben, mit individueller Hand den Stoff formen. Das bißchen freie Zeit, was nach Abzug der Lebensäußerungen und so unentrinnbaren Arbeiten wie dem Korrigieren der Hefte verbleibt, dieses bißchen Zeit darf nur edelstem Schaffen gelten, nur der Erzeugung hochwertiger Arbeit. *Dann erst fühlt sich der „Pauker" erhoben zu den seligen Gefilden des „Gelehrten".*

Solches Höherstreben, im Frieden schon unerläßlich, wird im jetzigen Weltkriege und der folgenden Friedenszeit zur nationalen Pflicht. Die einzelnen Menschenleben galten nichts, als sie zu tausenden auf dem Schlachtfelde hinsanken. Aber unendlich stieg daher der Wert der Übriggebliebenen. Unendlich auch deren Arbeitslast. Niedergerissenes muß wieder aufgebaut, die Arbeit anderer mit übernommen werden. Gleichzeitig aber zehren Kriegsleid und Kriegskost an Nerv und Mark. Der einzelne im Amt muß haushalten mit seiner Kraft. Gedenken wir jener zehn! Sollen sie auch heute noch, auch einst im Frieden die „Kulis" spielen? Oder sollen sie im Vollgenuß ihrer Würde helfen, das Vaterland neubauen? Wenn ja, dann *verteilt die Arbeit!!* Jeder nehme etwas auf die Schulter; niemand etwas, was schon der andere trägt.

Arbeitsteilung — oder die Zeit als mächtiger Tank geht über uns weg und zermalmt uns!

Marienburg i. Wpr. Alfred Schumann.

FRANZÖSISCHE MILITÄRISCHE FACHAUSDRÜCKE.

(Schluß.)

O.

objectif de l'attaque — Angriffsziel.
obus allongé — Langgranate.
obus asphyxiant — Gasgranate.
obus incendiaire — Brandgranate.
obus fusant — Brennzündergranate.
obus lacrymogène — tränenerzeugende Granate.
obus percutant — Aufschlagzündergranate.
obus V. B. (Viven-Bessières) — Gewehrgranate.
obusier — Mörser.

obusier en tourelle — Turmhaubitze.

P.

panards gelés (arg.) — Frostfüße.
parallèle de départ — Sturmausgangsgraben.
pare-éclats — Schulterwehr.
pastille — Bataillonsabzeichen.
patte d'épaule — Achselklappe.
phénomène — Abhörapparat.
photographie aérienne — Fliegerbild.
piston (arg.) — Hauptmann.
planquez-vous (arg.) — Deckung nehmen!
planton — Ordonnanz.
plaque de blindage — Panzerplatte.
pointeur — Richtkanonier.
position d'attente — Bereitschaftsstellung.
poste d'écoute — Horchposten.
P. C. (poste du colonel) — Regimentsgefechtsstand.
poste de commandement — Befehlsstelle.
poste du commandant — Bataillonsgefechtsstand.
poste de secours — Sanitätsunterstand.
poste-optique — Signalstation.
pot éclairant — tragbares Leuchtmittel an Stelle von Leuchtraketen, das ein 40 bis 50 Sek. lang anhaltendes Magnesiumfeuer gibt.
poudre en anneaux — Ringpulver.
poudre en dés — Würfelpulver.
poudre en lamettes — Blättchenpulver.
poudre en tubes — Röhrenpulver.
poudre en étoiles — Sternpulver.
pourvoyeur — Munitionsträger (beim M. G.).
pourvoyeur d'échelon — Munitionsträger (holt die Munition vom Lager).
prévoté aux armées — Feldgendarmerie.
progression — Diensteinteilung
projectile unique — Einheitsgeschoß.
puisard — Wasserloch im Schützengraben.
puisatière — Maschine zum Bau von Unterständen.

Q.

quart — Becher der Soldaten.

R.

rapidité de tir — Feuergeschwindigkeit.
raté — Blindgänger.
recul sur l'affût — Rohrrücklauf.
récupérer — nachmustern.
rengagé — Kapitulant.
rengager — kapitulieren.
réseau Brun — Drahtrollen, die zur raschen Herstellung eines Drahtverhaus über die Brustwehr geworfen werden.

S.

saillant — Grabenvorsprung.
sappes russes — etwa 1.70 m hohe, mit einer schmalen Erdschicht bedeckt bleibende Sappen, die bis auf 2 m an den feindlichen Graben vorgetrieben werden, um nach Einnahme des feindlichen Grabens sofort als Verbindungsgraben mit der eigenen Stellung dienen zu können.
saucisse (arg.) — Fesselballon.
S. P. (Secteur Postal) — Postsektor.
service colombophile — Brieftaubenpost.
service sédentaire — Etappendienst.
souterrains-refuges — (muches) unterirdische Höhlengänge.
sursis d'appel — Zustellungsaufschub.

T.

télémètre — Entfernungsmesser.
tir à revers — schräges Rückenfeuer.
tir au dos — Rückenfeuer.
tir à ricochet — Prellschuß.

tir de plein fouet — Flachbahnschuß.
tir d'écharpe — halb flankierend halb frontales Feuer.
tir d'enfilade — Flankenfeuer.
tir (feu) de barrage — Sperrfeuer.
tir fauchant — Streufeuer.
tir plongeant — Steilfeuer.
tireur au cul / tireur au flanc — Simulant.
tortillon — Reiberdraht.
tortue blindée (arg.) — Tank.
train blindé — Panzerzug.
trajectoire — Geschoßbahn.
tranchée de replis — Rückhaltsgraben.
tranche de tube — Mündungsfläche.
toubib (arg.) — Militärarzt.
travaux de déblayage — Aufräumungsarbeiten.
treillis — Drillich.
trou de renard — Fuchsloch.
tube valve — Ventilmundstück zum Ausatmen, das in die «cagoule anglaise» eingesetzt wird.

V.

vaguemestre — Postunteroffizier.
vitrier (arg.) — Jäger zu Fuß.
vivres de réserve — eiserne Portion.
voie hiérarchique (par) — auf dem Dienstweg.

Z.

zigouiller (arg.) — töten.

Hannover. Pfau, z. Z. im Felde.

SOLDATENDEUTSCH *NAPLÜ — OHLALA — TUHLÖMONG*[1].

Karl Bergmann, *Wie der Feldgraue spricht*, S. 32 schreibt über das jetzt in der deutschen Soldatensprache gebräuchliche *Naplü(chen)* „Kognak": „Als nämlich, es war schon zu Beginn des Krieges, unsere Soldaten einen Kognak verlangten, erhielten sie häufig die Antwort: *Il n'y a plus, monsieur* (es ist keiner mehr da, mein Herr), und sie bekamen schließlich, auch bei anderen Forderungen, die Worte so oft zu hören, daß naplü bald zu einem Hauptbestandteil ihrer sprachlichen Ausrüstung wurde: nicht allein der Kognak wurde zum Naplü, sondern alles, was nicht vorhanden war, war naplü: Hast du noch Zigarren? — Nein, *Zigarren naplü. Naplü-Wagen* nennt nach den Mitteilungen von G. F. Meyer im *Quickborn* (9. Jahrg. Nr. 1) ein niederdeutsches Regiment spöttisch die kleinen Russenwagen, die von den Kompagnien requiriert wurden, um allerlei ‚überflüssiges' Gepäck der Kompagnieführer, Feldwebel usw. fortzuschaffen. Das Wort wurde sogar zum Spitznamen für die Franzosen selbst: wir zahlten es aber den *Naplüs* mal gehörig heim!" Hierzu ist allerdings zu bemerken, daß auf die Frage *Y a-t-il du cognac?* im Französischen nur *il n'y en a plus*, volktümlicher *y en a plus* zur Antwort kommen kann: eher als das *en* würde die Negation *ne* fortgelassen. Daher müssen wir entweder als Antwort konstruieren *il n'y a plus de cognac*, aus dem die Deutschen *il n'y a plus* losgelöst und in dem sie den ihnen fremden mouillierten Laut *ny* durch geläufigeres *n* ersetzt hatten (allenfalls kann man auch voraussetzen, daß sie in Nordfrankreich *n'a plus de cognac* gehört hätten, vgl. Karte *il n'y a pas de . . .* des *Atlas linguistique*), oder, was wahrscheinlicher ist, von

[1] Siehe auch diese Zeitschrift Bd. XXV S. 236ff. (Anm. d. R.)

der Redeweise französischer Kinder ausgehen, die wohl ihrerseits auf dieselbe Weise, wie bei der ersten Hypothese für die Deutschen angenommen wurde, ein *n'a plus* kennen: dies ergibt sich z. B. aus Zols *Nana* in der Szene, da die Kurtisane in einem kindischen Wutanfall alle erhaltenen Geschenke zerhaut und nun: «elle zigaya d'une voix de gamin: — Fini! *n'a plus! n'a plus!*» Daß die Deutschen ihr fragmentarisches Französisch von französischen Kindern beziehen, ist nicht weiter auffällig: das Kind ist zutraulicher, und der einmarschierende Feind ist es ebenfalls dem Kinde gegenüber. Schon Koschwitz berichtet in einer Broschüre *Französische Stimmen während des Krieges 1870/71*, S. 36: „Besonders gut waren die Deutschen zu den Kindern (nach dem Urteil der Franzosen), die gleich am ersten Tage ihre Freunde waren. Wenn es nichts im Hause zu essen gab und man sich wegen der Kinder beklagte, dann war die ganze Familie sicher, genährt zu werden. *Die Soldaten unterhielten sich mit den Kindern, führten sie spazieren, ließen sich von ihnen französischen Unterricht geben*, und mehr als einmal hat die Gegenwart von Kindern in einem Hause die Feinde in Freunde verwandelt." Darin wird sich auch in diesem Kriege nichts geändert haben. Möglich wäre übrigens, daß *erwachsene* Franzosen den Fremden gegenüber die abgekürzte Kinderform *n'a plus* gebrauchen — aus einem Gefühl heraus, daß man sich dem Fremden wie dem Kind gegenüber möglichst leicht auszudrücken habe. Derartiges kommt ja auch sonst vor: so wird jeder gewiß sich selbst dabei ertappt haben, daß er mit einem fremdsprachigen Partner *schrie* — wie mit einem Tauben.

Über das *Ohlala* im Sinn von „Franzose" hat, wie Bergmann S. 26 erwähnt, L. Ganghofer in seiner *Reise zur deutschen Front* folgendes geschrieben: „Im Lazarett muß ich Bilder sehen, die hart sind und in die Seele schneiden. Aus einem Lazarettraum, an dessen halboffener Tür ich vorübergehe, höre ich in der sonst tiefen Stille des Hauses einen fast kindisch klagenden Singlaut: Ooohlala, oohlala, oohlala!' Ich frage einen Wärter: ‚Was ist denn das?' Er brummt: ‚Ah mei', so a wehleidiger Franzos, der grad verbunden wird! gar nix halten's aus, allweil müssen 's winseln. Die Unsern beißen die Zähn' übereinand, da hörst kein Laut net! Is halt doch an andrer Schlag, Gott sei Dank!' Noch am gleichen Abend erzählt mir ein hoher Offizier, daß unsere Feldgrauen für die Franzosen diesen Spitznamen aufbrachten: *Der Ohlala!*" Und bei O. Maußer, *Deutsche Soldatensprache* (Straßburg 1917), S. 86 steht zu lesen: „Die Bezeichnung rührt angeblich daher, daß der Franzose, getroffen, sofort mit *O la la!* zu jammern anfängt." Ich würde vielleicht in Ganghofers Beschreibung des französischen Schmerzrufs *oh la la!* auf den „fast *kindisch* klagenden" Charakter hinweisen: auch *oh la la!* ist nämlich im Munde französischer Kinder sehr häufig. Überhaupt aber muß der Ruf nicht einen Schmerzenslaut darstellen: S. Hosch, *Flickwörter* II, S. 22 bemerkt: „Wer je mit Franzosen verkehrt hat, muß beobachtet haben, daß *là là* in der Sprache des täglichen Lebens sehr häufig zu hören ist." *Oh la la!* ist auch ein spöttischer, ironischer Ruf: sieht der Franzose eine auffallende Toilette, eine dicke Dame, eine komische Szene auf dem

Theater, gleich ist er mit seinem *oh la la!* bei der Hand. Ebenso gut wie die Wehleidigkeit könnte dem Deutschen die Spottfreude des Franzosen bei dem *oh la la* aufgefallen sein — vor allem aber wird er die *Häufigkeit* des Vorkommens der Wendung im Französischen beobachtet haben. Viele Völker-Spitznamen beruhen ja auf pejorativer Auffassung des Nachbars oder Gegners — deshalb muß nicht in *allen* derartigen Beinamen die den Gegner herabwürdigende Pejoration liegen: in der Auswahl eines bestimmten Wortes als charakteristisch für dessen Sprecher liegt die „schöpferische Tat" des Benennenden. Auch bei Ganghofers Erklärung des soldatendeutschen *Thulömong* „Franzose" (aus dem französischen Sturmruf *tout le monde en avant*) möchte ich die Hassesbeimischung tilgen: „Bleibt dieser Befehl ohne Folge, *was öfters geschieht*, dann sagen unsre Feldgrauen lachend: ‚Heut mag er net, der Tuhlömong!'" Aber ganz ebenso wurden seinerzeit österreichische Polizisten und Truppen in Italien nach ihrem Ruf *zurück: Zuruecki* genannt. Die Verschlechterung der Bedeutungssphäre eines entlehnten Wortes ist mit der Entlehnung selbst gegeben, nicht braucht man in das Modell alle möglichen Minderwertigkeiten zu verlegen.

Wien. LEO SPITZER.

BOCHE UND ALBOCHE.

Durch die Veröffentlichung von Professor Tappolet über *boche* in seinem Werk *Die alemannischen Lehnwörter in den Mundarten der französischen Schweiz*, II. Teil: Etymologisches Wörterbuch, S. 197 bis 199, durch den ungemein materialreichen Artikel *Boche* von Elise Richter in der *Zeitschr. für franz. Sprache und Literatur*, Sept. 1917, sowie durch Max Müllers Arbeit *Die französische Soldatensprache im Weltkrieg*, *Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht* XV, ist der Streit über die Entstehung des Schimpfwortes *boche* in ein neues Stadium getreten. Umfangreiche Materialsammlung, die sich vergleichsweise auch auf andere politische Spitznamen (vgl. meine Arbeit *Politische Spitznamen*, *Liller Kriegszeitung*, 30. Juni u. 3. Juli 1918) ausdehnte, ermöglichte mir, diesem spröden Spottwort etwas näher auf den Leib zu rücken. Das Geheimnis des Wortes beruht auf einer volksetymologischen Maskierung.

Die englische Zeitung *Echo*, 7. April 1879, schrieb: "It was known in the trade by the name of bosh", und *Daily News*, 26. Febr. 1880: "The margarine is generally sold in this country under the name of 'butterine', but is also known commercially by the more expressive term bosch." Murray, auch Whitney, *Century Dict.* verzeichnen *bosch* als Handelsspitznamen für Margarine, Abkürzung für die erste große holländische Margarinefabrik zu Herzogenbosch.

1883 taucht *bosch*, in dieser englischen Schreibweise, zum ersten Male als Schimpfwort für Deutsche in Frankreich auf im Ergänzungsband von Larcheys Argotwörterbuch. Vor 1883 ist niemals *boche*, *bosch* oder *alboche* = Deutscher in irgend einem Werke vermerkt worden. Entgegenstehende Behauptungen sind inzwischen widerlegt worden. Larchey hat 1883 *bosch* = Deutscher nicht selbst für Paris festgestellt, sondern ein Nordfranzose, Gustav Macé, über-

mittelte es ihm handschriftlich in dieser unfranzösischen Schreibweise. Aus Nordfrankreich kam dies Wort, wo englische Worte besonders im Küstengebiet sich fortlaufend in den nordfranzösischen Patois einbürgern. Erst Larcheys Aufnahme in sein Werk gab dem Wort seinen französischen Stempel und den neuigkeitslüsternen Parisern eine Sensation.

Nach England wurde holländische und in den achtziger Jahren auch deutsche Margarine eingeführt. Deutsche Exportware wurde in England in den achtziger Jahren als „schlecht und billig" bezeichnet. Da *boche* im Argot auch „schlecht" bedeutet (Jean La Rue, *La Langue verte*, Paris 1894), so wird es in der Bedeutung „schlechte deutsche Ware" aus dem Englischen übernommen worden sein. In England und Frankreich wird gelegentlich der Holländer auch als Germane, in Frankreich der Flame als Deutscher und der Deutsche als Flame bezeichnet. Die Entstehung der Margarineindustrie wurde in allen Ländern von den Bauern mit Haß verfolgt, auch in Deutschland kamen verächtliche Spitznamen für Kunstbutter auf, z. B. Margaretenbütterchen. Das Jahr 1883 wurde durch die Ernennung König Alfons' von Spanien zum Obersten eines preußischen Ulanenregiments für die Franzosen ein Jahr wildesten Chauvinismus. Grund genug, um das von Larchey auf den Pariser Markt gebrachte neue Haßwort für Deutsche mit Begeisterung in Gebrauch zu nehmen. Die im Argot immer tätige Volksetymologie ersetzte das dem Volksmund wesensfremde *bosch* durch *boche*, das Kokottenwort, durch die Spielausdrücke *tête de boche*, *tête d'alboche*, in Lothringen auch durch *albeuche*, *albeuge* (Prof. Zeligson, Metz), in der Schweiz durch *albots*, *alboche* = Weißlinge, von *albus*. Von französischer Seite ist die älteste Schreibweise *bosch* absichtlich nicht beachtet worden, um die Herkunft von *boche* früher datieren zu können. Der Versuch, *boche* noch für das Kriegsjahr 1870/71 für Deutsche gebraucht, nachzuweisen, ist von den Franzosen jetzt als vergeblich aufgegeben worden. Ein wertvolles Zeugnis über das Fehlen dieses Wortes in dieser Bedeutung haben wir in dem Argotwörterbuch des Koblenzer Professors Dr. Baumgärtner, *La France comique* 1871, der es nur als *boche* = Liederjahn verzeichnet. Er und Peschier im Ergänzungsband zu Mozins Wörterbuch (1858) sind die ersten deutschen Kenner des Argot. Der französische Sprachforscher Sainéan will dadurch, daß *tête de boche* = ausländischer, täppischer Schriftsetzer im Argot der Buchdrucker 1874 gesetzt wird, vermuten, daß schließlich damit nur deutsche Buchdrucker gemeint sein könnten. Kurz nach dem Deutsch-französischen Krieg sind wohl ungelernte deutsche Arbeiter nach Paris gekommen, aber keine gelernten Schriftsetzer, die in Deutschland schon bessere Löhne und genügend Arbeit hatten. Ungelernte Arbeiter ohne Sprachkenntnisse konnten unmöglich in einer Druckerei als Setzer beschäftigt werden. Es handelt sich um Italiener; aus deren Anschauungsweise ist auch der Ausdruck *tête de boche* entstanden. In Südfrankreich vergleicht man ja gerne einen schwerfälligen Menschen mit einer *boccia* = Kugel: *testa di boccia* (Nizza), *tête de boche* (Marseille). Im italienischen Argot der Erdarbeiter wird *boccia* scherzhaft für Handlanger, Lehrling ge-

braucht. (Vgl. den Roman von N. Bolt *Svizzero*, Stuttgart 1912). Außer den in Band XXIV S. 169ff. dieser Zeitschrift ausführlich erwähnten Spielausdrücken *tête de boche*, *tête d'alboche* hat man in ausgiebiger Weise *boche* = Liederjahn (Delvau, *La langue verte*, Paris 1866) zur Entstehung des Spitznamens für Deutsche verwandt. Sainéan verzeichnet in seinem Buch *Argot des tranchées*, Paris 1915, daß *boche* in der Bedeutung „schlechter Kerl" zuerst 1860 im Künstlerjargon im Gegensatz zu *moche* = höflicher Jüngling auftauchte. Da nun *allemoche* eine Verballhornung von *allemand*, gleich *flamontches* von *flamands*, an der Obermosel gebraucht wird (Louis Bertrand, *Revue des deux mondes*, 15. August 1915), hat man tollkühne Etymologien darauf aufgetürmt, so daß *boche* erst aus *moche* entstanden wäre. Aber *moche* ist als Gegenwort zu *boche* volksetymologisch des Gleichklangs wegen entstanden; ursprünglich hieß es *muche* = schüchterner Jüngling, im Kokottenargot von *muchacho* (sp.) = Jüngling, davon *muche*, *mouchique* (Argot: Villatte) = schüchtern, *moche* (frz. Soldatenargot) = dienstuntauglich. Max Müller führt in der *Zeitschrift f. franz. u. engl. Unterricht* Theod. Joran an, der richtig *muche* = «jeune homme poli, réservé» angibt, im Gegensatz zu *boche*. *Boche* kann man treffend mit dem entsprechenden Ausdruck „Nassauer" und *muche* mit „Potsdamer" übersetzen. *Boche* ist der um Zahlung sich drückende Liebhaber, vom italienischen Soldatenargot *bocche* = Pöbel, unnütze Fresser (*bouches inutiles*), der zur Verteidigung unfähige Teil der Bevölkerung, von *bocca* = Mund (Bulle u. Rigutini, 1912). Im französischen Gaunerargot spielt das Italienische eine dominierende Rolle.

Die Spielausdrücke *tête de boche* = Dummkopf und *tête d'alboche* = Streithammel gehen auf das Boccia-Spiel und das Alboche-Spiel zurück. Die romanischen Kugelnamen *boccia* (ital.), *bocha* (sp.), *bocho* und *bouchasso* (prov.), *bocha* (rätrom.), *boche* (savoy.), *baudsche* (rom.), *bochette* (frz.: Ménage), *boche* (südfrz.: Rigaud), *bouquette*, *bouquian* (frz. Patois: Behrens), *botxa* (cat.) und *bosteko* (bask.) = Kegel, *boche* (rouchi) = Spielkeule stammen von dem klassischen Kinder-Nußspiel *omilla* der Griechen, welches die Römer auch pflegten, wobei Nüsse in einen kleinen Kreis oder in eine Kule (tropa) geworfen wurden. Das italienische *boccia* hat sich aus dem *bocco*-Spiel der römischen Gassenjungen entwickelt. *Bocco* (ital.) = Nuß zum Nußspiel, dies von *bucca* (lat.), bei Plinius auch = Vertiefung wie eine hohle Backe, Kule, daher *bocce* (ital.) = Grübchen in den Wangen, im Kinn. Im Spanischen bedeutet *boche* das klassische Tropa-Spiel, *boche* (sp.), *botsi* (bask.) = die Kule dieses Kinderspieles, *jo de la courto bocho* (prov.: Mistral) = Kulenspiel der Kinder. Im Deutschen wird dies Schusserspiel auch Grübelein (Fischart) genannt, Bohnisloch (Rochholz), ins Grübli werfen, schicken (E. Meier, 1851), Kühlken (Handelmann), Kul klickern (Rheinland). Grasberger verzeichnet in seinem Buche *Erziehung im klassischen Altertum*, daß nach Papasliotis im modernen Griechenland es unter dem Namen λάκκα vom altgriechischen λάκκος = Grube, Vertiefung jetzt noch gespielt wird[1]. *Emboquer*

[1] Regis in seiner Übersetz. v. Rabelais t. 2. S. 106 vermerkt, „Grübli werfen" werde besonders in Bordeaux und Nantes gespielt.

(port.) = den Ball in den Billardbeutel stoßen, *embotxada* (cat.) = Treffer beim Billard, *gilboque* (Argot) = Billard, das altfranzösische und altdeutsche Billard, war mit Löchern versehen, *bocher* (savoy.) = Kugel treffen, *poquer* (frz.) = Kugel durch die Luft werfen, *poquette* (frz.) = Spielkule. Auch der Name des deutschen Pochspiel beruht auf den kulenartigen Vertiefungen im Pochbrett. Hierzu auch der Ausdruck *bilbochetto* (ital.), *bilboquet* (frz.) = Ballfangbecher, da die griechischen Kinder beim Tropaspiel als Ersatz auch Näpfe, Becher verwandten. *Biriboutche* (wall.: Carlier) = erhöhte Mulde beim *jeu de crosse*, um die Kugel leichter treffen zu können. *Donner dans la bosse* (Argot) = in die Falle gehen, zum Teufel gehen, vom Fachausdruck des Paumespiel, den Ball durch das Loch in der Mauer des Ballhauses gehen lassen, was früher *donner dans la lunne* hieß (*Académie des jeux*, Paris 1718; dagegen in *La maison des jeux académiques*, Paris 1665, fehlt der Ausdruck). Wie schon E. Richter vermerkt, bietet die ältere Literatur über *boccia* im Italienischen gar nichts, wie z. B. Scaino, *Dal giuoco della palla*, Venedig 1555, oder Cobarrubici, *Instituzione de Giocatori*, Venedig 1563.

Es ist sogar möglich, daß *bossel* und *busel* = Kegelkugel in fast allen deutschen Dialekten, sowie im Friesischen, Dänischen und Litauischen auf die romanischen Kugelworte zurückgeht. Im bayrischen Dialekt läßt sich die klassische Herkunft vom Nußspiel für Bochs = Spiel mit großen Schussern nachweisen, da *Boch* (bayr.) = Eichel ist. Beim Tropaspiel waren die Wurfgeschoße Nüsse, Eicheln oder Würfel.

Das englische *bosch* hat in der welschen Schweiz andere volkstümliche Übersetzungen erhalten: *albots* und *alboche*. *Albots* = Deutscher, deutschsprechender, vorwiegend im Kanton Neuenburg und Freiburg gebraucht, wohl unter Anlehnung an den Spitznamen der Bewohner der deutschen Seite des Bieler Sees „Seebutzen" (Stieler, *Schweiz, Idiotikon*), von dem mundartlichen Fischnamen *Albutzen* = Weißlingen, der im Schweizerdeutsch auch *Alboch*, *Alböck* genannt wird, von *albus* = weiß. In einer *Beschreibung des Vierwaldstädtersees* durch Johann Leopold Cysat, Unterstadtschreiber zu Luzern, gedruckt zu Luzern bei David Hautter 1661, wird der Weißfisch = Eglin auch als *Alboch, Albosch* und *Alböck* benamst. Vielleicht ist *alboche* als Fischname nach Genf, als direkte Entlehnung der Luzerner Mundart gelangt oder war *alboche* unter Wirkung des englischen *bosch* die Französierung des zu sehr dialekthaften Neuenburger *albots*. So erklärt sich wohl, daß 1883 zum erstenmal in der Schweiz sofort *alboche* = Deutscher auftaucht. E. Richter vermerkt einen Fund Cornus unter dem Titel *Te raodzai pi*, Imprimerie veveysanne 1883, S. 41: «La population de Vevey composée d'un sixième de cacapeyores, d'un tiers de tépelets, d'une moitié d'alboches; ceux-ci tiennent le haut du pavé.» Das schweizerische *alboche* hat danach wohl größere Wichtigkeit, als das nordfranzösische und belgische *tête d'alboche*. Nach Paris ist *alboche* verhältnismäßig spät gelangt.

E. Richter hält bei der Ableitung *boche* = Liederjahn an *bosse*, *boche* (norm.) = Pest fest. Doch sind die Pestausdrücke mit Erlöschen derselben alle vergessen. Roux in seinem *Französ.-deutschen Wörter-*

buch (1744) verzeichnet *la male bosse* = „daß dich die Pest" schon als nicht mehr gebräuchlich.

Caboche = Kopf, Schädel, diesem Wort, dem man das *boche* aufbürden wollte, ist eigenartig gebildet, so daß man seine Entstehung von neuem wieder unter die Lupe nimmt. Eigenartig ist, daß *cabosse* (wall.: J. Delaite, *Jeux des wallons*) = Kugelspiel, *caboche* (Godefroy) = Hinterlist bezeichnet[1] und bei Rabelais *caboche* sogar die Bedeutung von Weinnapf hat. All dies läßt schließen, daß es vom Weinklatschspiel der Griechen, dem Kottabos entstanden ist. Denn Kottabos bedeutet im Griechischen die Weinschale, das Spiel selbst, bei dem auch Holzkugeln erwähnt werden (vgl. Sartori, *Das Kottabosspiel der alten Griechen*, München 1893), und dessen Grundbedeutung im Dorischen *cotta* = Schädel, Schale war.

Im Jahre 1858 ist, nach den Angaben der Kankantänzerin Marguerite Bladel (*Mémoires de Rigolboche*, Paris 1860) *rigolboche* durch ihren launigen Einfall gebildet worden, um den lustig-unterhaltenden Streit zweier eifersüchtigen Kokotten zu kennzeichnen, die in einem Tanzlokal von Polizisten abgeführt werden sollten. *Rigolboche* wurde also zunächst als Eigenschaftswort gebraucht in der Bedeutung lustig-pöbelhaft von *rigolo* = lustig und *boche* = Pöbel.

Der Wortroman von *boche*, worin Kaiser, Könige, Holländer, Engländer, Italiener, Flamen, Deutsche handelnd auftreten, findet hoffentlich hiermit sein friedliches Ende. Napoleon III. hat sich wohl nicht träumen lassen, daß er mit seiner Anregung zur Erfindung eines Ersatzstoffes für Butter gleichzeitig dazu half, dem französischen Chauvinismus mit englischer Hilfe ein anfeuerndes Hetzwort zu liefern.

Die Maske fällt, und lächerlich klein erkennt man den Wert des Haßwortes; mögen so alle Masken nationalen Hasses in einem Meer von Lächerlichkeit versinken.

Ossla (Reuß) R. HAMM.

DRUCKFEHLERBERICHTIGUNG.

In dem Aufsatz *Ernest Renans Abkehr vom Glauben* S. 114, Zeile 9 ist zu lesen Czerski statt Czerny.

---

[1] Nach Feststellung von Professor Behrens.

ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXVI. OKTOBER-NOVEMBER 1918. HEFT 5/6.

Luther und Deutschland von ERICH MARCKS. Leipzig, Quelle & Meyer. 1917. 47 S. M. 1,—.

Dieser Festvortrag, in mehreren süddeutschen Städten gehalten, behandelt in knappen Umrissen die Frage nach Luthers Stellung in seiner Zeit und in unsern Tagen, zeigt die dauernd lebendigen Kräfte dieses heldischen und kindlichen Menschen auf, wie sie im bürgerlichen, staatlichen und geistigen Leben Deutschlands nachwirken, und hebt, nach feiner Abwägung protestantischer und katholischer Vorzüge, die *deutschen* Züge in seiner Persönlichkeit hervor. „Wo sucht noch das heutige Deutschland unter den Führern seines heutigen Lebenskampfes die, die es wahrhaft liebt? Sie müssen aus Luthers und Bismarcks deutschem Holze sein!"

ERICH BRANDENBURG, *Martin Luther als Vorkämpfer deutschen Geistes.* Eine Rede zur 400jährigen Jubelfeier der Reformation. Leipzig, Quelle & Meyer. 1917. 40 S. Geh. M. 1,—.

Dieser Festvortrag stellt an Luthers Lebenslauf die deutschen Züge im Wesen dieses „ersten Deutschen, der im vollen Lichte der Geschichte steht", eindringlich und übersichtlich zusammen: die formlose Schlichtheit, die gegenüber den romanischen Mächten der m. a. Kirche und der Renaissance nur für die Macht der Idee und die Reinheit der Sache eintritt — wobei freilich auch Geringschätzung äußerer Ordnungen, starre Rechthaberei und hartköpfige Enge nicht fehlen; die Liebe zur Arbeit; der Trieb zur Persönlichkeit und zu jener neuen Freiheit eines Christenmenschen", die nicht Ungebundenheit, sondern Selbstverantwortung bedeutet; und schließlich die hohe Wertung der Familie, die zur Gründung des deutschen Pfarrhauses mit seinen bildenden Kräften führte.

Deutsche Heldensage. Hilfsbüchlein für den Unterricht in den oberen Klassen der höheren Lehranstalten von Prof. Dr. EUGEN MOGK. Deutschkundliche Bücherei. Leipzig, Quelle und Meyer. 1917. 48 S. Geh. M. 0,60.

Auf eine kurze Einleitung über Entstehung und Entwicklung der Heldensage folgen knappe und klare Inhaltsangaben der einzelnen Heldensagen von Ermanrich und Attila bis zu den Spielmannsdichtungen. Über Quellen, historische Grundlagen und Verknüpfung der Sagen wird das Nötigste gesagt. Das Büchlein ist für den beabsichtigten Zweck ein wohlgeeignetes Hilfsmittel.

Deutschunterricht als Kulturkunde von Dr. THOMAS LENSCHAU, Direktor der Kgl. Augustaschule in Berlin. Leipzig, Quelle & Meyer. 1917. IX u. 94 S.

Daß der deutsche Unterricht in die Kultur unseres Volkes einführen soll, ist gerade kein neuer Gedanke; die ernste Sorge des richtigen Deutschlehrers ist bloß, wie er diese Aufgabe in den paar Unterrichtsstunden erreichen soll. Die vier Wochenstunden der Oberrealschule sind daher auch Lenschaus Mindestforderung.

Sein frisches und warmherziges Buch enthält viele vernünftige Gedanken und Vorschläge zur Belebung des deutschen Unterrichts. So weist er etwa mit Recht die Behandlung der deutschen Grammatik als Sklavin der Fremdsprachen oder die Ausartung des deutschen Lesebuches zu einem Realienbuch zurück, fordert *ein* Lesebuch für die Unterstufe und schlägt Stoffe dafür vor. Wie er dann Grammatik, Lektüre, Literaturgeschichte und Aufsatz in den Dienst der Kulturkunde stellen will, das wird dem erfahrenen Lehrer, der seine Schüler durch lebendigen Unterricht zu fördern und zu vertiefen strebt, im ganzen nicht viel Neues bieten (so vortreffliche und aufklärende Einzelnachweise auch z. B. die eingehende Einführung in das mittelalterliche Leben und das *Nibelungenlied* enthält); der Vorzug liegt in der Vollständigkeit und Ausführlichkeit, mit der die Fülle der einschlägigen Fragen besprochen wird. — So wird schon für die Unterstufe Wort- und Namenbildung, Sprichwort, bildliche Redewendung u. dgl. für den Unterricht fruchtbar gemacht. In den Lektürefragen, denen mit Recht die Hälfte des Buches gewidmet ist, wird man dem Verfasser meist beistimmen können. Indessen überschätzt er wohl die Obertertianer, wenn er ihnen, wegen des kulturgeschichtlichen Anschlusses an das *Nibelungenlied*, *Tell* und *Götz*, ja sogar (S. 46) eine der leichteren Hauptschriften Luthers vorsetzen will; auch *Wallenstein* für U II anzusetzen (aus ähnlichen Gründen), halte ich für gewagt. Sehr zu billigen dagegen ist die ausgiebigere Behandlung des deutschen Märchens in O II, die L. vorschlägt. Hier wird, neben andern Sammlungen, v. d. Leyens Sagenbuch gute Dienste tun. Aber die Behandlung der Sprachgeschichte auf dieser Stufe denke *ich* mir freilich vertiefter als Lenschau (S. 51): „Zum Schluß einmal ein paar Stunden“: nein, bei genügender Stundenzahl läßt sich da wirklich mehr herausholen, und ohne saubere sprachliche Grundlage bleibt die Lektüre mhd. Texte eine traurige Stümperei. — In einer guten U I ist Hebbels „Wort über das Drama“ — nach den entscheidenden Kapiteln der *Hbg. Dram.* — eine sehr fruchtbare Lektüre — darin hat Lenschau recht; den *Laokoon* aber der Hauslektüre zu überweisen, halte ich nicht für glücklich; vielmehr sollten nach Gewinnung der Grunderkenntnisse Lessings Irrtümer (aus Unkenntnis altdeutscher Kunst!) an Hand zahlreicher Bilder richtiggestellt und die Schüler ein auf Anschauung alter und neuer deutscher Malerei begründetes Urteil über die Entwicklung der bildenden Kunst erwerben. — Für die philosophische Propädeutik macht L. ähnliche Vorschläge wie Neubauer (auf der Frankfurter Päd. Herbstwoche 1917); statt systematischer Logik oder Psychologie ist die Lektüre eines philosophischen Werkes vorzuziehen; bei einer Wochenstunde (Neubauer entzog sie für diesen Zweck abwechselnd allen Fächern) läßt sich ein zusammenhängendes Werk in großen Zügen durchnehmen; Lenschau schlägt Kants *Prolegomena*, Leibniz' *Nouveaux essais* oder Lotzes *Mikrokosmos* vor; Neubauer hat mit Kants *Grundlegung zu einer Metaphysik* der Sitten und Fichtes *Reden* gute Erfolge gehabt. — In der Behandlung der Literaturgeschichte wendet sich der Verfasser gegen den Gebrauch, sie losgelöst von dem übrigen politischen und materiellen Leben zu be-

trachten, und verlangt, daß sie Kulturgeschichte im weitesten Sinn treiben soll, also auch Baukunst, bildende Künste und Musik nicht außer Acht lassen darf; in großem Überblick (1740—1900) gibt er ein Musterbeispiel solchen Unterrichts. Zwischen den Einseitigkeiten der beiden Auffassungen (rein literarisch — rein kulturgeschichtlich) gilt es nach meiner Meinung mit Takt und Geschmack vermitteln. Da die Vorbildung unserer Germanisten oft genug hier nicht ausreichen wird, so bietet sich dem *Zentralinstitut* eine lohnende Aufgabe, und mit der erwähnten Frankfurter Herbstwoche hat es ja bereits gerade für das weite Feld der Kulturgeschichte erfreuliche Anregungen ausgestreut.

Der letzte Abschnitt über den deutschen Aufsatz im Dienste der Kulturkunde bietet wenig Beachtenswertes; wie die Beziehungen gedacht sind, mag aus einigen der Vierteljahrsarbeiten der Oberstufe geschlossen werden: Schiller und die französische Revolution; der Ausklang der Romantik: Eichendorff, Schumann, Schwind; Das deutsche Frauenideal; Der Wald im deutschen Volksbewußtsein; Vom Tode in der deutschen Kunst.

Der gute Grundgedanke der Schrift, darin fühlen wir uns mit dem Verfasser einig, wird „früher oder später zum Siege gelangen, weil er einer inneren Notwendigkeit entspricht“.

Das deutsche Gymnasium und die Erdkunde. Kriegsforderungen an die höheren Schulen. Von Ludwig Neumann, Professor der Geographie, Universität Freiburg i. B. Karlsruhe, G. Braun. 1917. 112 S. M. 2,—.

Auch in den *N. Spr.* (XXV, 549) wurde bei der Besprechung von Schulrat Blocks Schriftchen die Notwendigkeit hervorgehoben, den Fächern Deutsch, Geschichte, Erdkunde in einem künftigen Lehrplan mehr Rechte zu verschaffen. Hier liegt nun ein wohlüberlegter und mit ruhigem Verständnis vorgetragener Entwurf zu einer solchen Besserung vor; denn die „Kriegsforderungen“ des Freiburger Geographen bieten mehr, als ihr Titel ahnen läßt (tatsächlich sind den bekannten Anforderungen der Geographentage und ihrer Begründung nur 16 Seiten gewidmet), die Schrift wirbt vielmehr, indem sie die Einzelfächer sorgsam durchgeht, für ein *Deutsches Gymnasium*, eine Umgestaltung des Realgymnasiums, in welchem jene drei Fächer, besonders das Deutsche, auch zahlenmäßig „in den Mittelpunkt des Unterrichts“ rücken (S. 21: „Für uns ist klassisch und humanistisch gleichbedeutend mit deutsch“). Das Humanistische Gymnasium und die lateinlose Oberrealschule sollen — mit gewissen Verschiebungen, die der vaterländische Grundzug des Entwurfs bedingt, — daneben bestehen bleiben; freilich werden gewissenhafte Lehrer, vor allem der sprachlichen Fächer, nicht ohne Sorge die untenstehenden Zahlen vergleichen; aber wer das Ziel will, darf die Mittel nicht scheuen; und die sachlich wohlerwogenen Gedankengänge und mancherlei praktischen Vorschläge des Verfassers verdienen jedenfalls nachgedacht zu werden. Als Anhalt seien neben die Stundenzahlen der wissenschaftlichen Fächer in den bestehenden Schularten Preußens die Vorschläge des Entwurfs gestellt:

	Gymnasium	Ref.-Gymn.	Realgymn.	Ref.-Realg.	Oberrealsch.	Deutsches Gymn.	Hum. Gymn.	Oberrealsch.
Religion	19	19	19	19	19	18	18	18
Deutsch	26	31	28	29	34	41	41	41
Geschichte	17	} 26	17	} 38	18	20	20	20
Erdkunde	9		11		14	18	18	18
Naturwissenschaften	18	19	29	29	36	24	18	33
Mathematik	34	35	42	44	45	39	36	42
Lateinisch	68	52	49	36	—	33	33	—
Griechisch	36	31	—	—	—	—	15	—
Französisch	20	31	29	37	47	30	30	30
Englisch	—	—	18	22	25	—	—	21
	247	244	242	254	238	233	229	223

Lessing von † R. M. Werner. Zweite verbesserte Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. Georg Witkowski. (= Wissenschaft und Bildung 52.) Leipzig, Quelle und Meyer. 1917. 144 Seiten. M. 1,25.

Eine ganz vorzügliche, philologisch sorgsame, auf knappem Raum tiefdringende Einführung in Geist und Werk des „tapfern Lessing“, wie ihn Gottfried Kellers Gelehrter im „Sinngedicht“ nennt, des merkwürdigen Kritikers, dem sich Kritik unversehens in Produktion wandelte und der aus seinem Schaffen neue Kräfte für die Kritik schöpfte. Aber nicht nur den vielseitigen Kritiker lernen wir kennen (zu dessen Stellung in seiner Zeit uns wertvolle Zeugnisse mitgeteilt werden), nicht nur seine theoretischen und praktischen Bemühungen um die Reform der deutschen Bühne werden sorgfältig erörtert, sondern auch Unbekannteres, seltener Gelesenes wie die kleinen Schriften, die anakreontische und dramatische Dichtung seiner Frühzeit werden uns durch eingehende Anführungen und Inhaltsangaben ansprechend nahegebracht; und besonders der Mensch, dieser witzige, ernste, schalkhafte, scharfe, duldsame, streitbare, einsame, liebebedürftige, kluge, gute Charakter tritt mit vielen Äußerungen, Briefstellen u. a. in ewig frischer Anziehungskraft uns entgegen.

Wissenschaftlich untadelig mit seinen mancherlei Durchblicken und Quellenhinweisen (soweit Lessings Quellen bekannt sind!), leidet das ausgezeichnete Werkchen an einigen, leicht zu bessernden Schönheitsfehlern im Ausdruck (S. 21: der Besitz Julianens, *ein schönes, vielumworbenes Mädchen*; S. 59: literarische und *persönliche Persönlichkeit*), die um so mehr auffallen, als im übrigen so viel Geschick und Geschmack bei Anordnung und Abfassung gewaltet haben.

Flensburg. Otto Weidenmüller.

Otto Mauszer, *Deutsche Soldatensprache.* Ihr Aufbau und ihre Probleme; herausgegeben vom Verband deutscher Vereine für Volkskunde. Straßburg. Karl J. Trübner. (Trübners Bibliothek Band 9) 1917. VII 132 S. geh. M. 3.

Die Forschung hat selten eine so gute Gelegenheit gehabt, Entstehung und Umbildung einer Sondersprache zu beobachten, wie es zur Zeit bei der Soldatensprache des Weltkriegs der Fall ist. Die großen Erlebnisse des unerhörten Völkerringens, die durch den langen Krieg hervorgerufene Mischung der deutschen Volksstämme, ihre Berührung mit allen möglichen fremden Völkern, die im Volksheer eingetretene Fühlung zwischen den verschiedensten Ständen und Gesellschaftsklassen, das alles mußte sprachbildend und sprachumgestaltend wirken. Durch die Beiträge von Feist ist den Lesern dieser Zeitschrift bekannt, wie im Französischen Neubildungen entstanden und ständig neu entstehen (*N. Spr.* XXIV 1916. S. 105 bis 112 und XXV 1917. S. 109—112). Ähnliche Beobachtungen machen wir im Deutschen. Es ist erfreulich, daß bei uns von berufener Seite die Wichtigkeit der Sammlung der Soldatensprache dieses Krieges rechtzeitig erkannt wurde; schon im Juni 1916 forderte die Wörterbuchkommission der bayerischen Akademie der Wissenschaften ihre Mitarbeiter im Felde zur Aufzeichnung soldatensprachlicher Wörter und Ausdrücke auf. Auf Veranlassung des Vorsitzenden des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, des Professors Dr. John Meier, erörtert der Verfasser das Wesen und die Probleme der deutschen Soldatensprache der Gegenwart, macht auf die Wichtigkeit des soldatischen Wortschatzes für lexikalische und volkskundliche Forschung aufmerksam und weist auf die vom Verbande der Vereine für deutsche Volkskunde beschlossene Sammlung der Soldatensprache hin. Der besondere Wert des Buches besteht darin, daß dem Verfasser die soldatensprachlichen Sammlungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften zur Verfügung gestellt wurden. Er bietet in Teil II des Buches eine anziehende Kostprobe der deutschen Soldatensprache von heute, die als wertvoller Beitrag zu einem künftigen Wörterbuch der Soldatensprache gelten mag. Dem Buche ist weiteste Verbreitung zu wünschen sowohl bei den Feldgrauen wie bei den Sammlern in der Heimat. Im einzelnen wäre natürlich manches zu ergänzen und zu berichtigen. Die Rücksicht auf den mir zugewiesenen Raum gestattet nur wenige Bemerkungen. *Marcus* (= markierter Gegner) findet sich im Gegensatz zu des Verfassers Angaben (S. 30, 91 u. 115) schon bei Horn, *Die deutsche Soldatensprache*, S. 140; das Wort *aufschwänzen* = schinden bezeichnet Verfasser als bei sächsischen Unteroffizieren gebräuchlich, es wurde auch bei meinem Regiment, dem 2. bayerischen Infanterieregiment in München, allgemein gebraucht. Der Verfasser fragt S. 98, woher das Wort *Barras* komme; eine Antwort hierauf findet sich bei Imme, *Die deutsche Soldatensprache der Gegenwart und ihr Humor*, S. 106. Zu dem Abschnitt scherzhafter Umbildungen fremder Ortsnamen (S. 104) möchte ich erwähnen, daß meine Leute (Bayerisches Landwehr Infanterie-Regiment Nr. 1) während der Winterschlacht in der Champagne, als sie sehr unter dem Schlamm der Straßen litten, unseren Ruheort *Somme-Py* in Somme-Pfui umtauften. Der Verfasser gibt in den Anmerkungen bei jedem Wort an, ob es sein Vorgänger Horn in seinem Buche aufführt oder nicht; diese Angabe erscheint überflüssig bei jenen Wörtern, die beim Erscheinen von

Horns Buch (1899) nicht vorhanden sein konnten, da die betreffende *Sache* (Maschinengewehre, Minenwerfer, Flieger) noch keine allgemeine Verbreitung im Heere gefunden hatte. Da das Buch ein Sachregister und ein Wörterverzeichnis enthält, würde die Übersicht gewinnen, wenn die Anmerkungen wie bei Horn unter dem Texte gedruckt wären.

Theodor Imme, *Die deutsche Soldatensprache der Gegenwart und ihr Humor.* 2. Aufl. Dortmund. Fr. Wilhelm Ruhfus 1918. XII 172 S. geh. M. 4.

Dieses Buch will nicht allein der Wissenschaft dienen, sondern es ist für einen weiteren Leserkreis bestimmt. Verfasser stützt seine Angaben auf Mitteilungen aus dem Felde und auf Artikel in Zeitschriften. Die fleißige Zusammenstellung bietet einen willkommenen Beitrag zu einer künftigen Sammlung des Wortschatzes der Soldatensprache. Im einzelnen ist allerdings Verschiedenes zu ergänzen und zu berichtigen. Vor allem ist zu bedauern, daß dem Verfasser John Meiers eingehende Besprechung von Paul Horns Buch über die deutsche Soldatensprache unbekannt blieb (*Zeitschrift für deutsche Philologie* Bd. 32, 1900, S. 115—123); er hätte dort namentlich über Verbreitung bzw. Herkunft folgender Worte Aufschluß erhalten können: *Blech*, *finden* (= stehlen), *Hengst* (= Ökonomiehandwerker), *Kaffer*, *Kluft*, *Pisang*, *schwächen*, *Spieß*, *Stift*. In der S. 62, Anmerkung, angegebenen französischen Redensart ist das Wort «aussitôt» jedenfalls unrichtig. Beim Vormarsch im Jahre 1914 hörte ich die betreffende Redensart aus dem Munde der Franzosen in folgender Form: «La guerre est un malheur pour nous, pour vous et pour tout le monde»[1]. Zu der Bemerkung S. 50 über das 2. bayerische Infanterieregiment möchte ich ergänzend mitteilen, daß gegenwärtig dieses Regiment nicht die Zahl 2, sondern den Namenszug ME (Max Emmanuel) auf den Achselstücken trägt. Das Wort *acheln* (S. 104) wird in der Rheinpfalz auch von der Zivilbevölkerung allgemein gebraucht. Mit Zwockel (S. 61) bezeichnet der Rheinpfälzer den Altbayern. S. 147: Aus «Poincaré» machten meine Soldaten: Boana Kare (Kare = Karl im Münchner Dialekt). Zu S. 144: Ein uns gegenüber liegendes eingestelltes französisches Gewehr, das oft schoß aber wenig traf, nannten meine Leute den *muckenden Valentin*, eine oft den Platz wechselnde französische Scharfschützengruppe hieß: *die Wandervögel*. Zu S. 16: Einspännige; bei uns in München hießen die Einjährigen *Einspänner*. Auffallend ist endlich, daß Imme so geläufige Worte wie *Montur*, *Parole*, *wickeln*, *Staatskrüppel* nicht aufführt. Das oben besprochene Buch von Maußer sei dem Verfasser für eine Neuauflage zur besonderen Beachtung empfohlen.

Würzburg. Richard Schiedermair.

---

[1] Sie war ihnen schon 1870-71 geläufig. W. V.



Walther Schönherr, *Direkte und indirekte Methode im neusprachlichen Unterricht.* Experimentelle Beiträge. (Pädagogisch-Psychologische Forschungen, hrgb. von Meumann, Scheibner u. a.). Leipzig, Quelle & Meyer, 1915. 83 S. M. 2,60.

Nicht selten findet man bei Sch. verschwommene und übertriebene Behauptungen. Während er S. 7, wo er die Entstehung der Reformbewegung aus dem wirtschaftlichen Umschwung nach den siegreichen Jahren 1870/71 erklären möchte, schreibt: „Dem realistischen Ideal entsprechend sollte auch Lehrziel und damit Lehrverfahren geändert werden", scheidet er gleich zu Anfang seiner Besprechung (S. 6) das *Ziel* als *beiden Methoden gemeinsam* aus. Und glaubt der Verf. wirklich noch, daß das indirekte Verfahren „nach sieben Jahren Unterricht" nicht über „ein Hersagen von Paradigmen oder von Regeln über den Konjunktiv" (S. 9) hinauskomme?

Die experimentellen Nachweise, zu welchen Ergebnissen die direkte und die indirekte Methode bei der Aneigung des Wortschatzes führen, die Zusammenstellungen über Lernsicherheit und Zeitaufwand, Genus- und Aussprachefehler, assoziative und assimilative Umbildungen bei Schülern beider Gruppen sind zweifellos recht interessant, verraten auch eine lobenswerte Geduld und fleißige Hingabe, aber überzeugend nachweisen, daß die direkte Lehrart *auf diesem Sondergebiete* des Sprachunterrichts im allgemeinen zu besseren Resultaten kommt, das vermöchte doch erst eine mehrfache, in den verschiedensten Schulen und Städten veranstaltete Wiederholung solcher Versuche. Nur auf breitester Grundlage aufgebaute Untersuchungen der experimentellen Psychologie berechtigen zu endgültigen Schlüssen über Wert oder Unwert, über die größere oder geringere Brauchbarkeit einer Methode. Solche Schlüsse aber aus Sch.s Übersichtstafeln ziehen zu wollen, wäre verfehlt, wäre mindestens verfrüht. Das aber ist schade, daß diesen Untersuchungen die Beweiskraft und Allgemeingültigkeit, die man von ihnen erhoffen möchte, nicht zukommt. Der Nutzen, den sie der Sache der direkten Methode bringen sollten, ist deshalb zweifelhaft.

David Wolfinger, *Französische Grammatik* für Gymnasien. 2., durchgesehene Auflage. 127 S. M. 2,20, geb. M. 2,80.

— — *Französisches Lesebuch* für Gymnasien. I. Teil. 2., durchgesehene Auflage. 129 S. M. 2.—, geb. M. 2,60. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung, 1917.

In Kreisen des Gymnasiums herrscht vielfach die irrige Auffassung, als seien Französisch und Englisch leichter als Lateinisch und Griechisch. Diese nur zu fest eingewurzelte Ansicht findet ihre Erklärung in dem Umstand, daß der Lehrplan des humanistischen Gymnasiums seiner besonderen Bestimmung entsprechend den neueren Fremdsprachen nur eine verhältnismäßig geringe Stundenzahl einzuräumen vermag, und der Gymnasiast deshalb auf ein gründlicheres Studium dieser Fächer und ihrer syntaktischen und stilistischen Schwierigkeiten verzichten muß Demgemäß ruht auch bei der Wolfingerschen Grammatik der Schwer-

punkt in der Formenlehre, während von der Satzlehre nur einige besonders wichtige Fragen vorgetragen werden. Eine gründliche Behandlung dieses wichtigsten Teiles einer modernen Fremdsprache, der an die in den Unterklassen gewonnene Erkenntnis des deutschen Satzbaues anzuknüpfen hat, wird man vergeblich suchen. Dagegen ist die Art, wie W. die Formenlehre durchnimmt, eigenartig und vom wissenschaftlichen Standpunkt aus beachtenswert. Das hat schon L. Geyer bei Besprechung der 1. Auflage an dieser Stelle (Band XXIII, 310) hervorgehoben. Leider sind seine Besserungsvorschläge einzelner Mängel völlig unberücksichtigt geblieben. Um nur auf eines noch einmal hinzuweisen: § 35 heißt es in *je vis*, *je conclus* sei *i*, *u* „eigentlich" stammhaft. Weshalb *eigentlich*? Das ist doch gerade die Aufgabe der wissenschaftlichen Grammatik, daß sie falsche Auffassungen — wie *is*, *us* seien in den erwähnten Formen Endungen (§ 45) — beseitigt. Wenn bei Behandlung des Konjunktivs die gleichartigen Erscheinungen der Nebensätze mit *que* und der Relativsätze zusammengefaßt werden, dann hätte dasselbe auch mit den konjunktionalen und Relativ-Einräumungssätzen (§ 271 und 273) geschehen können.

Das an Gedichten und meist kürzeren Prosastücken reiche *Lesebuch* schließt sich äußerlich, wenn man nach dem Inhaltsverzeichnis urteilen wollte, eng an die einzelnen Abschnitte der Grammatik an. Aber bei einen genaueren Vergleich ergibt sich doch, daß die vielfach französischen Schriftstellern entnommenen Stücke mit dem einzuübenden Stoff oft nicht allzuviel zu tun haben. Nicht selten enthalten sie Formen, die erst in späteren Lektionen geübt werden, oder sie sind, soweit es sich um Gedichte handelt, oft zu schade dafür, als Anschauungsmaterial für grammatische Formen zu dienen. So sollen *venir*, *tenir* an der La Fontaineschen Fabel *Le corbeau et le renard* (S. 36) geübt werden, die überdies nur zwei Formen von *tenir*, keine von *venir* enthält, dafür aber die noch nicht durchgenommenen Zeitwörter *prendre*, *vivre*, *valoir* bringt. In dem angehängten Wörterverzeichnis ist nur bei den Wörtern das Geschlecht angegeben, „die eine Ausnahme von der Regel bilden: Substantiva auf (stummes) *e* sind Feminina, die übrigen Maskulina" (S. 91). Die Grammatik aber enthält (§ 107—114) natürlich noch andere Regeln, wenn auch nicht alle wichtigen. Selbstverständlich kann man deren Kenntnis nicht von Anfang an von den Schülern verlangen. Es wäre deshalb gut gewesen, allen französischen Dingwörtern das Geschlecht beizufügen. Bei Wörtern wie *Allemagne*, *Autriche* u. ä. dürfte es sich empfehlen, den Artikel hinzuzusetzen. Trotz mancher anderen kleinen Ausstellungen, die noch zu machen wären, ist W.s Lehrbuch eines der besten, die es in der Gegenwart für die Zwecke des Gymnasiums gibt.

Darmstadt. ALBERT STREUBER.

LEO SPITZER, 1. *Die Sprache als Kampfmittel* („Internationale Rundschau", Zürich, 20. Januar u. 25. März 1918).

2. *Anti-Chamberlain*, Betrachtungen eines Linguisten über H. St. Cham-

berlains „Kriegsaufsätze" u. die Sprachbewertung im allgemeinen. Leipzig, Reisland. 1918. 82 S. 8°.
3. *Über einige Wörter der Liebessprache*, vier Aufsätze. Leipzig, Reisland. 1918. 74 S. 8°.

Seit wir im Kriege stehen, hat es sich Spitzer zur Aufgabe gemacht, der Verhetzung der Völker entgegenzuwirken. Er ist aufklärerisch gestimmt und will, soweit es einem Sprachforscher möglich ist, das beruhigende und kühle Licht der Vernunft über den Kampf der Geister sich ergießen lassen.

1. In zwei Aufsätzen der Züricher „Internationalen Rundschau" zeigt er, wie das amoralische Wesen der Sprache von den Kriegführenden auf beiden Seiten ausgenützt wird, wie man Niederlagen, Schäden, Ungerechtigkeiten im *eigenen* Lager euphemistisch verkleidet, beschönigt oder verschweigt, während man die Verlegenheiten des Feindes vergrößert oder unterstreicht. Durch eine Reihe stilistischer Zergliederungen sucht er das, was er die „wahrheitsverrückende Funktion der Kriegsberichte" nennt, deutlich zu machen. Jedermann weiß, daß die Sprache sich zu allerlei praktischen Diensten meistern läßt, die mit beschaulichen Wahrheiten nichts mehr zu tun haben. Niemandem sagt man etwas Neues damit. Spitzer aber übertreibt, wenn er aus der zweckhaften oder tendenziösen Form der Kriegsberichte auf deren literarische Minderwertigkeit schließen will. „Es ist merkwürdig," sagt er, „daß von den Kriegsenthusiasten ... stets die knappe Sachlichkeit, militärische Sparsamkeit und kernige Lakonik hervorgehoben wird — nicht die beschönigend verfälschende Unsachlichkeit, die parteiische Verrückung der darzustellenden Geschehnisse, die schlaue Diplomatentechnik, die sich hinter der Sprache des Soldaten verbirgt ... Geschmacklos ist es, wenn neben anderen deutschen Pädagogen Theobald Ziegler das Lesen der von Steinschen Kriegsberichte in den Schulen empfiehlt". — Aber Schönheit, Kraft und Wirksamkeit des Ausdrucks gedeihen doch nicht nur auf den neutralen Gefilden der Wahrheit. Was dem beschaulichen Menschen als unsachlich gilt, kann für den Kämpfenden sehr sachlich sein, was jenem als Tücke erscheint, hat dieser vielleicht aus tiefster Überzeugung und seelischer Notwendigkeit heraus gestaltet. Warum sollte das Genus rhetoricum nicht auch zur schönen Literatur gehören? Das intellektualistische Vorurteil Flauberts wollen wir uns nicht wieder zu eigen machen. Wir wissen, welch starken Eindruck z. B. die Kriegsberichte Napoleons I. mit ihrem Trompetenstil auf einen Künstler wie Victor Hugo gemacht haben. Warum sollten die des Herrn von Stein nicht gleichfalls ihre Bewunderer finden?

Im zweiten Teil seiner Darlegung zeigt Spitzer, wie die zum Kampfe abgerichteten Schlag- und Schleichwörter schließlich auch ihre Urheber täuschen und gefangen nehmen. Wie die Sprache zum Tyrannen wird und gar — nun übertreibt er schon wieder! — „die Schuld an der Fortführung des Krieges bis zum äußersten trägt". — „Wer das Programm (lies: Schlagwort) von der Zerschmetterung des deutschen Militarismus aufgestellt hat, kann den Krieg nicht vor der Erreichung dieses Zieles abbrechen." Ich glaube nicht, daß die englischen Staatsmänner ihre eigenen Schlagwörter

so ernst nehmen. Mag das menschliche Denken und Fühlen sich noch so sehr in der Sprache verstricken, die politischen Maßnahmen werden doch wohl durch andere Dinge bestimmt und geleitet als durch das, was Spitzer die „begriffsverwirrende Funktion der Sprache“ nennt.

2. Die Neigung, das Kind mit dem Bade auszuschütten, macht sich auch im *Anti-Chamberlain* geltend. Ursprünglich ein volkstümlicher Vortrag, hat dieses Büchlein sich zu einer grundgelehrten Abhandlung ausgewachsen. Es bekämpft den Dilettantismus derer, die in der Sprache eines feindlichen, bzw. befreundeten Volkes nach antipathischen, bzw. sympathischen Eigenschaften fahnden. Dieses vielbeliebte Auslegen sprachlicher Züge, je nachdem sie einem Freund oder Feind gehören, auf angenehme oder widerwärtige, überlegene oder inferiore Charaktereigenschaften, ist nicht viel mehr als eine Kinderei: von sämtlichen Kriegsgreueln vielleicht der harmloseste. Man kann sich fragen, ob es die Mühe lohnt, mit so schwerem Geschütz dagegen aufzufahren. Man kann auch an den eifrigen und in ihrer Art geistvollen Verherrlichungen und Verketzerungen, mit denen Chamberlain den deutschen, bzw. französischen und englischen Sprachbau bedacht hat, eine humorvolle Freude haben; denn er ist ein gewandter, feurig überzeugter und pfiffiger Liebhaber der deutschen und Widersacher der französischen und englischen Sprachformen und Gesinnungsarten. Einiges könnte man aus seinen unwissenschaftlichen Betrachtungen sogar lernen; denn Liebe und Haß sehen oft schärfer als die unbestechlichen Augengläser der zünftigen Philologie.

Wie dem auch sei, der ehrliche Spitzer haßt die Ungerechtigkeit, auch wenn sie Vorteil bringt. Günstlingswirtschaft und Liebhabertum sind ihm etwas Böses im allgemeinen und in Sachen der Sprachbeurteilung etwas Unwissenschaftliches im besonderen. Es steht ebensoviel sittlicher Wille wie methodischer Purismus hinter seiner Kampfschrift. Es sei mir ferne, diese Ehrlichkeit des Fühlens wie des Denkens verkleinern zu wollen. Von so seltenen Tugenden kann man niemals genug haben. Wie aber des Guten in der Welt allerorten zu wenig ist, so kann auch dessen wieder zu viel geschehen; denn das Gute ist etwas Qualitatives.

Zunächst will Spitzer die Sprache in völliger Loslösung von allen Werten betrachtet wissen. Man soll sie nicht tadeln und nicht loben, überhaupt nicht kritisieren, sondern studieren. Wer möchte ihm darin nicht beipflichten? Jedes Werten einer Sprache an religiösen, sittlichen, logischen und politischen Maßstäben ist Pfuscherei. Sogar in ästhetischer Hinsicht müssen die einzelnen Sprachen als neutral oder wertfrei betrachtet werden, denn keine ist schön oder häßlich an und für sich.

Etwas anderes als das *Werten* ist nun aber das *Deuten* (und wieder etwas anderes das *Erklären*). Am liebsten möchte Spitzer auch das Deuten uns verbieten, vor allem wohl deshalb, weil es gar so leicht in das Kritisieren und Werten hinübergleitet. Andererseits kann er sich der Tatsache nicht verschließen, daß es ohne Deuten keine Bedeutungslehre und ohne diese schließlich keine

Sprachwissenschaft gibt. So erlaubt er's uns denn, aber mit Einschränkung. Und eben in diesen Einschränkungen wird er willkürlich, unsicher und unklar. Vor allem verwischt er den Unterschied zwischen Wertung und Deutung. Jene ist zunächst persönliche Geschmackssache und erscheint auf einer höheren Stufe als etwas Spekulatives, Philosophisches und Kritisches, während die Deutung etwas Empirisches und Psychologisches ist. Auf S. 47ff., wo Spitzer von den Schwierigkeiten handelt, die sich einer „wissenschaftlichen Bewertung der Sprachen" entgegenstellen, hat er in Wahrheit die Schwierigkeiten der Deutung im Auge, also Schwierigkeiten, die aus äußerer und innerer Erfahrung stammen, und die er sehr richtig dahin zusammenfaßt, „daß es ein hinter jeder Spracherscheinung stehendes *eindeutiges* geistiges Korrelat nicht gibt, sondern daß man hinter demselben sprachlichen Ausdruck, je nach den persönlichen Gefühlen verschiedene Geistesrichtungen wird erkennen können". Aber damit ist nur die Schwierigkeit des Deutens, keineswegs dessen Unmöglichkeit erwiesen. Die persönlichen Gefühle werden nicht dadurch ausgeschaltet, daß man sie unterdrückt, vielmehr sie alle zu Worte kommen und sich gegenseitig auffressen und neutralisieren läßt. Die einseitige Deutung ist persönlich, die vielseitige und erschöpfende aber gelangt zu wissenschaftlicher Geltung.

Was nun das Werten betrifft, so ist es nicht nur, wie Spitzer, der uns hier viel zu wenig radikal ist, glauben möchte, schwierig, sondern ein barer Unsinn, und zwar lediglich deshalb, weil jede Sprache ihren eigenen, individuellen, nur ihr gehörigen Maßstab in sich selbst trägt, mit anderen Worten: weil das Deutsche nur am Deutschen, das Englische nur am Englischen und nichts anderem sich messen und bewerten läßt. Eine Spracherscheinung des Deutschen ist hinlänglich getadelt und verworfen, wenn ich sie als „undeutsch", und hinlänglich gerechtfertigt und gelobt, wenn ich sie als gut- oder richtig- oder *echt-deutsch* erweise. Das Messen am eigenen Maß oder Werten am eigenen Wert ist im Grunde kein Messen und Werten mehr, sondern ein rein objektives Feststellen des tatsächlich Gültigen, des historisch Gewordenen und im Gebrauch einer Sprache Lebendigen. Dieses schlichte Argument, das einzige, das gegen Chamberlainsche und sonstige „Sprachwürderungen" mit schlagender Kraft ins Feld treten kann, hat Spitzer sich ganz entgehen lassen. Da er zwischen Wertung und Deutung den wesentlichen Unterschied nicht faßt, so wird ihm vom Werten aus auch das Deuten verdächtig, wie es ihm andererseits nicht gelingt, das verhaßte Werten endgültig aus der Sprachwissenschaft zu verbannen. Da er mit *einer* Klappe zwei Fliegen schlagen wollte, beispielsweise den Dilettanten Chamberlain und den Sprachforscher Nikolaus Finck (um von mir selbst nicht zu reden), sind beide ihm entwischt.

Was Spitzer gegen das deutende Verfahren anzuführen weiß, ist zwar sehr geeignet, zur Vorsicht zu mahnen, hat aber keine grundsätzliche Gültigkeit. Vorschnelle Deutungen weist er im einzelnen zurück, ist aber selbst wieder vorschnell, wenn er überall dort, wo eine historisch-pragmatische oder grammatische Erklärung

gegeben ist, die psychische Deutung für überflüssig oder falsch hält. So gleich auf den ersten Seiten, wo es heißt: „Die Behauptung, das groß geschriebene *I* 'ich' des Engländers erklärt sich aus dem hochmütigen, exzentrischen Wesen desselben . . . setzt Seelenleben und Orthographie in eine pseudowissenschaftliche Beziehung, während der Nachweis des Ursprungs dieser Schreibung aus dem Brauch der mittelalterlichen Handschriften diese Sonderbarkeit alles psychologischen Interesses entkleidet." Wer zwingt denn aber den Engländer, so zäh an einem mittelalterlichen Brauch zu hängen? Hat nicht die Versteinerung einer Gewohnheit, die, trotz mancher im Lauf der Jahrhunderte erwachten Bedenken, sich vollzieht, ihre psychologisch interessante Seite? Ist es Afterwissenschaft, wenn man auch hinter dem Konventionellen ein seelisches Leben wittert? Und gibt es wirklich so viel „Totes und psychologisch Indifferentes" in einer Sprache, wie Spitzer (S. 50) glaubt? „Warum," fragt er spöttisch, „heißt das Kalb gerade *Kalb?*" Ich huldige der bescheidenen Ansicht, daß es so heißt, weil unsere Vorfahren es so genannt haben, und weil wir durch Bedürfnisse und Gefühle von psychologisch höchst merkwürdiger Art an unsere Ahnen und ihre Sprache gebunden sind — und doch wieder *nicht* gebunden; denn wir haben Anzeichen dafür, daß man früher unter *Kalb* nicht nur ein Kalb, sondern allerlei junges Getier, Mutterlämmer und vielleicht sogar Vogelbrut verstanden hat. Hinter der Bedeutungsgeschichte des Kalbes verbirgt sich also eine lebendige Seelengeschichte verstorbener Jäger- und Hirtenvölker, eine Geschichte, deren Pulsschlag noch heute in dem totgesagten Worte zuckt. Man kann ihn z. B. daran erkennen, daß auch die Hirschkuh noch in Deutschland *kalbt*, und daß in Tirol und im Hessischen das Mutterlamm noch *Kilber* heißt. Und hier sollten keine psychologischen Probleme liegen? — Das Beispiel des Kalbs ist geeignet, auch einen anderen Irrtum Spitzers zu widerlegen, nämlich daß „Etymologien nur für die Zeit ihres Entstehens etwas beweisen" (S. 42), genauer ausgedrückt, daß ein Bedeutungswandel nur für die Zeitläufte, in denen er sich vollzieht, charakteristisch ist, für die folgenden Geschlechter aber tot bleibt. Vielmehr kann die Herkunft eines Wortes auf Tausende von Jahren hinaus für die Richtung des Sinnes entscheidend sein, in der es sich weiter entwickelt. Das sprachlich „Tote" ist eben niemals *ganz* tot und lauert in der Gegenwart auf seine Gelegenheiten zur Auferstehung. Das mag sehr mystisch klingen, aber was soll aus einer Sprachwissenschaft werden, die seelisch Totes und Indifferentes anerkennt und die Forderung der psychologischen Deutung ihres Materials nur dort will gelten lassen, wo diese sich sozusagen aufdrängt oder auf der flachen Hand liegt?

Wo man die Wahl hat zwischen dem Verzicht auf psychologische Deutung und der Gefahr einer falschen oder unzulänglichen Deutung, da wird das Temperament des Forschers entscheiden dürfen. Der eine wagt's, der andere läßt's. Aber im Namen der Methode einen Verzicht *a priori* zu verlangen, geht nicht an: am wenigsten in einer Schrift, die einem durch Wagemut so erfolgreichen Deuter der Sprachen gewidmet ist wie Hugo Schuchardt.

3. Daß Spitzer, trotz seiner methodologischen Engherzigkeit, sich auf das Deuten der Wörter nicht ungerne einläßt, zeigen erfreulicherweise seine vier Aufsätze über einige Wörter der Liebessprache: 1. Ausdrücke für „lieben", 2. Herkunft, Bedeutung und Gebrauch vom franz. *cocotte*, 3. deutsch „Elefant" = «chandelier», bzw. Gelegenheitsmacher in Liebessachen, 4. afz. *coup*, nfz. *cocu* „Hahnrei".

Das Verdienst dieser kleinen Monographien liegt in der Fülle der kulturgeschichtlichen und anekdotischen Zeugnisse und Belege, ohne die eine psychologische Deutung nur zu leicht in der Luft schwebt. Zuweilen werden solche Anecdota für Spitzer geradezu Selbstzweck. Es macht ihm Freude, sich mit dem Leser in einem Wirbel von seltsamen Notizen, Zetteln und Zitaten zu verirren und dieses gelehrte Wesen auch dort noch weiter zu treiben, wo die Etymologie und die Deutung im Wesentlichen gesichert sind. Man muß solche Bravourstückchen, deren Reiz oder Überdruß — je nachdem — im Gedränge und Getümmel der Einzelheiten liegt, selbst lesen. Dazwischen finden sich goldene Ratschläge, wie der folgende (S. 42): „Etymologisiere kein Wort, dessen Stimmungswert du nicht kennst! Die 'Nuance' eines Wortes ist für dessen Etymologie vielleicht ebenso wichtig wie die Lautregeln und Bedeutungsserien, die man im allgemeinen zu deren Stütze anführt." — Ich sehe Chamberlain schmunzeln, wenn er diesen Satz vom Stimmungswert der Wörter liest.

Leo Spitzer, *Fremdwörterhatz und Fremdvölkerhaß, eine Streitschrift gegen die Sprachreinigung.* Wien, Manz. 1918. 66 S. 8°.

Kurz nach Abschluß der vorstehenden Besprechung hat Spitzer eine weitere sprachliche Streit- und Kriegsschrift veröffentlicht, die sich zum Teil an meine Ausführungen über Sprache und Nationalgefühl (April—Juni 1918 dieser Zeitschrift) anschließt. Sie ist reich an sehr feinen Beobachtungen, geistvoll, amüsant und besonders gegen den Schluß hin leidenschaftlich und feurig. Zwar schießt der Verfasser auch hier über das Ziel. Da aber eher sein persönliches Gefühl als ein Mangel an Klarheit in den sprachwissenschaftlichen Grundbegriffen daran schuld ist, so wird der besonnene Leser die Dinge mühelos auf ihr richtiges Maß zurückstellen und im übrigen an der Gewagtheit mancher Ausfälle eher sein künstlerisches Vergnügen haben als Anstoß nehmen. Spitzer weiß ja und hat es treffend bewiesen, wie sehr die praktische Stellungnahme in der Fremdwortfrage vom Geschmack, von der Gesinnung und heutzutage besonders stark von dem politischen Glauben und Wollen des Einzelnen bestimmt wird. Wenn man dem Verfasser also auf seine Verhöhnung der „Überkleisterungen" und gewaltsamen Verdeutschungen „feindlicher Fremdwörter" erwidert, daß unser heutiger Trotz gegen das Fremde doch auch seine Gründe hat und sehr wohl eine bleibende Spur, eine Art ehrenvoller Narbe im Entwicklungsbild unserer Sprache zu hinterlassen verdient, so sagt man ihm damit vermutlich nichts Neues. Auch daß alle Sprache in gewissem Sinn eine „Überkleisterung" der Wirklichkeit, eine Toilette ist und daß alles Herumbessern an ihr, nicht nur das der Puristen, sich an der Oberfläche bewegen

muß, sind Wahrheiten, die Spitzer wohl nur zeitweilig zu vergessen beliebt hat.

Sein Angriff richtet sich vorzugsweise gegen die Tätigkeit des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, der es schwerlich an Gegenangriffen wird fehlen lassen. Möchten beide Teile in diesen nachgerade nicht mehr neuen Kämpfen sich immer wieder erinnern, daß die Fragen der sprachlichen Zucht und Unzucht in letzter Hinsicht Geschmackssache sind. Spitzer als Wiener, als Österreicher und als beschaulich gerichteter und dem Fremden gegenüber friedfertiger und offener Mensch hat selbstverständlich einen andern Sprachgeschmack als die reichsdeutschen, preußischen, Berlinerischen, kriegerisch gestimmten und gegen das Fremde im Kampfe stehenden Führer des Sprachvereins. Wenn auf beiden Seiten die Ehrlichkeit der Überzeugung und die Liebe zur Muttersprache anerkannt und vorschnelle Verdächtigung vermieden wird, so kann die Zucht unserer Sprache aus solchen Plänkeleien nur Vorteil haben. Daß es in der Tat nur Plänkeleien sind, sollte man nicht vergessen. Denn die tieferen Gegensätze werden in der wirklichen *Politik*, nicht in der des Wortschatzes ausgekämpft. Daher scheint mir der leichte und witzige Ton, wie Spitzer ihn im Hauptteil seiner Schrift hat klingen lassen, dem Gegenstande angemessener zu sein, als die Brusttöne am Schluß. Die Pikadores und Matadores im Kampf der Fremdwörter müssen sich Leichtigkeit, Anmut, Ritterlichkeit, Kühle und Humor zur Spielregel machen, wenn sie nicht wollen, daß die besten ihrer Zuschauer sich verlaufen.

München. KARL VOSZLER.

KARL VOSZLER, *Der Trobador Marcabru und die Anfänge des gekünstelten Stiles.* 8° 65 S. (Sitzungsberichte der königl. bayr. Akademie der Wissenschaften, philosophisch-philologische und historische Klasse. Jahrgang 1913). Preis 1,60 M.

DERSELBE, *Peire Cardinal ein Satiriker aus dem Zeitalter der Albigenserkriege.* 8° 195 S. (Ebda., Jahrgang 1916.) Preis 4 M.

DERSELBE, *Der Minnesang des Bernhard von Ventadorn.* 8° 145 S. (Ebda., Jahrgang 1918.) Preis 3 M. In Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth) in München.

Gelegentlich einer Besprechung von Wechßlers Buch *Das Kulturproblem des Minnesangs* [1] hatte ich vor längeren Jahren gefordert, daß die einzelnen Trobadors in höherem Maße um ihrer selbst willen untersucht werden müßten, daß man versuchen müsse durch das genaue Studium der Individualschöpfungen hindurch sich dem Ganzen des Minnesangs zu nähern. Zu gleicher Zeit hatte Voßler begonnen diese sich aufdrängende Forderung zu erfüllen, mit seiner Studie *Die Kunst des ältesten Trobadors* in den *Miscellanea di studi in onore di Attilio Hortis* (Trieste 1910). In der Folgezeit hat er dann seinen Forschergeist und seine Charakterisierungskunst an drei weiteren Trobadors, Marcabru, Peire Cardinal, Bernhard von Ventadorn erprobt.

[1] Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, Bd. 37 (1910) S. 176ff.



1. Während man früher die gekünstelte Stilart für eine Erscheinung des Verfalls der Trobadorpoesie hielt, setzt man sie jetzt bereits an den Anfang. Voßler bezeichnet einen der ältesten uns bekannten Trobadors, Marcabru, geradezu als den Schöpfer des *trobar clus*.

In der angeborenen Art seines Gemüts liegt, wie Voßler ausführt, nichts Gekünsteltes, und so stehen wir vor der merkwürdigen Tatsache, daß der Schöpfer einer überfeinerten Stilart ein höchst grobschlechtiger Mensch war. Der Inhalt der Studie besteht nun vorzugsweise in dem Versuch eine Erklärung dieser verwunderlichen Tatsache vom psychologischen und künstlerischen Standpunkte aus zu geben.

Eine erste Erklärung führt uns in ihrer Allgemeinheit kaum sonderlich weiter. Da der Mensch gerade nach dem begehrt, was seiner Natur versagt ist, „so griff der grobe Marcabru nach immer feineren Strophenformen und Reimen." Förderlicher ist schon die Erklärung, die auch den unmittelbaren Vorgänger des Marcabru, Cercamon und seine Neigung zum Gekünstelten, in sich begreift, nämlich, daß die Spielleute und Kinder des Volkes von der Angst vor dem Gemeinen zu aristokratischem Formalismus getrieben werden und in der Form mehr als im Inhalt ihre Auszeichnung suchen. Es wäre also, wie es ja wohl auch der Fall war, die Wertschätzung der äußeren Form und die Geringschätzung der eigenen roheren Darbietung den volksmäßigen Dichtern und Sängern von der höfischen Gesellschaft anerzogen worden.

Neben diesem mehr gesellschaftlichen Grund war jedoch auch ein innerer Antrieb in Marcabru wirksam, ein Antrieb, den man wohl als den ausschlaggebenden zu betrachten hat. Der derbe und herbe Marcabru besaß, wie Voßler erkennt, ein fein besaitetes, musikalisches, für sprachliche Wirkungen sehr empfindliches Ohr, und er suchte nun mit Fleiß die Fülle der ihn bewegenden Gedanken sprachlich und klanglich zu vereinigen, ineinander zu verschlingen und durch das zugleich straffe und dehnbare Klanggewebe seiner Reime zu ordnen. Doch dieser Versuch war nicht leicht. Die einander drängenden, z. T. weit auseinanderliegenden Gedanken wollten sich den Fesseln der Form nicht fügen. Es kostete ihn, den ungeübten, heiße Mühe sie zu bändigen, solche Mühe, daß ihm schließlich die siegreiche Überwindung dieses Widerstandes als die eigentliche Aufgabe des Trobadors erschien. Und in dieser Arbeit nun, weder aus natürlichem Bedürfnis, noch aus vorgefaßter Meinung, sondern durch den Gang seiner künstlerischen Arbeit, sei er — das ist Voßlers Schluß — ohne es eigentlich zu wissen und zu wollen, als ein Schöpfer wider Willen, zum *trobar clus* gekommen. Es gelang ihm lange Zeit nicht, die Unverträglichkeiten zwischen Charakter, Temperament und Feinheit seines musikalischen und sprachlichen Ohres auszugleichen. Sie gingen unausgeglichen nebeneinander her.

Das Dunkle und Gequälte in Marcabrus Dichtung wäre also in der Hauptsache die Folge von technischen Schwierigkeiten, wäre die unvollkommene, nicht hergestellte Harmonie von Gedanke und Form, um die sich der dem höfischen Ideal nachjagende Dichter bemühte. Sein dunkler Stil ist also eher als eine Entwicklungskrankheit

zu bezeichnen. Er wollte weder dunkel noch künstlich sein. Die Nachahmer erblickten in den Unvollkommenheiten selbst etwas künstlerisch zu erstrebendes und suchten also gerade mit Absicht das, was er zu überwinden sich bemühte.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Entstehung des gekünstelten Stiles tatsächlich so zu denken ist, wie Voßler sie deutet. Immerhin wird man gut tun, die bewußte Absicht des Dichters dunkel, gekünstelt und schwer verständlich zu sein, nicht zu gering anzuschlagen und schon für Marcabru die Abhängigkeit vom Beginn einer literarischen Tradition anzunehmen. Daß auch nicht nur technische Schwierigkeit die Künstelei hervorrief, sondern daß der Gedanke selbst gekünstelt wurde aus innerer Veranlagung und aus der Neigung des Dichters sich in seine grimmige Empörung über die Schlechtigkeit der Welt mit einer eigenwilligen und selbstquälerischen Freude zu verbeißen, deutet Voßler mit Recht an.

Marcabrus besseres Kunstempfinden, das ist das letzte Ergebnis der Untersuchung, hat die Stilart, in die er sich verfangen hatte, nicht gutgeheißen. Er hat sie zu überwinden gesucht und schließlich auch überwunden, indem er zeitweise aus sich herausging und in zäher Anstrengung seine Kunst objektivierte. Zur Objektivität ist er in seinen besten Liedern, die deswegen nicht unbedingt seine letzten zu sein brauchen, gelangt, in dem Lied: *Lanquan fuelhon li boscatge*, in dem er vielleicht auf Bestellung sich in die Gemütslage eines reifen Edelmannes versetzt, in der Doppelromanze *Estornelh cueill ta volada*, in dem schönsten seiner Gedichte *A la fontana del vergier* und in der Pastorelle *L'autrier jost'una sebissa*.

2. Diez hatte Peire Cardinal als Meister des moralischen Sirventes bezeichnet, hatte den Eifer und die Freimütigkeit seines Vorgehens, die Eigentümlichkeit seiner Darstellung und die Kraft seines Ausdrucks gelobt, hatte jedoch getadelt, daß seine Schilderungen an dem Fehler einer zu allgemeinen Auffassung litten, so daß sie nur einen sehr untergeordneten historischen Wert hätten[1]. Seine Ausführungen wiederholte in neuerer Zeit Suchier in seiner Literaturgeschichte, indem er statt des Substantivs *Eigentümlichkeit* das Adjektivum *originell*, für *Kraft seines Ausdrucks* die Worte *energische Ausdrücke* setzte und ebenfalls beanstandete, daß sie zu allgemein gehalten seien, um wesentliche Aufschlüsse über die Sitten der Zeit geben zu können[2].

An diesem Beispiel kann man mit Händen greifen, wie notwendig eindringende Charakterstudien der Voßlerschen Art sind, wenn wir, statt nur längstgesagte Dinge nachzusprechen, zu wirklicher Anschauung und Erkenntnis gelangen wollen.

Auch Voßler stellt fest, daß P. Cardinal mit seiner Satire im Allgemeinen bleibt, aber nicht, um zu bedauern und zu tadeln, daß wir so wenig über die Sitten der Zeit erfahren, wenn wir ihn lesen — als ob wir ihn gerade deshalb läsen — sondern indem er

[1] Leben und Werke der Troubadours. Zwickau 1829. S. 416f.

[2] Geschichte der französischen Literatur. 2. Auflage. I. Band, Leipzig und Wien 1913. S. 84.



untersucht, warum der Dichter nach seiner Veranlagung im Allgemeinen verharrt, und welche Wirkung diese Neigung zum Allgemeinen auf den künstlerischen Wert seiner Satire hat. P. Cardinal bleibt im Allgemeinen stecken, nicht weil er unfähig wäre das Besondere zu schildern, sondern weil er seiner philosophischen Veranlagung gemäß sich über die Dinge erhebt, weil er die Wirklichkeit nicht so sehr aus der persönlich erregten Stimmung des Mißmuts und Ärgers, sondern aus sittlichem Haß, aus moralischem Ethos, von der Höhe des Ideals, auf die er sich versetzt, erschaut. Während seine Vorgänger im Rügelied, Marcabru, Giraud de Bornelh, Peire Vidal, sich mit ihrer Subjektivität selbst im Lichte standen, weiß er beiseite zu treten und wird wegen seiner über die Besonderheit des Persönlichen und des Augenblicks hinausgehenden Sachlichkeit gerade der Meister der Satire.

Voßler hat zweifellos Recht, wenn er die ideale Sachlichkeit als den Grundcharakter der Cardinalschen Satire erklärt. Jedoch wäre vielleicht eine kleine Einschränkung zu machen. Die auch von Voßler hervorgehobene einseitige, leidenschaftliche und unbedingte Parteinahme in politischen Dingen, die — wenn auch in gutem Glauben — den Feind für absolut böse, den Freund für absolut gut hält, kann man doch sicher nicht als ein Zeichen von idealer Sachlichkeit betrachten. Auch der von Voßler behauptete lyrische Grundton der Satire Cardinals läßt sich mit dem Begriff der Sachlichkeit nicht ohne weiteres in Einklang bringen. Als es sich um die Feststellung der Sachlichkeit des Dichters handelte, hatte Voßler dargelegt, daß Cardinal nicht aus mißmutiger Stimmung oder Laune, nicht aus persönlichem Ärger schöpfe, doch wenn er dann später zeigen will, daß Cardinal nicht so sehr Rhetoriker, sondern vielmehr Lyriker sei, gibt er doch zu, daß er in der Hauptsache mehr aus innerem Drang, aus eigenem Mißmut, Zorn und Groll heraus als nach bestimmten Zwecken hin gesungen habe. Er meint auch, daß dem Dichter, um ein wirksamer Redner zu sein, gerade die Gabe und die Lust gefehlt habe sich in anderer Leute Sinnesart hineinzutauchen. Damit ist doch eigentlich gesagt, daß er in seiner Subjektivität verharre und aus ihr heraus dichte. Hier ist offenbar ein in Voßlers Darstellung nicht ganz ausgeglichener Widerspruch. Vielleicht liegt der Widerspruch nur in den nicht ganz miteinander verträglichen Formulierungen des jeweils richtigen Eindrucks.

Er löst sich, wenn man die Begriffe *Sachlichkeit* und *Lyrik* nicht allzu eng faßt. Man kann von Sachlichkeit und Lyrik bei P. Cardinal nur sprechen soweit sie bei einem so ganz und gar mittelalterlich befangenen Menschen möglich waren, von Sachlichkeit als Neigung zur Abstraktion, von Lyrik als ethischer Erregung, als einer Stimmung, die nichts Zwiespältiges hat, kein schwankendes, sondern ein ganz eindeutiges, sicheres, geschlossenes Gefühl ist. Voßler hat wohl auch beide Begriffe in diesem Sinne verstanden. Pathos und Witz, sagt er einmal, übernehmen die Führung in Cardinals Lyrik. Das ethische Pathos aber und der spielerische, in Antithesen sich gefallende Witz des geborenen Ironikers sind Eigenschaften, die schon

wieder aus der Lyrik herausführen, wie sie auch die Sachlichkeit zu Schanden machen können.

Im 4. und 5. Kapitel bespricht Voßler die Frömmigkeit und Kirchlichkeit, sowie das geistlich-weltliche Lebensideal Cardinals. Er macht durchaus glaubhaft, daß H. Reuter in seiner *Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter* zu weit gegangen ist, wenn er auf Grund des von Diez übersetzten Gedichtes *Un sirventes novel vuelh comensar* Cardinal als Aufklärer und eine Art Vorläufer der Reformation ansah. Der Dichter gehörte weder zu den Katharern noch zu den Waldensern, sicher aber zu den innerlichsten Christen seiner Zeit und seines Volkes. In diesem Zusammenhang weist Voßler auch die gelegentlich geäußerte Vermutung, daß Cardinal der Verfasser des zweiten, den Albigensern freundlichen Teiles des großen provenzalischen Epos über den Albigenserkreuzzug sei, mit guten Gründen zurück.

Besonders wertvoll ist das 8. Kapitel, das den neuen Nachweis der Bekanntschaft Cardinals mit der Vagantenpoesie bringt. Nich nur der Entschluß das Erlebte künstlerisch zu gestalten, ist ihm durch den Vorgang dieser Dichtung bedingt, sondern es zeigen sich auch reiche inhaltliche und formale Vertrautheiten und Übereinstimmungen. Voßler glaubt vermuten zu dürfen, daß Cardinal der erste war, der die Weltverdrossenheit des Gelehrten aus der Luft der Klöster und Sakristeien in der Trobadordichtung der Gesellschaft der Laien übermittelte.

3. Dem Verständnis der einzelnen Persönlichkeiten der Trobadors und des Kunstwerts ihrer Lieder stand lange die Neigung der Forscher immer nur den Inhalt der Lieder zu betrachten und für die Biographie der Sänger nutzbar zu machen, hindernd im Wege. Voßlers glänzende Abhandlung über B. von Ventadorn versetzt der alten romantischen Erlebnistheorie einen neuen kräftigen Stoß. Auch er ist überzeugt, daß die Erlebnisse in Bernhards Lyrik nur blaß, modehaft und einförmig waren, daß es sich überhaupt weder bei Bernhard noch bei seinen Vorgängern und Nachfolgern um ernste und wirkliche *Fälle* und *Erlebnisse* handelte. „Ernst und wirklich ist nur die Liebesstimmung unseres Dichters im allgemeinen" (S. 35).

Eine grundlegende Eigenschaft der Dichtung Bernhards ist ferner, daß es sich nicht um das beschauliche Aussprechen der Liebesgefühle handelt, sondern daß maßgebend für Entstehung und Gestaltung der Lieder ihr geselliger Charakter und die beständige Rücksicht auf das Publikum waren. Wenn Voßler meint, Bernhards Lieder seien Gesänge eines Liebenden in der Einsamkeit und doch zugleich hervorragend gesellig, so möchte ich weitergehen und sagen, daß es eben nicht Gesänge eines Liebenden in der Einsamkeit, sondern daß sie ganz in Rücksicht auf das Publikum geschrieben sind. Dieser Sänger hat wohl seine ganz persönlichen Liebeserlebnisse gehabt, aber wenn er von Liebe singt, so tut er es nicht, um sein ganz persönliches Glück oder Leid auf ganz persönliche Weise für sich und die Geliebte auszuströmen, sondern er macht aus seiner Liebesstimmung, indem ihm seine Launen und Einfälle oder auch Aufträge oder literarische Erinnerungen irgendwelche flüchtigen Motive liefern,

Lieder für die höfische Gesellschaft. Er versetzt sich aus seiner Einsamheit in den Salon und spielt dort eine Rolle als Priester im Tempel der hohen Minne, eine Rolle, von deren Übung er sich, wie Voßler andeutet, in der natürlichen Wirklichkeit dann und wann wohl erholen mochte.

In eindrucksvollen Vergleichen hat Voßler das Verhältnis des Sängers Bernhard zu seinem Publikum veranschaulicht. Einmal in dem etwas überraschend kühnen, aber nicht unzutreffenden Vergleich mit der Mannequin-Dame, der Probiermamsell, die ebenso wie für ein schönes Kleid für sich selbst eine empfindsame Reklame macht. So empfiehlt B. von Ventadorn zugleich die edle Minne und sich selbst als ihren Helden und Dulder. Oder indem er ihn als eine Art Monstranz, als einen Gesalbten der Minne, als Heiligenbild, der Gemeinde des höfischen Minnedienstes vorschwebend, schildert oder schließlich als Tänzer, der vor seiner Dame und dem Publikum zugleich seinen Tanz aufführt, gerade so wie der Bauernbursche, der den Schuhplattler tanzt. Der letzte Vergleich, wenn man sich ganz in ihn hineindenkt und sich des großen Unterschieds zwischen dem zierlich-gemessenen Schritt des höfischen Reigens und dem derben Gestampf des bäuerischen Tanzes bewußt bleibt, ist besonders gut geeignet das Wesen der spielerischen Kunst Bernhards zu veranschaulichen.

Voßler geht nicht so weit das Erlebnis, den besonderen Fall als unmittelbaren Vorwurf einzelner Lieder ganz auszuschalten. Er nimmt doch an, daß Bernhard in einigen Liedern sich mit ganz bestimmten, persönlichen Herzensangelegenheiten beschäftigt, daß er, besonders in mehreren Werbeliedern, nicht bloß die Innigkeit seines Empfindens gibt, sondern Tatsachen seines augenblicklichen Liebeslebens vorträgt, bestimmte Ziele und Absichten hat. In diesem Sinne erklärt er z. B. die Lieder Nr. 45, 19, 8, 42, 17 (nach Appels Zählung), um nur diese zu nennen.

Bei Lied 45 handelt es sich um ein Abschiedslied, in dem jedoch die Hoffnung auf Wiedervereinigung ausgesprochen wird. Appel hatte von der scheinbaren Einführung einer zweiten Dame (Conort) gesprochen, durch welche die Eifersucht der ersten Dame erregt werden sollte. Voßler glaubt, es handele sich nur um die eine Dame Conort, der der liebende Dichter scherzhaft zum Bewußtsein bringen wolle, daß er noch weiter alle Hoffnung auf sie setze, in ihr seinen Trost finde. Bei Lied 19, der Lossagung von einer Koketten, glaubt er dann seinerseits an die scherzhafte Einführung einer zweiten, angeblich besseren Freundin, mit der die erste, kokette, scheinbar aufgegebene, in Wirklichkeit weiter begehrte Geliebte geärgert werden soll. Bei Lied 8 bezweifelt er dann wieder, ob dort der Minnewechsel ebenso nur verschmitzt und scherzhaft gemeint sei und glaubt, daß Bernhard dort wirklich zu einer neuen Geliebten spricht und sich von der alten ernsthaft lossagt, um dann doch in Lied 42 reuig zu der eben aufgegebenen Geliebten zurückzukehren.

Die Erklärung der verschiedenen Lieder erfolgt stets mit höchst scharfsinniger und gewandter, manchmal verführerischer Interpreta

tionskunst und gewagten Interpretationskunststücken, wie z. B. bei Lied 17. Auch an Widersprüchen fehlt es nicht ganz. So sagt Voßler z. B. auf S. 101, daß in Lied 8 jedes Wörtchen abgewogen sei und rühmt die Gemessenheit der Rede in diesem Gedichte. um auf S. 104 von dem zu sprechen, was Bernard in demselben Lied so heiter und leichthin verbrochen hatte. Er ist sich übrigens der Schwierigkeit und Unsicherheit seiner Deutungen bewußt und bekennt selbst, daß er sich mit ihnen manchmal auf Glatteis begebe. Wer wollte sich auch vermessen in jedem einzelnen Falle, oder auch nur in den meisten Fällen das reizvoll-schillernde Spiel von Wahrheit und Dichtung, Ernst und Laune dieser Kunstgebilde zu erfassen!

Eher noch mag es glücken, durch das Schillern hindurch die Persönlichkeit des Dichters zu erkennen. Bei Diez war Bernhard als der kindlich-treuherzige, schwärmerische Dichter erschienen. Wenn Voßler gelegentlich von der Kinderseele Bernhards spricht, so will dieser Zug nicht ganz zu dem übrigen Bilde, das er malt, sich fügen. Er zeichnet Bernhard als eine sanguinische, weibliche Natur, der die mädchenhafte Weichheit in seinen Liedern entspricht, als einen Menschen mit einer völlig verbuhlten und verweichlichten Seele, als einen jugendlich schwärmerischen, wollüstigen Zerebralen, der mit raffinierter, geistvoll berechnender, sinnenkitzelnder Diplomatenschlauheit verführerische Werbelieder singt. Carducci hatte schon auf den sinnlich-wollüstigen Einschlag in Bernhards Poesie, ein anderer Italiener, Rocconi, auf das Diplomatische der Gefühlsergüsse hingewiesen; Voßler, indem er dieses sinnlich-erotische Element im einzelnen herausarbeitet, deckt auch zugleich auf, wo es in seiner Entfaltung selbstgezogene Schranken findet, eben in jener spielerischen, graziösen, geistreichen, schelmisch-neckischen Art, die der Lyrik Bernhards ihren liebenswürdigen Charakter verleiht. Er zeigt, wie die feierliche Haltung so mancher Lieder, die schmerzlich-elegische Stimmung, die man bisher einseitig empfand, sich in einer fast griechischen Heiterkeit anmutig auflösen, wie der schalkhafte Dichter zierlich zwischen Ernst und Scherz schwebt und sein Sehnen und Werben um Liebe gar oft als ein humoristisches Geplänkel sich erweist. Wohl wird auch hier behutsames Deuten am Platz sein, aber diese stärkere Betonung des Humors in Bernhards Dichtung gehört mit zu den feinsten Teilen der Untersuchung.

Nicht minder fein und anziehend ist das den Quellen Bernhards gewidmete Kapitel. Hier wird der schon von Gröber angedeutete Zusammenhang des höfischen Minnelieds mit dem *Frauenlied* gestreift und ausführlicher die Verbindung mit der römischen Liebeselegie, mit Tibull und Ovid vor allem, untersucht. Es werden nicht nur direkte Entlehnungen im einzelnen aufgezeigt, sondern es wird wahrscheinlich gemacht, daß Bernhard seine Kompositionskunst, die Formen des Gefühls- und Gedankenverlaufs, besonders auch den ihm so geläufigen Kunstgriff des plötzlichen Umschwungs oder Rücklaufs zum großen Teil den alten Elegikern verdankt.

Der Reichtum an Ergebnissen und Anregungen, den die drei Studien enthalten, ist in dieser durch die Knappheit des Raums beschränkten Besprechung nur zu einem kleinen Teile berührt. Es

wäre zu wünschen, daß recht viele aus eigener Lektüre von diesem Reichtum schöpfen möchten, sie würden mancherlei Belehrung im einzelnen erfahren, manche Ausblicke in größere literaturgeschichtliche Zusammenhänge erhalten. Sie würden in die Werkstatt eines temperamentvollen Forschers schauen, der es verstanden hat, die philologische Arbeit zum Kunstwerk zu gestalten und so mit der wissenschaftlichen Belehrung den ästhetischen Genuß zu verbinden. Weitere Worte zum Lobe und zur Empfehlung dieser bedeutsamen Untersuchungen hier zu sagen, halte ich für überflüssig.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

ERHARD LOMMATZSCH, *Provenzalisches Liederbuch.* 8° XXV u. 515 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1917.

Dieses mit Sorgfalt, Verständnis und Geschmack zusammengestellte und gut ausgestattete provenzalische Liederbuch ist eine erfreuliche und dankenswerte Gabe. Es ist, bei seinem zwar streng wissenschaftlichen aber doch nicht allzu gelehrten Charakter, sehr gut geeignet, die Beschäftigung mit dem provenzalischen Minnesang und seiner Geschichte zu fördern, und kann sowohl bei Vorlesungen und Übungen wie beim Selbststudium mit Nutzen verwendet werden. Es bringt, nach ästhetischen und literargeschichtlichen Gesichtspunkten ausgesucht, eine Auswahl der schönsten und merkwürdigsten Lieder von fast vierzig Dichtern, eine Auslese wertvoller poetischer Übertragungen und Nachdichtungen von Dante und Denis von Portugal bis zu Diez, Uhland, Heine, Heyse, Carducci, Swinburne und anderen und schließlich eine kleine Sammlung der alten Melodien. Die einzige Ausstellung, die man an dem Buche machen könnte, betrifft die jedem Lied am Fuß beigegebene Übersetzung einer großen Anzahl von Wörtern. Lommatzsch hat sicher das Bestreben gehabt dem Anfänger das Verständnis der Lieder zu erleichtern. Aber die fast in jedem Verse manchmal doppelt und dreifach enthaltenen Zahlen, die auf die unten angegebene Übersetzung verweisen, stören Auge und Sinn doch einigermaßen. Das Nachschlagen in einem zu Ende des Buches angebrachten Glossar würde kaum viel mehr Zeit in Anspruch nehmen, die Anfügung eines solchen Glossars wäre zugleich das wissenschaftlich und pädagogisch richtigere Verfahren gewesen. Die Zahlen sind oft ganz unnötiger Weise viel zu häufig angebracht. Das gleiche Wort wird in einem Gedichte oft mehrmals mit der gleichen Zahl bedacht. So trägt in der Marcabru'schen Pastorelle das mindestens acht mal vorkommende Wort *toza* jedesmal die Zahl 10 auf dem Rücken und das in Vers 55 zweimal gebrauchte Wort *bada* wird zweimal mit der Zahl 42 versehen. Derartige, ganz unverständliche Häufungen finden sich in großer Anzahl.

In Vers 7 (*selha que no vol mon solatz)* der Romanze des Marcabru *A la fontana del vergier* übersetzt Lommatzsch das Wort *solatz* mit *Scherzen*, möchte also, daß man übersetzte, „sie, die mein Scherzen, meine scherzhafte Unterhaltung nicht will.“ Aber es dürfte doch wohl richtiger sein, *solatz* durch *Freude* wiederzugeben: „sie, di

meine Freude, mein Glück nicht will, die nichts von mir wissen will." Der Tröster ist zugleich der verschmähte Liebende. Vgl. auch Voßlers Abhandlung über den Trobador Marcabru S. 54. Auch der bittere Schluß des gleichen Gedichtes scheint mir nicht richtig wiedergegeben zu sein. Die Worte in Vers 41, *mas pauc mi tey*, bedeuten nicht „wenig hält sie (die Freude) mich (noch) fest", sondern „auch er (der Geliebte) hält wenig von mir" Deswegen nämlich, wie der letzte Vers besagt, weil er so weit hat von mir weggehen können.

Karl Nötzel, *Der französische und der deutsche Geist.* Eugen Diederichs Verlag. 1916. 8°. 62 S. Preis kart. 1,80 M.

Die vorliegende, in die Sammlung „Schriften zum Verständnis der Völker" aufgenommene Abhandlung ist das Werk eines Mannes, der nach seinen eigenen Worten dem französischen Wesen jahrzehntelang in Dankbarkeit und Lernbereitschaft gegenüberstand und während des Krieges seine Gedanken ordnete, um mit ihrer Hilfe Anwandlungen von Ungerechtigkeit und Undankbarkeit gegen das augenblicklich feindliche Frankreich zu ersticken. Man darf deshalb die aus vorzüglicher Kenntnis französischer Wesensart hervorgegangenen Äußerungen des Verfassers als vom Geiste höchster Unparteilichkeit und Gerechtigkeit eingegeben betrachten und sich ihrer freuen. In fast zu knapper Ausführung spricht der Verfasser, nach einem einleitenden Kapitel über die grundlegenden Unterschiede zwischen deutschem und französischem Denken, über den Skeptizismus als die vorherrschende französische Denkfärbung, über den Dilettantismus, den er allzu einseitig als die Zufluchtstätte erklärt, in die sich der französische Geist vor dem anglo-amerikanischen Utilitarismus und Pragmatismus flüchtet, über den ganz eigenartig-französischen Nationalismus, über die antikosmopolitischen Tendenzen im geistigen Frankreich, um schließlich der Überzeugung Ausdruck zu geben, daß der alte französische Geist den Nationalismus mit dem Kosmopolitismus verschmelzen, daß er aus sich heraus den Gedanken der Menschheit und Menschlichkeit als ein in ihm vorhandenes Bedürfnis einmal verwirklichen werde. Den Beweis für diese letztere Behauptung bleibt der Verfasser allerdings schuldig; denn die in verschiedenen Kapiteln enthaltenen Bemerkungen über das Verhältnis von Nationalismus oder Vaterlandsliebe zum Kosmopolitismus im allgemeinen, sowie bei dem französischen Volke im besonderen können als Beweis für seine gelegentlich etwas auffallend zugespitzte Behauptung nicht gut angesehen werden.

Einige wenige grundsätzliche Bemerkungen seien angefügt. Der Verfasser sieht einen grundlegenden Unterschied zwischen deutschem und französischem Wesen in dem verschiedenartigen Urerlebnis vor dem All. Der Franzose hält es für menschlich bemeisterbar, der Deutsche letzten Endes für den Menschen unfaßbar. Der Franzose, ganz Diesseiter, sieht im All und auch im Menschen kein Geheimnis. Daher ist ihm auch der Mensch als solcher nicht das Ziel und die Norm für alle irgendwie auf Organisation von Menschen gerichteten Bestrebungen in Staat und Gesellschaft. Im besten Fall wird das Schicksal der Allgemeinheit geleitet werden von der

Rücksicht auf abgeleitete, nur vorgestellte, allgemeine menschliche Bedürfnisse, über deren Notwendigkeit die jedesmaligen zur Gewaltherrschaft gelangten Machtinhaber entscheiden. Ganz von selbst ergibt sich dann der Gegensatz zu dem erlebten deutschen Sittengesetz, zum kategorischen Imperativ, als dem einzigen, die menschliche Freiheit wahrhaft verwirklichenden Gesetz, das nicht gefunden werden könne, solange Mensch und All nicht als etwas Unergründliches gewürdigt werden. Es ergibt sich aus diesem Gegensatz wohl auch die Vorstellung, als ob der so im Endlichen befangene französische Geist die weitere Organisation der Menschheit nicht leisten könne, sondern daß sie dem deutschen Geiste vorbehalten sei.

Ähnlich wie der Verfasser hat auch einer der bedeutendsten Kritiker französischer Geistesart, Renan, den Unterschied zwischen deutschem und französischem Wesen empfunden. Aber wir wollen uns doch darüber klar sein, daß das, was hier als deutsch dem französischen entgegengesetzt wird, wohl die höchste Errungenschaft des deutschen philosophischen Geistes ist und als solche eine feinste und edelste Blüte deutschen Wesens darstellt, daß seine Wirkung aber auf das Reich des Geistes beschränkt geblieben ist, und daß auch für die staatliche und gesellschaftliche Organisation bei uns nicht die Würde und Freiheit der Menschen als solchen, nicht der kategorische Imperativ in seiner moralischen und sittlichen Bedeutung maßgebend gewesen ist, sondern im besten Falle, ganz wie in Frankreich, nur vorgestellte, allgemeine menschliche Bedürfnisse und staatliche Notwendigkeiten dazu. Ja, vielleicht hat das auf die Beseitigung von allerlei Schranken gerichtete Freiheitsbestreben der Franzosen, ihr auch vom Verfasser hervorgehobenes Kämpfen gegen jeden von Menschen ausgehenden Zwang auf die bessere Gestaltung der Wirklichkeit des Lebens größeren und unmittelbareren Einfluß gehabt als die Philosophie des transzendentalen Idealismus. Nötzel glaubt an die Kraft des alten französischen Geistes. So wollen wir auch an den alten deutschen Geist glauben. Aber es besteht die Gefahr, daß mächtige Verführer diesen alten, klassischen deutschen Geist zerstören und an Stelle der Ehrfurcht vor den Geheimnissen des All und des Menschen die Hingabe an die Begrenztheiten des Lebens setzen, daß sie lehren, die freie sittliche Persönlichkeit gering zu achten gegenüber dem unfreien und egoistischen Verlangen nach Besitz und Macht, wobei sie freilich die zu toten Schlagwörtern gewordenen, einst lebendigen Gedanken einer hohen Vergangenheit zu ihrer eigenen und zu anderer Täuschung gern im Munde führen.

EDUARD ENGEL, *Entwelschung.* Verdeutschungswörterbuch für Amt, Schule, Haus, Leben. 11.—20. Tausend. Leipzig, Hesse & Becker. 1918. 32 Seiten, 615 Spalten. Preis geb. M. 3,60.

Man kann sich täglich davon überzeugen, daß sehr viele Deutsche in ihrer Unterhaltung, in ihrem geschäftlichen Verkehr, in schriftlichen Leistungen jeder Art ungebührlich viel Fremdwörter an stelle von guten deutschen Wörtern, die ihre Gedanken und Gefühle eben sogut oder besser andeuten würden, ohne Bedenken verwenden. Kein andres Volk verunziert in dem Maße, wie wir es bei uns er-

leben, seine Muttersprache durch eine so unschöne, gedankenlose, manchmal geradezu lächerliche Häufung von Fremdwörtern. Ganz besonders verbreitet ist auch der Mißbrauch der Fremdwörter in der gelehrten Buchsprache. Nicht so sehr vielleicht aus Gelehrten- oder Bildungsdünkel, sondern aus der Gewohnheit des Festhaltens an einem Brauch von alters her, aus der Bequemlichkeit, mit der das Allerweltsfremdwort der Hast des nicht tieferdringenden, der Blässe des unpersönlichen Gedankens sich darbietet.

Gewiß sind im Kampf gegen das Fremdwort Übertreibungen vorgekommen, aber der Kampf gegen den Mißbrauch der Fremdwörterei gerade auch in der wissenschaftlichen Sprache ist berechtigt. Engel führt ihn seit langer Zeit mit der etwas grobschlechtigen Leidenschaftlichkeit seines sprachlichen und völkischen Gewissens. Sein neuestes Werk führt den etwas einseitigen Titel „Entwelschung". „Welsch" nennt er kurz und grob das ihm aus tiefster Seele verhaßte Gemisch von Küchenlatein, Apothekergriechisch, Kellnerfranzösisch, Stallknechtenglisch, Leierkastenitalienisch, das im Mund der „Welschen" sein trügerisch-vornehmes Dasein führt. Engels Buch gibt eine wohl vollständige Aufzählung der im allgemeinen Sprachgebrauch dauernd verwendeten, zum größten Teile entbehrlichen Fremdwörter, sowie eine außerordentlich reiche Zusammenstellung von Verdeutschungen. In diesem blühenden Reichtum vollkräftiger und saftiger deutscher Wörter und Ausdrücke liegt der Wert und der Reiz des Werkes. Aus der unerschöpflichen Flut der gesprochenen Sprache, wie aus dem edlen Gut der Sprachkunst der Meister holt sich Engel die Fülle sprachlichen Lebens, die er verschwenderisch, mit offenbarer Freude und frohlockendem Behagen vor dem Leser ausbreitet. So ist dieses Wörterbuch nicht nur ein Nachschlagewerk, sondern es ist auch ein Lesebuch voller Lebendigkeit. Es kommt dem Verdeutscher nicht darauf an ein Welschwort mühsam und peinlichst genau zu verdeutschen, sondern er gibt für den Sinn und die Bedeutung des fremden Wortes so viele deutsche Wörter und Wendungen, als er finden kann. Auf diese Weise führt er den Leser zu dem in bunter Mannigfaltigkeit glitzernden Schatz der deutschen Sprache, zu dem lebendigen, durch die beständig sich übende Schöpferkraft unzähliger Sprecher immer neu sich erzeugenden Gut, das dem Mann aus dem Volke oft vertrauter ist als dem Gebildeten, der nur die Sprache spricht, die er liest und schreibt.

Das Buch hat, wie aus der hohen Auflagezahl hervorgeht, bereits zahlreiche Leser gefunden. Es ist zu wünschen, daß die in ihm enthaltenen Anregungen auf fruchtbaren Boden fallen und zur Nacheiferung anspornen möchten. Man kann und man muß an der Bildung seiner Sprache arbeiten. Freilich nicht nur, indem man mehr oder weniger Fremdwörter vermeidet, sondern indem man sich bemüht klar und einfach zu denken, genau wiederzugeben, was man sagen will, seine eigene, persönliche Sprache zu sprechen und nicht eine Sprache der Mode und Künstelei.

Würzburg. Walther Küchler.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

BAND XXVI DEZEMBER-JANUAR 1919 HEFT 7/8

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT
FÜR DEN
NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT

BEGRÜNDET MIT
FRANZ DÖRR UND KARL KÜHN
VON
WILHELM VIËTOR

HERAUSGEGEBEN
VON
WALTHER KÜCHLER UND THEODOR ZEIGER

MARBURG IN HESSEN
N. G. ELWERT'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
1918

AUSGEGEBEN AM 28. DEZEMBER 1918.

Die Neueren Sprachen erscheinen jährlich in 10 Heften zum Preise von *M* 12.— für den im April beginnenden Band. Preis für Mitarbeiter *M* 9.— portofrei direkt. Frühere Jahrgänge nur zum *erhöhten Einzelpreis von M. 15.—*. Für neue Abonnenten bleibt der Friedenspreis von M. 12.— trotz der erheblich vermehrten Herstellungskosten bestehen.

Infolge der Zensurbestimmungen kann leicht eine Verzögerung in der Ausgabe der Hefte eintreten, was die Bezieher der Zeitschrift freundlichst beachten wollen. Die behördlich angeordnete Einschränkung des Papierbezugs zwingt zur Ausgabe des 26. Bandes in *Doppelheften*.

Inhalt.

Seite

W. Viëtor †. *Zum Gedächtnis.* Von F. Dörr in Frankfurt a. M. . . . 289

Die Umformung als Hilfsmittel zur Vertiefung des Sprachunterrichtes. Von Karl Eckermann in Köln-Lindenthal 312

Über syntaktische Methoden auf romanischem Gebiet. Von Leo Spitzer in Wien 323

Baudelaire und sein Übersetzer Stefan George. Von Anna Brunnemann in Dresden 338

VERMISCHTES.

Zu O. Lohmanns Aufsatz: Über den Wert unserer Regeln und Sprachgesetze. Von A. Lenz in Magdeburg 358

Deutsche Elemente in der ungarischen Soldatensprache. Von Josef Balassa in Budapest 359

Ein Satz als Lehnwort. Von Josef Balassa in Budapest . . 360

ANZEIGER.

Oskar Händel, *Führer durch die Muttersprache.* — Kohts-Meyer-Schuster, *Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten*, bearb. v. R. Graefenhain, R. Brill u. K. Rühl. Von Otto Weidenmüller in Flensburg 361

Alfons Szwedziński, *Die Sprache. Hauptzüge der Sprachwissenschaft auf neuer Grundlage.* — G. Bonnard, *La Controverse de Martin Marprelate (1588–1590).* — Oskar Eberhard, *Der Bauernaufstand vom Jahre 1381 in der englischen Poesie.* Von Walther Fischer in Würzburg 364

J. H. A. Günther, *A manual of English pronunciation and grammar.* Von Rudolf Imelmann in Rostock 367

E. Umbach, *Ziele und Wege des Sprachunterrichts auf unseren höheren Schulen.* — A. Brandeis und Th. Reitterer, *Lehrgang der englischen Sprache für österreichische Realgymnasien.* — Englische Lesestoffe: 1. Hedwig Montag, *When Knights were Bold.* — 2. Alfred Sternbeck, *A Gateway to Shakespeare.* — 3. Edward P. Cheyney, *An Introduction to the Industrial and Social History of England*, zusammengest. von F. H. Schild. — C. F. van Duyl, *Grammaire française.* Von Albert Streuber in Darmstadt 368

L. Sainéan, *L'Argot des Tranchées.* Von Otto H. Brandt in Dresden 375

Willy Hunger, *Argot. Soldatenausdrücke und volkstümliche Redensarten der französischen Sprache.* Von Sigmund Feist in Berlin 376

Carl Appel, *Provenzalische Lautlehre.* — Philipp August Becker, *Clément Marots Liebeslyrik.* — Hermann Meyer, *Frankreichs Kampf um die Macht in der Welt.* — Georg Simmel, *Der Krieg und die geistigen Entscheidungen.* Von Walther Küchler in Würzburg 377

Wilhelm Wundt, *Die Nationen und ihre Philosophie.* Von W. Peters in Würzburg 381

Albert Espey, *Dimbowitza-Klänge.* Von Josef Englert in Würzburg 383



W. Viëtor †.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT

FÜR DEN

NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT.

BAND XXVI. DEZEMBER-JANUAR 1919. HEFT 7/8.

W. VIËTOR.

(† 22. September 1918.)

ZUM GEDÄCHTNIS.

In einem nassauischen Pfarrhaus hat W. Viëtor am 25. Dezember 1850 das Licht der Welt erblickt; der Mundart seiner rhein-fränkischen Heimat war seine erste größere Arbeit gewidmet; die Liebe zu der Heimat hat in ihm gelebt bis zum Ende. Ein Vorfahre von ihm, der im Ende des 16. Jahrhunderts Professor an der jungen Marburger Hochschule war, hat den Namen Binder oder Faßbender latinisiert; die Aussprache mit kurzem e ist durch ein lateinisches Distichon unter seinem Bildnis festgestellt[1]. W. V. hat deshalb ë geschrieben und nicht gerne gehört, wenn man fi:tor sagte, wie es sonst in Nassau üblich ist. Die Liebe zu Eltern und Geschwistern war sehr stark in W. V., nicht geringer die zu Weib und Kind. An Familien-Erinnerungstagen war er bemüht, mit denen zusammen zu sein, zu denen er gehörte. Er verzeichnete solche auf seinen Briefen statt der Kalenderbezeichnung. In ernsten Lebenslagen rückten die Geschwister enger zusammen und standen einander nach Kräften bei. Von höchster Duldsamkeit war W. V. den Eigentümlichkeiten und Eigenheiten aller gegen-

[1] Theodor V., 1595 Professor der griechischen Sprache, 1603 auch Pädagogiarch in Marburg, 1639 a. D., † 1645; las besonders über Isokrates und Homer, dessen Odysee er handschriftlich in lateinische Hexameter übersetzte, schrieb Anmerkungen zu Platons Eutyphron, gab zu Plutarchs Büchlein über Kinderzucht Paraphrasen und Analysen heraus (grichisch, lateinisch, französisch, deutsch).

über, mit denen er zusammentraf, bei seinen Angehörigen noch mehr als bei anderen, und diese Duldsamkeit berührte manchen, der das überaus zarte und tiefe Gefühl, das ihr zu grunde lag, nicht erkannte, oft geradezu als Schwäche. Dies ist eine der hervorstechendsten Eigenschaften W. V.s, der gegenüber stand eine unerschütterliche Festigkeit in allen Dingen, die ihm grundsätzlich bedeutungsvoll waren. Von seiner Überzeugung opferte er nichts; in Nebensachen kam er bis zum äußersten entgegen. Bei unserer gemeinsamen Arbeit trat dies besonders stark hervor, als wir das *Übungsbuch* zum Englischen Lesebuch machten, das wir törichterweise für besonders gut hielten, während es, 1891 erschienen, nie zu einer zweiten Auflage gediehen ist. Dabei vertrat W. V. die Ansicht, wir müßten dem Lehrer, der es benützte, den denkbar weitesten Spielraum lassen, da wirklich gute Arbeit nur geleistet werde, wenn man mit ganzem Herzen dabei sei und ganz seiner Überzeugung folgen könne. Ich dagegen hielt ihm aus Erfahrung in der Schule entgegen, daß die Mehrzahl der Lehrer Wert darauf lege, wenn man ihr die Arbeit so viel als möglich erleichtere, daß ihr — abgesehen von anderem — bei der Belastung mit Vorbereitung, Unterricht und Korrektur auch gar keine Zeit dazu bleibe, eine einzelne Unterrichtsstunde stundenlang vorzubereiten, Zusammenstellungen u. a. in mühsamer Arbeit selbst zu leisten, u. dgl. m. So wurde das Übungsbuch *sehr* abweichend von Plötz, Gesenius, usw. hergestellt und hat keinerlei Erfolg gehabt.

Nach Absolvierung der Gymnasien von Wiesbaden und Weilburg (dort lernten wir uns 1867 kennen und blieben einander freund, so sehr verschieden unsere Naturen und unser Leben waren, immer näher aneinanderrückend, bis das Ende kam) sollte W. V. nach dem Wunsche des Vaters als Ältester Theologie studieren. Er trieb daneben aber eifrig Philologie, u. a. auch Sanskrit (bei Weber in Berlin, Justi in Marburg), und ging zuletzt ganz zu dieser über. Bei knappen Mitteln mußte er sehr haushalten. 1872/73 war er Lehrer an mehreren Schulen in England, wo er die Erfahrung machte, die den meisten von uns, die solche Arbeit drüben taten, nicht erspart blieb, daß unser Stand und gar der Ausländer darin nicht sehr geschätzt wurde. Er behielt im Gedächtnis, wie einmal eines der großen Londoner Blätter über ein Ereignis berichtete, bei dem sich eine große Menge Menschen aus allen Ständen zusammengefunden

hatte: "Down to the foreign teacher[1]". Nach nochmaligem kurzen Studium in Marburg promovierte er bei Stengel, der seine Begabung, seinen Fleiß und seine große Tüchtigkeit erkannte und sich ihm dauernd als Freund und Förderer erwies, über die *Geste des Loherains* und wurde, nachdem er eine Weile Hauslehrer in Wiesbaden, auch kurz in Essen und ein zweitesmal in England gewesen war, Lehrer bei Ostendorf in Düsseldorf. Ostendorf nahm manche der später mit Erfolg ins Werk gesetzten Neuerungen in Gedanken und in der Tat vorweg und vergönnte seinen Lehrern eine Bewegungsfreiheit, die denen unter ihnen, die aus Eigenem zu wirtschaften vermochten, höchst wertvoll war. Doch als sich eine Möglichkeit für W. V. bot, eine Stelle in Wiesbaden zu übernehmen, wohin Eltern und Geschwister übergesiedelt waren, und das ihm eine Art zweiter Heimat geworden war, begrüßte er diese Rückkehr und fand auch dort bei Unverzagt Verständnis und Würdigung. Es ist mir immer ein lieber Gedanke gewesen, daß ich dabei etwas hatte helfen können. Von Wiesbaden aus übernahm er dann die pädagogische Leitung des Garnierschen Instituts in Friedrichsdorf i. T., um aber nach wenigen Monaten schon nach Liverpool zu gehen, wo er "German Lecturer" in dem neu gegründeten "University College" wurde. Wir schüttelten etwas die Köpfe dazu. Die leitende Stelle in Friedrichsdorf war für damalige Zeiten gut bezahlt und versprach mehr Selbständigkeit zu gewähren, als einem Schulmann zumeist gewährt ist. Aber die Rücksichten auf die materiellen Interessen und allerlei Persönliches waren für W. V. nach kurzer Zeit schon eine Last geworden, die er gern abwarf, als ihm die Möglichkeit geboten

[1] Von den verschiedenen seltsamen Erlebnissen, die W. V. gelegentlich erzählte, sei eines kurz erwähnt. Er hatte als Student in Leipzig auch bei Langer Musik getrieben und war an einer englischen Schule Leiter der "band". Als solcher dirigierte er das Weihnachtskonzert, bei dem auch ein von ihm komponiertes Musikstück vorgetragen wurde. „Es ging vorzüglich," sagte er, „nur die erste Geige blieb um etliche Takte zurück, so daß sie am Schluß allein zu hören war, was als ein eigener Effekt anerkannt wurde." — Noch eins: Sein Direktor hatte seine Zeugnisse beanstandet und mehrfach bessere Prädikate eingesetzt. W. V., der seinen Namen beifügen mußte, versäumte nicht, jedesmal hinzuzusetzen: „Für mich mangelhaft," oder wie es gerade lautete. Er durfte dann gehen.

wurde, sich in Liverpool zu versuchen, wo ihm allerdings das fürstliche Gehalt von £ 15,— geboten wurde. Er war dort bis 1884 und hat sich mit der nicht eben günstigen Stellung abgefunden, da sich ihm die Möglichkeit bot, zugleich Dinge zu verfolgen, die ihm dauernd von höchster Bedeutung waren[1].

Das war eine Reform des Sprach-, ja des gesamten höheren Unterrichts, und Phonetik. Über diese wird aus einer berufeneren Feder hier noch einiges zu lesen sein. Das Pädagogische darf ich erwähnen. So erscholl dann 1882 jener „Trompetenstoß“: „Der Sprachunterricht muß umkehren,“ der Anlaß zu unzähligen Flugschriften, Aufsätzen, mündlichen Erörterungen aller Art gegeben hat, die oft mit der größten Leidenschaftlichkeit, ja Erbitterung geführt wurden. Sie sind heute noch nicht verklungen, und wenn unseren Schulen noch eine wirkliche und gründliche Reform zuteil wird, was wir trotz allem hoffen und auch sehnlichst wünschen, so wird der Geist, aus dem heraus W. V. als *Quousque Tandem* und späterhin geschrieben und gesprochen hat — richtig verstanden —, dabei wesentlich mitzuwirken berufen sein. Es ist schwer, sich heute noch eine rechte Vorstellung der Wirkung des *Quousque Tandem* zu machen. Man hat längst vergessen, daß damals Plötz eine unbestrittene Größe von verhältnismäßiger Jugend war, daß Immanuel Schmidt in den Anfängen stand, daß die meisten Lehrbücher für Französisch und Englisch ein Französisch und Englisch vorführten (das „Englische“ war noch erheblich bedenklicher), das mit der wirklichen Sprache, so wie sie geschrieben und gesprochen wurde, so entfernt verwandt war, daß sich die beiden Dinge etwa so ähnlich sahen, wie Mikoschs Großvater in Bild und Wirklichkeit. So waren denn Bücher wie die von Plötz und Immanuel Schmidt, deren Verfasser doch die Sprache, die sie zu lehren unternahmen, selbst wirklich kannten, durchaus nicht zu verachten, sind es auch in ihrer Art heute noch nicht, und es war ein Akt beispielloser Kühnheit, daß W. V., der bis dahin ein paar kleine Artikel in Fachzeitschriften veröffentlicht hatte, die allerdings auch nicht gut mißverstanden werden konnten, wenn man sie richtig las, nun als *Quousque Tandem* eine Sprache führte, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Er stand nicht völlig allein. Trautmann und Techmer

[1] Kuno Meyer hat ihr später in längerer Wirksamkeit eine andere Bedeutung zu geben vermocht und andere Erfolge erzielt.

äußerten sich ähnlich, Trautmann gelegentlich sehr deutlich; Klotzsch veröffentlichte ein französisches Lehrbuch, Lattmann und die Herbart-Zillerianer (z. B. Günther im Jahrbuch für Wiss. Pädagogik, 1882) verlangten gründliche Reformen im Latein-Unterricht u. a. m. Aber was W. V. mit einer Kraft und Klarheit der Sprache, mit einer Stärke und Wucht der Überzeugung, mit einem Nachdruck und einer Offenheit aussprach, die je nach deren Ansichten die Leser entzückten oder entsetzten, das war das Stärkste, was bisher geboten worden war, und ist auch durch nichts Späteres überboten worden, trotz der hunderte von Schriften und Artikeln für und gegen Reform[1].

Ich entsinne mich wohl, wie ich — damals in Solingen — einmal Gelegenheit hatte, mit W. Münch, der noch Direktor in Barmen war, zu sprechen, und wie dieser die Ansicht aussprach, dies Schriftchen könne nur von einem Manne in „autoritativer" Stellung herrühren, ein anderer wage eine solch kühne Sprache nicht. Als ich dann zugab, ich kenne den Verfasser, der mein Freund sei, hätte M. gar zu gerne mehr gewußt; doch konnte er einen gelinden Zweifel an der Zuverlässigkeit meiner Erklärung nicht völlig unterdrücken: Wie kam ein namenloser junger Mensch zu solcher Kühnheit? Damals sah ich ein, daß W. V. recht gehabt hatte, als er sich *Quousque Tandem* nannte, während ich ihm zugeredet hatte, er solle unbedenklich mit seinem Namen hervortreten. Das Geheimnis tat seine Wirkung. Bei späteren Auflagen hat er darauf verzichtet; es war nicht mehr nötig. Daß aber gerade die Bezeichnug *Quousque Tandem* gut gewirkt hatte, bewies unter anderem der Umstand, daß ein schwedischer Verein, der die Reform zu fördern unternahm, sich eben diesen Namen beilegte. W. V., der Schüchterne, Zurückhaltende, Überbescheidene, war so mit einem Male der Vorkämpfer der *Reform* geworden, der vielumstrittenen, der gepriesenen und hochverehrten, der gescholtenen und zum äußersten bekämpften und verketzerten, für den wir begeistert zu Felde zogen, gegen den mit solcher Erbitterung gefochten wurde, daß die Feinde oft zu Mitteln griffen, die jenseits der Grenze des Erlaubten lagen. Und da stand er seinen Mann. Da wich und wankte er nicht. Da bewies er unerschütterlichen Mut, Witz und Schlagfertigkeit und hielt jedem Angriff stand. Wer ihn

[1] Man vergleiche u. a. Breymanns Zusammenstellungen der Reformliteratur.



nicht persönlich kannte, machte sich wohl ein falsches Bild von ihm. Auf dem Neuphilologentag zu Karlsruhe 1894 ließ sich jemand von mir W. V. zeigen und sagte verblüfft: „Das schüchterne Männchen?“

In Liverpool blieb W. V. bis 1884, bis er auf Veranlassung Stengels als a. o. Professor für Englisch nach Marburg berufen wurde. Dort war Stengel, wie vorher ten Brink, bis dahin alleiniger Vertreter der neueren Philologie, amtlich: der „abendländischen Sprachen“. Das Englische aber war ihm eine Last, und er war froh, als es ihm gelang, sie endlich abzuschütteln[1]. Die Fakultät hatte Stengels Wunsch erfüllt, die neue Professur war geschaffen und W. V. berufen; lange aber, sehr lange galt er in Marburg als Geschöpf Stengels und wurde auch anderwärts in den akademisch rechtgläubigen Kreisen nicht als voll angesehen, hatte er doch die akademische Laufbahn nicht ordnungs*mäßig* beschritten, und zeigte er sich doch auch dauernd nicht *gerade* leidenschaftlich darauf bedacht, sich durch „wissenschaftliche“ Leistungen als würdig auszuweisen. Ich habe gelegentlich darüber allerlei hören dürfen, obschon ich ja auch nicht zu den Kreisen der Hochbegnadeten gehörte noch gehöre. So sagte mir einmal ein anderes älteres Mitglied der Marburger philosophischen Fakultät, mit dem ich auf andere Art in engerer Beziehung stand: „Ich begreife gar nicht, was du eigentlich an dem ‚Kollegen‘ Viëtor findest, der ist doch für sich und wissenschaftlich ganz bedeutungslos.“ Es gelang mir, diese Auffassung bis zu einem gewissen Grade richtigzustellen; aber lange Jahre blieb sie doch wesentlich in Marburg bestehen, mitgenährt durch W. V.s bescheidene Zurückhaltung, bei der auch die Rücksicht auf Stengel noch stark ins Gewicht fiel, und durch sein völlig eingezogenes Leben sowohl vor wie nach der Verheiratung. Gelegentlich konnte er im kleinen Kreise vergnügt genug sein, spielte auch wohl jemand, der sich dessen gar nicht versah, in aller Unschuld einen kleinen Schabernack.

Der neue Außerordentliche fand in Marburg reichliche Arbeit. Bis dahin war bei Stengel Französisch — und im Französischen wieder das Rolandslied, gelegentlich noch etwas Proven-

---

[1] Mancherlei Heiteres wurde erzählt, so z. B. daß Stengel beim Jubiläum der Universität Edinburg als Vertreter Marburgs seinen englischen Glückwunsch vortrug und dann jemand fragte: "What language did the learned Professor use?"



zalisch, maßgebend; das Englische war Aschenbrödel. Nun sollte W. V. ihm die Stellung gewinnen, die ihm gebührte. Die Studenten sollten sich daran gewöhnen, ihr Studium darauf einzurichten. Es gab für W. V. viele und schwere Arbeit. Er mußte das ganze Gebiet der englischen Philologie unter dem Gesichtspunkte des akademischen Lehrers neu durch- und vieles auch für sich er-arbeiten. Das war um so schwieriger, als manche Seite dieser Tätigkeit ihm innerlich nicht lag und nur unter starker Überwindung von ihm angefaßt und bewältigt wurde. Indessen war er nicht zufrieden, bis er der Sache Herr war. Und ich glaube, daß wenige Universitätsdozenten ihn später an allseitiger Beherrschung des Faches erreichten oder gar übertrafen. Seine Gewissenhaftigkeit erlaubte ihm nicht zu ruhen, bis er sein Fach so gemeistert hatte, wie es nach seiner weit und tief gehenden Auffassung erforderlich war, und wie es seine ganze Natur und Veranlagung ermöglichte. Er verhehlte seinen Hörern nie, daß ihm die verschiedenen Disziplinen nicht gleich lieb waren, und da er auch hier stets von unerhörter Offenheit und Bescheidenheit war, so wurde dies von den jungen Leuten gelegentlich mißverstanden[1]. Besonders widerstrebte seiner Natur alles Schönrednerische und alles Pathos. Er blieb gemäßigt und selbst gedämpft. Wo ihm aber etwas begegnete, das er für falsch oder für unrecht hielt, verschwieg er seine Ansicht keineswegs, und in Dingen, die ihm zu Herzen gingen, konnte er warm und beredt werden, was dann um so tiefer drang und um so nachhaltiger wirkte.

Mit der Zeit gestaltete er sich ein sorgfältig ausgearbeitetes Programm für seine Vorlesungen, wozu er auch ganz knapp gehaltene Richtlinien drucken ließ, um das Anschreiben von Titeln usw. möglichst zu vermeiden. Wir sprachen wohl davon, daß manche Universitätsdozenten so verführen, als wenn die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden wäre, so daß sie mit Diktieren und Anschreiben sich der Wirkung des lebendigen Wortes von Sprecher zu Hörer so gut wie beraubten. So ganz ließ W. V. meine oft recht ausfallenden Bemerkungen da nicht gelten, aber er bemühte sich stets freier zu werden und zu

[1] Auch andere mißverstanden ihn, z. B. ten Brink, bei dem er, als sie sich in der Sommerfrische trafen, einmal fallen ließ, von dem oder jenem verstehe er nichts, woraus dieser, der für diese Art kein Verständnis besaß, schloß, mit W. V.s Anglistik stehe es recht schwach.



reden. Erschwert wurde dies jedenfalls dadurch, daß er immer mehr dazu überging, alles, was er behandelte, englisch vorzutragen, und daß vielen seiner Studenten hierfür das nötige Verständnis fehlte. Er selbst beherrschte ja Englisch so, daß er auch schwierige und schwierigste Dinge in durchaus angemessener Form und Art zu behandeln vermochte. Auch erzog er seine Seminaristen dazu, daß sie sich der fremden Sprache bedienten, wobei, wie ich aus ihm gelieferten Arbeiten erkennen konnte, durchgehend Erträgliches und oft recht Erfreuliches geleistet wurde. Er bewies dabei unendliche Geduld, widmete der Durchsicht solcher Arbeiten größte Aufmerksamkeit und scheute keine Zeit und Mühe, um immer Besseres zu erreichen. Mit den Jahren gewann er unbedingte Sicherheit und Überlegenheit, verstand auch immer besser, mit seinen Schülern zu verkehren, sie anzuregen und zu fördern. In der ersten Zeit war ihm dies schwer genug gefallen, und seine ganze aufs Sachliche gestellte Art, die das Persönliche völlig verschwinden ließ, dazu seine Abneigung gegen das eigentliche studentische Leben, seine Stille und Zurückgezogenheit machten ihm nicht leicht, Einfluß zu gewinnen auf die Jugend, die doch erst anfing zu leben, und die dies Leben auch auf ihre Art genießen wollte. Studentischen Feiern und Festen, Umzügen, Kneipereien, Kommersen blieb er fern, soviel er konnte, wenn dies auch, wie er wohl einsah, seiner Beliebtheit schadete und ihn hinter anderen Dozenten, die hier frisch und tapfer mittaten, zurücktreten ließ. Er fand sich mit diesem Nachteil ab, mußte er doch schon seiner stets schwachen Gesundheit halber in allen geselligen Dingen die äußerste Zurückhaltung üben. Dekan seiner Fakultät war er einmal, Rektor nie; dafür war er nicht geschaffen. Seine Pflichten als Mitglied der Fakultät und des gesamten Lehrkörpers nahm er sehr ernst und gewissenhaft. Hatte er Anlaß hervorzutreten, so hielt er mit seiner Ansicht nicht zurück, gab auch unbedenklich ein Separatvotum ab, selbst wenn er ganz allein blieb[1].

Stengel hatte, hierin, wie sonst selbstlos bemüht, W. V.s Stellung zu sichern und der Sache zu nützen, gleich bewirkt, daß er auch Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission ward, und in dieser, wie bei Promotionen hat er mit unüber-

[1] Auch seine Bürgerpflichten als Wähler, Schöffe usw. erfüllte er gewissenhaft.

trefflicher Unparteilichkeit und Sachlichkeit seines Amtes gewaltet. Ich habe oft seinen Prüfungen beigewohnt und mich immer wieder gefreut zu beobachten, wie er bemüht war, aus den Prüflingen herauszuholen, was sie wußten, ihnen Mut zu machen, ihre Zuversicht zu stärken, dafür zu sorgen, daß sie ihr Bestes gaben. Im Urteil war er milde, vielleicht sehr milde; es gab aber eine Grenze, die er nicht überschritt: wo er zu dem Schlusse kam, der Prüfling werde als Lehrer unbrauchbar sein, da machte er halt. Gewisse Manieren waren ihm mit den Jahren nicht fremd geblieben, das ist wohl unser aller Schicksal. Eins aber war für ihn entscheidend, er wollte unter allen Umständen gerecht und billig sein. Nach meiner Überzeugung haben sich die Leistungen der Marburger Studenten, die bei W. V. hörten, promovierten und geprüft wurden, stets gehoben, und die von ihm mit ausgebildeten Oberlehrer dürfen ihm dankbar sein für das, was er ihnen gegeben hat. Nicht allein in ihrem Fach, sondern auch dadurch, daß er ihnen durch seine unbeirrbare Sachlichkeit, Treue und Wahrhaftigkeit ein Vorbild wurde, dem nachzueifern wahrlich lohnte.

Mit den Lektoren, die unter ihm arbeiteten, wahrte er stets ein gutes Verhältnis. Er hielt darauf, daß sie planmäßig und sorgfältig arbeiteten nach den Richtlinien, die er für ihre Vorträge und für Proseminar und Seminar festgelegt hatte, und bemühte sich, sie zum rechten Verständnis ihrer Aufgabe zu bringen und vor allem auch diese Ausländer deutsche Studenten, deutsches Universitätsleben, deutsche Wissenschaft im rechten Lichte sehen zu lehren. Das war schwer und ist wohl auch im besten Falle nur bedingt gelungen. Indessen weiß ich, daß die, die ich kennen gelernt habe, und das waren die meisten, in mehr oder minder starkem Maße doch begriffen, worauf es ankam, bemüht waren, danach zu verfahren, und W. V. aufrichtig ergeben und dankbar blieben.

Privatdozenten für Englisch gab es kaum in Marburg, was W. V. lebhaft bedauerte, obschon er, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, befürchtete, daß sie bei ihm nach seiner ganzen Art und Stellung nicht auf die Förderung hoffen durften, die ihnen anderwärts leichter zuteil werden konnte.

Die Jahre vergingen. W. V. war schon zehn Jahre Außerordentlicher, und es sah fast aus, als wollte er dabei bleiben, da kam Althoff, der damals Allmächtige, wieder einmal nach Marburg und ließ auch ihn vor sich fordern. Die Frage der

Ernennung zum ordentlichen Professor spielte die Hauptrolle. Althoff goß eine volle Schale seines Zornes auf das Haupt des — wie sag ich? — Schuldigen und ließ, wie er das so pflegte, die übertünchte Höflichkeit dabei ziemlich schwinden. In dem Zimmer des Gasthofs, in dem verhandelt wurde, stand ein ältliches Sofa, auf dessen Seitenlehne Althoff im Verlauf des Gesprächs Posto faßte und weiter deutlich wurde. Der kleine W. V. erkletterte die andere Seitenlehne, ließ seine Beinchen baumeln und machte nun auch aus seinem Herzen keine Mördergrube. Bald danach trafen wir beide uns, und er berichtete den Vorgang. Nun war die Frage: wie hat diese „offene" Aussprache gewirkt? Die Antwort blieb nicht lange aus, W. V. wurde Ordentlicher. Auch ein kleiner Beitrag zur Kennzeichnung des vielumstrittenen Wesens Althoffs, der aber doch wegen seiner willkürlichen Art uns dauernd fremd bleiben mußte.

Wer Stengels Wirksamkeit in Marburg kennt, weiß, *daß er* bei allen guten Eigenschaften und bestem Willen, bei unermüdlichem Fleiß und steter Bemühung um seine Hörer vielfach angefeindet wurde. Er hatte sich von vornherein auch politisch betätigt, und zwar in einer Richtung, für die in Marburg kein rechter Boden war. Stengel ging recht weit nach links und fand starke Gegnerschaft. Diese übertrug sich auch auf das Gebiet seiner Dozententätigkeit. Man fand, daß zu viele Kandidaten über Themen aus dem Rolandslied promovierten. Man fand, daß die von ihnen unter Stengels Einfluß gewählten Themen zu äußerlich wären, nach Schablone röchen, der wissenschaftlichen Tiefe und Höhe entbehrten. Man sprach von einer Marburger Doktorfabrik. Es gab immer neue Verdrießlichkeiten, in die auch W. V. hineingezogen wurde. Von der einen Seite warf man ihm vor, er trete nicht warm genug für Stengel ein, dem er doch so viel, wenn nicht alles verdanke. Von der anderen erwartete man, er werde für die Würde der Wissenschaft eintreten und sich durch keine Rücksicht auf Stengel beeinflussen lassen. W. V. tat, was er für recht hielt, nach der einen, wie nach der anderen Seite, und machte es damit wohl keinem recht. Ich weiß, daß er schwer darunter litt. Er war Stengel von Herzen dankbar, der ihm stets Verständnis und aufrichtiges Wohlwollen bewiesen hatte. Er konnte aber auch nicht in allem mit ihm gehen; denn Stengel hatte eben in seinem Eifer für eine bestimmte Seite seiner Wirksamkeit anderes Wichtiges, auch Wichtigeres hintangestellt. Ich selbst, der ich von

Stengel, als ich 1876 zu ihm kam, zunächst eine Arbeit aus dem Provenzalischen erhielt, später, als die Erwartungen, die zu dieser Aufgabe geführt hatten, vernichtet wurden, auch etwas übernahm, das mit dem Rolandslied zusammenhing, habe im Gegensatz zu anderen die Sache zu schwer gefunden. Meine wesentlich auf Handschriften beschränkten Vorarbeiten sind meines Wissens noch vorhanden und stehen zur Verfügung, falls jemand sich noch an die Frage heranwagt, die bis heute nicht behandelt noch gelöst worden ist. So blieb mir der Dr. versagt. Rambeau, der mehr Zeit und Geld hatte als ich, saß über sieben Semester an seinen Assonanzen der Handschrift (ja, welcher?) des Rolandsliedes, obschon er eine fertige Arbeit über Adam de la Halle mitgebracht hatte. Es gab also gelegentlich bei Stengel recht tiefgreifende und schwere Themen die keineswegs nach der Schablone geschnitten waren. Die Mißhelligkeiten führten aber zuletzt dazu, daß der Minister (in der Gestalt Althoffs) eingriff, Stengel nach Greifswald ging und Koschwitz nach Marburg kam.

Nun folgten für W. V. unerfreuliche Jahre. Koschwitz und er konnten nicht miteinander harmonieren. Ich sehe davon ab, die Gründe zu behandeln und den sich lange hinziehenden Prozeß zu schildern, der dann Koschwitz nach Königsberg führte, nachdem er neben den vielen persönlichen Verdrießlichkeiten auch noch einen Methodenstreit entfacht hatte, in dessen Verlauf er die *Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht* gründete, die zunächst die Meinungsunterschiede in Fragen der Methodik der neueren Sprachen nicht nur so stark wie möglich herausarbeitete, sondern auch das persönliche Moment so bedenklich in den Vordergrund schob, daß es für uns als Gegner oft geradezu unmöglich wurde, überhaupt darauf einzugehen. W. V. litt so darunter, daß er überhaupt die Zeitschrift nicht mehr las und am liebsten alles, was damit zusammenhing, ignoriert hätte. Die Angriffe waren nun aber manchmal so beschaffen, daß ein Schweigen darauf als Zeichen der Schwäche, ja der Niederlage hätte gedeutet werden können, und so mußte man sehr wider Willen und mit innerstem Widerstreben sich doch mit diesen Zänkereien befassen. Koschwitz fand ja auch Helfer genug, deren einige im Ton sehr gut zu ihm paßten. Im Verlaufe der Zeit aber, zumal seitdem Koschwitz tot ist, ist der Streit abgeflaut, das Üble ist wesentlich weggefallen. Geblieben ist der Unterschied in der Auffassung von Ziel und

Zweck des neusprachlichen Unterrichts, aber mit starken Einschränkungen, und von dem Verfahren, das einzuschlagen ist, um das Ziel zu erreichen; doch auch da sind mancherlei Annäherungen erfolgt. Die Gegner haben sehr viel von der arg verketzerten „Reform" angenommen, wobei viele gar nicht recht Wort haben wollen, daß das Verfahren, das sie einschlagen, auch nur entfernt mit Reform etwas könne zu tun haben, während andere alles Gute als vor der Reform oder ohne sie oder gegen sie vorhanden betrachten. Man behandelte gar zu oft die Reform als eine Art Dogma, eine ganz enge Glaubenslehre, deren Bekenner jeden in den Bann täten, der nicht auf ihre Artikel schwöre. Oder man sprach von den Extremen der Reform, von ihren Auswüchsen, ihren Verirrungen, behandelte diese aber, nachdem man sie kaum als solche verworfen hatte, als die Hauptsache und gelangte so auch wieder dazu, nachdem man sich einen Popanz herausgeputzt hatte, dieses üble Produkt in Grund und Boden zu verdonnern. Besonders gerne heftet man der Reform die Überschätzung französischen und englischen Wesens, zumal in Äußerlichkeiten, ans Gewand. Die „Realien", die Sprechfertigkeit an sich ohne „edlen" Inhalt, die Pflege des Schülerbriefwechsels, der fremdsprachlichen Rezitationen und Aufführungen, des Schüleraustausches; diese und ähnliche Dinge gaben viel Anlaß zu oft wenig erhebenden Angriffen und spielen gelegentlich auch heute noch eine Rolle.

Dabei übersahen die Gegner ganz (oder wollten es einige übersehen?), daß die Reform von vornherein nicht auf einen Ton gestimmt war. Das beweisen aber doch jedem, der schärfer zusieht, sowohl die Schriften derer, die theoretisch für die Reform eintraten, wie die von ihren Anhängern herausgegebenen Lehrbücher. Man braucht von letzteren doch nur Kühn mit Roßmann-Schmidt oder Hausknecht mit Viëtor-Dörr zu vergleichen, um geradezu grundlegende Unterschiede der Auffassung und der Praxis mit Händen zu greifen. Es wäre doch auch ein Wunder gewesen, wenn eine Auffassung wie die „Reform" so eng dogmatisch hätte gefaßt und entwickelt werden können, daß nicht alle verschiedenen Begabungen und Richtungen sie alsbald, jede nach ihrer Art, auszubauen bemüht gewesen wären.

Ab und zu gab es ganz ergötzliche Vorkommnisse. Für die Sammlung von Schulausgaben, die von 1900 ab zunächst Junker und Walter mit mir bei B. G. Teubner herausgaben,

waren auch einzelne Bändchen geplant, die z. B. die französischen Landschaften in ihrer Eigenart und Bedeutung vorführen sollten. Die Aufgabe war schwer, und die Ausführung ist nicht weit gediehen. Für ein solches Bändchen lag uns ein Entwurf vor, den wir dem Urheber wiederholt zur Umarbeitung zurückgaben, da uns der Inhalt als literarisch zu wenig wertvoll und als zu sehr nach „Realien“ schmeckend mißfiel. Das gab natürlich eine Verstimmung. Nach einiger Zeit aber erschien die von uns abgelehnte Zusammenstellung in einer anderen Sammlung, und der deutsche Bearbeiter war zu unserer stillen Erheiterung einer der Hauptrufer im Streit gegen die Reform und deren „Auswüchse“.

Seit 1882 und dem Erscheinen des Notschreis von *Quousque Tandem* ist mehr als ein Menschenalter vergangen. Die Sprachwissenschaft und die neuere Philologie sind weit emporgewachsen über die Anfänge von damals. Das nachfolgende Geschlecht, das die Ergebnisse der neueren Forschung in sich aufgenommen hat, kann die früheren Zustände höchstens noch historisch begreifen. Das eigentlich Wesentliche der Reform ist Gemeinbesitz geworden. Verschieden aber bleiben Wesen und Denkart der Menschen, und verschieden die Zwecke, zu denen man fremde Sprachen zu erlernen bestrebt ist. Und so wird man auch immer zu diesen verschiedenen Zielen verschiedene Wege gehen. Dringend nötig jedoch ist, daß alle, die fremde Sprachen lehren wollen, dies erkennen, und daß für jedes Ziel — für jede Schulart und deren Besonderheit — die gerade hierfür nötigen Wege gesucht und gefunden werden. Was für das Gymnasium gut sein mag, das sich neben den alten Sprachen mit ein wenig von den neueren begnügt und begnügen muß, wenn es sein wahres Ziel erreichen will, das paßt nicht für eine Schule, bei der die neueren Sprachen das Rückgrat der fremdsprachlichen Unterweisung sind. Und was für eine Vollanstalt mit wie bisher neunjährigem Betrieb fremder Sprachen gilt, gilt nur bedingungsweise für eine Anstalt mit kürzerer Lehrdauer. Für jede Schulart, die der Allgemeinbildung dienen will, ist für jede dort gelehrte fremde Sprache ein eigner Gang nötig. Man muß das Ziel richtig erfassen und danach die Wege abstecken, die man gehen will, um es zu erreichen. Und für jede Schulart mit dem Zweck einer Sonder-, einer Fachbildung gilt das noch viel mehr. Man soll auch nicht für sämtliche Schulen einer Gattung das gleiche Ziel und den unveränderlich gleichen Weg festlegen. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“

Was W. V. zu diesen Fragen in seinen verschiedenen Schriften und Aufsätzen gesagt hat, ist alles aus der Grundauffassung der modernen Sprachwissenschaft hervorgewachsen und bezogen auf neusprachlichen Unterricht an allgemein bildenden Schulen, in erster Linie an solchen, wo dieser der grundlegende fremdsprachliche Unterricht ist. Dies ist vielleicht nicht immer glattweg ausgesprochen, und daher rühren viele Mißverständnisse und daraus entsprungene Angriffe. Wenn er aber z. B. das Übersetzen verwirft als eine Kunst, die nicht in die *Schule* gehört, so ist doch eigentlich sonnenklar, daß er damit z. B. nicht an einen Unterricht gedacht haben kann, der — wie Ausbildung in kaufmännischem fremdsprachlichem Briefwechsel, für Dolmetscher usw. — dieses Übersetzens gar nicht entraten kann. Es ist auch damit nicht gesagt, daß alle die unter uns, die — wie z. B. ich — methodisch nicht *geschickt* genug sind, um sich stets ohne die Muttersprache *behelfen zu können*, nun in Acht und Bann getan werden. Ebensowenig werden die verurteilt, die nach der Vorschrift der bestehenden Lehrpläne und Prüfungsordnungen übersetzen lassen müssen. Es ist damit einzig und allein ein Ideal hingestellt, dem wir zustreben müssen, wenn wir den neusprachlichen Unterricht im höchsten Sinne zweckentsprechend gestalten wollten. Und — um dies noch zu sagen — am allerwenigsten richtet diese Forderung sich gegen die Muttersprache oder gar gegen vaterländische Gesinnung. Gerade das oft gräßliche Übersetzungsdeutsch, wie man es in Lehrbüchern, die fürs Übersetzen in die fremde Sprache bestimmt sind, hergerichtet und zugeschnitten immer noch findet, mit allen Hilfen und Krücken, aus und an denen der übersetzende Schüler (und Lehrer?) in das Himmelreich der fremden Sprache hineinhinkt, und das fürchterliche Kauderwelsch, das die Schüler (und Lehrer?) beim Übersetzen aus der fremden Sprache zutage fördern, sind solche Versündigungen gegen den Geist unserer teueren Muttersprache, daß jeder Deutsche sie verwerfen muß. Die Gegner haben uns oft gesagt, der Gedanke, der Schüler müsse englisches oder französisches Sprachgefühl erwerben, sei undeutsch und utopisch. Wer aber in wirklich anständiges Französisch oder Englisch übersetzen will, der muß doch einen Sprachschatz und ein Sprachgefühl besitzen, die sicher größer sind, als erforderlich wird, um einen angemessenen fremdsprachlichen Text nachzuerzählen, verständig umzuformen, knapp zusammenzufassen usw. Daß

man auch ohne Übersetzen Schnitzer machen kann, hat mir z. B. vor Jahr und Tag Kaluza harten Herzens unter die Nase gerieben, und es war kein besonderer Trost für mich, daß das englische Fachblatt, das meinen Vortrag abgedruckt hatte, diese Schnitzer unbeanstandet gelassen hatte. Der deutschen Fachkritik fielen sie nun doch zum Opfer. Alles ist eben relativ in dieser Welt. Und W. V. erzählte nicht ohne Behagen, wie einmal ein englischer Pfarrer, mit dem er nach einem seiner vielen Besuche Englands durch Belgien fuhr, ihm anerkennend versicherte, wenn er noch sieben Jahre in England bliebe, so werde man ihm den Ausländer nicht mehr anhören. Lehren wir aber einmal neuere Sprachen, so wollen wir sie doch auf alle Fälle so gut lehren, wie irgend möglich. Und deshalb war der Mahnruf des *Quousque Tandem* eine höchst verdienstliche Tat, die dadurch eingeleitete Bewegung mit allem Für und Wider hat unseren neusprachlichen Unterricht mächtig gefördert.

Viëtor hat dafür noch mehr getan. Schon Ende der 70er Jahre gründete er ein bescheidenes Blatt, in dem Raum war für Gedanken, wie sie ihm und anderen vorschwebten. Mit rührender Bemühung haben wir daran gearbeitet, und es kann erheiternd wirken, daß darin gelegentlich ein französischer oder englischer Originalaufsatz erschien, neben dem sich eine Übersetzung ins Deutsche fand! Ende der 80er Jahre kamen mit stärkerem Nachdruck die *Phonetischen Studien* — denen von 1893 ab die *Neueren Sprachen* folgten. Da W. V. sich bei der Herausgabe der *Phon. St.* überzeugt hatte, daß er allein gewissen Anforderungen für eine solche Zeitschrift nicht gewachsen war, zu denen damals z. B. die Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit des Erscheinens gehörten, so zog er Freunde zur Hilfe heran. Ein Jahr lang war es neben mir K. Kühn, der aber den reichlichen Ärger, der mit dieser Arbeit verknüpft ist, nicht vertragen konnte. So trat A. Rambeau an seine Stelle. Als wir die 60 erreicht hatten, drängte ich auf Verjüngung und zog mich zunächst selbst zurück. Dann starb A. Rambeau, und nun ist ihm W. V. gefolgt. — Bei der Behandlung der Beiträge zu der Zeitschrift, die als das Organ der Reform erschien, verfuhr W. V. mit ganz derselben Weitherzigkeit und Rücksicht, die er auch sonst bewies. Das ist nicht immer richtig verstanden worden und war auch nicht eben leicht zu verstehen. Er war der Ansicht, die *N. Spr.* sollen ein Spiegelbild dessen sein, was in der neuphilologischen Wissenschaft, oder besser der neuphilologi-

schen Lehrerschaft lebte. Für die strenge Wissenschaft hat ja die neuere Philologie eine ganze Reihe von Fachblättern, denen W. V. keinen Wettbewerb bereiten wollte, wenn auch ab und zu in den Spalten der *N. Spr.* ein Aufsatz oder eine kürzere Notiz derart erschien. In erster Linie sollte der Unterricht in den neueren Sprachen gefördert werden. Was darüber nun in den Spalten der *N. Spr.* erschien, war keineswegs einem einheitlichen Plan entsprungen, wurde durchaus nicht so verfaßt, daß die Herausgeber an einzelne herantraten, denen sie Vorschläge unterbreiteten, die bezweckten, das ganze Gebiet mit Überlegung durchzuarbeiten. Zwar fehlte es an solcher Überlegung nicht ganz und gar, und manche Arbeit wurde auf unsere Bitte geleistet, um unangenehm empfundene Lücken auszufüllen, in bestimmter Hinsicht fördernd zu wirken. Zumeist aber liefen Beiträge aller Art in so reicher Zahl ein, *daß die* Auswahl mehr als schwierig war. Und nun gar die *Ablehnung!* Da hatte W. V. ein weiches Herz, so daß manches in den *N. Spr.* gedruckt wurde, das ihm selber schon recht, recht mäßig behagt hatte und anderen vielleicht noch mäßiger, oder bei dem starke und stärkste Zweifel geherrscht hatten oder sehr wider sprechende Urteile gefällt worden waren. Da hat denn auch nicht selten die feindliche Kritik eingehakt und arg gehaust. Ob aber schärfer als die von uns selbst in kleinem Kreise geübte? Und es war auch wieder lehrreich, wenn dieser und jener Beitrag, der ganz und gar nicht als Muster- und Meisterleistung empfunden worden war, von anderen lebhaft bewillkommt und anerkannt wurde, so daß W. V. in gewissem Sinne recht behielt, wenn er sagte, die *N. Spr.* sollten eine Art von Darbietung dessen sein, was in dem Kreise der neuphilologischen Kollegen als angemessen und zeitgemäß ans Licht dränge. So gab es denn auch immer wieder starke Widersprüche zwischen einzelnen Aufsätzen und Kritiken, und die *Einheitlichkeit* der Leitung fehlte anscheinend. In Wirklichkeit boten die einzelnen Nummern und Jahrgänge aber wirklich kein übles Bild des geistigen Lebens in unseren Reihen, wenn man sich gleich das Ganze gern etwas höher und auch tiefer gewünscht hätte.

Was durfte man aber alles an Menschlichkeiten erleben? Nur einmal, als ich ein paar Monate lang mit Bühnen-Künstlern und Künstlerinnen, mit Gesangs- und Vortrags-Meistern und Meisterinnen zu tun hatte, habe ich, in diese kurze Spanne Zeit zusammengedrängt, vielleicht noch mehr an menschlichen

Schwächen und Ansprüchen kennen gelernt. Aber im Verlauf der zwanzig Jahre, während deren ich W. V. helfen konnte! Da wurde ein unverlangt gesandter Beitrag nicht sofort als empfangen bescheinigt und ohne Verzug gedruckt. Da wurde ein erbetener oder erwünschter Aufsatz hinausgeschoben. Da wünschten wir eine Textänderung (was sehr selten vorkam, gewöhnlich wegen allzu deutlicher Kennzeichnung gegnerischer Gesinnungen). Da sollte gekürzt, gestrichen werden. Da ließen wir uns gar beifallen, von uns aus eine Anmerkung zu machen, die andeutete, daß wir nicht völlig einverstanden wären (wofür uns alles Mögliche angedroht wurde, bis zum kleinen oder großen Kirchenbann). Da hatte jemand ein Buch oder Büchlein verfaßt und wollte ohne Verzug besprochen sein. Da schickte einer gleich die Besprechung selber ein und nahm uns höllisch übel, wenn wir uns das Recht wahrten, eine zu veranlassen, die von einem Unbeteiligten herrührte. Da lief erst das zu besprechende Werk ein und gleich hinterher, ganz unverlangt, eine höchst anerkennende umfangreiche Beurteilung, die beileibe nicht von einem guten Freunde herrührte. Zuweilen war so etwas auch wirklich mit solcher Geschicklichkeit verkleidet, daß man kaum dahinter kam oder gar darauf hineinfiel. Und dann ließ die Entlarvung selten lange auf sich warten. Dazu all die Vorwürfe von Schwäche, Parteilichkeit, Voreingenommenheit, Engherzigkeit, Ungerechtigkeit, und was dergleichen mehr ist! Nun sollten Erklärungen und Gegenerklärungen und Verwahrungen und wer weiß was noch gedruckt werden, so daß in Zeiten, in denen die Wogen hoch gingen, kein Raum mehr für die Sache selbst geblieben wäre. Dazu die Gegner mit ihren Vorwürfen des Klikenwesens, der Versicherung auf Gegenseitigkeit, des Mangels an wissenschaftlichem Sinn, an Urteil und Erkenntnis, ja an Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit! Es bedurfte starker Nerven und kühler Gewissenhaftigkeit, um durchzukommen, ohne aus der Haut zu fahren. Manchmal hätte man am liebsten den Bettel hingeworfen. Man sagte sich aber immer wieder, man habe eine Pflicht übernommen und müsse der Sache halber durchhalten. Es fehlte ja auch nicht an erfreulichen und wohltuenden Erfahrungen. Man kam doch äußerlich und auch innerlich voran. Die eigenen Ansichten klärten sich. Die Neuphilologen rundum erkannten immer lebhafter, worauf es ankam. Der Kampf förderte das Ganze und führte auch dem Frieden näher. Noch ist dieser nicht da, obschon seit 1914 doch wohl

halbwegs Waffenstillstand herrscht. Ein rechter Friede darf aber kein Gewaltfriede sein, ebensowenig ein Verzichtfriede, sondern durchaus ein Rechtsfriede, in dem jedem, der das Rechte will und zu erreichen bestrebt ist, das Recht zuerkannt wird, sich darum zu bemühen, es immer besser zu erkennen, die Wege, die er zur Erreichung gehen muß, immer sicherer abzustecken und unter Wahrung des Rechtes der Sache selbst und des Rechtes seiner Persönlichkeit mit voller Kraft und Gewissenhaftigkeit seinem Ziele zuzustreben. Unser Schulwesen wird gründlicher Wandlung unterzogen werden müssen, bis wir so weit sind. Die *N. Spr.* werden sicherlich im Geiste ihres Gründers auch fernerhin bestrebt sein, dahin zu wirken, daß der neusprachliche Unterricht so ausgestaltet wird, wie es der Sprachwissenschaft und der Pädagogik in jedem Einzelfalle entspricht. Noch stehen wir in den Anfängen. Reformer, Nichtreformer und Antireformer müssen ihre Kraft einsetzen, um weiter zu kommen. Die Lauen aber, die mit dem zufrieden sind, was war, was ist, was sie selber treiben, im Anschluß an den vorgeschriebenen Lehrplan und das amtlich genehmigte Lehrbuch, mit Billigung und Anerkennung ihrer Vorgesetzten, ohne daß ihr Herz und ihr Geist dabei sind, die sind der Verderb und der Krebsschaden für das große Ganze. Mögen ihrer immer weniger werden, bis sie ganz verschwinden!

1886 wurde der Deutsche Neuphilologen-Verband von Hannover aus begründet unter wesentlicher Mithilfe von E. Stengel und W. V. in Marburg. 1887 tagte er in Frankfurt, 1888 in Dresden; und von da ab alle zwei Jahre mit lebhafter Bemühung, sein Netz über ganz Deutschland zu ziehen. 1898 war auch Wien, 1910 Zürich Versammlungsort. Der Nordosten allerdings hat sich spröde gezeigt (abgesehen von Breslau 1902). Zunächst standen diese Tagungen stark im Zeichen des Kampfes von Reform und Gegenreform, wobei diese auch den Anspruch auf größere Wissenschaftlichkeit erhob, da sie annahm, sich auf die Unterstützung einer Mehrzahl von Universitätsprofessoren stützen zu können. Von 1887 bis 1892 war dies besonders auffallend. 1892 hatten die Gegenreformer für Berlin einen Hauptschlag vorbereitet, und es kam im Anschluß an den reformfreundlichen Vortrag von St. Wätzoldt zu heftigen Auseinandersetzungen. Zupitza, der sich vom Unterrichtsministerium nicht nach Gebühr geschätzt fühlte, weil Wätzoldt über dessen Auffassung besser unterrichtet war, obwohl Wätzold doch nur als außerordentlicher

Professor im Nebenamte der Berliner Universität angehörte, legte den Vorsitz in der Versammlung nieder, und Reformer wie Gegenreformer lehnten die Wahl ab, bis Stengel es über sich gewann anzunehmen, obschon auch er in der Durchführung der Thesen Wätzoldts, die von der Versammlung mit allen gegen, wenn ich mich recht erinnere, sieben Stimmen angenommen worden waren, den Untergang der Wissenschaft erblickte. 1894 in Karlsruhe erlebte man schon den Anschluß von Universitätsprofessoren, die in die früheren Streitigkeiten nicht verwickelt gewesen und für die Wissenschaft offenbar nicht so besorgt waren, und es ging durchaus ruhig und sachlich zu. Ein badischer Romanist hatte die Beteiligung an den Karlsruher Verhandlungen unter Hinweis auf die üblen Erfahrungen, die man in Berlin mit den Reformern gemacht habe, abgelehnt und wurde nach der Tagung auf deren völlig ordnungsmäßigen Verlauf hingewiesen, obschon die Reformer stark vertreten waren, während allerdings Gegenreformer wie in Berlin fehlten. Mit der Zeit entwickelten sich trotz der noch vorhandenen Gegensätze die deutschen Neuphilologentage immer mehr zu wirklichen Versammlungen der gesamten neueren Philologie. Einzelne, zumal ältere Universitätsdozenten blieben ihnen allerdings dauernd fern. Die ganze Richtung paßte ihnen nicht. Allein das Reformerische und Gegenreformerische verlor doch stets an Gewicht, die Förderung der gesamten neueren Philologie wurde immer mehr die Hauptsache, und zwar der gesamten neueren Philologie an Universitäten und technischen Hochschulen (auch Handelshochschulen) nicht minder als an den verschiedenen höheren Schularten. Und von dem Nachwuchs der Universitätsdozenten, dem ohnehin der Streit von früher ferner lag, nahmen immer mehr in aller Unbefangenheit teil, so daß man getrost hoffen durfte, es werde eine ganz einheitliche Front hergestellt werden. — Auch mit dem Ausland bestanden gute Beziehungen. Sie besuchten unsere Versammlungen, wir die ihren. Es ging ein reger Verkehr hin und her. Dabei waren wir gutgläubigen Deutschen wohl etwas zu vertrauensselig.

Nach dem, was 1912 in Frankfurt und 1914 in Bremen geboten worden war, erhob sich die große Frage: Wie soll der nächste Neuphilologentag sich würdig erweisen? Der Krieg hat sie vorläufig so beantwortet, daß wir uns in Geduld fassen können, bis die Zeit gekommen ist.

Jedenfalls steht fest, daß der Neuphilologen-Verband nicht tadellos aufgebaut war. Es fehlte vor allem an dem rechten Zusammenhang und der Folgerichtigkeit der Verhandlungen von einer Tagung zur andern. Wir hätten einen Vorstand haben müssen, der nicht alle zwei Jahre nahezu völlig neu erstand. Wir hätten vor allem einen ständigen Schriftführer und Kassenwart haben müssen. Sodann mußten die Verhandlungen neben den allgemein wichtigen in Abteilungen stattfinden, z. B. für Fragen der Universitäten, der einzelnen Schularten u. a. m. Ansätze dazu hat es gegeben, die nicht immer mit Erfolg gekrönt waren. Kommen wir in absehbarer Zeit noch einmal zusammen, so gilt es hier einzusetzen. Das hatte meines Wissens auch Halle vor.

W. V. hat an den Neuphilologentagen, die er mitgegründet hatte, teilgenommen, so oft er konnte. Oft mit erheblichen persönlichen Opfern, aber er hielt diese Teilnahme für eine *Pflicht*, der er sich nicht entzog. Seine Vorträge, seine Anträge, seine Teilnahme an den Verhandlungen, alles war knapp, klar, sachlich, einsichtig, von hohem Wert für die Förderung des Ganzen. Auch wo er als Reformer auftrat, also Partei war, wahrte er sich die äußerste Sachlichkeit und vergaß nie, was er dem sachlichen Gegner schuldig war. Er focht mit scharfen Waffen, aber er focht als ritterlicher Streiter. Wir wurden ja auch älter, und wenn 1887 Klinghardt eine schneidende Flugschrift drucken ließ: Die Alten und die Jungen! in der wir die Jungen waren, so sah das, als wir uns nach 25 Jahren wieder in Frankfurt trafen, erheblich anders aus. Es gab denn auch schon Stimmen von nun nachgewachsenen Jungen, die uns als überholt behandelten. Und das könnten wir uns gerne gefallen lassen, wenn es zugleich bedeutete, das mittlerweile so ungemein große Fortschritte gemacht worden seien, daß alles Gute der Reform darin aufgegangen sei und wir nun zu neuen Gestaden steuerten, wo uns herrliche Früchte entgegen reiften.

Ich nähere mich dem Ende. Was ich bisher gesagt habe, ist nicht immer so ganz eng an W. V. geknüpft; aber ich hoffe doch, daß der innere Zusammenhang nie vermißt werden wird. Fürchten muß ich, mehr von mir selbst gesagt zu haben, als mir zukam. Ich betrachte mich aber nur als ein Stück von W. V., und er, der so gerne persönlich zurücktrat, blickt doch wohl stets durch mich hindurch und hinter mir hervor, der ich ja überhaupt nur als sein Freund etwas zu sagen habe. Sein

stilles stetiges Wesen hatte, nachdem es einmal den Boden gefunden hatte, der ihm genehm war, in selbstloser rastloser Arbeit Jahr für Jahr weiter gebaut, und er hat als Lehrer wie Schriftsteller getan, was er vermochte, und erreicht, was er erstrebte. Er dachte nie daran, etwa aus seinem Haus im Grünen vor dem Barfüßertor in Marburg wegzugehen, um an einer größeren Universität in größeren Verhältnissen zu wirken. Man setzte ihn auch nicht in Verlegenheit, indem man ihn anderswohin berief und nötigte abzulehnen. Man schien zu wissen, daß er da, wo er begonnen hatte, Wurzel gefaßt hatte und für immer heimisch geworden war. Selbst während der Ferien trennte er sich höchst ungern von Marburg. Höchstens geschah es, um die alte Heimat zu begrüßen, und gern weilte er in deren Nähe auf Schloß Schaumburg bei Diez, und wer diesen Erdenfleck kennt, wird ihm das nicht verübeln. Dahin kam er nicht selten, und die alten Gäste kannten ihn. Es kamen aber auch solche, die ihn nicht kannten. Und so geschah einmal, daß ein Holländer, mit dem er sich etwas angefreundet hatte, ihm bei Tisch zuflüsterte: Denken Sie, ich höre eben, daß der vielberufene Viëtor unter den Gästen sein soll. Da mußte denn W. V. den Schleier lüften. Der Holländer aber, der vorher weidlich über den Reformer W. V. mit Zubehör losgezogen hatte, solange er nicht wußte, wer der freundliche ältere Herr wäre, mit dem er so vertraulich plauderte, fühlte sich nun nicht mehr so recht behaglich, während W. V. den Scherz recht innig genoß. — Hier bei uns war er in all den vielen Jahren sehr selten. Für seine Kinder war ich der Onkel Dörr, den sie von vielen Besuchen gut genug kannten. Für meine Söhne war er mein ältester und liebster Jugendfreund, ihnen fast nur vertraut durch das, was ich erzählte. Die Viëtorschen Jungen wuchsen in beneidenswerter Freiheit auf. Manchmal konnte einem dabei ordentlich Angst werden. Aber mit der Zeit erwies sich, daß das Vertrauen, das ihr Vater in seiner Duldsamkeit auf ihre gesunde Natur setzte, ihn nicht getäuscht hatte. Er durfte mit der Entwicklung wohl zufrieden sein, wenn er gleich, wie ja wohl alle Väter, nicht alles so werden sah, wie er es sich gewünscht hätte, und für sie als das Beste betrachtete. Auch ist bei keinem bis jetzt das Leben so weit fortgeschritten, daß man von einem bestimmten Ergebnis sprechen könnte. Der Älteste wurde als Knabe den Eltern von tückischer Krankheit über Nacht geraubt. Das war tiefer Schmerz. Und der Jüngste fiel im Herbst vorigen Jahres gegen die Engländer ....

Neben der Phonetik hatte W. V., seit er über seine Lebensaufgabe im Reinen war, seine Arbeit der englischen Philologie im weitesten Sinne gewidmet. England und Schottland, Wesen und Art von Land und Volk, Geschichte, Literatur, Kultur, Vergangenheit und Gegenwart nahm er auf mit offenem Sinn, erfaßte er mit tiefer Einsicht, beschloß er in warmem Herzen. Der Krieg erschütterte die Grundlagen seiner Arbeit, seines Wesens und Wirkens. Als ich in der ersten Zeit einmal meinte, immerhin stehe es für die Anglisten noch besser, als für die Romanisten, und auf die Vereinigten Staaten hinwies, die doch wohl eher, als etwa Spanien dem Romanisten, für den Anglisten als Ersatz für England eintreten könnten, lehnte W. V. diese Auffassung als irrig ab, denen dürften wir durchaus nicht trauen, ihre ganze Art sei der unseren zu fremd. Er hat recht gesehen. Gut, daß er nicht mehr erleben mußte, was uns infolge ihres Eingreifens und — das muß ich wohl zufügen — infolge unserer Kurzsichtigkeit und traurigen Schwäche — nun droht. Der Tod des hoffnungsvollen jüngsten Sohnes, hat die Kraft des Vaters gebrochen. Er hatte im Krieg vorher seine volle Pflicht getan — und darüber, soviel er vermochte, trotz aller Erschwerungen, unter denen auch die Universität Marburg zu leiden hatte. Er hat sie schweren Herzens getan, denn das Beste, was in ihm gelebt und ihn beseelt hatte, war zu Tod getroffen, und in Stunden der Niedergeschlagenheit fragte er, wie wohl wir Neuphilologen alle, wozu denn die Arbeit noch diene, da unsere Ideale versunken seien. Der frühe Tod des Sohnes traf ihn ins Herz und vernichtete den Rest von Lebensmut, der noch vorhanden war. Als kein Zweifel mehr möglich schien — zunächst war der Sohn nur als „vermißt“ gemeldet worden —, bat W. V. mich, alles, was ich an Briefen usw. von ihm je und je erhalten habe, zu vernichten. Er selbst sehe eben auch seine ganze Korrespondenz durch und vernichte alles, was nicht unbedingt aufbewahrt werden müsse, und es sei ihm peinlich, zu denken, daß z. B. bei mir etwas erhalten bleiben könne, das am Ende gar noch gedruckt würde. Ich habe ihn darüber beruhigt. Auch bei diesen Mitteilungen halte ich mich einzig an mein Gedächtnis, und wenn es mir, was wohl möglich ist, einmal einen Streich spielt, das Wesentliche wird wohl richtig sein.

Die Arbeit, die ihm sein Amt auferlegte, tat W. V. bis zum bitteren Ende. Und der Erinnerung an sein jüngstes Kind sollte noch eine besondere Abhandlung gewidmet sein, vor deren

Vollendung der Tod ihm die Feder aus der Hand genommen hat[1]. So ist in gewissem Sinne W. V. auch ein Opfer dieses furchtbaren Krieges geworden. Man wird sagen dürfen, mit nahezu 68 Jahren ist das doch nur sehr bedingungsweise richtig, und der Arzt wird auf ein organisches Leiden hinweisen, das seit Jahren, wenn auch unerkannt, an ihm nagte und ihm keinesfalls noch lange zu leben gegönnt hätte. Aber der Mensch lebt und stirbt auch noch nach anderen Bedingungen. Bei W. V. war eben der Lebenswille erloschen, und so ist er (trotz seinen 68 zu früh und trotz seinem Leiden zu unrecht) in die Grube gesunken. Die wenigen – Verwandte, Freunde und Bekannte, Hörer, Hörerinnen —, die in dem laubumgrünten Haus vor dem Barfüßertor einkehrten, fanden stille, freundliche Aufnahme. Es ging ganz ohne Ansprüche dort zu. Man war im kleinen Kreise harmlos froh. Etwas Musik verschönte das Zusammensein, das nach ein paar gemütlichen Stunden früh schloß. Man trennte sich aber nicht, ohne daß das vertraute Gespräch einem neue Anregung und innere Förderung gegeben hatte. Die Hausfrau sorgte für aller Bedürfnisse in Ruhe und Herzlichkeit. Sie hielt auch das ganze Äußere des Haushalts in tadelloser Ordnung. Und das war gut. W. V. erzählte mir einmal, es habe ihn ein amerikanischer „Kollege" aufgesucht, der in Europa den materiellen Daseinsbedingungen der Universitätsdozenten nachforschte. Und als ich ihn fragte, was er dem Herrn denn über die Kosten usw. des Haushalts mitgeteilt habe, schlug er sich vor die Stirn: Ja, das habe ich ja ganz vergessen! Das Materielle spielte für ihn keine Rolle. Er lebte in einer besseren Welt. Unsere selbstlosen Feinde versichern uns, sie wollen uns den Großmachtskitzel, den Militarismus, die Sucht, in Handel, Industrie und Gewerbe etwas zu bedeuten, auf dem Weltmarkt und in der Weltpolitik mitzusprechen, schon austreiben und dafür sorgen, daß wir wieder die idealen Deutschen aus der Zeit Herders, Goethes, Schillers werden. Überflüssige Sorge! Solange in Deutschland Männer leben, wie W. V., lebt das ideale Deutschland, und solche Männer leben, und wir sind stolz auf sie, wie wir auch stolz sind auf Hindenburg und Ludendorff, auf Tirpitz und Scheer, Zeppelin und Bölcke, Krupp und Borsig und

---

[1] Er glaubte, darin einiges festgestellt zu haben, das lohnte, und ich wünsche sehr, die Handschrift möge so weit gediehen sein, daß eine Veröffentlichung doch noch möglich wird.



tausend andere, die Deutschland auf *allen* Gebieten einen Ehrenplatz sichern.

In einer Stormschen Novelle spielt ein Bildnis eine Rolle, das von der Hand des Malers bezeichnet ist: „In tormentis pinxi". So hab auch ich wochenlang (man wird es diesen Erinnerungen nicht ansehen) in bitterem Schmerz mit Unterbrechung auf Unterbrechung an diesen Seiten geschrieben. Der Schmerz um den liebsten Jugendfreund ward noch erhöht und zum äußersten gesteigert durch die verzweifelte Lage unseres Volkes und Vaterlandes. Als ich am gestrigen Allerseelentag von den Gräbern meines Vaters und Bruders auf dem Friedhof hier zurückkehrte, gedachte ich, die letzte Hand hier an diese Schrift zu legen. Ich habe es aber erst heute vermocht. Es kostete mich jedesmal schwere Überwindung, mich dazu niederzusetzen. Nun, da ich zu Ende bin, stehe ich auf mit dem schmerzlichsten Gefühl, ich nehme Abschied von dem Besten, das *mir* aus meiner Jugend noch geblieben war, und von einem Manne, der in aller Bescheidenheit eine Zierde unserer deutschen Wissenschaft war und eine Verkörperung hoher und edler Eigenschaften unseres deutschen Volkes. Ich nehme Abschied, aber ich bewahre mir auch das Gedächtnis an dies alles und an den Freund der Jugend, und trotz allem lebt er mir und uns; über den Geist in ihm hat der Tod keine Macht.

Frankfurt a. M., 3. Nov. 1918. F. DÖRR.

DIE UMFORMUNG ALS HILFSMITTEL ZUR VERTIEFUNG DES SPRACHUNTERRICHTS.

Die folgenden Ausführungen werden dem Kenner nichts Neues bieten, vermögen aber vielleicht manchen jungen Fachgenossen, der gerade jetzt zur Kriegszeit ohne die langsame und gründliche Vorbildung der früheren Jahrgänge einen verantwortungsvollen Unterricht hat übernehmen müssen, anzuregen. Sie sind eine aus der Praxis gewonnene Beleuchtung eines längst erkannten, fruchtbaren methodischen Prinzips, das gerade jetzt nicht aus den Augen gelassen werden darf. Auch wir Neusprachler sind infolge des Krieges dazu gezwungen, unseren grammatischen Unterrichtsstoff immer wieder zusammenzudrängen; schon jetzt und vor allem nach dem Kriege müssen z. T. auch wegen des höheren Alters der zur Schule zurückkehren-

den Kriegsteilnehmer grammatische Einzelheiten wegfallen und statt dessen muß mehr noch als bisher eine Zusammenfassung unter einheitliche Gesichtspunkte, die das Labyrinth der Grammatik klar und übersichtlich gestalten, angestrebt werden. Diese Gesichtspunkte zu finden, mag nicht immer ganz leicht sein, zumal die Schulgrammatiken nach der Richtung kaum Fingerzeige geben und sich letzten Endes die dem Unterricht zugrunde gelegte Grammatik doch immer wieder als eine kaum zu durchbrechende Fessel erweist.

Die in den letzten Jahrzehnten erfolgte Reform des neusprachlichen Unterrichts ist seit dem Beginne des Krieges in allen pädagogischen Zeitschriften lebhaft angegriffen worden. Aber heute kann man doch schon sagen, daß die anfängliche Erregung, die sich ihr gegenüber stark ablehnend verhielt, inzwischen einer größeren Ruhe und Objektivität Platz gemacht hat. Daß wir aus sachlichen Gründen heraus den hohen Stand neuphilologischen Könnens, den wir vor dem Kriege erreicht hatten, zu erhalten uns bemühen müssen, scheint festzustehen, wobei man gern die Verflachung einer übel beleumundeten Parliermethode zugunsten einer besseren Auswahl und einer tieferen Erfassung des Lesestoffes aufgeben mag. Der objektive Beurteiler wird sich allerdings hüten, die Reform für eine hin und wieder zutage getretene Verflachung haftbar zu machen; diese ist vielmehr ein Seitentrieb, wie er sich leicht an jede noch so gute Bewegung ansetzt. Auch die so gern hervorgehobene Vernachlässigung des Grammatischen liegt nicht notwendigerweise im Wesen der Reform, wenngleich darauf hingewiesen werden darf, daß bei der Fülle der neuen Aufgaben, die die Reform brachte, die Beschäftigung mit der Grammatik, die früher einseitig ausgebildet war, bei manchem Vertreter unseres Faches leicht etwas zu kurz kommen konnte. In Wirklichkeit hat auch die grammatische Unterweisung aus der Reform Nutzen gezogen, hat sie doch ein Prinzip in Aufnahme gebracht, dessen Bedeutung für den Unterricht kaum zu übertreiben ist, nämlich die Umformung in all ihren mannigfachen Spielarten. Dieses Prinzip hat die neusprachlichen Lehrbücher der letzten Jahre entscheidend beeinflußt und ist doch noch lange nicht zu dem Einflusse gekommen, den es verdient. Ein Werk, das die Umformung in all ihren Auswirkungen einheitlich zur Darstellung brächte, ist mir nicht bekannt, und doch wäre es vielleicht einmal erwünscht, daß ein solches geschrieben würde.

Jedenfalls müßte man fordern, daß jedes Lehrbuch eine Einführung in dieses methodische Gebiet enthielte; praktische Beispiele müßten zur Erläuterung hinzugefügt werden, damit kein Jünger unseres Faches an ihnen vorübergehen könnte. Im Elementarunterricht finden sich zwar in jedem Lehrbuche Hinweise darauf, aber in den schwierigeren Kapiteln der Grammatik muß jeder sich seinen eigenen Weg bahnen. Das mag für den, der selbständig arbeitet, erwünscht sein, man darf sich aber nicht verhehlen, daß damit für die Wirksamkeit dieses Prinzips in allen Kreisen eine starke Beeinträchtigung verbunden ist.

Das Wesen der Umformung besteht in der Veränderung von Wörtern und Satzgliedern auf Grund von formalen, syntaktischen und stilistischen Gesichtspunkten. Schon diese Begriffsbestimmung zeigt ihren gewaltigen Umfang. Bislang hat sie jedoch wesentlich erst auf formalem Gebiete eine große Geltung gewonnen. Die neuen Lehrbücher — freilich lange noch nicht alle — haben die *formale* Umformung wenigstens methodisch ausgenutzt, wovon man sich durch einen Blick in das französische Unterrichtswerk von Dubislaw-Boek überzeugen kann, wobei man allerdings hinzufügen muß, daß das englische Parallelwerk diesen methodischen Fortschritt noch nicht aufweist.

Der Wert der Umformung besteht nicht nur in einer großen Zeitersparnis, sondern vor allem in der Vermittlung eines klaren Einblicks in die aufbauenden Elemente eines Satzes, einer starken Anregung zur Selbstbetätigung und der Anspannung der Aufmerksamkeit auf den Inhalt des Satzes, weil *eine* Änderung deren meistens mehrere zur Folge hat. Hatte die Übersetzung sehr häufig zu einem mechanischen Nebeneinanderstellen von Wörtern geführt, so muß hier der Schüler selbst seinen Übungsstoff auf Grund von Anweisungen des Lehrers aufbauen.

Die wesentlichen Änderungen auf formalem Gebiet sind der Austausch des Numerus, des Kasus, des Tempus, des Modus, des Genus, der Ersatz eines Wortes durch ein inhaltlich oder grammatisch verwandtes und die Hinzufügung eines solchen. Ich gehe auf sie nicht näher ein, weil ihre Auffindung und Anwendung keine Schwierigkeiten bietet.

Die einfachsten syntaktischen Umformungen sind der Austausch und die Hinzufügung von Satzteilen. Ein Beispiel möge die Hinzufügung des Akkusativobjektes veranschaulichen. An

der Hand des Deutschen wird man die verschiedenen Möglichkeiten ein Akkusativobjekt auszudrücken, zusammenstellen lassen und für das Englische etwa folgendes Schema erhalten:

a) Nomen:	"The	man	remembered	his friends".
b) Pronomen:	„	„	„	them".
c) Adjektiv:	„	„	„	the needy".
d) Infinitiv:	„	„	„	to have seen them".
e) Gerundium:	„	„	„	having seen them".
f) Nebensatz:	„	„	„	when (where, how) he had seen them".

mit Verkürzung unter Änderung des regierenden Verbs:

"The man did not know how to make a beginning".

Sind dem Schüler diese Möglichkeiten klar, so kann er nach den Angaben des Lehrers entweder ein Objekt hinzufügen oder ein vorhandenes durch ein anders geartetes ersetzen. Es würde ihm sicherlich keine Schwierigkeiten bereiten, wenn er z. B. die Aufgabe erhielte, das Akkusativobjekt in dem Satze umzuformen: "The old man remembered the happy years of his youth". Was vom einfachen Objekt gilt, gilt grundsätzlich auch für die Hinzufügung eines zweiten Objektes, für das ich folgendes Schema gebe:

a) Nomen:	"I	found	my	friend	master in this art".
b) Possessivpronomen:	„	„	„	friend's	ideas about this art my own".
c) Adjektiv:	„	„	„	friend	very skilful".
d) Infinitiv:	„	„	„	„	to be master in this art".
e) Partizip:	„	„	„	„	being master in this art".
f) Nebensatz:	„	„	„	friend's	ideas what my own are".

Wichtiger jedoch als diese Übungen ist die Umformung eines Satzgliedes zu einem Nebensatz. Wie Subjekt, Prädikat, Objekt und Attribut zu ebensolchen Sätzen zu erweitern sind, wie derartige Nebensätze wieder zu Satzteilen zurückzuverwandeln sind, das gibt Gelegenheit, die mannigfachen Arten der Relativsätze und der konjunktionalen Nebensätze mit ihren Verkürzungen im Zusammenhange einzuüben. All das bietet jedoch erst die Einleitung zu jenem Gebiet der Umformungen, das die

reichste Ausbeute gewährt, nämlich dem Ersatz des Adverbiales durch einen Adverbialsatz. Von den vier Arten des Adverbiales, dem des Ortes, der Zeit, des Grundes und der Art und Weise, will ich bei dem folgenden Beispiele, das die Beweglichkeit des sprachlichen Ausdrucks und die Verwandtschaft der Vorstellungen untereinander zeigen soll, das des Ortes hier beiseite lassen. Mein Beispiel soll die Ausdrucksmöglichkeiten keineswegs erschöpfen. Es soll nur das Naheliegende herangeholt werden, da eine nach Vollständigkeit strebende Durchführung den Schüler leicht ermüdet und zu veraltetem, abseits gelegenem Ausdruck verführt.

Ich stelle zunächst die beiden Tatsachen, aus denen sich mein Beispielsatz zusammensetzt, unvermittelt nebeneinander:

1: Im Jahre 1812 fielen die Amerikaner in Kanada ein.

2: Die Kanadier erhoben sich gegen die Eindringlinge.

und lasse dann herausfinden, in welchem inneren Zusammenhange die beiden Tatsachen des Einfalles und der Vertreibung zueinander stehen. Es mag genügen, wenn zunächst festgestellt wird, daß ein temporales und ein kausales Verhältnis vorliegen kann. Später mag dann die Frage erhoben werden, ob nicht durch eine Veränderung das Modalitätsverhältnis eintreten kann. Und nun zum Beispiel, das ich der Raumersparnis halber nicht in Frage und Antwort erarbeiten, sondern in kürzester Fassung, wie man es am Ende der Arbeit in der Klasse dispositionsartig zusammenstellen könnte, geben will.

"In 1812 the Americans invaded Canada"; "the Canadians took up arms against them."

A. Temporal.

1. Gleichzeitig:
   a) Konjunktionalsatz mit "when", "as", "as soon as" (Aktiv und Passiv!) "while";
   b) Partizipialsatz:
      α) "The Americans invading Canada the Canadians took up arms" . . .
      β) Canada being invaded . . . the Canadians took up arms" . . .
      γ) "Invading Canada the Americans were driven back";
      δ) "Being attacked by the Americans the Canadians took up arms" . . .

      Zur Hervorhebung des logischen Verhältnisses können "when" und "while" zum Partizip treten:

"When invading Canada the Americans were driven back."
"When (being) attacked by the Americans the Canadians took up arms against them."

2. Nachzeitig: "before".
"In 1812 the Americans invaded Canada before the Canadians could think of driving them back."

3. Vorzeitig:
a) "when" mit Plusquamperf., "after":
"when the Americans had invaded Canada"... } und
"after „ „ „ „ „ „ " } passiv.

b) Partizip:
"Having invaded Canada the Americans were driven back."
"The Americans having invaded Can. the Canadians took up arms ..."
"Having been attacked by the Americans the Canadians took up arms ..."
"The Canadians having been attacked by the Am.... it was difficult to drive them back."

c) Gerundium:
"After invading Canada the Americans were attacked by the Canadians."
"After being attacked by the Americans the Canadians took up arms ..."
Die unmittelbare Zeitfolge wird ausgedrückt durch "as soon as", "scarcely ... when (before)", "no sooner ... than". Auch diese Sätze sind aktiv und passiv möglich. Bei "as soon as" kann noch Verkürzung eintreten, also: "The Canadians, as soon as attacked by the Americans, took up arms against them". Zur Bezeichnung der unmittelbaren Zeitfolge dient auch noch "on" mit Gerundium.

4. Wiederholung der Haupt- und Nebenhandlung: "whenever".
"Whenever the Americans invaded Canada, the Canadians ..."
"Whenever Canada was invaded by the Americans, the Canadians ..."

B. Kausal.

1. Eigentliche Kausalsätze:
Auf die präpositionalen Ausdrücke: "in conse-

quence of", "on account of", "owing to" u. ä., ferner auf die koordinierenden Konjunktionen "for" und "therefore" deute ich lediglich hin, da es sich hier um untergeordnete Adverbialsätze handelt.

a) Konjunktionen: "as" und "because":

"As the Americans invaded Canada, the Canadians resolved to take up arms against them."

"The Canadians were forced to take up arms against the Americans because the latter had invaded their country."

Die Nebensätze sind auch ins Passiv zu verwandeln.

b) Partizipium, indem ich ein Verb des Fürchtens oder Wünschens einsetze; z. B. "Wishing to get rid of the Americans the Canadians ... oder Fearing that the Americans should invade their country the Canadians ...

2. Finalsätze:

Konjunktion "that" und Verkürzung zu Infinitiv:

"In 1812 the Can. took up arms against the Americans that they might get rid of the invaders." (Infinitiv!) Verwandlung ins Passiv.

Auf den präpositionalen Ausdruck "for the purpose of" sei nur hingewiesen.

3. Bedingungssätze:

Wenn ich den Satz von seiner geschichtlichen Bedingtheit loslöse und zur Allgemeingültigkeit erhebe, kann ich den realen, potentialen und irrealen Fall setzen. Die Konjunktionen sind: "On condition that", "provided that", "in case" und vor allem "if".

a) real: "If the Americans invade Canada, the Canadians will rise ...";

b) potential: "If the Americans should invade Can., the Canadians would probably rise ...";

c) irreal: "If the Americans invaded (were to invade) Canada, the Canadians ..."

Alle Sätze sind auch ins Passiv zu verwandeln.

4. Konzessivsätze. Auch ie sind unter leichter Verschiebung des Inhalts möglich. Konjunktion: "though", "although".

"Though the Americans invaded Canada, they did not succeed in conquering that country"

oder: "Though the Canadians quickly took up arms

against the Americans, the latter succeeded in invading Canada."

Auf die präpositionalen Ausdrücke "against" und "in spite of" sei wieder nur hingewiesen.

C. Modal.

Konsekutivsätze: "The Americans invaded Canada so quickly that the Canadians were forced to rise immediately against them".

und Verkürzung zu Infinitiv: "The Americans invaded Canada so quickly as to force . . ."

Komparativsätze wären nur unter starker Sinnesverschiebung möglich; ich lasse sie daher hier beiseite.

Das hier durchgeführte Beispiel zeigt, daß in ihm ein großer Umkreis grammatischen Stoffes zur Darstellung kommt. Aber das ist nicht die Hauptsache. Wer im Sinne vorstehender Ausführungen unterrichtet, wird, von allem andern abgesehen, eine lebendige Vorstellung des Satzes, jener letzten unteilbaren gedanklichen Einheit, die das Fundament und das Material jedes geistigen Baues bildet, vermitteln und jene oben erhobene Forderung nach zusammenfassenden Gesichtspunkten erfüllen. Die Schulsyntax vermittelt meist nur zusammenhanglose Kenntnisse: wie wirbelt es in ihr durcheinander von Passiv, Partizip, Infinitiv, Gerundium, Pronomen und Ähnlichem! Von einem systematisch aufbauenden Gesichtspunkte kann dabei keine Rede sein. Bei einer Abiturientenprüfung soll einmal der Königliche Kommissar, der durch mancherlei grammatische Unkenntnis eines Prüflings stutzig geworden war, die Frage nach den Namen und der Zahl der Satzteile gestellt, aber auf die Frage keine Antwort bekommen haben. Bei der Art der Anordnung des grammatischen Lehrstoffes ist eine derartige Unkenntnis sehr wohl zu begreifen. Es müßte sonderbar zugehen, wenn unsere Primaner, nachdem sie eine unserer üblichen Grammatiken durchgearbeitet haben, noch eine lebendige Vorstellung von einem Satze, seinen Teilen, deren inneren Beziehungen zueinander und den Darstellungsmöglichkeiten derselben hätten. Voraussetzung bei den hier befürworteten Übungen ist, daß ihnen ebensolche Übungen in der Muttersprache voraufgegangen sind, und daß sie systematisch auf den einzelnen Klassenstufen eingeübt werden. Ist das auf der Unter- und Mittelstufe in elementarer Form geschehen, so mag man auf der Oberstufe Ge

legenheit nehmen, die verschiedenen Arten der inneren Beziehungen der Satzteile zueinander eingehend vor Augen zu führen. Hat der Schüler diese tieferen Zusammenhänge verstanden, so wird sein grammatisches Wissen durch eine Art Selbsttätigkeit, die von gedanklicher Veränderung zur sprachlichen Form in natürlicher Weise fortschreitet, in Bewegung gesetzt. Mitunter kann auch die Übung beschränkt werden, man läßt z. B. lediglich die Kausalität zum Ausdruck bringen; man kann aber auch — und das ist eine sehr tiefführende Untersuchung – die Darstellung *einer* logischen Beziehung, also des Grundes, des Zweckes, der Folge, der Zeit usw. an der Hand eines Schriftstellers aufsuchen lassen, eine Arbeit, die natürlich nicht von heute auf morgen von dem Schüler zu leisten ist.

Für den Lehrer ist es notwendig, eine Reihe von Beispielen zur Hand zu haben, wenn er die systematische Einführung in die schwierigeren Kapitel der Umformung gibt. Erst wenn diese nach allen Seiten durchgeführt und verstanden ist, wird er die Schüler veranlassen, selbst Beispiele aus Lesebuch und Lektüre herauszusuchen und umzuformen. Für das Kapitel der Verwandlung des Adverbiales in einen Adverbialsatz füge ich hier einige Beispiele an:

1. "Hamlet was thrown into a state of deep melancholy by the hasty marriage of his mother."
2. "In the absence of any other helper, we must accept his aid."
3. "Owing to repeated failures, he made no further attempt."
4. "Every precaution was taken against the failure of the plan."
5. "The problem was too difficult to be solved."
6. "He purposes to become rich by sticking steadily to his work."
7. "Without leave from the master, we should not go out."
8. "Of all the boys in the class James is the most industrious." (Modalität!)

Am schwierigsten ist die Darstellung der Umformungen stilistischer Art, weil deren Umfang ins Ungemessene geht. Ein großer Nachteil spricht gegen sie: stilistische Umformungen lassen fast immer für eine individuelle Lösung Raum, so daß die Klasse nicht streng zusammengefaßt zu einem einheitlichen Ziele geführt werden kann. Durch die stilistischen Umformungen soll eine Stilform durch eine andere ersetzt werden. Die Stilistik einer Sprache ist verschieden, je nachdem sie vom Standpunkte einer anderen Sprache oder von innen heraus betrachtet

wird. Danach unterscheidet man auch zwei Arten stilistischer Umformungen. Beide kommen für uns in Frage. Die erstere, die sprachvergleichender Art ist, besteht darin, daß man von den Abweichungen der Fremdsprache zur Muttersprache ausgehend die Aufgabe stellt, bestimmte muttersprachliche Ausdrücke in der entsprechenden fremdsprachlichen Abänderung wiederzugeben. Die Stilistiken geben über derartige Abweichungen Auskunft, und die Aufgabe bestände darin aus einem deutschen Stück den jeweils besprochenen Ausdruck (das Wort im weitesten Sinne genommen) herauszusuchen und in der eigenartigen Umprägung der Fremdsprache wiedergeben zu lassen. Abgesehen von der Sprachvergleichung bieten sich aber auch noch andere Umformungen. Sie bestehen darin, daß man den Gesichtspunkt, aus dem eine Stelle geschrieben ist, ändert. So kann man direkte Rede in indirekte Rede verwandeln und umgekehrt, Erzählung in Brief und umgekehrt, in seltenen Fällen auch Dichtung in Prosa; man kann ferner Weitausholendes knapp zusammenfassen, Erzählung mit Schilderung und Betrachtung durchsetzen oder auch in die Schilderung Erzählung einflechten, man kann die erzählende Person ändern. Neben diesen Übungen gibt es solche, von denen man bezweifeln kann, ob sie auf die Schule gehören: man kann die besondern Stileigentümlichkeiten eines Schriftstellers heraussuchen und sie — etwa sein besonderes Pathos, seine besondere Beweisführung, seinen eigenartigen Satzbau, die romanische Wortwahl — in der geläufigen Alltagssprache wiedergeben lassen. Auch wer der Ansicht ist, daß hochgreifende Aufgaben in der Schule sehr anregend wirken, wird es vielleicht nicht ungern sehen, wenn ich für den pädagogischen Alltag eine schlichte, aber eines weiteren Ausbaues wohl fähige Übung skizziere, die eine Mischung von syntaktischen und stilistischen Gesichtspunkten enthält und den Vorteil hat, daß man alle Schüler in seiner Leitung behält. Ihr Wesen besteht darin, daß die Schüler gemeinsam mit dem Lehrer für einen zunächst einfach ausgedrückten Gedanken einen reicheren und lebendigeren Ausdruck finden.

Ich gebe den Satz: „Beim Blick auf den Atlas fragt man sich nach der Entstehung der mannigfach gezackten Umrißlinien der Weltteile.“

Daraus würde sich die streng sachliche erste Niederschrift dieses Gedankens ergeben, etwa in dieser Form:

"Looking at a map we put the question of the origin of the coastlines";

oder: "If we look at a map the question ... arises";

"If we look at a map the question how the coastlines may have been traced out arises";

persönlicher: "If we look at a map we wonder how the coastlines may have been traced out";

oder: "If we look at a map we wonder how we got the knowledge of the coastlines";

oder: "If we look at a map we wonder how we got the knowledge which enabled us to trace out the coastline of the several continents".

Es handelt sich um zwei Vorstellungen, deren verschiedene Häufigkeit bislang noch nicht angedeutet ist: den *Atlas sieht* jeder Junge fast täglich; wie die Umrisse der Kontinente entstanden sind, mag er sich noch gar nicht gefragt haben; erst wer diesen Gegensatz darstellt, gibt der Darstellung persönliche Färbung und nimmt ihr die schulmäßige Trockenheit. Grundsätzlich ist auch dieser Gegensatz noch in einem Satze unterzubringen, etwa so:

"Though we look at a map nearly every day, we may never have asked ..."

eindringlicher unter Personenwechsel: "Though you ...".

Wuchtiger wird die Darstellung noch durch die Isolierung der beiden Gedanken in zwei Sätzen. Die Umrisse werden schärfer. "You have all seen a map of the world. But perhaps you never wondered how we obtained ..."

Oder ich stelle, da der Gedanke von dem Zustandekommen der Umrißlinien das Thema eines ganzen Aufsatzes bilden soll, diesen Gedanken als Problem vor die Augen. Dann komme ich zur Fragestellung und damit zur endgültigen Fassung:

"You have all seen a map of the world. Have you ever wondered how we obtained the knowledge which enables us to trace out the coastline of the several continents?" (Der Satz stammt in dieser Fassung aus "Easy Tales & Sketches", Diesterweg.)

Eine Klasse, die methodisch in dieser Art geschult würde, bekäme sicherlich ein Ohr für frische, lebendige Darstellung, für Fülle und Rundung des Ausdrucks und müßte schließlich

imstande sein, einige skizzenhafte, trockene Angaben in eine abgerundete, lebhafte Darstellung zu verwandeln. Solange diese Übung sich in bescheidenen Grenzen hält, ist es möglich, die Gedankenrichtung einer ganzen Klasse auf eine einheitliche Bahn zu drängen, so daß das geistige Miteinanderarbeiten sich nicht in bunte Vielheit, die vom Lehrer gar nicht mehr für alle fruchtbar gemacht werden kann, zersplittert.

Der Wert der Umformung, deren weiter Geltungsbereich auch schon durch diese kurzen Ausführungen offenbar geworden sein mag, würde erst ganz zutage treten, wenn jemand einmal systematisch ihren Wirkungsbereich und ihre praktische Verwendbarkeit im Unterricht an der Hand eines reichen Materials vor Augen führte. Gerade in den kommenden Jahren, in denen sich aller Wahrscheinlichkeit nach ein leises Sinken des neusprachlichen Könnens bemerkbar machen wird, hat man ein besonderes Interesse daran, diese anregende und geistschärfende Übung festzuhalten und auszubauen, damit man nicht wieder in die Geistlosigkeit einer viel gegeißelten schematischen Übersetzungsmethode zurückfällt. Mag sich auch die Führung des Unterrichts in der Fremdsprache und der fremdsprachliche Aufsatz als ein unerfüllbarer Traum erweisen, der auch unter den günstigen Umständen der Zeit vor dem Kriege nur selten einmal Wirklichkeit wurde, so darf doch um unserer selbst willen nichts versäumt werden, das geeignet ist, die tieferen Bildungselemente des fremdsprachlichen Unterrichts für unsere Jugend nutzbar zu machen.

Köln-Lindenthal. Karl Eckermann.

ÜBER SYNTAKTISCHE METHODEN AUF ROMANISCHEM GEBIET[1].

Es ist schon oft gesagt, aber noch wenig beherzigt worden, daß die Anfangsrichtung, die eine Wissenschaft nimmt, meist eine Zufallsrichtung ist bedingt durch die Zufallsveranlagung ihrer Begründer: die grossen Beginner, die Grimm, Miklosich,

[1] Ungekürzte Fassung eines am 1. August 1918 an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn gehaltenen Vortrages, dessen Alfresco-Stil unverändert beibehalten wurde.

Diez sind es, die die Richtung bestimmten, in der dann Jahrzehnte sprachwissenschaftlicher Arbeit weiterflossen. Das sieht man am besten, wenn man etwa germanistische und romanistische Syntaxforschung vergleicht: hie Hildebrand und Wunderlich, dort Tobler. Während Wunderlich eine Art stilistisch-beschreibender, Hildebrand eine stilistisch-psychologische Syntax auf germanistischem Gebiet inauguriert hat, begründete Tobler seine logisch-psychologische Methode auf dem Gebiet der romanischen Forschung und nun wird denn hier und dort das einmal gelegte Geleise ausgefahren, ohne daß — wenigstens bis vor kurzem — eine Annäherung, eine Verschmelzung der Geleise angebahnt worden wäre. In die Anglistik hat erst jetzt Deutschbein Methoden eingeführt, die in der romanischen Syntax schon lange zu Hause waren. Die richtunggebenden Meister weisen Wege, die die Jünger und Jüngeren tyrannisch in ihre Bahnen zwingen. Die „Geleise" der verschiedenen „Syntaxen" laufen oft hart nebeneinander, ohne einander zu berühren: 1894 erschien Wunderlichs „Unsere Umgangsprache" — allerdings schon 1886 die I. Reihe der *Vermischten Beiträge zur franz. Grammatik Toblers* — und doch schreibt noch 1898 Ebeling (Litbl.): „vergleicht man, was verwandte Philologien auf diesem Gebiet aufzuweisen haben, so sagt man nicht zu viel, wenn man behauptet, daß die romanische grade durch Toblers syntaktische Forschung den andern Wissenschaften auf diesem Gebiet weit voraus ist". Und tatsächlich ist denn die Syntaxforschung auf romanistischem Gebiet bis vor kurzem Toblerforschung geblieben, unbeeinflußt von den Nachbardisziplinen. Die Fusion und Synthese indogermanistischer und romanistischer syntaktischer Arbeit ist erst noch vorzunehmen. Ebeling treibt das jurare in verba magistri so weit, daß er geradezu den Wert einer syntaktischen Arbeit nach dem Grade der Bekanntschaft mit den Toblerbüchlein bemißt. 1902 schreibt er (Ltbl.): „Toblers Beiträge sind von allen romanistischen Büchern dasjenige, das ich am meisten benutze. Sie liegen fast stets auf meinem Schreibtisch, bald links, bald rechts, immer zur Hand. Und seit Jahren vergeht kaum ein Tag, wo ich sie nicht einsähe. Ich fühle mich in ihnen ganz zu Haus, weiß, ob eine Erscheinung links unten oder rechts oben besprochen ist und brauche A. Schulzes ungemein sorgfältigen Index fast nie" — Tobler ist also zum *livre de chevet*, zur Bibel geworden, er wird auswendiggelernt, und als Ideal

wird die rein lokale Erinnerung an die Seiten des teueren Buches der Bücher gepriesen! Aber auch nicht so übertrieben Orakelgläubige unter den Romanisten betrachten Tobler als „ab Jove principium." Prüfen wir nun, was Ebeling in seiner grundlegenden Besprechung der 2. Auflage der I. Reihe der VB. im Litbl. 1898 als wesentliches Verdienst Toblerscher Syntaxforschung hervorhebt:

Ebeling lobt 1. das ungeheuere Material der Belege, das Tobler heranzieht, besonders für das Altfranzösische.

2. Tobler habe, so heißt es, „überhaupt erst die Sprachseele in der Erscheinung aufgedeckt", er habe gelehrt, man dürfe, um ein syntaktisches Problem zu verstehen, zwischen sich und der Erscheinung keinen Schleier ziehen, sondern selbst an die Worte herangehen und aus ihrer Bedeutung heraus den Sinn einer Wendung zu erfassen suchen.

3. Tobler habe „indirekt die Frage gestellt: Wie steht es mit der Erscheinung in den anderen romanischen Sprachen?"

Ich diskutiere diese drei Punkte:

1. Ohne weiteres ist zuzugeben, daß Tobler als richtiger Philologe mit großartiger Akribie und einem märchenhaften Fleiß die Belege, die eine Erscheinung zu deuten fähig waren, gesammelt hat — als richtiger Philologe wie einst Fustel de Coulanges, der bei jeder Behauptung seiner Schüler die Frage stellte: Avez-vous un texte? Bekannt ist allerdings, daß Tobler sich auf das Altfranzösische beschränkt, nicht gern aufs Vulgärlateinische zurückgegriffen hat: er handelt also wie ein Biologe, der die Entwicklung eines Organismus nur aus der Vererbung von den Eltern, nicht den Großeltern her erklären, ja die Existenz eines Menschen vom Augenblick der Geburt, nicht von dem der Zeugung datieren wollte. In dieser Beziehung haben früher Wölfflin und seine Gefolgschaft, dann verschiedene Schüler Meyer-Lübkes und endlich Löfstedt das romanische Kind im lateinischen Mutterleib besser zu durchleuchten gesucht, am gründlichsten vielleicht Gamillscheg, der die Mühe nicht gescheut hat, alle möglichen mittellateinischen Urkundensammlungen durchzusehen, um sich über die vorromanische Tempusgebung Klarheit zu verschaffen. Diese vom Vulgärlatein ausgehenden Romanisten sind also historischer gesinnt als der so historische Tobler, sie übertragen einfach das rekonstruktive Prinzip ihrer Lehrer von der Laut- und Flexionslehre auf die Syntax. Toblers Schüler haben übrigens das Belegsammeln

übertrieben, obwohl ihr Meister selbst geschrieben hat (V B. III S. 57 Anm.): „Das Herbeischaffen immer neuer Beispiele einer Erscheinung kann nicht schaden, wird unter Umständen vielleicht nützen. Mehr kommt auf bestimmtes Erfassen und zutreffendes Feststellen ihrer Besonderheit an.“ Ich habe diese Sätze einmal im *Archiv für neuere Sprachen* erwähnt und von Belegschacher an der Wissenschaftsbörse gesprochen. Sieht man sich z. B. eine Seite von Gustav Cohn an, so wimmelt es von Zahlen, Verszahlen, Zeilenzahlen, Paragraphenzahlen; Beleg über Beleg wird da aufgetürmt. Man vergißt bei dieser mechanischen Kollektanea-Methode ähnlich wie beim Geld gern daran, was Mittel, was Zweck ist: das Geld dient dazu, uns verschiedene Bequemlichkeiten zu verschaffen, an sich hat es keinen Zweck, ja es wirkt unheilvoll, wenn es um seiner selbst begehrt wird. Der Beleg ist nur dazu da, eine allgemeine Wahrheit zu erläutern. Ist diese bekannt, so ist der einzelne Beleg wertlos — man mag sich höchstens *einen* merken als mnemotechnisches Merkmal, wie man sich etwa eine Münze als Erinnerung aufhebt.

2. Es ist richtig, daß Tobler mit gesundem Rationalismus alle Spekulation ausschaltet: „Was steht da?“, war sein oberster Grundsatz. In einer Zeit, da die romanische Philologie erst wissenschaftlich zu begründen war, durfte nur das Klarfaßliche begünstigt werden. Es ist ein großes Verdienst Toblers, daß er nach Paul'schem Muster alle Worterklärungen, die eben nur Worte sind, aus der Grammatik hinauswarf: Ellipse, Fehler, Inkorrektheit. Nur erhebt sich die Frage, worin eigentlich das besteht, was Ebeling so romantisch-verschwommen die Entdeckung „der Sprachseele in den Erscheinungen“ nennt: kurz gesagt, ist Toblers Methode eine *logische* oder eine *psychologische?* Ebeling spricht von Toblers „neuer Methode, die überall Logik und Sprache konsequent scheidet“ und dann von „psychologischer Analyse,“ Meyer-Lübke in seinem Tobler-Nachruf in der GRM. von der grundlegenden Bedeutung der VB. „dadurch, daß sie zum erstenmal in weitem Umfange psychologische Betrachtung aufweisen.“ Morf nennt — übrigens nach dem Vorbilde G. Paris' — in einer Rezension Toblers Betrachtungsweise „eine philosophische oder psychologische“ (das Wort „philosophisch“ ist da wohl zu weit gebraucht: da könnte man jede Geisteswissenschaft Philosophie nennen!). Tobler selbst sieht im Vorwort zur I. Reihe das Widerstreben mancher vor den Beiträgen voraus, „die davor als vor Psychologie oder noch Schrecklicherem

sich bekreuzigen," und auch er scheidet wie seine Rezensenten Logik und Sprache, Denken und Sprechen: das Sprechen vollzieht sich nach psychischen Motiven, die die ideale Logik durchkreuzen. Man braucht nur die Titel einzelner Artikel wie „Logisches Subjekt des Infinitivs", „Logisch nicht gerechtfertigtes *ne*" zu betrachten: Die Logik verlangt Nominativsubjekte, beim Infinitiv im Afrz. steht aber ein Subjektsakkusativ. Die Logik verlangt nach Verben des Fürchtens keine Negation — die den Wunsch, es möge etwas nicht geschehen, mitassoziierende Psyche des Sprechers dagegen dieses *ne*. Tobler hat einen Idealtypus logischer Rede vor Augen, und was er behandelt, sind daher nur *Abweichungen* von diesem Typus: ich gehe auf gut Glück einige Artikeltitel durch:

„Personalpronomen als Subjekt zu ‚ja' und ‚nein' und anderen Aussagen, denen ein Verbum fehlt — *ne* ohne Verbum" — d, h. das Verbum wäre zu erwarten.

„*faire* mit dem Infinitiv zur Umschreibung des Verbum finitum" — wenn ein Verb umschrieben wird, so ist das Verb offenbar das logisch Geforderte.

„Ungleiche Behandlung dilemmatischer Fragen" — sie sollten also gleich behandelt werden.

„Participia praesentis mit Ausartung des Sinnes — Gerundium in der Funktion des Infinitivs" — T. tadelt natürlich die „Ausartung" nicht in moralischem Sinn, sondern er konstatiert: so wäre die „Art" eines normalen Part. präs., da dieses anders verwendet ist — nun, so ist es „ausgeartet".

Da gibt es Titel, die Negationen enthalten:

„Fragewort den Fragesatz *nicht* eröffnend".

„*Nicht*kongruenz im Numerus zwischen Subjekt und Prädikat";

ferner solche mit „selten": „Possessive Adjektiva in *seltneren* Verwendungsarten";

mit „auffällig" „*auffälliges* Wegbleiben des bestimmten Artikels".

Die positiven Gegensätze, die normalen Verwendungsarten dienen also stets als Basis der Untersuchungen.

An die alten Logikerausdrücke wie pars pro toto erinnert „Adjektiv in Substantivfunktion", „Gerundium in der Funktion des Infinitivs", „Einzahl im Sinne der Mehrzahl."

Toblers Schüler Kalepky hat sich auch stilistisch den Schul- Logikern angeschlossen, indem er eine in echt Tobler-

schem Geiste geschriebene Abhandlung *Persona pro re* genannt hat.

Ich glaube mit diesem Nachweis schon angedeutet zu haben, daß Toblers V. B. weniger *psychologisch* als *logisch* konzipiert sind. Tobler rechtfertigt stets psychologisch Abweichungen von der tadellosen Logik, wie sie von Aristoteles über die lateinische Grammatik zur indogerm. und roman. Sprachwissenschaft tradiert wurde. Es ist ihm nie der Gedanke gekommen, daß unsere vielgepriesene Logik nur „sprachliche Logik“ ist, wie Fr. Mauthner sagt, die Logik des Griechischen, Indogermanichen etc., daß eine von einem jakutischen oder mongolischen Aristoteles geschriebene Logik ganz anders aussehen würde, daß es soviel Logiken als Sprachen gibt, — daß das Denken sich nach dem Sprechen modelt. Tobler erklärt stets Abweichungen von einem Typus psychologisch – ohne sich zu fragen, *ob* denn dieser Typus selbst nicht psychologisch zu *erklären ist*. Participia praesentis mit Ausartung des Sinnes — dieser Sinn selbst wird als logisch hingestellt, obwohl er selbst psychologisch zustande gekommen ist. Die Art des Lehrers sieht man am Schüler deutlicher: Kalepky nennt *Persona pro re* einen Fall wie *tu déménages* 'du rappelst' statt *ton cerveau déménage* – man könnte aber auch umgekehrt sagen: *ton cerveau déménage* statt *tu déménages* sei *res pro persona!* Tobler hat also mehr logische als psychologische Syntax getrieben, ist mehr Grammatiker als er selbst weiß, da er doch lauter Ausnahmen von Regeln behandelnd, die Regeln als gegeben und ewig unverrückbar wähnt. Übrigens hat sich Tobler — wohl mit Absicht — nicht gern auf psychologische Erklärungen eingelassen: er streitet mit Gaston Paris über den Sinn von altfrz. *faites moi escouter*: ob das heißt 'laßt zuhören' oder 'hört zu' — aber wieso kommt es zu diesem „pleonastischen“ *faire*? Im Artikel „que- Sätze anknüpfend an adverbiale Ausdrücke der Versicherung, Beschwörung, Vermutung, Bejahung, Verneinung, an Interjektion“ (Typus *heureusement qu'il soit venu*) bleibt in der mir vorliegenden 2. Auflage unerklärt, wieso der Hauptsatz sich zum rudimentären Fragment des Adverbs verkürzt, usw. In den so sorgfältigen Registern von Schulze kann man denn sehr oft das Wort „Logik“, nie das Wort „Psychisch“ oder „Psychologisch“ antreffen.

Ich habe gesagt, Tobler stelle stets Abweichungen von einem als normal angesehenen Sprechtypus dar, und damit habe ich eine andere Eigentümlichkeit seiner Arbeitweise berührt: den anek-

dotischen Charakter seiner Aufsätze, die stets „kleine Abschnitte", „kürzere, untereinander nicht zusammenhängende Erörterungen" darstellen, wie er selbst, „Beobachtung und Deutung von Einzelheiten des sprachlichen Ausdrucks", wie Groeber sagt — mit einem Wort: „*Vermischte Beiträge*". Ebeling drückt das in dem schon angeführten Satze so aus: „Hat Diez zum ersten Male das Gebäude romanischer Syntax aufgeführt, so hat Tobler nicht nur viel völlig Neues in ihm untergebracht, sondern *er hat überhaupt erst die Sprachseele in den Erscheinungen entdeckt.*" Aber was bedeutet denn der Ebelingsche Satz anderes, als daß Tobler kein syntaktisches *Gebäude*, das die gesamte frz. Sprache umfaßte, gezimmert, sondern den logisch-grammatischen Bau Diezens tel quel übernommen und originelle Seitenperspektiven eröffnet, diesen Erker erleuchtet, jenen Vorsprung ins Licht gesetzt hat? Er bildet nicht nur nach Ebelings Wort einen „Eckstein" der syntaktischen Forschung, sondern er bevorzugt vor allem Ecksteine des syntaktischen Gebäudes. Die großen Fragen der neuromanischen Syntax (etwa mit Ausnahme der Syntax des Artikels, des Partitivs usw.) haben ihn kaum beschäftigt: die Ausbildung der analytischen Kasus — und Tempusformen, des Unterschiedes zwischen Belebtem und Unbelebtem im Spanischen, die Verallgemeinerung des Obliquus, das unpersönliche Pronomen, etc. Auch die weitere Behauptung Ebelings, Tobler sei der erste gewesen, „der das Prinzip der Analogie auf syntaktischem Gebiet in weitestem Umfange nachgewiesen hat", ist, über das Romanische hinaus verallgemeinert, unrichtig: hierin waren ihm ja H. Paul und Ziemer vorangegangen. Meine Darlegungen erklären auch, und mehr noch als der schwere, altfränkische Stil Toblers, warum die Franzosen die ihrer Sprache aufopferungsvoll gewidmeten Studien so wenig zu würdigen wissen und sie höchstens als Repertorium für Textausgaben benützen: Tobler hat Abweichungen von der Normalgrammatik behandelt; diese Normalgrammatik liefert ihm aber das zum Vergleich herangezogene Deutsche. Der Franzose, der *sein* Sprechen als normal empfindet, kann nicht nachfühlen, was dem Deutschen an seiner Sprache auffällig erscheint. Er sieht oft kein Problem dort, wo Tobler eines findet. Ferner überrascht den Franzosen das vollkommene Ignorieren stilistischer Unterschiede bei den verschiedenen Redeweisen: in seinem Artikel über „Partizipia ausgearteten Sinnes" stehen ein *café chantant*, *robe voyante* neben altfrz. ererbtem *payer en argent*

comptant. Auch an Tobler sich anlehnende Arbeiten wie die El. Richters über das neueste Französisch sündigen durch Zusammenstellung ganz heterogener Stilmilieus.

Toblers syntaktische Forschung ist ein Zufallsgenre in dem höheren Sinne, wie man dergleichen etwa von den Werken mancher klassischer Literaturgrößen behauptet hat, von Mme de Sévignés Briefen, Lafontaines Fabeln, Labruyères Caractères, ja von Goethes „Gelegenheitsdichtungen". Der Syntaktiker Tobler kann mit Stolz von sich sagen: *mon verre est petit, mais je bois dans mon verre,* und man kann von ihm sagen: *son genre est petit, mais il est grand dans son genre.*

3. In der dritten Feststellung Ebelings „Tobler hat indirekt die Frage gestellt: Wie steht es in den anderen romanischen Sprachen?" muß ich vor allem das Wort *indirekt* betonen. Tobler hat ja auch gelegentlich andere Sprachen behandelt, es waren aber doch mehr seine Schüler Ebeling, Weigert und Kalepky und vor allem Meyer-Lübke in der *Rom. Syntax* und dessen Schüler, die die übrigen romanischen Sprachen heranzogen. Besonders vermisse ich bei Tobler das Eingehen auf die Dialektliteraturen: höchstens hat Ebeling aus ital. Dialekten und aus dem Katal. Belege gebracht, aber erst Herzog und Ronjat, zwei Nichttoblerianer, haben die neuprov. Syntax durchgearbeitet, zwei Nichttoblerianer wie Alcover und ich haben sich mit katalanischer Syntax systematisch abgegeben, während die ital. und rum. Dialekt-Syntax bislang noch so ziemlich unbearbeitet ist.

Man wird diese vorwiegend negative Kritik Toblerscher Forschung ungerecht und übertrieben finden — aber erstens übertreibt ja jede Opposition: „Wenn jemand gegen etwas vorgeht, so geht er nicht gegen das ganze Etwas vor: denn das sieht er dann ja nicht mehr. Sondern er sieht dann nur noch das 'rote Tuch' in dem etwas", schreibt Christian Morgenstern in seinen „*Stufen*" — und zweitens behaupte ich, daß Tobler *uns* heute nicht mehr das bedeuten kann, was frühere Generationen an ihm schätzen mußten: Tobler ist Logiker und Historiker, und in einer Zeit der hohlen unhistorischen und wortgläubigen Oberflächlichkeit waren die kräftig mannhaften und auch heute nicht wirkungslosen Worte am Platze, die in einer der pessimistischen Einleitungen zu den V. B. stehen: „Es wird ohne mein Zutun die Zeit kommen, da man wieder einmal einsieht, daß es eine wissenschaftliche Kenntnis der Sprache, die nicht eine historische

wäre, nicht gibt, daß Teilnahmslosigkeit das untrüglichste Merkmal der Unbildung ist, daß die Erziehung durch Feldwebel unter Umständen zwar schätzenswerte Früchte zeitigt, aber überall denn doch nicht ausreicht".

Es ist nun aber sogar, was Tobler vielleicht nicht ahnte, eine Zeit gekommen, da man den H. Paul entlehnten Satz „Sprachwissenschaft ist Sprachgeschichte" nicht mehr ganz verstand und ein Saussure, ein Bally neben der historischen oder evolutiven, eine statische oder synchronische Wissenschaft von der Sprache verlangten — die Sprache als System von Ausdrucksmitteln, mit Ausschaltung der Zeitperspektive betrachteten. Im Gebiet der Syntax erstand HAAS mit seinen beiden gleich gebauten und gleich ausgeführten Werken *Neufranzösische Syntax* und *Französische Syntax*, die sich in diametralen Gegensatz zu Tobler stellen, zwar den von Ebeling gerühmten Vorteil Toblerscher Arbeitsweise, die Belegfülle, beibehalten, dafür aber nicht *Vermischte Beiträge*, sondern ein ganzes syntaktisches Gebäude einer Sprache geben: lustig ist dabei, daß auch Haas' Werke sich „psychologisch" nennen wie die Toblerschen — nur daß eben bei Haas das Wort „psychologisch" anders gefaßt ist als bei Tobler.

„Vom psychologischen Standpunkt aus ist der Satz das Resultat eines Bewußtseinsvorganges, der in der Apperzeption irgend eines Tatbestandes in einem Subjekt seinen Anfang oder seine Ursache hat... So ist der Satz das sprachliche Korrelat für eine von einem Sprechenden apperzipierte Gesamtvorstellung, das der Sprechende für geeignet hält in dem Hörenden die gleiche Gesamtvorstellung zu erwecken." Und Haas errichtet nun ein *psychologisches* Syntax-Gebäude nach dem Kriterium der Vorstellungsglieder und dem der Träger der Aussage:

I. Ungegliederte Sätze	II. Gegliederte Sätze
A). . . . . Nominalsätze	. . . . . Nominalsätze
B). . . . . Verbalsätze	. . . . . Verbalsätze

Bei ihm besteht das Psychologische nicht in der Durchkreuzung der Logik; nicht im Widerstreit, sondern in der Übereinstimmung von Sprechen und Denken entwickelt sich die Syntax: Der sprachliche Ausdruck ist das Korrelat von Vorstellungen. Nach Haas sind die rhythmischen Gruppen der Rede identisch mit den logisch-begrifflichen. Aber dem widerspricht doch, wie Morgenroth hervorgehoben hat, Haas' An-

schauung, die Satztakte seien nichts Starr-Unveränderliches, sondern veränderten sich entsprechend dem Apperzeptionsprozeß, d. h. doch: die Sprache nimmt stetige Umgruppierungen vor und der Satztakt hat mit dem Vorstellungsablauf nichts zu tun. Kalepky hat schon angeführt, daß Haas Sätze wie *force sera bien à la France* . . ., wo Subjekt und Prädikat im Lauf der sprachlichen Entwicklung erstarrt sind, als ungegliederte Verbalsätze auffaßt. Oder *j'ai vu arriver le père* wird in *einem* Takt gesprochen, während die Vorstellungsgliederung mindestens Dreiteiligkeit aufweist. Für Tobler war also das Psychologische in der Syntax die Vorstellungs*gestaltung*, für Haas die Vorstellungs*gliederung*. Haas sucht weniger die psychologische Radix der syntaktischen Erscheinungen, wie dies Gröber s. Z. gefordert hat, als psychologische oder besser Vorstellungseinheiten. Während bei Tobler „Psychologie" und „Geschichte" sich bestens vertrugen, indem Tobler die zeitlich frühere syntaktische Erscheinung eher zur Erklärung heranzieht als die spätere und bei jener die psychologische Erklärung anwendet, teilen sich bei Haas gewissermassen Historie und Psychologie im Kommando. Haas schreibt zwar nach seiner Rechtfertigung einer deskriptiven Syntax: („Man wird dem Buch vielleicht den Vorwurf machen, daß die Syntax nicht historisch ist. Indessen macht sich vielleicht heute eine Übertreibung des historischen Forschungsprinzips geltend, und vielleicht wären aus deskriptiven Darstellungen der syntaktischen Verhältnisse manche Förderungen zu gewinnen, die auf die historische Forschung befruchtend wirken können") auch den folgenden Satz: „Auf den Ergebnissen der historischen Forschung will die vorliegende Syntax aber durchaus fußen." Aber im einzelnen widerstreiten miteinander doch die beiden Prinzipien, das historische und das psychologische, wie ich in meiner Rezension in der *Dtsch. Litztg.* ausgeführt habe.

Wieder erkennt man an den Schülern die Fehler der Lehrer: In seinem nach Haas'schem Muster konzipiertem Buch *„Syntax der Modi"* hat Soltmann diese nur psychologische Methode allein angewendet. Da „erschafft sich die Sprache", die wie ein mythologisches Wesen personifiziert erscheint, allerlei Ausdrücke, die gleichsam aus dem Nichts auftauchen, ohne durch Vererbung der Sprachtradition bedingt zu sein (vgl. meine Rezension im *Archiv für neuere Sprachen*).

Unter Haas' Einfluß steht auch Deutschbein in seinem

System der neuenglischen Syntax: „Der gegenwärtige Sprachgebrauch muß auf alle Fälle von prinzipiell systematischem Standpunkte aus vollkommen verständlich und klar sein; das historisch Gewordene muß syntaktisch sinnvoll sein, deshalb vermögen die ältesten Sprachstufen nicht die letzten Erklärungen für die Syntax zu bringen, da die Syntax mit allgemeingültigen, apriorischen, notwendigen Formen arbeitet.“ Damit mündet die psychologische Syntax wieder in den Logiismus ein. Vergessen wir nicht, daß alle Kategorisierung Menschenwerk, daher Stückwerk und daß alles sogenannte Apriorische, das wir in den Sprachen vorzufinden glauben, sekundär, wenn man will post festum in sie hineingelegt ist. Sinnvolle Kategorienbildung kommt natürlich allenthalben in den Sprachen vor, aber immer erst nachträglich können wir sie erkennen, nicht von vornherein erwarten: da bildet das Spanische plötzlich einen grammatischen Unterschied zwischen Belebtem und Unbelebtem aus wie das Slavische und Persische — warum aber nicht das Italienische und Französische, wenn es eine aprioristische Sprachlogik gibt? Warum trennen die Sprachen nicht die von Deutschbein sogenannten neutralen Formen und drücken vielmehr das Unzeitliche beim Verbum durch das Präsens, das kasus-unbetonte Nomen durch den Nominativ aus usw.? Einen köstlich-frechen Vergleich Fritz Mauthners ausspinnend möchte ich sagen: die Grammatiker benehmen sich angesichts einer entstehenden Sprachneuerung wie Hebammen, die um die kreissende Mutter herumsitzen, ohne zu wissen, ob es ein Junge oder ein Mädel werden wird. Ist es aber z. B. ein Junge geworden, so tun sie so, als ob sie von jeher gewußt hätten, daß es ein Junge werden mußte. . . . .

Man sieht also, die Hybris (wenn ich so sagen darf) bei der Toblerschen Forschung bestand in dem Ausgehen von einer logischen Norm und in dem nur historischen Vorgehen. Die Hybris der Haasschen Schule besteht im Ignorieren des Historischen und im ausschließlichen Betonen des sogenannten Psychologischen. Bei beiden jedoch ist Psychologie wohl einseitig verstanden: beide fassen die Psychologie als allgemein giltige Lehre wie die Logik auf, beide betrachten Psychologie bloß als Apperzeptionslehre, behandeln bloß die Einwirkung der *Vorstellungen* auf die syntaktische Gestaltung, beide fallen wieder in die Schablone der Grammatiker zurück und suchen deren Terminologie zu bewahren, beide verfallen in Mythologie, indem jener

eine utopistische Logik, dieser einen schöpferischen traditionslosen Sprachgeist annimmt. Aber Psychologie hat wohl nicht bloß mit Vorstellungen zu tun, sondern auch mit *Affekten*, Wollungen, Strebungen. Die Werke Ballys und Sperbers haben uns gelehrt, was übrigens schon Meyer-Lübke betont hat, daß es neben der intellektuellen eine „emotive" Sprache gibt. Der Mensch denkt nicht nur logisch, sondern fühlt auch — und es ist kein Zufall, daß Bally ein Werk *La vie et le langage* geschrieben hat: denn zum Leben gehören alle psychologischen Lebensfunktionen. Die Bally, Meillet, Voßler haben gezeigt, daß es etwas wie „Grammatikalisation" gibt, d. h. daß die ursprünglich affektischen Formen ihres Gefühlswertes sich entkleiden, sich scheidemünzengleich abnutzen, schal und gefühlsleer werden (genau wie die Metaphern zu gewöhnlichen Vokabeln abblassen), kurz *daß das ursprünglich Stilistische zum Syntaktischen wird.* Man kann mit Variation eines berühmten Satzes sagen: Nihil est in grammatica quod non fuerit in affecto und daraus folgern: Multa sunt in grammatica quae fuerunt in stilo. Man wird einwenden, Stilistik und Lehre von den sprachlich sich äußernden Affekten sei nicht identisch, da die Affekte ja unbewußt, ohne die Absichtlichkeit, die wir mit dem Worte Stilistik stets verknüpfen, wirken. Ganz richtig! Es gibt analogische Neuerungen, die im Unbewußten wurzeln. Sie hat vornehmlich die Paul-Ziemer-Toblersche Forschung behandelt. Aber der affektische Sprecher verfolgt auch und mehr, als man bisher anerkennt, stilistische Absichten mit einer syntaktischen Neuerung. Da ich an mir selbst die Entwicklung vom Nur-Historiker nach Toblerart zum sozusagen *stilistischen Syntaktiker* mitgemacht habe, eine Entwicklung, die in meinen *Aufsätzen zur romanischen Syntax und Stilistik* im Titel des Werkes wie in der Aufeinanderfolge der Artikel zu erkennen, so deute ich, was ich mir unter einer stilistischen Syntax vorstelle — ebenfalls einem Zufallsgenre, das ich der logischen Tobler-, der psychologischen Haas-Syntax an die Seite setze — in kurzen Worten an: auch die stilistisch betonte Syntax ist eine *historische*: sie geht nämlich auf die stilistischen Gründe einer Ausdrucksweise zurück und sucht die affektischen oder emotiven Antriebe zu eruieren, aus denen eine syntaktische Neuerung stammt. Diese emotiven Antriebe gelten mir als das Normale in der Sprachentwicklung, weil jede Neuerung dem Sprecher soviel Unbequemlichkeit verursacht, daß sie nur durch den Affekt gerechtfertigt wird

— nicht als Ausnahmen von einer logischen Tadellosigkeit, die im sprachlichen Leben nicht existiert: alle Regularisierung ist ja sekundär, das Logisch-Erscheinende selbst affektisch entstanden. Meine stilistisch-syntaktische Betrachtungsweise ist aber auch *psychologisch*, indem sie sich fragt, welche Affekte die Psyche des Sprechers zur sprachlichen Neuerung treiben. Die Stilistik Ballys spricht weiter von «effets évocatifs» und meint damit, jede sprachliche Wendung erinnere an das Milieu, in dem sie sich zuerst ausgebildet — es müssen also bei einer syntaktischen Neuerung, besonders denen der neueren Sprachen, wo die Dokumente zahlreicher sind, die *Milieus* festgestellt werden, aus denen eine syntaktische Neuerung stammt – was man schon längst z. B. bei der Wortgeschichte, besonders auf dem Gebiete der deutschen Wortforschung, praktiziert. Damit ist der urspr. stilistische Klang einer syntaktischen Neuerung aufgedeckt und die Sprache nicht an fremden Maßstäben gemessen, nach fremdem Sprachgefühl beurteilt, sondern aus sich selbst, aus ihren soziologischen Schichtungen erklärt. Ein nfrz. *tu parles si* ‚na und ob . . .' ist nicht nur syntaktisch auffällig wegen seines *si* sondern muß auch aus dem Milieu des Pariser Argots begriffen werden.[1] Wo der Logiker Tobler von Ausartung des Sinnes von Partizipien spricht, analysiere ich die einzelnen Wendungen und finde, daß *une toilette voyante* aus dem neuesten Schneiderargot stammt, *pièce concertante* aus dem Italienischen, der Sprache der Musik, *thé dansant* englisch *dancing-party* etc. nachgebildet ist, *argent comptant* aus einem altfrz. Gerundium mißverstanden wurde usw. Ich finde, daß die stilistisch-psychologische Radix, die den Schneider zur *toilette voyante* trieb, das wenig sorgsame Umgehen mit der Sprache, die Nachlässigkeit im grammatischen Konstruieren, aber auch das Bedürfnis nach Kürze ist — lauter Merkmale einer Sondersprache. Wendungen mit attributiven Substantiven wie nfrz. *un garçon, 30 ans à peine, rue de Richelieu, blond, svelte, peu d'argent*, sind den Nationalen, den Rubriken von Blanketten nachgebildet, die man in Hotels oder bei der Polizei ausfüllen muß: Name, Stand, Charakter, Wohnung. Sie mögen von polizeilichen Signalements aus auf Bühnenanweisungen für den Schauspieler und von da in den Roman übergegangen sein. Ganz ebenso lese ich etwa in einem

[1] Die meisten Beispiele stammen aus meinen *Aufsätzen zur romanischen Syntax und Stilistik*, Halle a/S., (Niemeyer 1918).



neueren Bande des Wieners Peter Altenberg („Vita ipsa“ S. 16) eine Skizze: „Unser Hotelstubenmädchen.“ *21 Jahre alt, goldblond, Typus: österreichische Aristokratin.* Hier ist also der vorgedruckte Text in den sprachlichen Ausdruck hineingeraten wie bei frz. *des yeux couleur tabac d'Espagne*, woraus *des yeux tabac d'Espagne* entstanden ist und vielleicht *des yeux tabac* entstehen könnte (vgl. *rose* und *violet*). Ein Geschäftsbuch, ein Saldaconti mit Soll und Haben sehe ich vor mir, wenn ich in Bourgets *Psychologie de l'amour moderne* S. 422 lese: *Tenez, voulez-vous que nous établissions le bilan, tous deux, du bonheur de Mainterne dans sa liaison avec Mme de Hacqueville? C'est un excellent exemple, cela. Lui, trente-six ans, trente mille livres de rente, du tact, du goût, joli garçon, toutes ses dents, tous ses cheveux, pas de rhumatismes. Elle, vingt huit ans, grande, élégante, beaucoup de branche, cent mille francs de rente dans la maison, un seul enfant.* Die „Posten“ der Rechnung, der Bilanz des Liebesverhältnisses, stehen in zwei Kolonnen einander gegenüber — vergessen wir nicht, daß Balzac in den französischen Roman die geschäftlichen Kreise und das Geld eingeführt hat!

Kalepky spricht von persona pro re als Logiker — ich als Stilistiker untersuche die einzelnen Fälle und finde da z. T. modernsten Literatenargot (*il s'explique, se commente*) — die eitle Selbstbespiegelung gehört ja zur Literatengeckerei —, z. T. altfrz.-klassische Ausdrucksweise (*vous songier*), z. T. Lehnübersetzung aus dem gelehrten Latein (*il s'explique*). In *faites moi escouter*, das Muller im Merowinger- und Karolingerlatein nachweist, erkenne ich eine höfische Ausdrucksweise, indem der hohe Würdenträger — Ähnliches kommt auch im Japanischen vor — nie selbst etwas tut, sondern immer nur etwas tun läßt (er zeigt gewissermassen, daß er Diener hat) und man ihm auch nicht zumuten kann, daß er etwas *tun könne*. Ganz ähnlich — japanisch oder altfranzösisch? — *geruht* der Herrscher bei uns, auszufahren, zu schlafen, ja sogar ausgeschlafen zu haben — womit die Grammatikalisierung der stilistischen Wendung, ihr Übergang aus der Stilistik in die Syntax vollzogen ist.

Oder: in lebhafter Rede sich an einen familiär angesprochenen imaginären Partner wendend sagt der Italiener *gira e rigira siamo sempre allo stesso punto* 'drehe dich und wende dich — wir sind immer am selben Punkt'. Die stilistische Absicht war die Hereinziehung eines Zeugen, dem man gewissermassen einen ironischen, weil undurchführbaren oder gar nicht als durch-

führbar gedachten Befehl erteilt — und so ist der Imperativ in verschiedenen Mundarten und Sprachen (bes. im Sardischen und Katal.) grammatikalisiert worden zu einer Art Gerundium: *benchè girando e rigirando* . . . Kalepky würde sagen: Imperativus pro Gerundio. Bei der Umschreibung der Personsbezeichnung mittels *cors* fühlt Tobler, daß Ausdrucksweisen wie mhd. *mîn lîp* für *ich*, afrz. *mon corps* für *moi* auch in der Lehre von den Figuren, also in der Stilistik zu behandeln seien. Bei der Erklärung meint er aber nur: „die volksmäßige Betrachtungsweise erkennt die Individuen zunächst nur mit dem leiblichen Auge und in ihrer leiblichen Existenz" — er sieht nicht das stilistische Movens der Umschreibung der direkten Ansprache (vgl. neugr. *τοῦ λόγου σου* = du), nicht die Entstehung in bestimmten Milieus, vielleicht geistlichen, wo der *corpus-dei*, der gemarterte Körper eines Heiligen eine Rolle spielen konnte (vgl. das Toblersche Beispiel *se Jesus n'en pense et li cors Saint-Denise*), juristischen, wo der Körper als der greifbare Teil der juristischen Person eher in Betracht kam (*il meisme ses cors* = er in höchsteigener Person), etc.

Aus religiösen Kreisen stammt ein ital *pazienza!* ‚Geduld!', das aus einem ursprünglich zur Ausübung einer christlichen Tugend mahnenden Trostruf eine grammatische Konjunktion im Sinne eines ‚das geht an' (*pazienza spendere, ma invano?*) wurde, wie ja selbst das den obersten Begriff des Monotheisten, den Gottesbegriff, bezeichnende Wort sich zu einem blutlosen Intensitätspräfix verkalkt hat: *Ce n'est pas Dieu possible* ‚ganz unmöglich'. Auch bei letzterem Typus versucht Tobler eine mehr grammatische Interpretation (*Dieu* = Obliquus in Dativfunktion), wo eher von affektischer Beteuerung auszugehen ist. Nyrop, der bloß konstatierende Grammatiker alten Stils, hat gezeigt, daß nfrz. *on a* an Stelle von *nous avons* tritt: es gilt aber die Milieus herauszubringen, aus denen die Wendung hervorgegangen ist: die Sozialdemokratie (*on est tous pareils*, sagt ein Dienstmädchen im Jean-Christophe Romain Rollands), das Militär, bei dem der einzelne nichts ist gegenüber dem Befehl der vorgesetzten Behörde, wo *es* befiehlt und *man* gehorcht, die Bauernbevölkerung, die vielleicht zur Kaserne strömte und ein dörflich bescheidenes *on* mitbrachte. Je nach den Milieus wird dies *on* als ein gleichmacherisch-revolutionäres oder ein ergeben-bescheidenes sich erweisen. Deshalb sei es mir natürlich fern, die älteren analogischen oder sprachökonomischen Erklärungsweisen aus-

zuschließen (etwa das Motiv der Herstellung bloß stammbetonter und präfigierender Flexionsformen: *ils a, il a, tu as — on a*).

Für mich verhalten sich also Syntax und Stilistik wie okkasioneller zu habituellem Gebrauch, es ist kein wesentlicher Unterschied zwischen ihnen: höchstens, daß in der Syntax mehr die Sprache als *Mitteilung* an einen Partner, in der Stilistik mehr als *Ausdruck* betont wird: man sollte demnach eher von der *Syntax einer Sprache* und vom *Stil eines Schriftstellers* sprechen. Denominatio fit a potiori. Aber daß es keine strenge Unterscheidung zwischen den beiden gibt, zeigt die Tatsache, daß wir viele Arbeiten über die Syntax eines Schriftstellers und auch ein Buch von Strohmeyer „Der Stil der französischen Sprache" haben.

Ich kann mir als Umkehrung der stilistischen Syntax, die die stilistische Motive einer grammatischen Neuerung aufdeckt, eine syntaktische Stilistik denken, bei der die syntaktischen Errungenschaften einzelner Schriftsteller geprüft und gezeigt würden, wie gewisse psychische Erlebnisse einen bestimmten Stil und damit auch eine eigene Syntax bedingen: diesen Versuch habe ich für die frz. Symbolisten gewagt und z. B. gefunden, daß ihre ständige und konsequente Anwendungsart der Präpositionen auf eine Verflüchtigung des Sinnes derselben, auf eine gewisse schwebende Unbestimmtheit der räumlichen, zeitlichen oder ursächlichen Verknüpfungen hinzielt, wie das dichterische Schaffen der Symbolistik die vagen Konturen liebt Damit bin ich schon aus der Syntax herausgetreten und habe Stilistik getrieben — was nicht mehr zu meiner Aufgabe gehört, die neueren *syntaktischen* Forschungsmethoden auf romanischem Gebiet zu besprechen.

Wien. Leo Spitzer.

BAUDELAIRE UND SEIN ÜBERSETZER STEFAN GEORGE.

Von einem mir bekannten französischen Kriegsgefangenen, dem Sekretär der «Nouvelle Revue française», Jacques Rivière, wurde ich vor einiger Zeit gebeten ihm Baudelaires «Fleurs du Mal» zu verschaffen. Nach Erfüllung dieser Bitte schrieb mir Rivière: «Il m'a été une compagnie très précieuse, et, bien que je le susse d'avance presque tout entier par cœur, ça a été pour moi un grand plaisir et un vrai soutien de le relire».

Dieses innige Verhältnis des modernen Schriftstellers zum

Verfasser der «Fleurs du Mal» steht keineswegs vereinzelt da; es ist ganz charakteristisch für die Vertreter des jüngsten französischen Schrifttums. Je ablehnender sich diese Victor Hugo gegenüber zu verhalten pflegen, desto rückhaltloser ist die Bewunderung für den etwas jüngeren, seltsame Sonderwege wandelnden Baudelaire, dem sein großer Zeitgenosse Hugo selbst das Lob erteilt hat: «Vous avez créé un frisson nouveau».

Wir brauchen nicht weit zu gehen, um nach den Gründen zu forschen; die Jüngsten erklären uns gern offen, warum Baudelaire ihr innerlichster Besitz geworden ist. So schreibt der soeben genannte Rivière in einer 1910 entstandenen Analyse einzelner künstlerischer Merkmale Baudelaires einleitend: «Il est au milieu de nous. Il ne se retire pas dans les solitudes pour en revenir poète et prophète. *Mais il est avec nous.* Peut-être à le fréquenter n'eussé je jamais connu de lui que ses fantaisies et ses humeurs, mais il avait une âme. Il la portait parmi sa vie. Elle était présente quand survenait une souffrance ou quelque volupté ... Rentré chez lui, il la laissait se délivrer. Elle parlait sagement; elle racontait ses épreuves sans déchaînement, sans éclat. Elle faisait son examen de conscience. Et voici que ce n'est plus elle seulement qui s'accuse, mais mon âme aussi et la vôtre que nous ne savions pas capables de toutes ses passions» [1].

Den Charakter der Dichtungen Baudelaires haben Meister der französischen Kritik auf das glänzendste analysiert und ihnen für immer ihre außerordentliche Stellung auf dem französischen Parnaß gesichert. Da es jedoch die Hauptaufgabe dieser Studie sein soll, Baudelaire mit einer neuzeitlichen Dichterpersönlichkeit, seinem Übersetzer Stefan George, in innigste Verbindung zu bringen, erschien mir gerade Rivières etwas subjektiv gefärbtes Urteil nutzbarer als manche hervorragende objektiv künstlerische Analyse, denn es offenbart sich darin ein tiefst menschlich-persönliches Verhältnis. Ein Übersetzer von Gedichten jedoch, der subjektivsten Seelenäußerungen überhaupt, muß zu dem, den er übertragen will, in ein solches Verhältnis treten, bevor er uns die fremde Psyche voll zu entschleiern versucht. Weiter wandte ich mich gern an Rivière, weil er den Einfluß Baudelaires auf die moderne

[1] *Etudes*, Paris, Nouvelle Revue française p. 9.

Seele charakterisiert, während sich die Essais älterer Kritiker, vor allem die der Zeitgenossen, noch zu einseitig mit dem durch Baudelaire in die französische Poesie getragenen naturalistischen Element, den «sujets hideux, répugnants et maladifs» beschäftigen. Wohl hatte bereits Victor Hugo die Literatur an eine Poesie des Häßlichen und Grotesken gewöhnt; er war es denn auch, der Baudelaires Genie am raschesten erkannte; in noch tieferem Sinne verstanden hat ihn unstreitig Théophile Gautier. Wir müssen zugeben, daß das Häßliche und Groteske in Baudelaires Dichtung durch ein Plus gesteigert wird, was pathologischer Natur zu sein scheint. Die zeitgenössische Kritik faßte vorwiegend dieses krankhafte oder perverse Element ins Auge, das auch noch durch den Prozeß, den das Erscheinen der «Fleurs du Mal» hervorgerufen hatte, stärker in den Vordergrund gerückt wurde. Man vergrösserte und vergröberte diese unleugbar vorhandenen Eigenschaften der Baudelaire'schen Dichtung: «le macabre, le satanique et blasphématoire», auf Kosten seelischer und ästhetischer Werte, die die moderne Psyche herausfühlt.

Durch die Schule des Naturalismus gegangen und an mancherlei Dichterbeichten gewöhnt (man denke vor allem an Verlaine und Strindberg!) betrachten wir heute Baudelaires Werk zudem noch aus jener Distanz, die immer ausgleichend wirkt und wahre Werte sicherer abwägen läßt. Dem Menschen ist längst Absolution erteilt worden, nicht allein weil man sich mit ihm verwandt fühlt, sondern um der wunderbaren Form willen, durch die er die Leiden seiner Seele zu vollendeten, unvergänglichen Kunstwerken umschuf. Schon Théophile Gautier, der ja selbst ein unvergleichlicher Formkünstler war, ging das auf. Er schreibt in seiner bedeutsamen Studie über Baudelaire: «Les grands lieux communs qui composent le fonds de la poésie humaine étaient alors dans toute leur fleur et suffisaient à des génies simples». Baudelaire bringt einen «frisson nouveau»; „schön wird häßlich, häßlich schön". Doch nahm er keineswegs das Häßliche, so wie er es vorfand, sondern «il bannissait de la poésie la vérité calquée trop exactement. Avant d'entrer dans la sphère de l'art, tout objet subit une métamorphose, l'éloignement de la vérité triviale». Ferner spricht Gautier von einem «rayon à la Rembrandt», der sich verklärend über alles an sich Abstossende breite. Es lassen sich auch unter den Urteilen der Jüngsten kaum feinere ge-

fühlsmäßige Definitionen dieser Seite Baudelaires, des eigentlichen «baudelairisme» also, finden wie die, welche, seiner Zeit ästhetisch vorauseilend, Gautier gegeben hat. Baudelaire hat als Meister der Form das oberste ästhetische Gebot erfüllt: Stoff und Form zu höchster künstlerischer Wirkung zu verschmelzen, so daß die von ihm geprägten Formen ein unverlierbarer Besitz der französischen Lyrik geworden sind und Generation um Generation durch ihre suggestive Macht zwingen werden, die Leiden dieser Seele in dieser besonderen Form nachzuerleben.

Einer derart stark sich aufzwingenden Dichterpersönlichkeit tritt nun mit Stefan George eine Individualität als Übersetzer an die Seite, die es gleichfalls verstanden hat, ihre Eigenart völlig kompromißlos und unverletzbar auszuprägen. Dieser Umstand muß notwendig eine Fülle von Problemen heraufbeschwören. Sie seien zunächst kurz in zwei Hauptfragen zusammengedrängt: In wieweit stehen sich Stefan George und Baudelaire künstlerisch nahe. Und ferner: Inwieweit ist der Dichter Baudelaire vom Dichter George wahrhaft erschlossen worden, und was ist als unerlöster Rest verblieben?

Wir fragen also zum ersten: Ist Stefan George Baudelaire in dem Sinne wahlverwandt, wie dieser es beispielsweise Edgar Allan Poe war, dessen Innerlichstes er selbst meisterlich zu übertragen wußte?

Stefan Georges „Jahr der Seele“, oder sein „Teppich des Lebens“ — ich nenne hier nur Werke, die den tiefsten, bewußten Aufschluß über das innerste Wollen dieses Dichters geben — stehen vor uns als Schöpfungen von kristallklarer Reinheit. Sie offenbaren uns einen leidenschaftlichen Schönheitssucher, der sein Ich voll unerfüllbarer Schönheitsträume zu höchster Läuterung und Eigenerfüllung gebracht hat, denn nach ihm fällt dem Dichter die vorwiegend ethische Aufgabe zu: sein ganzes Leben „auf die Höhe seiner mächtigsten und höchsten Augenblicke zu erheben und dort festzuhalten.“ Das geschah nicht ohne strengsten Verzicht auf die unendliche Vielgestaltigkeit des Lebens, aus der George nunmehr nur das auswählte, was ihm gemäß war, was zur Steigerung und Läuterung des eignen Daseins führen konnte.

„Sind auch der Dinge Formen abertausend, Ist dir nur eine, Meine, sie zu künden,“ also spricht der Engel zu ihm mit dem er im „Teppich des Lebens“ um künstlerische Vollen

dung ringt. Dieser Engel wird ihm fortan zum Führer; er weist ihm Wege, die der Dichter einzuschlagen hat, um zum „einzig heiligen Tempeldienst," zum Prophetentum zu gelangen, das allein nur seine Aufgabe sein kann. Man hat George oft eines kalten lebensfremden Ästhetentums bezichtigt, doch liegt diesem Ästhetentum wohl Tieferes zugrunde, als nur ein starker Formwille. Es erscheint bei ihm geradezu als innerste Lebensnotwendigkeit. Er folgt stärkeren inneren Geboten, als es der bloße Ästhet und Formkünstler zu tun pflegt, und demnach könnte man die Formel, „Kunst um der Kunst willen," auf die man ein derartiges Streben zu bringen gewöhnt ist, in Georges besonderem Falle folgendermaßen fassen: Leben um der Kunst willen, d. h. um in sich Kunst zu verwirklichen.

Bei einem solchen Dichter ist das Triebhafte völlig ausgeschaltet; fernab von den dunklen Urgründen des Seins führt er uns zu geläuterten, seelisch geistigen Gipfelhöhen des Menschendaseins. Bald weich und melodisch, bald geformt zu streng plastischer Schönheit, tritt uns diese alle Härten und schroffe Gegensätze vermeidende Tempelkunst Georges entgegen, die vorgetragen wird mit gehaltenen, feierlichen Gebärden.

Kann man sich einen schrofferen Gegensatz denken als das aristokratische, alles Laute und Häßliche fliehende und sieghaft sein Menschenleid überwindende Ich des Sehers George und das arme, gefolterte, mit den dunkelsten Trieben der Menschennatur, — statt eines Engels mit Satan ringende und fast immer unterliegende Ich Baudelaires? Und doch gibt es wundersame Brücken, die beide verbinden: die Kunst, und im engeren Sinne das Symbol.

Beide Dichter haben, obwohl sie stofflich weit von einander abstehen, ja zuweilen Gegenpole darstellen, die reinste Symbolwerdung der Sprache erreicht, d. h. sie haben, was sie erschauten, und was sie bewegte, mit Hilfe des sprachlichen Rhythmus zu dem vergeistigsten Ausdruck gebracht, zu einem Ausdruck, der zugleich das Ich und die Allgemeinheit umschließt. Beide erscheinen somit als reinster Typus des Künstlers. Die Seelenhaltung beider, so gegensätzlich sie auch sein mag, offenbart sich in vollendeter künstlerischer Stilisierung, dank meisterlicher sprachlicher sowie formaler Prägungen und einer ungewöhnlichen Sicherheit in der Auswahl und Verwertung des Symbols.

Georges Annäherung an Baudelaire darf demnach durchaus

auf Wahlverwandtschaft zurückgeführt werden. Er erblickte in ihm den Erfüller von ästhetischen Lehren, die ihm selbst als gebieterisch vorschwebten. Darum verkündete er auch in den „Blättern für die Kunst", in denen er seine Gemeinde und Jünger um sich scharte, seine künstlerischen Überzeugungen in feierlichen Tönen, wobei er die Anregungen, die er von den Dichtern lateinischer Zunge erhalten hatte, nicht nur offen zugab, sondern als nachahmenswert hinstellte.

Wie aus den programmatischen Auseinandersetzungen der ersten Folge der „Blätter für die Kunst" (1892—98), hervorgeht, suchte man diesen Dichtern ihre plastische Gestaltungskraft, ihre sprachliche Musik, ihre rhythmischen Reize abzulauschen, um entweder „die Worte zu Quadern zu härten" oder sie in wohllautender Klangmelodik dahinfließen zu lassen. Bestimmung dieser neuen Poesie sollte es sein, gegen den Naturalismus Front zu machen und dem formlosen naturalistisch impressionistischen Stammeln einen strengen reinen Kunststil entgegenzustellen. Wohl ist Georges Kunst noch Eindruckskunst, jedoch beherrscht durch einen starken Formwillen nach dem Programm: „Die Lyrik soll keine Geschichten erfinden, sondern Stimmungen wiedergeben; keine Unterhaltung, sondern Eindruck sein. Die Poesie soll nach der Verkettung der Dinge spüren und durch Rhythmus, Töne und Farben die intimsten, nur wenig begreiflichen Geheimnisse verraten, die den Alten fremd waren; soll die unendlich zarten Abschattungen des Geschehens bieten. Ein Ton, ein Strahl, in des Dichters Bewußtsein fallend, genügen, um unter der Schwelle ein vieldeutiges Spiel dunkler Gefühlsverknüpfungen in ihm auszulösen. Sie werden später beim eigentlichen Schaffen durch die sondernde Tätigkeit des Verstandes vervollständigt. Daher unterscheidet man die «sensation à l'état brut» und die spätere geläuterte dichterische Gestaltung, den *Stil*, „der die intimste Sprache der Seele ist." Also verstanden bedeutet Kunst nicht nur „Darstellung durch schöne Formen", sondern „Deutung eines Ewigen[1]."

Unschwer kann jeder Kenner der Dinge aus diesem Programm Theorien und Schlagworte der französischen Symbolistenschule heraushören. Man übersetze nur *Stimmung*, *Eindruck* und *Abschattung* mit «sensation», «impression» und «nuan-

[1] *Blätter für die Kunst*, 1. Folge.

ce». Für *Verkettung* aber gebrauche man «correspondance» und rufe sich dazu Baudelaires tiefsinniges Sonett «Correspondances» ins Gedächtnis, das für sich allein schon ein Programm des Symbolismus bedeutet:

«La nature est un temple où de vivants piliers
Laissent parfois échapper de confuses paroles,
L'homme y passe à travers des forêts de symboles
Qui l'observent avec des regards familiers.

Comme de longs échos qui de loin se confondent
Dans une ténébreuse et profonde unité,
Vaste comme la nuit et comme la clarté,
Les parfums, les couleurs et les sons se répondent.»

Georges Aufgabe ist, wie bereits erläutert wurde, Selbstgestaltung, künstlerische Formung der intimsten Sprache seiner Seele. Er läßt dabei nur eine Formung, die seine, zu. Auch Baudelaire erfüllt im Grunde diese Aufgabe, nur etwas weniger bewußt und aus einer anderen Seelenhaltung heraus. Man könnte von einer triumphierenden und unterliegenden Seele reden. Beide begegnen sich auf den einsamsten Gipfelhöhen künstlerischen Ringens. Beide erlauschen und verstehen die stumme Sprache der Dinge und ziehen sie zur Symbolwerdung ihres Fühlens in ihre Dichtung hinein. Beide huldigen jenem strengen griechisch-lateinischen Schönheitsideal, das in Renans wundervollem „Gebet auf der Akropolis" seinen unsterblichen Ausdruck gefunden hat, dem Baudelaires Sonett *La Beauté* ebenbürtig zur Seite steht. George aber bekennt: „Hellas, ewig unsre Liebe!"

Beider Poesie ist nicht unmittelbare Eingebung, sondern bewußtes Kunstwollen; sie haben beide «l'horreur des situations poétiques» und verschmähen alle Bilder und Symbole, die sich leicht aufdrängen. Langsam lassen sie neue, seltene Bilder heraufsteigen und geben sie in starker Konzentration so zwingend wieder, daß ihr tiefster Sinn ebenso langsam und eindrucksvoll in dem Nacherlebenden emporsteigt. Alles ist bei George wie bei Baudelaire reiner Klang; ein Wort wirkt wie ein rhythmisches Gebilde und ein Klanggebilde zugleich. Immerhin spüren wir einen wesentlichen Unterschied: Baudelaire, der Ältere, ist herber, kraftvoller und vor allem plastischer in seinen Bildern. Berichtet er doch in seinen Tagebüchern, daß plastische Darstellungen von Kindheit an „seine

einzige ursprüngliche Leidenschaft" gewesen seien. Der jüngere George, empfindet weicher und meidet ängstlich alle schroffen Gegensätze und schrillen Dissonanzen, die aus Baudelaires gemarterter Seele so erschütternd heraustönen. Der Prophet und Seher strebt nach Harmonie und findet sie, wenn auch bisweilen nur im wehevollen Verzicht; die Schlußakkorde Baudelaires muten oft an wie ein verzweifelter Aufschrei verhaltener Qual, wie die Quintessenz aller durchlebten Bitternisse. Symbolisch gefaßt verleihen sie dem ganzen Gedicht oft erst den letzten, tiefsten Sinn, und wir überlesen es dann gern noch einmal und mit einem völlig neuen, wacheren Verstehen für die Grundstimmung, der es entsprang. Baudelaire zwingt uns sein Schicksal auf; wir müssen es tragen, wie eine schwere, niederdrückende Last, wie sie den Sklaven Michelangelos auferlegt wird. Leichter, unendlich leichter erscheint Stefan Georges bereits überwundenes Leid; es ruht gleichsam in reiner Tempelschöne auf säulentragenden Karyatiden; wir werden befreit, erhoben durch ihn, nicht qualvoll zu Boden gedrückt.

Diesen Unterschied glaube ich nun auch in einer stellenweise von Baudelaires Grundstimmungen abweichenden schwebenderen Form der Übertragung zu finden. Wo zudem noch sprachliche Eigentümlichkeiten des stets nach ungewöhnlichen Prägungen suchenden George hinzutreten, mutet die Übersetzung reichlich „georgisch" an. Z. B. löst George gern eine epigrammatisch scharf zugespitzte Verszeile in Haupt- und Nebensatz auf und führt den letzteren in die folgende Zeile über. Dann steht alles nicht mehr so hart und unerbittlich wie im Urtext da, sondern wird formal und zugleich auch inhaltlich nachgiebiger. Ein paar Proben mögen diese mehr gefühlsmäßigen Eindrücke dem allgemeinen Urteil vorlegen.

Baudelaire singt an eine Frau:

«Je t'adore à l'égal de la voûte nocturne,
O vase de tristesse, o grande taciturne,
Et je t'aime d'autant plus, belle, que tu me fuis.»

George übersetzt:

„Wie ich im Dom der Nacht Gebete summe,
Gefäß der Traurigkeit, o große Stumme,
So flehe ich zu dir, ob du auch fliehst. . ."

Die feierliche Pracht des baudelaireschen Verses erleidet durch die breitere Auflösung des «à l'égal de» gewiß eine Einbuße. Besonders nachteilig fühlbar jedoch macht sich dieses

Auflösen in dem wundervollen Sonett *La Beauté*, vor allem in dem Vierzeiler:

«Je trône dans l'azur comme un sphinx incompris,
J'unis un cœur de neige à la blancheur des cygnes,
Je hais le mouvement qui déplace les lignes,
Et jamais je ne pleure et jamais je ne ris.

Zu deutsch:

„Ich bin die Sphinx, die keiner noch erfaßt,
Die Herz von Schnee und Schwanenkleid vereint,
Die jedes Rücken an den Linien haßt:
Ich habe nie gelacht und nie geweint."

Sehr zu bedauern ist, daß gerade hier der feierliche Programmsatz «Je hais le mouvement qui déplace les lignes» zum Nebensatz wurde, so daß er nicht mehr so gebieterisch fordernd, ja unerbittlich dasteht wie im Original.

Man könnte mir einwenden, daß es schlechthin unmöglich ist, Prägungen von so unfehlbarer Sicherheit wie die soeben zitierten in ein ganz entgegengesetztes sprachliches Idiom umzuschmelzen, zumal wo es sich um die Sonettform handelt, bei der der Romane ohne weiteres im Vorteil ist. Selbstverständlich müssen jedem Übersetzer Baudelaires — wie wir auch später sehen werden, viel mildernde Umstände zugebilligt werden. In bezug auf die Sonettform ist der Einwand jedoch nicht stichhaltig. Einmal ist die Sonettform Baudelaires sehr frei; anderseits hat gerade George diese Form mit Meisterschaft gehandhabt.

Für den, der mit Georges Dichtungen näher vertraut ist, dürften wohl Verse wie die folgenden eine ausgesprochen georgesche Klangfarbe besitzen:

„Hoch oberhalb der Weiher und der Aehren,
Der Wälder und der Berge und der See,
Jenseits der Wolken und dem ew'gen Schnee,
Jenseits der Grenzen der gestirnten Sphären:
Dort regst du dich in Freiheit, meine Brust. . ."

Es ist der Anfang der «Elévation», die im Original lautet:

«Au-dessus des étangs, au-dessus des vallées,
Des montagnes, des bois, des nuages et des mers,
Par delà le soleil, par delà les éthers,
Par delà les confins des sphères étoilées:
Mon esprit, tu te meus avec agilité . . .»

Man braucht durchaus nicht mit einem besonders feinen Ohr für Rhythmus begabt zu sein, um aus der französischen und der deutschen Fassung zwei ganz verschiedene rhythmische Gebilde herauszuhören. „Hoch oberhalb der Weiher und der Ähren“ besitzt den breiten, feierlichen, leidenschaftslosen Rhythmus georgescher Art; «au-dessus des bois, au-dessus des vallées, etc.» erscheint dagegen viel bewegter und entschieden temperamentvoller.

Georgesche Töne meine ich auch in der Übertragung von «De profundis clamavi» zu vernehmen:

«J'implore ta pitié, Toi, l'unique que j'aime
Du fond du gouffre obscur où mon cœur est tombé.
C'est un univers morne à l'horizon plombé,
Où nagent dans la nuit l'horreur et le blasphème.

Un soleil sans chaleur plane au-dessus six mois,
Et les six autres la nuit couvre la terre.
C'est un pays plus nu que la terre polaire:
Ni bêtes, ni ruisseau, ni verdure, ni bois».

Im Rhythmus ist nun die Übertragung dem Original verwandt; dennoch spüren wir darin so manches, was typisch für George ist:

„Zu dir, du einzig Teure dringt mein Schrei
Aus tiefer Schlucht, darin mein Herz gefallen.
Dort ist die Gegend tot, die Luft wie Blei,
Und in dem Finstern Fluch und Schrecken wallen.

Sechs Monde steht die Sonne *ohne Warm*,
In sechsen lagert Dunkel auf der Erde.
Sogar nicht das Polarland ist so arm,
Nicht einmal Bach noch Baum, noch Feld und Erde“.

Besonders sei auf die letzten Zeilen und auf die Wendung „ohne Warm“ aufmerksam gemacht. Eine reiche Blütenlese verwandter ungewöhnlicher Bildungen könnte aus Georges eignen Dichtungen zusammengestellt werden. In den vorliegenden Übertragungen fallen unter anderen noch auf: „O armer Freund von *zaubrischen Gezelten*“ («ô le pauvre amoureux de pays chimériques»); „des Henkers Lachen und des *Opfers Ächen*“ («le bourreau qui jouit et le martyre qui sanglote»); „die Menschheit schwatzend, ihren Geist *bejuchzend*“ («l'Humanité bavarde, ivre de son génie»). Wenn George in «La mort des pauvres» von der „weitberühmten Gästehalle“ oder von „des

Schlafes Bringer" singt, löst er die genaueren Bezeichnungen Baudelaires: «l'auberge fameuse, inscrite sur le livre», und «l'ange qui tient dans ses doigts magnifiques le soleil» in solche von allgemeinerer Bedeutung auf.

Manch andere knappe Prägung hat George dagegen meisterlich wiedergegeben, z. B.:

«Grands bois, vous m'effrayez comme des cathédrales», „Ihr Wälder macht wie große Kirchen bange".

Zunächst erscheint auch der Vers:

„Mir däucht, ich hätte vor mir tausend Jahr" für «J'ai plus de souvenirs comme si j'avais mille ans» durchaus einwandfrei in seiner knappen Wiedergabe des Originals. Beim näheren Zusehen ergeben sich jedoch zwei ganz verschiedene Inhalte. Es lagen hier unübersteigliche sprachliche Schwierigkeiten vor, die allerdings leider eine starke Vergewaltigung des Textes hervorgerufen haben. Gerade an diesem Beispiel ist zu ermessen, welch ungeheure Hemmungen sich dem Übersetzer entgegenstellen, die selbst ein „Lateiner" wie George bisweilen nicht zu überwinden weiß. Trotzdem müssen wir seine meisterliche Beherrschung des sprachlichen Materials rückhaltlos bewundern. Die Freiheit, mit der er damit schaltet, ermöglicht es ihm vor allem auch, die schwierigsten und abwechslungsvollsten Formen des Originals mit überraschender Treue nachzubilden. Es gelingt ihm des öfteren, alle verstechnischen Besonderheiten der französischen Dichtung nachzuschaffen, unter anderem einige Enjambements.

Auch pflegt George zumeist den Auftakt von Vordersätzen im ersten Vierzeiler der Sonette zu wahren, denen im zweiten Vierzeiler Baudelaires der Nachsatz folgt. Das früher aus der «Elévation» zitierte: „Hoch oberhalb der Weiher und der Ähren" ist bereits ein interessantes Beispiel dafür; ein weiteres finden wir in «Les Ténèbres».

«Dans le caveau d'insondable tristesse
Où le destin m'a déjà relégué,
Où jamais n'entre un rayon rose et gai,
Où seul avec la nuit, maussade hostesse,

Je suis un peintre, qu'un Dieu moqueur
Condamne à peindre, hélas! sur les ténèbres»

„In Kellern unerforschter Bitterkeit.
Wohin mich widrige Geschicke stießen,

Wo niemals rosig schöne Strahlen fließen,
Nur in der Nacht verdrießlichem Geleit,

Bin ich ein Maler, den ein Gott im Scherz
Zu malen aufgetragen, ach! im Düstern".

Äußerlich betrachtet erscheint diese Übertragung wunderbar getreu; sogar das „ach!" steht mit einem Ausrufungszeichen an genau derselben Stelle wie das französische «hélas!». Aber wie ungleich schwächer ist gerade diese letzte Zeile als das Original. Wiederum die schon mehrfach beobachtete Umwandlung des Präziseren ins Allgemeinere, aber auch hier zum Nachteil des weit herberen Baudelaireschen Tones.

Es gibt Verse Baudelaires, deren Stimmungsgehalt und Ausdrucksweise mit Georges tiefstem Wesen übereinstimmen und hier geht der Dichter restlos in seinem Übersetzer auf. Ich denke dabei an den herrlichen Sang vom Leid und Triumph einer Dichterseele, eines im Alltagsleben Enterbten und stelle eine der schönsten Stellen aus der «Bénédiction» nebeneinander:

«Pourtant, sous la tutelle invisible d'un ange
L'enfant déshérité s'enivre de soleil,
Et dans tout ce qu'il boit et dans tout ce qu'il mange,
Retrouve l'ambroisie et le nectar vermeil.

Il joue avec le vent, cause avec le nuage
Et s'enivre en chantant du chemin de la croix,
Et l'Esprit qui le suit dans son pélerinage
Pleure, de le voir gai comme un oiseau des bois».

„Doch unter eines Engels sicherm Schutze
Haucht der Enterbte froh im Sonnenschein,
Und was er ißt und trinkt wird ihm zunutze
Wie Götterbrot und roter Götterwein.

Er spielt mit Winden, spricht mit Wolkenzügen,
Berauscht sich an der Kreuzweg-Lieder-Laut.
Der Geist, sein Führer auf den Pilgerzügen,
Weint, da er ihn so froh und heiter schaut."

Am Schluß der «Bénédiction» kann dagegen eine volle Verschmelzung von Original und Übertragung nicht festgestellt werden. Georges Wendungen erscheinen darin wiederum teils allgemeiner, teils gesuchter als die Baudelaires.

«Soyez béni, mon Dieu, qui donnez la souffrance
Comme un divin remède à nos impuretés

Et comme la meilleure et la plus pure essence
Qui prépare les forts aux saintes voluptés».

„Preis dir o Gott, der uns zum Drangsal leitet,
Uns, die wir unrein sind zum *Heilungsfluß*,
Zum *klaren Filter*, der uns vorbereitet,
Die Starken auf den heiligen Genuß."

Viel wertvolles Material zu Vergleichungen bieten die wunderbaren, rhythmisch und melodisch einzig dastehenden Strophen der «Harmonie du soir».

Voici venir les temps où vibrant sur sa tige
Chaque fleur s'évapore ainsi qu'un encensoir;
Les sons et les parfums tournent dans l'air du soir;
Valse mélancolique et langoureux vertige!

Chaque fleur s'évapore ainsi qu'un encensoir.
Le violon frémit comme un cœur qu'on afflige;
Valse mélancolique et langoureux vertige!
Le ciel est triste et beau comme un grand reposoir.

Le violon frémit comme un cœur qu'on afflige,
Un cœur tendre, qui hait le néant vaste et noir.
Le ciel est triste et beau comme un grand reposoir;
Le soleil s'est noyé dans son sang qui se fige.

Un cœur tendre, qui hait le néant vaste et noir,
Du passé lumineux recueille tout vestige!
Le soleil s'est noyé dans son sang qui se fige . . .
Ton souvenir en moi luit comme un ostensoir.

„Die Stunde erscheint, wo auf ihren Stengeln sich biegen,
Die Blumen, die Schalen, auf denen ein Weihrauch verpufft.
Im Abendwind drehen sich Klang und Duft:
Schwermütiger Walzer und schmerzliches Sich-Wiegen.

Die Blumen sind Schalen, auf denen ein Weihrauch verpufft.
Die Geige erbebt wie ein Herz, das die Leiden besiegen.
Schwermütiger Walzer und schmerzliches Sich-Wiegen.
Der Himmel ist traurig und schön wie eine Gruft.

Die Geige erbebt wie ein Herz, das die Leiden besiegen,
Ein zartes Herz das erschrickt vor der gähnenden Kluft.
Der Himmel ist traurig und schön wie eine Gruft.
Die Sonne ist in ihr blutiges Bad gestiegen.

Ein zartes Herz, das erschrickt vor der gähnenden Kluft.
Es will in die leuchtende Zeit der Vergangenheit fliegen.
Die Sonne ist in ihr blutiges Bad gestiegen . . .
Dein Andenken blinkt wie ein Feuer durch finstere Luft."

In dieser Übertragung lebt viel von dem rhythmischen Reiz des Originals, in dem Baudelaire die süß melodischen Tanzrhythmen eines Fernand Gregh, eines Verlaine vorweggenommen hat [1].

Der deutsche Dichter sah sich jedoch einer schlechthin unlösbaren Aufgabe gegenüber: etwas von der feierlichen katholischen Kirchenstimmung wiederzugeben, die durch die so suggestiven Reimworte: *encensoir*, *reposoir* und *ostensoir* ausgedrückt wird. Neben dieser Stimmung verblassen die Verse Georges, woraus wir ihm jedoch diesmal keinen Vorwurf machen dürfen. Hier handelt es sich um Schwierigkeiten, die wohl kein deutscher Dichter überwinden kann.

Wieviel George immerhin zu leisten vermag, geht schon aus der prächtigen rhythmischen Nachdichtung des Originals hervor. Ein volles Lob aber gebührt seiner Übertragung des «*Balcon*». Sie ist in formaler Hinsicht ein Meisterstück und erschließt voll und ganz die Inhaltswerte Baudelaires. Als Probe eine der gelungensten Strophen:

«Ces serments, ces parfums, ces baisers infinis,
Renaîtront-ils d'un gouffre interdit à nos sondes,
Comme montent au ciel les soleils rajeunis
Après s'être lavés au fond des mers profondes?
O serments! ô parfums, ô baisers infinis!»

„Ihr Schwüre, Düfte, Küsse ohne Zahl,
Ersteht ihr auf aus unerspähten Schlünden,
Wie junge Sonnen, die zum Wolkensaal
Sich heben nach dem Bad in Meeresgründen?
O Schwüre, Düfte, Küsse ohne Zahl!"

Zu den rein plastischen Versen Baudelaires, die wie in Marmor gemeißelt vor uns aufsteigen, gehört der «Don Juan aux Enfers»:

«Tout droit dans son armure, comme un grand homme de pierre,
Il tenait à la barre et coupait le flot noir,
Mais le calme héros, couché sur sa rapière
Regardait le sillage et ne daignait rien voir».

Hier erreicht George die Anschaulichkeit des Originals vollkommen:

„Ein Mann von Stein in voller Rüstung lenkte
Das Steuer und durchschnitt die schwarze Flut.

[1] Vergleiche: Gregh, «Menuet» und Verlaine, «Chanson d'Automne."



Der stille Held jedoch aufs Schwert sich senkte,
Er hat dies alles nicht zu sehn geruht."

Von unvergleichlicher plastisch-malerischer Schönheit ist ferner «La vie antérieure»:

«J'ai longtemps habité sous de vastes portiques
Que les soleils marins teignaient de mille feux,
Et que leurs grands piliers, droits et majestueux
Rendaient pareils, le soir, aux grottes basaltiques».

„Ich wohnte lang in weiten Säulengängen,
Die in der Meeressonnen Feuerbad
Des Abends sich erheben stolz und grad
Und wie basaltne Grotten überhängen."

Dieses Sonett gehört zu den allertreusten sinn- wie wesensgleichen Übersetzungen, die bei George zu finden sind, *immerhin* stoßen wir gerade hier auf Veränderungen des *Rhythmus*, in deren Folge das deutsche Sonett weicher und unplastischer wirkt.

Recht glücklich trifft George oft den Charakter jener echt baudelaireschen Verse, in denen alle Sinnesempfindungen zur Genußfähigkeit aufgerufen werden, und er sich an wunderbaren Farbeneindrücken, an seltenen Wohlgerüchen und allen durch sie hervorgerufenen Ideenassoziationen berauscht:

«Avec ses vêtements ondoyants et nacrés,
Même quand elle marche, on croîrait qu'elle danse
Comme ces longs serpents que les jongleurs sacrés
Au bout de leurs bâtons agitent en cadence».

„In ihren Kleidern, die mit Schillern flattern,
Erscheint es, daß sie tanzt auch, wenn sie geht,
Wie eines heiligen Gauklers lange Nattern,
Die er auf seinem Stab im Takte dreht."

Üppigste malende Pracht spricht aus der gleichfalls trefflich übertragenen «Chevelure», einer im oben ausgeführten Sinne typischen Schöpfung des Dichters der «Fleurs du mal». Hier nur eine kurze Probe:

«Cheveux blonds, pavillon de ténèbres tendues,
Vous me rendez l'azur du ciel immense et rond.
Sur les bords duvetés de vos mèches tordues
Je m'enivre ardemment des senteurs confondues
De l'huile du coco, du musc et du goudron».

„Ihr blauen Haare, Zelt von ausgespannten Schatten,
Ihr malt den Azurhimmel rund und schrankenleer.
Auf der gewundnen Strähnen daunenweichen Matten
Berausch ich mich an Wohlgerüchen, die sich gatten,
Am Oel des Kokosbaums, am Bisam und am Teer."

Liebevoll ist George solchen Eigenzügen des Dichters nachgegangen und hat sie uns nahezu restlos übermittelt. Doch mit ihnen ist das Wesentliche dieser neue Wege weisenden Dichtkunst, der sogenannte «baudelairisme», bei weitem noch nicht erschöpft. Zu ihm gehören ferner ein für die damalige Zeit unerhört kühner Naturalismus, grelle Dissonanzen, perverse und groteske oder makabre Züge, die um so aufwühlender wirken, je schroffer sie in einem an sich erhabenen Gedankenflug einbezogen werden. Wie hat sich nun Stefan George mit dem eigentlichen Wesen des «baudelairisme» abgefunden?

Um es gleich vorweg zu nehmen: das allgemein bekannte, ja berüchtigte Beispiel hierfür «La Charogne», hat er überhaupt nicht übersetzt und sicherlich wohl daran getan. Ebenso schied er kleinere Gedichte von verwandter Färbung aus. Wo es jedoch Baudelaire darauf ankommt, durch einzelne naturalistisch-realistische Bilder oder auch nur Worte besonders eigenartige künstlerische und stimmungweckende Wirkungen zu erzielen, hat George sein Möglichstes getan, uns diese Eigenart des Originals wesensgetreu zu vermitteln. Das ist ihm allerdings nur teilweise gelungen und konnte auch nur teilweise gelingen, denn die bereits früher betonten unüberwindlichen sprachlichen Hindernisse stellten sich gerade hier in einem besonders hohen Grade ein. Einzelne Beispiele sollen diese Schwierigkeiten vor Augen führen.

Zunächst das Gedicht «L'Albatros»: der stolze Meeresvogel, Symbol des Dichters selbst, gerät als Gefangener auf ein Schiff, wo er zur grotesken Spottgestalt wird, denn

«Exilé sur le sol au milieu des huées
Ses ailes de géant l'empêchent de marcher»

„Doch hindern drunten zwischen frechem Volke
Die riesenhaften Flügel ihn am Gang."

Ein Matrose «l'agace avec sa *brûle-gueule*». Dieser Volksausdruck für die kurze Seemannspfeife soll so recht das Niederziehende, Gemeine der Umgebung veranschaulichen, in die der freie Vogel der Lüfte geraten ist. Wenn George nun

für «brûle-gueule» *Tabakspfeife* setzt, so schwächt er das Original entschieden ab. Welches der «brûle gueule» verwandte Wort aber wäre zugleich den Forderungen nach korrekten Sonettreimen entgegengekommen!

Unüberwindliche Schwierigkeiten bietet ferner das erste der für Baudelairesche Stimmungen so charakteristischen «Spleen»gedichte, ein Sonett, in dem die ganze Trostlosigkeit nebliger Novembertage in grauen Vorstädten geschildert wird:

«Pluviôse, irrité contre la vie entière,
De son urne, à grands flots, verse un froid ténébreux
Aux pâles habitants du voisin cimetière
Et la *mortalité* sur les faubourgs brumeux».

Man beachte hier *mortalité*, einen Terminus der Statistik, der völlig absichtlich gewählt wurde, um die Armseligkeit des Menschendaseins in jener Atmosphäre bitterer zu kennzeichnen.

Wenn nun George übersetzt:

„Der Regenmond scheint alle Welt zu hassen;
Aus seiner Urne gießt er kalten Graus
Auf eines nahen Kirchhofs bleiche Gassen
Und *Sterben* auf die nasse Vorstadt aus,"

so müssen wir seine Leistung bewundern, die die Grundstimmung des Ganzen sprechend wiedergibt, und doch kann das Wort «mortalité» nicht in seiner vollen suggestiven Macht durch „Sterben" erreicht werden. Am Schluß des Gedichtes wurde die Aufgabe noch schwerer: Baudelaire spricht da von einem Kartenspiel, das durch die Finger einer alten wassersüchtigen Frau gegangen ist:

«Cependant qu'en un jeu plein de sales parfums,
Héritage fatal d'une vieille hydropique,
Le beau valet de cœur et la dame de pique
Causent sinistrement de leurs amours défunts».

Das ist ebenso suggestiv wie widerlich. Man denkt an die Leiden und die tödliche Langeweile der Alten, die als einzige Zerstreuung nur ihre schmierigen Karten besaß. Die Stärke dieses Eindrucks wird durch die Übersetzung wesentlich abgeschwächt:

„Und im Gemisch von schmutzigen Parfümen,
Die Überbleibsel einer Krankenstube —
Pikdame und der schöne Karobube
Sich toter Lebenstage düster rühmen."

Wollte man das Original solcher Dichtungen, in denen Baudelaire die Wirkung eines einzigen Wortes bis ins kleinste ausrechnet, mit voller Treue wiedergeben, so müßten Worte gefunden werden, deren Bedeutung sich mit dem von Baudelaire gewählten völlig deckt, und die zugleich in bezug auf Reim und Rhythmus wie das Originalwort verwendet werden können. Hier muß bei einem von dem unseren so völlig verschiedenem Idiom nur der Zufall zu Hilfe kommen, wenn das Übersetzen völlig glücken soll. Daß dies der Fall sein kann, zeigt die erste Terzine des eben angeführten Sonetts:

> «Le *bourdon* se lamente, et la bûche enfumée
> Accompagne en fausset la pendule enrhumée».

> „Der *Brummbaß* klagt mit den verkohlten Scheiten,
> Die fistelnd die verschnupfte Uhr begleiten".

Diese beiden Teile bieten eine Meisterleistung Georgescher Übersetzungskunst.

Zu den besten Übersetzungen Georges gehören noch die Großstadtbilder Baudelaires, die anzuführen hier der Raum fehlt. Die Mischung von Naturalismus und reiner lyrischer Schönheit tritt hierbei besonders charakteristisch hervor, und auch hier deutet uns George restlos alle bizarren Eigenarten des Originals. Als Probe nur noch eine Strophe aus den «Petites vieilles», darin ein aussergewöhnliches Dichterauge die vom Herkömmlichen so abweichende Poesie des Absterbenden, zu erfassen weiß:

> «Avez-vous remarqué que maints cercueils de vieilles
> Sont presque aussi petits que celui d'un enfant?
> La mort savante met dans ces bières pareilles
> Un symbole d'un goût bizarre et captivant».

> „Habt ihr bemerkt: manche Särge der Alten waren
> Wie die eines Kindes - beinahe ebenso klein?
> Der weise Tod legt in diese Gleichheit der Bahren
> Ein Sinnbild von seltsam ergreifender Laune hinein."

Alles ist treffend treu in dieser Wiedergabe; es fehlt nicht einmal der gewollt realistische Eingang: «Avez-vous remarqué?» Schwierigkeiten höherer Art, aber ebenso unlösbar, wie die naturalistischer Färbung, enthält das wunderbare Sonett «La mort des amants». Ein auf so feierliche Töne gestimmtes, so bis ins kleinste abgerundetes Meisterwerk, in dem fast jedes

Wort aus seiner Realität hinaus in mystische Tiefen führt, kann seiner vollen Symbolik nach unmöglich restlos in einer Verdeutschung aufgehen.

La Mort des Amants.

«Nous aurons des lits pleins d'odeurs légères,
Des divans profonds comme des tombeaux,
Et d'étranges fleurs sur des étagères,
Écloses pour nous sous des cieux plus beaux.

Usant à l'envi leurs chaleurs dernières,
Nos deux cœurs seront deux vastes flambeaux,
Qui réfléchiront leurs doubles lumières
Dans nos deux esprits, ces miroirs jumeaux.

Un soir fait de rose et de bleu mystique,
Nous échangerons un éclair unique,
Comme un long sanglot, tout chargé d'adieux;

Et plus tard un Ange, entr'ouvrant les portes,
Viendra ranimer, fidèle et joyeux,
Les miroirs ternis et les flammes mortes.»

„Wir haben Betten voller leichter Düfte,
Wir haben Polster, die wie Gräber tief.
Und seltne Blumen ragen in die Lüfte,
Die schönres Land für uns ins Dasein rief.

Die letzte Glut verbrennt auf gutes Glück
In unsrer Herzen beiden Flammentiegeln.
Ihr zwiefach Leuchten aber strahlt zurück
In unsern Geistern, diesen Zwillingsspiegeln.

Ein Abend kommt mit blau und rosa Blinken,
Da flackert es noch einmal lichterloh:
Ein langer Seufzer und ein Scheidewinken.

Hernach erscheint ein Engel auf der Schwelle,
Um wieder zu beleben, treu und froh
Die trüben Spiegel und die tote Helle".

Auch diese Übertragung erscheint überraschend getreu zu sein und mit zu den besten zu gehören. Doch sei darauf aufmerksam gemacht, daß im Original, ein Zukunftstraum entworfen wird:

«Nous *aurons* des lits . . Nos deux cœurs *seront* deux vastes flambeaux qui *réflechiront* leur doubles lumières . . .» Bei

George ist bis zur ersten Terzine alles Gegenwart; dann erst lenkt er in eine Art von Zukunftsvision ein: „Ein Abend kommt mit blau und rosa Blinken.“ Wieviel dabei von dem innersten Wesen dieses wunderbaren Sonetts verloren geht, das seiner Grundstimmung nach von Anfang an eine mystische Verheißung bedeutet, dürfte jedem auffallen, der beide Fassungen miteinander vergleicht.

George hat unendlich viel getan, um uns Baudelaire zu erschließen; ein Blick auf andere Übersetzungen zeigt den großen künstlerischen Abstand seiner Leistung von der minder berufener Vermittler. Hat er nun, fragen wir zum Schluß, die oberste Forderung, die wir an einen Übersetzer stellen müssen, erfüllt, und sich ganz aufgegeben, um den fremden Dichter in seiner vollen Eigenart wieder erstehen zu lassen? Die Frage kann nur mit Vorbehalt bejaht werden; doch wo George fehlte, geschah es nicht aus künstlerischer Unzulänglichkeit, (von den unüberwindlichen Schwierigkeiten darf dabei nicht die Rede sein), sondern infolge seiner zu stark ausgeprägten persönlichen Eigenart, die sich wohl einzufühlen wußte, jedoch das fremde Element dann in sich aufsog, statt von ihm aufgesogen zu werden. Darum verlieh der vornehme, vollendete Stilkünstler George den Übersetzungen bisweilen manches von seinem eignen Stil, so daß wir die «Fleurs du mal» dann nicht mehr rein als das Werk ihres Schöpfers, sondern in typisch georgescher Umprägung genießen. Das ist sehr interessant: wir beobachten das Ringen einer starken dichterischen Individualität mit einer ebenso starken, in der sie trotz alles guten Willens nicht völlig aufgehen kann.

Freiwillig nimmt George das viel herbere Dichterschicksal Baudelaires auf sich, auch da, wo es als niederdrückende Last erscheint, aber er bringt es uns nicht mehr in seiner vollen Schwere und Bitterkeit entgegen, sondern leichter, schwebender geworden. Die gebückten Sklaven, deren gesammelte Leidenswucht uns erschüttert, werden zu harmonischen Frauengestalten, die nun das Kunstwerk Baudelaires in reiner Tempelschöne auf licht und frei erhobenen Häuptern tragen.

Dresden. Anna Brunnemann.

VERMISCHTES.

ZU O. LOHMANNS AUFSATZ: ÜBER DEN WERT UNSERER REGELN UND SPRACHGESETZE.

In dieser Zeitschrift Bd. XXV, S. 502ff. führt O. Lohmann aus, daß wir gewohnt sind, «si» mit dem Conditionnel in bedingenden Nebensätzen als Fehler zu betrachten, meint aber, solche *Fehler* fände man bei den besten Schriftstellern. Als Beispiele nennt er einen Satz aus Bourgets *Cosmopolis*: «Ce drame-ci n'est pas même italien, car *s'il aurait pu*, avec autant de vraisemblance, se dérouler à Venise et à Florence, Nice lui eût convenu également» und aus der *Revue:* «Mais une autre comparaison paraît avoir surtout blessé le prince Napoléon, et *si* évidemment nous *ne saurions* lui refuser le droit de s'en blesser, nous avons toutefois, nous, celui de n'y voir que ce que M. Taine y a mis». Diese Beispiele ließen sich gewiß vermehren, doch glaube ich nicht, daß man im Französischen einen Fall von rein bedingendem Nebensatz mit «si» und Conditionnel finden könnte. Die von L. angeführten Sätze möchte ich als konditional-konzessive Sätze bezeichnen; wir würden sie im Deutschen mit „wenn auch“ wiedergeben; im Franz. würden sie ihre Bedeutung nicht wesentlich ändern, wenn wir für das *si* ein *quoique* einsetzten. In diesem konditional-konzessiven Sinne scheint allerdings dem Franzosen der Conditionnel das Natürliche zu sein, wie er ihn ja auch in den beiden dem Sinne nach ähnlichen, Konstruktionen gebraucht: «Quand même il me dirait la vérité, je ne pourrais plus le croire» und «Il me dirait la vérité que je ne pourrais plus le croire». Es scheint also, daß die Regel über die Vermeidung des Conditionnel nach *si* in rein bedingenden Nebensätzen als ausnahmslos gültig betrachtet werden kann.

Eine andere Frage ist natürlich die, wie man sich zu dem eigentlichen Wert der Regeln und Sprachgesetze stellen will, und da wird wohl jeder Lehrer des Französischen zugeben, daß die Lehre vom Infinitiv und die vom Passé défini und Imparfait ein wahres Kreuz ist; mit den Regeln kommt man da nicht allzu weit, und bei den Zeiten heißt es ohnehin „Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen“. Beim Subjonctif habe ich indessen immer gefunden, daß die meisten Schwierigkeiten schwinden, sobald man ihn als Modus der persönlichen Stellungnahme auffaßt und die Gebiete, auf denen diese Stellungnahme stattfinden kann, streng nach Wollen, Fühlen, Sagen und Denken einteilt. Alle persönlichen und unpersönlichen Ausdrücke lassen sich so eingliedern, ebenso die Relativsätze, nur einige der Konjunktionen machen Schwierigkeiten.

Was die Stellung des attributiven Adjektivs betrifft, so habe ich bemerkt, daß sie den Schülerinnen keine übergroße Mühe macht, wenn man von Anfang an das Gehör für den Rhythmus des französischen Satzes durch korrektes Vorlesen schärft. Ich weiß aus Erfahrung, daß die meisten Schülerinnen ziemlich bald ein feines Gefühl dafür haben, ob das Haupt- oder Eigenschaftswort lautlich schwerer (länger, dumpfer oder scharf endungsbetont) ist und daß

sie es unwillkürlich richtig setzen. Und rhythmische Gesichtspunkte entscheiden hier ja meist mehr als logische

Hieran läßt sich auch schon früh die Lehre von den beiden einander widerstrebenden Prinzipien, dem der Klarheit und dem des Wohllauts anknüpfen. Wird auf diese Grundprinzipien des französischen Satzbaus im Anschluß an vorkommende Fälle (Stellung des näheren und des entfernteren Objekts, Inversion im Fragesatz usw.) immer wieder verwiesen, so übersteigen die Schwierigkeiten nicht das Fassungsvermögen von Lyzealschülerinnen der 5. und 4. Klasse, und die Erklärung mancher Erscheinung (z. B. der Stellung von *tout* und *rien*, der Wiederaufnahme des betonten vorausgestellten Objekts durch das persönliche Fürwort) wird von ihnen selbst leicht gefunden.

Alles in allem glaube ich nicht, daß wir auf der Unter- und Mittelstufe ohne ein gewisses Maß von Regeln auskommen. Nur müssen diese Regeln kein unzusammenhängender Gedächtnisstoff sein und, wo es immer geht, einen psychologisch fesselnden Einblick in das Wesen der Sprache bieten. Auf der Oberstufe könnte dann die vorgeschlagene Behandlung sehr anregend wirken, und das Gefühl dafür stärken, daß keine Sprache ein nach unabänderlichen Regeln gebautes, versteintes Gebilde ist, sondern ein lebender Organismus, der sich ständig entwickelt. Es kann dabei für das Verständnis nur förderlich sein, wenn man immer wieder auf verwandte Erscheinungen im Deutschen hinweist, und so können auch wir Neusprachler dem Ziele dienen, das wir alle erstreben, dem liebevollen Verständnis und der Pflege der Muttersprache.

Magdeburg. A. LENZ.

DEUTSCHE ELEMENTE IN DER UNGARISCHEN SOLDATENSPRACHE.

Die Sprache der ungarischen Soldaten war auch vor dem Weltkriege mit deutschen Wörtern und Ausdrücken überfüllt, da die Dienstsprache des gemeinsamen Heeres immer die deutsche war. Deshalb finden wir außer den alten deutschen Entlehnungen der Gemeinsprache (wie z. B. *ostrom* Sturm, *páncél* Panzer, *sánc* Schanze, *tarsoly* Taschel, *zsold* Sold) in der ung. Soldatensprache schon vor dem Kriege viele deutsche Elemente. So die Benennung der Unteroffiziere: *frájter* Gefreiter, *fürer*, *firer* Führer, *káplár* Korporal, und *Kadét*, *frájbilligos* der Einjährig-Freiwillige, *óbester* Oberst; Ausdrücke wie: *berdó* wer da! *hapták* habt acht! *capistráng* Zapfenstreich, *raport* Rapport, *lénung* Löhnung, *silbak* Schildwache, *trén* Train. Aus der alten Soldatensprache entstammen die Wörter: *faszol*, fassen in der Bedeutung Lebensmittel, Tabak usw. erhalten; *maródi* krank, marode; *maséroz* marschieren: *opsit* Abschied, Entlassung, *opsitos* entlassener Soldat. Eine interessante Bedeutungsentwicklung können wir beim Worte *komiß* verfolgen, das eigentlich auch der alten Soldatensprache entstammt. Im Deutschen bezeichnete man mit dem Worte *kommiß* „zur regelmäßigen Lieferung an S odaten Zugerichtetes, im 16. u. 17. Jh.“ (Weigand: Deutsches

Wörterbuch I: 1101); z. B. *Kommißanzug, Kommißbäcker, Kommißbrot, Kommißtuch* usw. Da die für die Soldaten gelieferten Waren auch früher oft von schlechter Qualität waren, erhielt im Ungarischen das Wort *komiß* die Bedeutung „schlecht“ und wird heute nur in dieser Bedeutung und auch von Menschen gebraucht: niederträchtig.

Im Weltkriege, da die Honwéd's nicht nur mit österreichischen Regimentern gemischt, sondern auch mit reichsdeutschen Soldaten vereint kämpften, übernehmen sie wieder eine Menge deutscher Wörter. Der ung. Krieger, der sonst kein deutsches Wort versteht, spricht von *stelung, sturm, dekung, doppelráj* (Doppelreihe) *patrull, fliger, folltreffer, feldcúlóg, marsberájt, lágerfójer, szalven, rezerva, szanitec, hilfszplac.* Im ungarischen Munde wird aus dem Fähnrich *fenrik*, aus dem Beobachter *bóbachter*, der Scheinwerfer wird zu *szrájnverfer*, der Schrapnell *slapner*, der Horchposten *horposzt*, aus dem Kommando „beim Fuß“ wird *bájnfúsz*. Er gebraucht die deutschen Zeitwörter mit ung. Wortbildungssuffixen: *deckol* (decken), *marsol* marschieren, *sprungol* (springen). Er spricht von *konstatirung*, wenn er ins Spital geschickt wird, von *angriff*, vom *feld* wenn er an die Front geht. Z. B. *konstatirungra megyek* ich gehe zur Konstatierung, *angriffot csinóltung* wir machten einen Angriff, *a feldbe megyek* ich gehe an die Front. Die Unkenntnis der deutschen Sprache führt manchmal zu lustigen Verwechslungen. Der Tragtierführer nennt sich einfach *trágtir*, und der andere, der beim Schlachtvieh arbeitet, nennt sich *slatri*.

Durch den Gebrauch der deutschen Wörter entsteht oft eine wahre Mischsprache, wovon ich hier eine kleine Kostprobe gebe:

„Mi Taniszló alatt *rasztoltunk* a *stallungban*. Egyszer csak a *bóbachter* jelenti, hogy mozog a muszka. A *Kanonírok szalveneket* adtak, minket *unternémungba* küldte, a *cwájtesz bataljón* is *marsberájt* lett, pedig az addig *rezervában* volt.“

Deutsch: Wir rasteten unter Stanislau in der Stellung. Auf einmal meldet der Beobachter, daß sich der Russe rührt. Die Kanoniere gaben Salven, man sandte uns in eine Unternehmung, das zweite Bataillon wurde auch marschbereit, das bis dahin in der Reserve war.

*

EIN SATZ ALS LEHNWORT.

Als Seitenstück zu den französischen Entlehnungen *naplü, parti*, die *Wuldewuhs, Parlewuhs* in der deutschen Soldatensprache (N. Spr. 25: 237), will ich ein deutsches Lehnwort in der ungarischen Sprache erwähnen, das aus einem deutschen Satze entstanden ist. Vor etwa 25 — 30 Jahren erhielt der Handlungsreisende zuerst scherzhaft den Namen *vigéc*, da er sein Gespräch gewöhnlich mit der Frage „Wie geht's?“ beginnt. Heute wird das Wort *vigéc* ganz allgemein und auch ernst gebraucht, es wurde sogar ein Zeitwort daraus gemacht: *vigéckedik*, er arbeitet oder handelt wie ein Handlungsreisender.

Budapest. JOSEF BALASSA.



ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXVI. DEZEMBER-JANUAR 1919. HEFT 7/8.

OSKAR HÄNDEL. *Führer durch die Muttersprache.* 8°. Dresden 1918. L. Ehlermann. 173 S. Preis M. 2,80.

Ein ganz vortreffliches Hilfsbuch für den deutschen Lehrer! Aus dem Unterricht erwachsen, bringt es ganz knappe Erörterungen und Zusammenstellungen zu Laut- und Formenlehre, Wortbildung und Bedeutungswandel (vorzüglich!), zu Redensarten, Sondersprachen und Mundarten, zur Namenkunde, zu den Lehnwörtern, zum Fremdwort[1] (und seiner Bekämpfung; erschöpfend!), zur Ausbreitung des Deutschtums; auch ein Abschnitt über die Geschichte der deutschen Sprache, über Entwicklung der Schrift und Rechtschreibung ist angefügt. Der besondere Vorzug des „Führers" beruht in den ausführlichen Listen, deren sorgfältige, übersichtliche Zusammenstellung die vorbildliche Ausnutzung der reichfließenden Quellen verrät, die der belesene Verfasser auf S. 157—165 anführt. Beispiele, Beispiele! Wie oft muß man sie sich mühsam zusammensuchen, wie oft vermißt man sie schmerzlich, mag sichs um Bildersprache, Fremdwortschichten, Begriffsverschiebung oder was sonst handeln. Hier liegen sie in reicher Auswahl handlich bereit. Eine Überfülle von Belehrung ist in den knappen, oft stichwortartigen Erklärungen (etwa unsrer bildkräftigen Redensarten) gegeben; aber — was noch mehr wert ist, tiefe Liebe zur Sache durchweht das frische und warmherzig geschriebene Buch, die heilige Überzeugung spricht daraus, daß Pflege der Sprache gleichbedeutend ist mit Pflege des Deutschtums.

Das ausgezeichnete Nachschlagebuch sollte in jeder deutschen Stunde auf dem Katheder bereit liegen.

KOHTS-MEYER-SCHUSTER, *Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten* bearbeitet von R. GRAEFENHAIN, R. BRILL und K. RÜHL. Zwölfte (der Tertiabände elfte, des Untersekundateils erste) Auflage, erste der neuen Bearbeitung. Hannover 1914 bis 1917. Helwingsche Verlagsbuchhandlung. Erster Teil: Sexta, X u. 252 S. Geb. 2 M. Zweiter Teil: Quinta, XIII u. 379 S. Geb. 2,80 M. Dritter Teil: Quarta, XV u. 462 S. Geb. 3 M. Vierter Teil: Untertertia, XII u. 360 S. Geb. 2,80 M. Fünfter Teil: Obertertia, XII u. 369 S. Geb. 2.80 M. Sechster Teil: Untersekunda, XI u. 376 S. Geb. 2.80 M.

In der Monatsschrift für höhere Schulen, 1917, ist aus dem Nachlaß von Adolf Matthias ein Aufsatz „Schulstaub und deutscher Unterricht" veröffentlicht. Darin spricht der hervorragende Schulmann auch über das Lesebuch im allgemeinen und bezeichnet es als eine „Art von zoologisch-botanisch-anthropologisch-historisch-geographischen

[1] Der Verfasser schreibt selbst ein reines Deutsch, u. a. braucht er die — mir neuen — Ausdrücke: Näselung, Umsprung, Zwielaut, die Nasalierung, Metathese und Diphthong gut ersetzen.

Raritätenkabinett"; und ein anderer Kritiker, der Elberfelder Seminaroberlehrer Wendt eifert 'Wider das deutsche Lesebuch' Langensalza 1910), dessen Inhalt ein italienischer Salat sei. Es war nicht immer so: das Lesebuch des alten Wackernagel war für die Schüler wirklich, nach dem hübschen Vergleich des Verfassers in der Einleitung, „wie ein heimatlicher Garten, der sie von Schönheit zu Schönheit führt, in dem sie auch wohl eine kleine Zeitlang irre gehen können, um sich an einer erhabenen Stelle wieder zurecht zu finden." Es fehlt auch in neuerer Zeit nicht an Sammlungen, die wahrhaft „Sammlung" und nicht Verwirrung erzeugen, die in deutsche Art einführen und die — was sich bei unsern Schulbüchern wegen des Kostenpunktes leider verbietet — nach Lichtwarks Forderung die Jugend mit den großen bildenden Künstlern bekannt machen, die das deutsche Wesen ausdrücken: die Spielmannbände und Corrays prächtige „Garben und Kränze" sind die besten Beispiele dafür. Aber diese schönen Lebensbücher, aus denen auch der Lehrer ewige Jugend trinkt, brauchen eben keine Rücksichten auf Lehrplanforderungen und Jahrespensen zu nehmen; die stellen im wahrsten Sinne das Deutsche in den „Mittelpunkt des Unterrichts" und kümmern sich den Kuckuck darum, ob auch Erdkunde und Naturwissenschaft, Geschichte und Bürgerkunde ihr Häppchen abkriegen. Aber ehe nicht die einfache und billige Forderung anerkannt wird, daß die deutschen Stunden dem Deutschen vorbehalten bleiben sollen, wird es kein vernünftiges Schullesebuch geben, und die Klagen über das Lesebuchelend werden nicht aufhören. Auch muß immer wieder aufs Nachdrücklichste betont werden, daß der Deutschlehrer die besonderen Anforderungen seines Fachs — Pflege des deutschen Ausdrucks, Kenntnis des Sprachbaus, Sprachgeschichte, Bedeutungswandel, Mundartliches, von der Einführung in den Reichtum deutscher Dichtung gar nicht zu reden — bei der überbescheidenen Stundenzahl, die ihm zur Verfügung steht, längst nicht mehr erfüllen kann; aber unglaublicherweise haben wir ja die humanistische Unterschätzung der *lingua vernacula* noch immer nicht überwunden.

Mit dem Vorbehalt des verwirrenden Gesamteindrucks, der gegen alle heutigen Schullesebücher erhoben werden muß, dürfen wir dem vorliegenden Werk doch nachsagen, daß es mit Liebe und Sorgfalt gearbeitet ist. Viele neue Quellen sind angeschlagen, und wieviel hat durchforscht, verworfen, gesichtet werden müssen, ehe ein passender und ansprechender Text gefunden war: viel Mühe und selbstloser Fleiß steckt in diesen Bänden. Auch die neueste Kriegsdichtung und der packende Kampfbericht ist mit trefflichen Beispielen vertreten. Eine besonders glückliche Hand haben die Herausgeber bei der Auswahl der erzählenden Prosa gehabt: daß hier neben gut gerundeten Bruchstücken auch ganze Novellen geboten werden, ist höchst dankenswert: schon der Quintaner lernt so an Wildenbruchs rührender Kindergeschichte „Orakel", der Quartaner an Storms „Regentrude" und dem schaurigen „Bulemann", was erzählen heißt, Raabes Schnörkelstil in seiner Harzgeschichte „Else von der Tanne" führt den Obertertianer ausgezeichnet in die düstersten Zeiten des 17. Jahrhunderts ein, und die klare Anmut der Ebner-Eschenbach läßt

ihn einen Blick in „Krambambulis“ Hundeseele tun. Liliencrons „Richtungspunkt“ und Storms zarte Erinnerungsnovelle „Lena Wies“ für U II sind gleichfalls vortreffliche Stilmuster; aber *zwei* Riehlsche Kulturnovellen sind doch wohl des Guten zu viel; jedenfalls würde ich die langatmige Geschichte vom „Stummen Ratsherrn“ des 14. Jahrhunderts, dem Hund als Erzieher, doch lieber durch eine knappere, wie etwa die famose Schnurre vom „Dachs auf Lichtmeß“ ersetzen. Ablehnen aber möcht ich Hermann Hesse für U III: sowohl die herrliche Föhnschilderung wie Peter Camenzinds einzig schöner Wolkenhymnus sind für diese Stufe zu fein, zu hoch: Ernst Zahns „Geißchristeli“ im gleichen Band, das ist der rechte Ton.

Auch bin ich überrascht, daß bei der sehr anerkennenswerten Betonung des Landschaftlichen (hier ist es Niedersachsen, besonders Hannover, das mit Sitte und Sage, Haus und Heim den Schülern nahegebracht wird) der Dialektdichtung so wenig Platz zugemessen ist; in den sechs Bänden finden sich im ganzen etwa 20 poetische und prosaische Beispiele, und, so weit ich sehe, nur eins (in VI) in hannöverscher Mundart; und wenn ich auch gern feststelle, daß neben den bekannten Stücken von Groth und Reuter nun auch Fehrs zu Worte kommt, so wäre in einem niedersächsischen Lesebuch, z. B. etwas aus Brinckmans „Vagel Grip“ oder aus Wissers Märchensammlungen doch sehr am Platz. — Befremdlich ist mir auch, daß kein Aufsatz der bildenden Kunst, keiner dem Leben der Sprache gewidmet ist. — Die übrigen Lesestücke aus den Gebieten der Geschichte, Erd-, Natur- und Staatskunde sind mit Geschick ausgesucht: man freut sich der scharfen Charakteristiken Rankes, vor allem von Karl V., begrüßt alte Bekannte und neue Gäste in G. Freytag, Heyck, Löns, Allmers, Cohn, Guenther, Moltke, Bismarck (von dem ich freilich noch lieber eine seiner Reden gefunden hätte) und stellt fest, daß noch mehr Quellenlektüre geboten werden könnte als die paar Kostproben im U III- und U II-Teil: für Geschichte und Bürgerkunde bleiben sie eben das Fruchtbarste. (Die Verteilung des geschichtlichen Stoffs auf die einzelnen Klassen wird nach dem Septembererlaß 1915 einige Verschiebungen erfahren müssen.) Manches Stück suchte ich auch vergebens, das ich ungern misse: daß Hebel nur mit dem unübertrefflichen Kannitverstan vertreten ist, finde ich schade; und auch Stöbers Knabe von Solnhofen, der mir aus fernen Jugendtagen noch unvergeßlich ist, sollte als eine Art klassisches Stück nicht fehlen. Unser deutsches Volk bei der Arbeit zu zeigen — diese wichtige Riehlsche Forderung — ist dem Quinta-Band vorzüglich, den andern minder gut gelungen; der Obertertia-Teil verträgt hier eine Erweiterung.

Die Sagen und Märchen sind in alten und ansprechenden neuen Formen erzählt (z. B. der trojanische Krieg von Zobeltitz). Doch würde ich die Vǫluspǫ mit ihren Namenmassen aus V nach U III setzen, in VI die Siegfriedsage nicht nur auf die Erzählung der Jugend beschränken, und in O III den Parzivalmischmasch aus Wolfram und Wagner einheitlicher gestalten (vielleicht ließe sich außer der Jugendgeschichte, die der poetische Teil nach der schönen Übertragung von Hertz bringt, noch etwas mehr daraus anschließen).

Folgende Gedichte scheinen mir für die betreffenden Stufen zu hoch gegriffen oder ungeeignet: VI: Liliencrons Haidebilder und Greifs Vor der Ernte (Warum fehlt Arndts prächtiges Blücherlied?); V: Fischers Balder Frühling und Linggs Spätherbst; U III: C. F. Meyers Gesang des Meeres, Firnelicht und das weiße Spitzchen; O III: Goethes Nausikaa.

Dem Quellenverzeichnis, der nützlichen Liste von Beziehungen zwischen Lesestücken und Gedichten (die aber auch auf frühere Stufen erweitert werden sollte!) und dem Kanon auswendig zu lernender und singbarer Gedichte könnte wohl eine Übersicht der Dichter und Schriftsteller mit ganz kurzem Lebensabriß zugefügt werden. — Der Umfang der Bände hält sich in passenden Grenzen: nur der Quartateil ist zu dick; auch ist sein poetischer Teil gegenüber dem prosaischen zu kurz gekommen.

Im ganzen ist das Gesamtwerk erfreulich, frisch, anregend, deutsch; dazu zeigt es oft den glücklichen Griff, der nach Goldscheider (Lesestücke und Schriftwerke, in Matthias' Handbuch) das gute Lesebuch auszeichnet. Es wird in seiner wohlgelungenen Neubearbeitung schon seinen Weg machen.

Flensburg. Otto Weidenmüller.

Alfons Szwedziński, *Die Sprache. Hauptzüge der Sprachwissenschaft auf neuer Grundlage.* Berlin (R. Trenkel). 1917. VI u. 105 S. Geh. 5 M.

Man braucht wahrlich nicht Sprachvergleicher von Beruf zu sein, um zu erkennen, daß die „neue Grundlage", auf die der Verfasser die Sprachwissenschaft stellen will, ein recht wankelmütiges Fundament ist. Obwohl Verfasser anerkennt, daß „sich gegen die vergleichende Methode mit dem Untergrunde des historischen Prinzips nichts einwenden läßt", so findet er doch, daß „in der Auffassung der Bedeutung des historischen Prinzips eine Lücke gähnt", die zu schließen er sich berufen fühlt. Nach seiner Überzeugung sind die sprachlichen Probleme in der Anknüpfung an das von ihm sogenannte „Gattungswort" zu lösen, das sich in der Mehrzahl der Fälle aus der Verbindung eines „Kernlautes" und eines „Gattungslautes" durch einen „Stammvokal" ergibt; z. B. *leb-* in *leben*, daneben *ru-* in *ruhen*, *er-* in *ehren*. So kommt der Verfasser auf seine seltsamen Formeln (*l-b*, *n-*, *-r* für die oben angeführten Wörter), die, mit Vokalen angefüllt, das Wortmaterial der Sprachen bilden. Da nun die einzelnen Laute bekannter phonetischer Gruppen — solcher Gruppen sind es sechs, „nicht mehr und nicht weniger" — miteinander in Beziehung stehen, und da diese Gruppen auch untereinander wieder gewisse Zusammenhänge aufweisen, so ergibt sich daraus, daß der Lautbestand und damit der Bedeutungsgehalt einer jeden Formel der verschiedensten Veränderung fähig ist. Des Verfassers „Innengleichungen", d. h. Wortsippen innerhalb derselben Sprache, sind dabei nicht weniger verblüffend als seine „Außengleichungen", bei welch letzteren deutsche Wörter nicht nur mit lebenden und toten

indogermanischen Idiomen, sondern auch ganz kühn mit Türkisch, Suaheli, „Chebräisch“ und Chinesisch verglichen werden. So stellt Verfasser z. B. zu der Sippe (*h-i*), „als deren allgemeinstes Wort *die Hut* erscheint“, nicht nur die möglicherweise tatsächlich wurzelverwandten *Hut* (Mask.), *Haut*, *Hütte*, sondern auch *-heit*, *heiter*, *heute* (= „in der Hut der Gegenwart“!!) und *hat*, *hatte* („jemand hat etwas = jemand hüt[et] es“!!). In ähnlich vorurteilsfreier Weise werden offenbare Lehnwörter wie türkisch *fajton* mit deutsch *Wagen*, oder suahelisch *ponth* (= Brücke) mit deutsch *binden* als urverwandt verglichen und Gleichungen wie französisch *zèle*, englisch *zeal* = deutsch *Ziel* aufgestellt. Nach diesen Proben erübrigt es sich wohl, auf die Schlußkapitel näher einzugehen, wo der Verfasser zugunsten seiner „Kernlaute“ sich gegen den üblichen Begriff der Wurzeln wendet und sich für Volksetymologie einsetzt: Maulwurf, Hagestolz, Leinwand usw. sind nach ihm ganz wörtlich zu nehmen. — Den in der Einleitung verheißenen weiteren Einzelaufsätzen des Verfassers werden Fachleute mit Ruhe entgegensehen.

G. Bonnard, *La Controverse de Martin Marprelate (1588—1590). Episode de l'histoire littéraire du puritanisme sous Elizabeth.* Genf, A. Jullien. 1916. XV u. 237 S. 8°.

Wenn sich der Anglist über die theologischen Streitigkeiten der Puritaner und Episkopalen zu Ende des 16. Jahrhunderts, die in den Flugschriften des geheimnisvollen Martin Marprelate ihren literarischen Höhepunkt erreichen, in Kürze unterrichten wollte, so stand ihm bisher als bequemstes Hilfsmittel das aufschlußreiche Kapitel J. D. Wilsons im dritten Bande der „Cambridge History of English Literature" (1909) zu Gebote. Bonnard unternimmt es nun, den Verlauf des Streites nach gründlicher Einsicht in alle Quellen und in die einschlägigen Arbeiten nochmals zu erzählen. Er geht dabei viel mehr als Wilson, dem es hauptsächlich um die literarhistorische Behandlung der Frage zu tun war, auf die religiösen Anschauungen ein, die der Fehde zugrunde liegen, und läßt es sich besonders angelegen sein, die äußeren Umstände, unter denen die einzelnen Schriften und Gegenschriften erschienen, möglichst lebendig zu schildern, wie etwa die mühseligen Irrfahrten und Wanderungen der Druckerpresse, die den Puritanern zur Verfügung stand, oder die Beziehungen Lylys und seiner Schar zu den Episkopalen, in deren Auftrag der Verfasser des *Euphues*, Nashe und Greene ihre schwächlichen Gegenminen springen ließen. In einem Anhang gibt Verfasser eine genaue chronologische Bibliographie der 18 Schriften und Gegenschriften und führt die Gründe an, warum er, gleich manchem seiner Vorgänger, den Puritaner Job Throckmorton als den Hauptbeteiligten an der Abfassung der Marprelatepamphlete betrachtet. J. D. Wilson hat bekanntlich neuerdings (1912) sich bemüht, Martin Marprelate mit dem abenteuerlichen Kriegsmann Sir Roger Williams (? 1540—95), dem angeblichen Vorbild zu Shakespeares Fluellen, gleichzusetzen (In *The Library*, 3d Series, vol. III, 113ff. und 241ff., auch in einer selbständigen Schrift "Martin Marprelate and Shakespeare's Fluellen, a new theory of the authorship of the

Marprelate Tracts", London 1912; vgl. Verf. 207 u. 237, und Shakespeare-Jb. 49, 184). Leider verzichtet Verfasser darauf, zu dieser nach ihm unannehmbaren Hypothese des näheren Stellung zu nehmen, obwohl eine derartige für ihn so naheliegende Untersuchung beim gegenwärtigen Stande der ganzen Frage höchst wünschenswert gewesen wäre.

Oskar Eberhard, *Der Bauernaufstand vom Jahre 1381 in der englischen Poesie.* Heidelberg, Winter. 1917. Anglistische Forschungen hg. von J. Hoops, Heft 51. 136 S.

Der Bauernaufstand unter der Regierung Richards II. wurde äußerlich veranlaßt durch die Erhebung einer hohen Kopfsteuer. Die inneren Ursachen sind jedoch in sozialen Mißständen zu suchen, die die Lage der unteren Klassen schon lange vorher drückend gestaltet hatten. Das unmittelbare Ergebnis der von Wat Tyler geführten, von John Ball[1] angefeuerten Bewegung war zwar nach Ansicht vieler Geschichtsforscher gering; gleichwohl bildet in der englischen Geschichte auch sie einen der Marksteine auf dem Wege zur Erlangung verfassungsgemäßer Volksfreiheiten.

In der Poesie der Zeitgenossen und ihrer unmittelbaren Nachfolger, die sich auf Aufzeichnungen geistlicher oder höfischer Chronisten stützten, spiegelt sich naturgemäß diese eigentliche Bedeutung des Aufstandes nur wenig: die sich empörenden Bauern erscheinen als Rebellen, deren aufrührerische Ideen wohl auch den Wiclifiten in die Schuhe geschoben werden Unter den dichtenden Zeitgenossen hat eigentlich nur John Gower im ersten Buche seiner *Vox Clamantis* eine ausführlichere Darstellung des Aufstandes in Form einer teilweise nicht der Kraft entbehrenden Tierallegorie gegeben; dagegen findet sich bei Chaucer nur eine komische Anspielung in der Erzählung des Nonnenpriesters (Gruppe B, v. 4583—87). Für das 15. Jahrhundert ist des Verfassers Ausbeute gering, aber gegen Ende des 16 kann er zahlreiche Verarbeitungen des Themas bei allen möglichen Dichtern und Dichtgattungen nachweisen. Jetzt erscheint der Bauernaufstand zum ersten Male auch auf der Bühne in Gestalt einer anonymen Historie *The Life and Death of Jack Straw* (um 1590). Aber die Rolle des Helden spielt hier — wie auch in den verschiedenen "Lordmayor Shows" — nicht der Führer der Rebellen, sondern der Londoner Bürgermeister William Walworth, der Wat Tyler bei den Verhandlungen vor den Toren der Stadt tödlich verwundete. Shakespeare hat einige Züge aus dem früheren Aufstande auf die spätere Erhebung Jack Cades (1450) übertragen und im 2. Teile seines *Heinrich VI.* (IV, 2 und 7) verwertet[2]. Während des

[1] Er hielt am 13. Juni 1381 den Aufständischen eine berühmte Predigt, der er den oft angeführten Zweizeiler zugrunde legte:

"When Adam dalf and Eve span,
Who was then a gentilman."

Vgl. Verf. S. 21 u Anm

[2] Shakespeares *Richard II* behandelt nur die letzten Regierungsjahre des Königs; der Bauernaufstend spielt hier nicht mehr herein.

17. und 18. Jahrhunderts beschäftigte sich kein bedeutender Dichter näher mit dem Bauernaufstande; erst 1817 erschien — ohne des Verfassers Zutun — Southeys dramatisches Gedicht "Wat Tyler", das der Dichter noch in seiner revolutionären Sturm- und Drangperiode verfaßt hatte (1794) und dessen unerwünschte Veröffentlichung dem nunmehrigen "Poeta Laureatus" großes Unbehagen verursachte. Bei Southey werden die Rebellen natürlich als begeisterte Freiheitshelden geschildert. Bezeichnend für die Entwicklung des Stoffes in neuerer Zeit ist der Umstand, daß er zu einer "operatic extravaganza" (*Wat Tyler M. P.*, von G. A. Sala. 1869) verarbeitet wurde und daß Jack Straw seinen guten Rebellennamen zu einer Posse hergeben mußte (*Jack Straw*, von W. S. Maugham, 1908).

Die Arbeit, die sich durch Sachlichkeit und verständiges Eindringen in einen interessanten Stoff empfiehlt, wird beschlossen durch ein Verzeichnis von englischen Romanen des 19. Jahrhunderts, in denen der Aufstand eine Rolle spielt, und einige ergänzende Bemerkungen zur Frage nach der Identität Wat Tylers und Jack Straws, für die sich Verfasser nach F. Bries Vorgang mit guten Gründen einsetzt[1].

Würzburg. Walther Fischer.

J. H. A. Günther, *A manual of English pronunciation and grammar* for the use of Dutch students. Third edition. J. B. Wolters' U. M.-Groningen, Den Haag, 1916. 383 S. 8°. Cloth, F 2.75.

Das laut Vorrede zur ersten Auflage im Februar 1999, d. h. 1899, erschienene Buch hat offenbar sein Publikum unter den holländischen Lehramtskanditaten gefunden. Es bietet dem Fachgenossen mancherlei Wertvolles, wenn auch an Lehrbüchern fürs Englische aus deutschen Federn kein Mangel ist, auch solchen, die noch über das Werk des Holländers zu stellen wären. Zum phonetischen Teile (S. 1—121): Die Symbole reichen nicht aus zur genauen Umschrift: ô für den

[1] Ein kleiner Nachtrag zu des Verfassers Belegen aus elisabethanischer Zeit: In dem John Lyly zugeschriebenen Pamphlet *A Whip for an Ape* (April 1589, gegen "Martin Marprelate" gerichtet) heißt es v. 87—90 (Complete Works of J. Lyly, ed. Bond, Oxford 1902; III, 420):

> "*Iacke Leydon* [= der Wiedertäufer Joh. v. Leyden] was a holie zealous man,
> But ceased not till the Crowne was on his head.
> And *Martins* mate *Iacke Strawe* would alwaies ring
> The Clergies faults, but sought to kill the king."

Auch in der späteren Streitschrift *Poppe with an Hatchet* (ebd. III, 409; Okt. 1589) vergleicht Lyly "Martin" mit Jack Straw und Wat Tyler, der hier als Schmied erscheint: "I thinke thou art possest with the spirites of Iacke Straw & the Blacksmith, who, so they might rent in peeces the gouernment, they would drawe outs for religion."

Stammvokal in *law*, ǒ für den Auslaut in *window*; *poor* wird, trotz dem Verf. sich auf Sweet gründet, noch mit *puə* wiedergegeben. Nicht ganz auf der Höhe ist auch die Bibliographie; unter den durchweg ohne Datum genannten Werken vermißt man die Phonetiken von Jespersen, D. Jones, Trautmann, auch Wichtiges von Viëtor. Die *Englischen Studien* scheint Verfasser nicht gesehn zu haben, seit Hoops sie leitet. Jespersens Modern English Grammar I ist nicht benutzt, II nur gelegentlich für den grammatischen Teil. Willkommen wird manchem Benutzer der Anhang sein (S. 89—121) mit der Aussprache von Eigennamen. Der Vergleich mit Schröers Angaben ist dabei lehrreich. Bei den welschen Eigennamen mit stimmlosem l im Anlaut wäre die Angabe der korrekten Aussprache der Eingeborenen neben der englischen falschen erwünscht gewesen: auch sonstige kymrische Namen sollten so doppelt erscheinen. Bei vielen dieser Einträge würde ich eine andere Aussprache empfehlen.

Der zweite Teil der Grammatik (S. 122 ff.) ist ausgezeichnet durch eine Fülle von Beispielen; ob es indes praktisch ist, daß diese den Regeln immer vorangehen? Auch finde ich die Auswahl, was den Inhalt angeht, nicht sehr imponierend. Wann König Eduard ehelichte, ist gleichgültig (welchem Ben Jonson ist die Angabe darüber S. 132 entnommen?); daß des Fürsten von Wales „Week-end" ganz geheim gehalten wurde (S. 167), hat gewiß gute Gründe gehabt aber etwas gehaltvollere Mustersätze wünschte man sich doch. Zum Glück fehlen sie auch bei Günther nicht ganz. — Die gelegentlichen "raids" in das sprachliche Gebiet sollen das trockene Aufgebot von Regeln und Ausnahmen ausgleichen; irrig ist das § 323 Vorgebrachte, anderes ist aber in Ordnung. Zu § 392 betr. Geschlecht lebloser Dinge war die neuere deutsche Forschung zu berücksichtigen. Was sonstige Ergänzungen betrifft, so kann ich mich mit dem Hinweis auf die Referate in *Engl. Studien* 51, 433—435 und *Beiblatt z. Anglia* 28, 331—332 begnügen. — Ein Register hätte die große Reichhaltigkeit des Buches noch greifbarer gemacht.

Rostock. RUDOLF IMELMANN.

E. UMBACH, *Ziele und Wege des Sprachunterrichts* auf unseren höheren Schulen. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. 61 S. M 1,20.

Ihren in dem Vorwort angekündigten Zweck, die auf dem Gebiete des Sprachunterrichts sich entgegenstehenden Meinungen und umstrittenen Fragen zu klären und zu sichten, vermag die vorliegende Schrift trotz mancher treffender Bemerkungen auch nicht annähernd zu erfüllen. Denn einmal wird sich der Verfasser nicht bewußt, daß er seine Erörterungen auf ein örtlich begrenztes Material gründet und ihnen eine zu allgemeine, unbestimmte Fassung gibt. So heißt es S. 12/13, die Oberrealschule räume dem Deutschen in Sexta fünf Stunden ein. Verfasser denkt dabei an Anstalten, die in dieser Klasse mit Französisch beginnen. Die Wünsche gingen aber allgemein dahin, den Beginn des Französischen ein Jahr hinaufzuschieben. Daß es genug Anstalten gibt, die mit dem Französischen erst in Quinta anfangen und deshalb in Sexta nicht nur

7, wie U. will, sondern sogar 10 Deutschstunden haben, scheint ihm nicht bekannt zu sein. Der zweite Mangel des Buches besteht darin, daß sein Verfasser keine Entwicklung der Probleme zu geben weiß, sondern von Anfang an von einer vorgefaßten Meinung, einer Stellungnahme gegen die Reformrichtung des neusprachlichen Unterrichts einerseits und gegen das Gymnasium unserer Zeit andererseits ausgeht. Er möchte aus dem Lehrplan dieser Schulgattung das Französische gestrichen und dafür des Englische eingeführt wissen. Was dabei über den für die Schule in Betracht kommenden Lesestoff in beiden Sprachen und seine Bewertung gesagt wird, ist recht angreifbar. Wenn der Verf. für das Gymnasium das Französische in Anbetracht der geringen Stundenzahl für zu schwer hält, so verkennt er meines Erachtens doch ganz die Schwierigkeiten der englischen Satzlehre als auch die recht bedeutende Unterstützung, die gerade dem Gymnasiasten das Lateinische bei der Erlernung des Französischen gewährt.

Ungerechtfertigt sind die schweren Vorwürfe, die gegen die Reform und Walter erhoben werden (S. 29ff.), stark übertrieben ist das harte Urteil über die neusprachlichen Lehrbücher (S. 41/42). Am ersten noch mag an Mädchenschulen manchmal eine unwürdige Fremdtümelei und kritiklose Bewunderung des Auslandes üblich gewesen sein. Aber das gehört wie so manches, was in diesem Punkte auch außerhalb der Schule geschehen ist, gleich den fremdländischen Mädchenpensionaten und Erzieherinnen hoffentlich einer nimmer wiederkehrenden Vergangenheit an. Den Ausführungen über die gelegentliche Überschätzung der modernen Fremdsprachen, besonders was ihre praktische Beherrschung anlangt, stimme ich gern bei, möchte mich aber deshalb doch nicht nur mit Übersetzen und *deutschen* Inhaltsangaben der gelesenen französischen und englischen Abschnitte begnügen, sondern sehe eine immer freier sich bewegende und vielseitige Besprechung in der fremden Sprache selbst als eines der schönsten Ziele dieses Unterrichts an. Während ich die zu geringe Einschätzung der Diktate und die Verdammung jeglichen Lektürekanons nicht für glücklich halte, stimme ich der Forderung vollkommen bei, daß Deutsch und Fremdsprache sich im Unterricht in die Hand arbeiten müssen, und daß dabei stets von der deutschen Sprache auszugehen ist. Dieser Grundsatz gerade müßte bei der Ausarbeitung der Lehrbücher und in der Auswahl und Verteilung der Lehrkräfte immer mehr Beachtung finden.

DR. A. BRANDEIS u. DR. TH. REITTERER, *Lehrgang der englischen Sprache für österreichische Realgymnasien.* Wien u. Leipzig, F. Deuticke.
I. Teil: *A first English Primer.* 2., verbesserte Auflage. 1917. 105 S. M. 2,40.
V. Teil: *A Second English Reader.* 1915. 217 S., Notes 24 S., M 3,20.
VI. Teil: *A Nineteenth Century Reader.* 1917. 226 S. Notes 23 S. M. 4,40.

Die übrigen Teile des im allgemeinen vorzüglichen Lehrgangs sind früher an dieser Stelle besprochen worden (*N. Spr.* XXIII, 437 ff.).

Auch an vorliegenden Bänden ist der gute methodische Aufbau anzuerkennen. Die Grammatik wird durchaus induktiv aus den Texten abgeleitet, der Inhalt früherer Lektionen immer wieder wiederholt. An die kurze, aber sehr instruktive Laut- und Rechtschreibungslehre schließt sich in gut abgerundeten und methodisch vortrefflich angeordneten Abschnitten eine ebenso schnelle wie gründliche Einführung in die Formenlehre. Bereits von der 6. Lektion ab wird der Schüler mit der englischen grammatischen Terminologie bekannt gemacht, so daß schon früh (S. 14, 16 ff) manche Regeln in englischer Sprache gegeben werden können. Wenn wir eine Reihe von Einzelheiten beanstanden, so geschieht das nur, um zu einer immer vollkommeneren Ausgestaltung des empfehlenswerten Lehrgangs beizutragen.

Die Einleitung über die Lautbildung ist gut. Doch der Grundsatz, für einen Laut nur ein Zeichen zu setzen, bleibt unbeachtet, wenn *pie*, *grace* (S. 4) mit "pai, greis", oder *saying* mit "seiiŋ" wiedergegeben werden. Wer nicht schon die englischen Laute kennt, wird, solange er nicht ganz sicher ist, *ei* wie im Deutschen aussprechen, oder bei "seiiŋ" drei Silben lesen wollen, das erste *i* für stärker ansehen als das *i*. Wenn ich S. 6 "feis" (*face*) nicht wie im Deutschen lesen darf, dann wird mir auch eine Umschrift "nau" für *now* nichts helfen. Was nützt eine Umschreibung wie *th* (S. 7), da doch der Lernende mit der ganz anderen Funktion dieses Zeichens in der Rechtschreibung in Konflikt kommen muß? — Eine wenig glückliche Benennung ist der Ausdruck „zusammengesetzte Zeichen" (S 5). Auch kann man nicht sagen „*wh* ist die stimmlose Form des *w*" (S. 6); es müßte etwa heißen: Schriftzeichen für den stimmlosen *w*-Laut ist *wh*. — Aufgabe 1 verlangt die Schreibung von Wörtern wie "full, stiil, bull" nach der Transkription. Doch woher soll der Schüler wissen, daß diese Wörter mit Doppelkonsonant geschrieben werden, zumal nur "sorrowful" da war? Wird er dann nicht auch die in derselben Aufgabe stehenden Wörter "ship, lip, net" u. a. mit doppeltem Endkonsonant schreiben wollen? Auch ob der Lernende "fine, mine, strike" nach den nur vorgekommenen Wörtern "pie, fie" schreiben kann, erscheint mir zweifelhaft. Unmöglich, daß er danach schon "bone, stone" richtig schreibt, da kein Wort der Art da war, vielmehr das gerade darüber stehende "sóröu" (*sorrow*) eher zu einer falschen Schreibung verleiten wird.

Auf S. 7 werden "mother, brother" mit *a*, S. 81 mit ə umschrieben, oder "repetition" (S. 89) mit dem Auslaut — *šən*, "location" (S. 90) mit *šn* u. ä. Auf S. 8, Abschnitt III mußten auch "house, mouse, yes, this, thus" wegen des stimmlosen *s* genannt werden. In dem Wörterverzeichnis des betreffenden Kapitels findet sich "mouse" übrigens obwohl es sonst in der Lektion gar nicht vorkommt. — Verwirrend muß es wirken, daß das Zeichen *e* als Umschrift für den geschlossenen (z. B. grace, say, shelf S. 5) als auch für den offenen *e*-Laut (z. B fare, ware, bare S. 10/11) gebraucht wird; das Zeichen ɛ für das offene *e* würde hier Abhilfe schaffen. — S. 11 wird "or =ɔ̄ə" (for) gesetzt, doch gibt es auch einen einfachen *o*-Laut vor *r*; neben *fɔ̄ə* und *fɔr* findet sich auch *fɔ*. Auch sei erinnert an Wörter wie *fɔ̄məl*, *fɔ̄moust*

(formal, foremost) oder — ich zitiere nach dem Phonetischen Wörterbuch von Michaelis-Jones — an *nɔ̄*, *kɔ̄n*, *fɔ̄k*, *ɔ̄də*, *hɔ̄s*, *stɔ̄m*. Ich sehe keinen Grund, weshalb das Buch in diesem Punkte von seiner übrigen Darstellung abweichen sollte. Unter dem Nebenton ist von den Verfassern ɔ̄ beibehalten werden, z. B. S 78 "platform, blackboard", während S. 13 sogar das einfache "board" durch bloßes ɔ̄ wiedergegeben wird.

Wenn in der 3. Lektion "for" durch *fɔ̄ə* und *fɔ̄r*, in der 6. Lektion durch *fər* und *fə* (S. 78) wiedergegeben wird, dann hätte auf das Nebeneinander derartiger betonter und unbetonter Formen hingewiesen werden müssen. In der Umschrift der 6. Lektion (S. 78) stehen *aet* und *dhət* nebeneinander. Verhängnisvoller noch ist es für den Anfänger, wenn für die 7. Lektion in der Umschrift des Textes (S. 78) *aet*, im Wörterverzeichnis desselben Stückes dagegen *ət* steht oder unter gleichen Umständen wie im vorigen Kapitel auf einmal *dhaet* zu lesen ist. — Soll man wirklich im Anfangsunterricht Unterschiede machen zwischen *prounansieišən* (S. 83) und *prənaunsiz* (S. 78)? — Bei „seventeenth, repeat" (7. Lektion) "relent" (S. 89) und "contain" (S. 103) fehlt der Akzent für die Betonung; "present, imitate" (S. 85, 86) dürften das Tonzeichen nicht selbst, sondern gleich den anderen Wörtern nur in der Umschrift tragen. Auch in diesem Punkte fehlt einheitliche Durchführung.

Aufgabe 3, S. 20, setzt schon die Kenntnis der besitzanzeigenden Fürwörter voraus, die erst in der 9. Lektion durchgenommen werden. Dort könnte die Aufgabe als Wiederholungsübung Platz finden. — Unter den Wörtern der 8. Lektion (S 85) lesen wir "*must* müssen, *May* können, dürfen". Es müßte heißen: "*I must* ich muß" usw. — Auch an anderen Stellen weist das Wörterverzeichnis Mängel auf. "Blunders (S. 86), winds (88), swallows" (89) brauchten nicht mehr in der Mehrzahl aufgeführt zu werden, da bis dahin die Pluralbildung längst dagewesen ist. Das ist ja gerade der Fluch vieler Wörterheftchen, daß sie die Wörter nur in der Form und Bedeutung anführen, die die betreffende Stelle des Textes gerade verlangt. Ein Lehrbuch von den unverkennbaren Vorzügen des vorliegenden darf diesen Unfug nicht unterstützen. So würde ich auch S. 87 "another" nicht nur in der sächlichen Bedeutung „ein anderes" angegeben haben. Auf derselben Seite "*a great many* = große Menge"; *many* heißt aber nicht „Menge", sondern „viele", daher „sehr viele". Ähnliche Fälle sind *I say*, (89), *being punctual* (97). Mit Unrecht sucht man durch derartige Angaben dem Schüler jede Denkarbeit zu ersparen. Für *are used* (88) dürfte nicht „gebraucht werden" angegeben werden, sondern allenfalls „werden gebraucht", denn es ist doch kein Infinitiv. Ebenso *was set* (91) nicht „aufgegeben wurde". Auch braucht man nach Durchnahme von zehn Lektionen neben "*pointing* zeigend" nicht noch eine Übersetzungshilfe wie „und zeigte" (89) zu setzen. Eine solche Übersetzung muß im Unterricht aus der wörtlichen gefunden werden. Überflüssig ist im Wörterverzeichnis auch *had not been* (91), wenn es gerade zwei Lektionen vorher grammatisch durchgenommen wurde. Ebenso steht es mit *worse*, *worst* (18. Lektion), die in der 17. besprochen wurden.

Dagegen wird man die Möglichkeit, Fehler zu machen, gerade dem Anfänger aus dem Weg räumen. So soll S. 45, Aufg. 6 der Satz: *He did not think*... in die bejahende Form umgesetzt werden. Dabei ist aber nicht bedacht, daß die Form *thought* noch nicht vorkam; *was thinking* würde kaum passen, der Schüler auch darauf gar nicht verfallen, sondern zunächst einmal von "think" ein falsches Präteritum bilden. Dergleichen muß aber gerade verhütet werden. — Gelegentlich wird der Schüler in dem Wörterverzeichnis vergeblich nach vorkommenden Wörtern suchen. Es fehlen z. B. *improve* (S. 23), das Zeitwort *dictate* (S. 24), *trifle* (S. 31), *dish* (S. 41), das erst unter den Wörtern der 25. Lektion erscheint, ebenso *writing-book*, das in der 18. Lektion vorkommt, aber erst unter den Wörtern von Stück 22 steht.

Der 3. Abschnitt des Lesestücks S. 25 muß geändert, vielleicht in die Vergangenheit umgesetzt werden. Denn die Zeiten sind hoffentlich für immer vorbei, daß der Deutsche mit Wörtern wie "jockey, turf, dress, football, bicycle, ham and eggs, shocking" u. a. vornehm tun zu können glaubt.

An Druckfehlern seien noch verbessert: *when* (S. 6), das in der Umschrift *hwen* heißen muß; „Schuh" (S. 81); *prounansiéišən* (S. 83), wo der Akzent fälschlich auf *i* steht; *laemps* (S. 78); "sewn" statt "sown" (S. 86); language (S. 25); *šɔ́l* (S. 88) mit *š*, nicht *s*; *tə skul* statt "to" (S. 79, 14. Lektion, 2. Teil); „Ihnen" statt „ihnen" (S. 95 unten); gestern abend (S. 96); writing-book (S. 99); war-chariot (S. 101) und "appetising" (S. 103).

Werden erst derartige, immerhin noch zahlreiche, wenn auch meist geringfügige Mängel ausgeglichen sein, dann stellt der Lehrgang von B. u. R. eines der besten Unterrichtswerke der englischen Sprache dar, dessen ausgezeichneter methodischer Aufbau, dessen Reichhaltigkeit an Übungs- und Lesestoff und vornehme Austattung ihm nicht nur in Österreich und nicht nur an Realgymnasien immer weitere Verbreitung sichern mögen.

Der V. und VI. Teil bieten durch gutgewählte Proben in Prosa und Versen einen vorzüglichen Überblick über die wichtigsten Erscheinungen der englischen Literatur von Marlowe bis B. Shaw. Die Auswahl ist so reichhaltig und mannigfaltig, daß allen billigen Wünschen des Lehrers Rechnung getragen sein dürfte. Die einsprachigen Anmerkungen befassen sich fast ausschließlich mit den durch Proben vertretenen Schriftstellern; unter dem Text werden gelegentlich auch sprachliche Schwierigkeiten, ebenfalls in englischer Sprache, kurz erklärt. Beide Teile, hauptsächlich aber der letzte Band, seien auch anderen Schulen, die nicht das ganze Unterrichtswerk benutzen, zur Lektüre empfohlen. Der VI. Teil gliedert sich in die Abschnitte: „Society and Politics; Natural and Moral Philosophy; Poetry of the Victorian Age; Imperialism; American Authors" und enthält Namen wie Thackeray, Dickens, Macaulay; H. Spencer, Darwin, Carlyle, Ruskin; Tennyson, R. Browning, Rossetti, M. Arnold, Swinburne, Meredith; R. Kipling, Seeley, B. Shaw; B. Franklin, G. Washington, Irving, E. A. Poe, Emerson, Longfellow, M. Twain u. a. Was den beiden Sammlungen für die Zwecke des Unterrichts besonderen Wert verleiht, ist der Umstand, daß sich an die einzelnen,

meist gut abgerundeten Abschnitte, Übungen, Hinweise für englische Aufsätze und kleinere Bearbeitungen anschließen.

Englische Lesestoffe.

1. *When Knights were Bold.* Geschichten aus alter Zeit. Als Anfangslesestoff für den englischen Unterricht bearbeitet von Hedwig Montag. (Ferdinand Schöninghs Franz. u. engl. Schulbibliothek, II. Serie, 14. Bd). Paderborn, F. Schöningh. 57 S. u. Wörterbuch 18 S. M. 1,30; ohne Wörterbuch M. 1,10.
2. *A Gateway to Shakespeare*, being a series of stories from Shakespeare. Zusammengestellt und erklärt von Dr. Alfred Sternbeck. (Franz. u. engl. Schulbibliothek, Reihe A, Band 198). Leipzig 1918, Rengersche Buchhandlung. 99 S. M. 1,10.
3. Edward P. Cheyney, *An Introduction to the Industrial and Social History of England.* Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von F. H. Schild. Alleinberechtigte Ausgabe. (Franz. u. engl. Schulbibliothek, Reihe A, Band 196), Leipzig 1918, Rengersche Buchhandlung, 159 S. M. 1,50.

1. Die erste der fünf Erzählungen ist die Sage von dem Tod des Riesen Grendel, die nach Beowulf erzählt wird. Die beiden folgenden Geschichten sind dem bretonischen Sagenkreis entnommen; die eine handelt von Sir Galahad, dem Ritter mit dem reinen Herzen, einem englischen Parzival, die andere von dem Tod des Königs Artus. Die vierte Erzählung von der Königstochter Una und dem Löwen, eine Geschichte von Zwergen, Riesen und Bösewichtern, dürfte sich noch am ersten für Mädchen eignen. Ihre Fortsetzung findet diese, gleich der vorigen aus Spensers „Feenkönigin" entlehnte Erzählung, in der Sage von dem Ritter Georg, der Una befreit und den Drachen tötet. Die an die Originale sich anlehnende, manchmal etwas altertümlich gefärbte Art der Darstellung scheint von der Herausgeberin herzurühren. Texte wirklich englischer Schriftsteller werden uns im Unterricht im allgemeinen willkommener sein, sucht man sich doch schon in den Lehrbüchern von zurechtgemachten Lesestoffen so viel als möglich frei zu machen.

Die Texte sind einfach und leicht, deshalb für Anfänger wohl geeignet, wenn auch auf abweichende Wortstellungen, wie sie die Versform der Vorlagen verursacht hat, oder auf den altertümlich häufigen Gebrauch des Konjunktivs und seltene, z. T. veraltete oder nur poetische Formen wie *nay*, *ere* (11), *oft* (15) in Anmerkungen besonders hätte hingewiesen werden müssen. — An Druckfehlern sind zu verbessern: *therefore* (14) und *rang* (55).

2. Mehr als die Erzählungen des ersten, scheinen mir die — englischen Prosaschriften entnommenen, allerdings auch schwereren — Darstellungen des zweiten Bändchens geeignet, eine Vorstellung von der Größe und Schönheit der Originale zu geben. Die Stücke, die inhaltlich vom Märchenhaften zum Geschichtlichen und sprachlich vom Leichteren zum Schwereren fortschreiten, kommen am ersten für Sekunda in Betracht. Die in moderner Sprache ge-

schriebenen Erzählungen sind poetisch schön, beschränken sich allerdings auf das rein Stoffliche und verzichten auf eine Wiedergabe des tiefen Gedankengehaltes der Shakespearschen Meisterwerke. Nur für „König Lear" ist die Darstellung etwas nüchtern; so bleibt allein das Grausige, Blutrünstige übrig. Außer mit diesem Drama wird der Schüler mit dem Sommernachtstraum, Hamlet, Kaufmann von Venedig, Cymbeline, Macbeth, Richard II. und Richard III. bekannt gemacht. Eine vortreffliche Darstellung von dem Leben des großen Dichters geht den Stücken voran. Man vermißt ein Ausspracheverzeichnis der Namen.

3. Das dritte Bändchen, das von reiferen Schülern mit Nutzen gelesen werden wird, bietet eine Auswahl aus dem 1911 erschienenen gleichnamigen Buche des Professors der europäischen Geschichte an der Universität Pennsylvania Edward P. Cheyney. In fesselnder, dabei durchaus sachlicher Darstellung zeigt er, wie England sich im Lauf der Jahrhunderte vom Ackerbaustaat zum modernen Industriestaat, vom römischen Vasallenstaat zum Weltreich entwickelt hat. Die Lektüre schärft den Blick für soziale und wirtschaftliche Fragen, vermittelt natürlich auch Kenntnisse, erweitert aber vor allem den Gesichtskreis unserer Jugend und lehrt sie, unseren gefährlichsten Gegner in seinem Werden und seinem wohl rücksichtslosen, aber auch zielbewußten und unentwegten Durchsetzen besser kennen zu lernen. In den Anmerkungen, die sich auf Sacherläuterungen beschränken, wird Bezug genommen auf die verschiedensten Stellen des Textes und so Anregung zu Zusammenfassungen und nutzbringender Durcharbeitung gegeben. Die Schreibung „Mysterienspiele" sollte vermieden werden. Einige Druckfehler (z. B. ruins 3, 16; manufacturing 28, 1) wären zu verbessern. Zwei vorzügliche Karten und neun Abbildungen schmücken das empfehlenswerte Bändchen.

C. F. van Duyl, *Grammaire française.* Deuxième édition, par J. Bitter et M. Hovingh. Groningue, La Haye, J. B. Wolters. 1917 418 S. F. 6,50.

Die 2. Auflage dieser ausführlichen, vor allem auch an Beispielen äußerst reichhaltigen Grammatik ist ein ganz vortreffliches Buch, das auch in Deutschland Lehrern und Studierenden der französischen Sprache gute Dienste leisten kann, selbst wenn sie der holländischen Sprache nicht mächtig sind. Ausdrücke in dieser sind nur selten, der Text ist französisch.

Mehr noch als die erste betont die neue Auflage, daß es sich um eine *moderne* Grammatik handelt. So sehr man die danach getroffene Wahl der Beispiele begrüßen wird, die vor allem die zeitgenössische, selbst die Sprache der täglichen Unterhaltung heranziehen, so sehr bedauere ich es, daß so jede Verbindung zur historischen Grammatik in der neuen Auflage bewußt abgebrochen ist. Wenn auch selbstverständlich die Ergebnisse der historischen Grammatik nicht unberücksichtigt bleiben, so hätte doch an verschiedenen Stellen eine mehr sprachgeschichtliche Betrachtung dem modernen Charakter des Werkes und seiner wissenschaftlichen Zuverlässigkeit

nicht geschadet. Im übrigen suchte schon Duyl die Forderungen der Logik und praktischer Brauchbarkeit in seiner Darstellung in gleicher Weise zu erfüllen.

Einige Bemerkungen nur seien angefügt. Der Stamm von «finir, finissant» heißt nicht «finiss-» (§ 2), sondern *fin-*, wie dies auch aus der Druckanordnung der Beispiele (S. 5/6) und § 7 hervorgeht. — Daß es sich bei Formen wie «bel, belle» um organische Entwicklung handelt, geht aus der Fassung der Regel (S. 187) nicht hervor. — Die Behauptung, daß die gesprochene Sprache sich des Passé défini *niemals* bediene (ne s'en servant jamais, S. 140), ist unzutreffend. In gewissen — nämlich gebildeten — Bevölkerungskreisen ist diese Zeitform noch durchaus gebräuchlich. (Vgl. Lit. blatt f. germ. u. roman. Phil. 1918, Sp. 215). Allerdings die gewöhnliche Umgangssprache wird die Form ebenso vermeiden wie Konjunktive und Partizipialkonstruktionen. Doch ich möchte mich nicht in Einzelheiten verlieren. Es ist ja kein Wunder, daß man bei einem so umfassenden und reichhaltigen Buch in einzelnen Dingen gelegentlich anderer Meinung sein kann, doch bedeutet das für seine weitgehende Brauchbarkeit und Anregung, die es jedem Benutzer bieten wird, keinerlei Einschränkung. Druck und Ausstattung sind vorzüglich und erleichtern den Gebrauch ganz wesentlich.

Darmstadt. Albert Streuber.

Sainéan, L., *L'Argot des Tranchées* d'après les lettres des poilus et les journaux du Front. Paris E. de Boccard, 1915. 8°.

Es ist für uns in Deutschland vorläufig noch ziemlich schwierig, die Sprache des Poilu, die durch den Krieg unendlich bereichert worden ist, zu übersehen. Ein bequemes Hilfsmittel hierfür bietet das Buch von Sainéan, das allerdings, wie sich aus dem Erscheinungsjahr ergibt, naturgemäß noch nicht vollständig sein kann. Es berücksichtigt im wesentlichen nur die Sprache des eigentlichen Frontsoldaten, während der Sprachgebrauch der Spezialwaffen wie der Flieger, oder der Marine, so gut wie gar nicht zu Worte kommt Die Schwierigkeit, das Material gegenwärtig zusammenzubringen, läßt Arbeiten wie die von Sainéan als besonders wünschenswert erscheinen, die zudem noch das voraus hat, daß sie frei von persönlicher Gehässigkeit bleibt. Das vorliegende Buch ist sehr geschickt abgefaßt; es gliedert sich in drei Teile. Der erste gibt eine theoretische Untersuchung über die Arten der Sprachbildung, in einem zweiten liefert der Verfasser dann das urkundliche Material, auf das sich seine Untersuchungen aufgebaut haben, vornehmlich Briefe und Auszüge aus den Frontzeitungen, von denen der *Rigolboche* als die am besten redigierte erscheint, und die schon gelegentlich Ansätze zu einer lexikalischen Verwertung der neuen Ausdrücke zeigen. Den Beschluss bildet dann ein ausführliches Wörterverzeichnis, das aber bei weitem nicht alle Ausdrücke der Soldatensprache umfaßt. Zugleich wird hier der Versuch gemacht, die Herkunft der Ausdrücke zu bestimmen, wobei sich aber der Verfasser vorläufig oft mit einer psychologischen Deutung begnügen

muß. Im allgemeinen neigt Sainéan, wenn ihn seine Hilfsmittel im Stich lassen, dazu, Worte als Jargon aufzufassen, wofür er aber nicht den Beweis erbringt. Von Bedeutung bleibt jedoch sein Versuch, den er, soweit ich sehe, zum ersten Male gemacht hat, die Herkunft der Worte zu bestimmen. Er hat sie in fünf Gruppen zusammengefaßt. Archaismen, die lange tot schienen, leben wieder auf, so in dem Ausdruck *bagoter* frei machen, der sich bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen läßt; ja *bobard* (Lüge) wird mit dem afr. *bobe* zusammengebracht. Eine andere Gruppe von Wörtern geht auf Provinzialismen zurück, auch waren schon vor dem Kriege zahlreiche örtliche Ausdrücke im Pariser Dialekt vorhanden, die bei der Durcheinanderwürfelung der Truppen rasch allgemein verbreitet worden sind. Besonders stark ist merkwürdigerweise der Einschlag der Provence und von Anjou. Zahlreich ist begreiflicherweise die Reihe der Neubildungen, von denen keine beliebter geworden ist, als *cuistot*, *cuistau* als Mischbildung aus *cuisinier* und *restaurateur*, zu dieser Gruppe gehören auch die mannigfachen Necknamen oder Euphemismen, so für Bajonnett: *cure-dents* oder *fourchette*. Eine weitere Gruppe bilden die Kolonialausdrücke, die schon seit der Eroberung Algiers in die Soldatensprache übergegangen sind, und zur letzten gehören die Kundensprache und das Kauderwelsch.

Die Grundlage für die Sprache des Poilu bildet, wie Sainéan betont, der Pariser argot in weit höherem Maße als etwa bei uns das Berlinische in der Sprache der Feldgrauen sich geltend macht. Trefflich hat Sainéan diese Sprache gekennzeichnet, so daß wir nichts Besseres tun können, als mit seinen eigenen Worten zu schließen: (S. 60) „L' argot des tranchées n'est en effet qu'un fragment de l'argot parisien, et celui-là, la quintessence des éléments viables de toutes les époques, mais surtout des parlers professionnels et provinciaux de la première moitié du XIX[e] siècle ... Les soldats, les marins, les ouvriers de toutes spécialités ont tour à tour fourni leurs contingents, et ces apports sout venues se fondre dans le creuset unique qu'est l'idiome vulgaire parisien. Celui-ci est actuellement parlé par des millions de Parisiens et de provinciaux, par les masses compactes du peuple. On peut même soutenir, jusqu'à un certain point, que l'argot parisien de nos jours, organe exclusif de toutes les basses classes de la capitale et de la France, représente réellement la seule langue vivante, qui bat à l'unisson de l'âme populaire et qui reflète les transformations immédiates de la vie sociale. L'argot des tranchées n'en est, sous ce rapport, que sa manifestation la plus récente."

Dresden. Otto H. Brandt.

Willy Hunger, *Argot. Soldatenausdrücke und volkstümliche Redensarten der französischen Sprache.* Leipzig, G. Fock G. m. b. H. o. J. (am Ende der Vorrede: 1917) 171 S.

Aus der Praxis ist das Büchlein entstanden und ihr will es dienen. Vf. war Dolmetscher in den Kriegsgefangenenlagern zu Golzern und Chemnitz und hatte als solcher reichliche Gelegenheit, aus münd-

lichen Mitteilungen und aus der Durchsicht der Briefe der internierten Franzosen die von den *poilus* am meisten gebrauchten Argotausdrücke und ihre Neuschöpfungen zu sammeln. Über die Nützlichkeit, ja Notwendigkeit eines derartigen Behelfes für alle, die mit französischen Kriegsgefangenen zu tun haben, kann kein Zweifel sein. Auch bei unsern gegenwärtigen Gegnern scheint übrigens dasselbe Bedürfnis vorzuliegen; so ist kürzlich bei de Boccard in Paris eine entsprechende Schrift von René Delcourt: *Die deutsche Schützengrabensprache* erschienen, die ich indes bis jetzt noch nicht zu Gesicht bekommen habe.

Die Auswahl der Wortsammlung Hungers beruht natürlich vielfach auf zufälliger Erfahrung; Vollständigkeit ist weder erstrebt noch erreichbar. Manche Ergänzungen könnte Vf. aus meinen eignen — freilich noch zufälligeren — Sammlungen der französischen Schützengrabensprache in den letzten Bänden der Neueren Sprachen entnehmen. Interessant sind besonders die aus dem Deutschen entlehnten Wörter, auch in orthoëpischer Hinsicht. Ich greife aufs Geradewohl einige heraus: *broute* = Brot; *chichstrac* = Scheißdreck (die Entlehnung beleuchtet die Häufigkeit dieses salonfähigen Ausdrucks im Soldatenjargon); *frichti* = Frühstück; *hamaloß* = Na mal los! *Schnaps*; *schpiler* = Erfolg haben, offenbar aus *spielen* u. s. w. Nachträge sind für die Benutzer des Buches auf leergelassenen Seiten am Ende jedes Buchstabens leicht anzubringen; die praktische Verwendung wird solche unzweifelhaft ergeben. Vf. bittet am Schlusse um derartige Mitteilungen behufs Verwertung bei einer Neuauflage. Hoffentlich — oder soll ich das lieber nicht sagen, um die Kriegsverlängerung nicht zu wünschen? — kommt er zu einer solchen, bei der ihm aus andern Lagern und aus französischen Sammlungen noch mancher Beitrag zufließen könnte.

Berlin. Sigmund Feist.

Carl Appel, *Provenzalische Lautlehre.* 8°. VIII + 140 S. Mit einer Karte. O. R. Reisland. Leipzig 1918. Preis 5,60 M. Geb. 8,40 M.

Die provenzalische Lautlehre ist von ihrem Verfasser als Ergänzungsheft zu seiner provenzalischen Chrestomathie, die bereits eine Formenlehre enthält, gedacht. Aber sie ist doch weit mehr als nur die Ergänzung zu etwas schon Vorhandenem, sie ist ein durchaus selbständiges, in sich abgeschlossenes Werk. Es gibt eine Darstellung der provenzalischen Lautlehre, wie sie nur dem besten Kenner der altprovenzalischen Sprache, als der heute Appel wohl gelten darf, gelingen konnte, aufgebaut auf gründlicher Kenntnis der Texte, besonders auch der Trobadorhandschriften, zu deren Feststellung gelegentlich auch der *Atlas linguistique* herangezogen wird, unter sehr glücklicher, manchmal kritischer Heranziehung von Meyer-Lübkes etymologischem Wörterbuch. Im Besitze aller Hilfsmittel der modernen Forschung gibt Appel nicht nur Beschreibung und Regelwerk, sondern erörtert oft genug in knapper, aber klarer Weise noch dunkle und strittige Probleme, weist er der weiteren Forschung lohnende Wege und Ziele, so daß von seinem Buche eine Belebung der Arbeit auf diesem Gebiete sicher zu erwarten ist.

Hervorzuheben sind von der Einleitung die Kapitel über den Wortschatz des Provenzalischen, mit ihren wohl vollständigen Verzeichnissen der Entlehnungen aus anderen Sprachen. Besonders dankenswert ist die Liste der provenzalischen Wortstämme germanischen Ursprungs in § 12. Die Darstellung des Konsonantismus erfolgt mit Recht auf Grund der Scheidung in starke, mittlere und schwache Stellung der Konsonanten im Worte. Die in den Darstellungen der Lautlehre meist zu kurz kommenden Erscheinungen der Dissimilation, Assimilation, Metathesis, des Lautzuwachses, des Lautschwundes, des Sufix- und Präfixwandels, der Wortkreuzung und Wortkürzung werden ausführlicher besprochen in einem eigenen Hauptteil: Unständige Erscheinungen der Lautveränderungen. Die beigegebene Karte zieht auf Grund mehrerer Karten des *Atlas linguistique* die Grenzen zwischen den nord- und südfranzösischen Mundarten, sowie zwischen dem südfranzösischen Gebiete und der Gascogne, die ja als ein von den übrigen provenzalischen Mundarten scharf geschienenes Gebiet erscheint.

Philipp August Becker, *Clément Marots Liebeslyrik.* 8° 179 S (Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Klasse, 184. Band, 5. Abhandlung) Wien 1917, in Kommission bei Alfred Hölder.

Ferdinand Brunetière in seinem Kapitel über Clément Marot in der *Histoire de la littérature française classique* schreibt, daß man nicht nötig habe die verschiedenen Liebesverhältnisse des Dichters zu kennen, um zu einer besseren Wertschätzung seiner Liebesdichtung zu gelangen. Ph. August Becker, der bereits in der Zeitschrift für franz. Sprache und Literatur (Bd. 41 u. 42) gründliche Untersuchungen über Marots Leben gegeben hatte, geht in der vorliegenden Studie gerade von der entgegengesetzten Voraussetzung aus und erbringt den Beweis, daß ein Einblick in die Zeitfolge der Entstehung seiner Gedichte und in ihr Verhältnis zur erlebten Wirklichkeit tatsächlich eine vollere Würdigung von Marots Liebeslyrik ermöglichen kann. Indem er auf die Originalausgaben der Gedichte zurückgeht und außerdem die in Chantilly gefundene Handschrift, die die zwischen 1532 und 1538 entstandenen, unveröffentlichten Gedichte nach der Zeit ihrer Entstehung ordnet, zu Rate zieht, gelingt es ihm, aus der Masse der Dichtungen kleinere oder größere Liederkreise auszuscheiden, die jeweils einem besonderen Erlebnis, einem bestimmten Liebesverhältnis entsprechen.

Seine mit Geschick, Geschmack und Scharfsinn methodisch einwandfrei durchgeführte Arbeit ist nicht ein indiskretes Herumschnüffeln in den Verborgenheiten und Geheimnissen des Liebeslebens Marots um ihrer selbst willen, sondern sie sucht die Erlebnisse nur um den Werdegang des Dichters, seine sittliche und dichterische Entwicklung besser zu würdigen. Seit langem war man sich über die enge Verbindung von Leben und Dichtung in Marots poetischem Schaffen klar, aber Beckers Untersuchung ist wohl der erste ernsthafte Versuch ohne jede phantasievolle Aufmachung, nur aus der Dichtung heraus die Erlebnisse zu erhellen,

ihre jeweilige Wirkung auf das Gefühl und die jeweilige Art der künstlerischen Behandlung des Erlebten zu erkennen. Am Ende seiner Ausführungen darf der Verfasser behaupten, daß mit dem Aufstieg des Dichters aus leichten Liebschaften durch eine große Leidenschaft hindurch zu höherer, abgeklärter Liebe sich auch ein angemessener Fortschritt in der poetischen Technik verbindet, daß jeder formale Gewinn einer Wandlung seiner Gemütslage und seines Äußerungsbedürfnisses entspricht. Die bei aller Vorsicht und Zurückhaltung liebevoll eindringende Betrachtungsweise Beckers zeichnet im Laufe der Darstellung ein Bild des Menschen und Dichters, das seinem Charakter und seiner Kunst sicherlich gerechter wird als die recht einseitige Beurteilung, die Brunetière in seinem oben angeführten Buch von dem nach seiner Meinung charakterlosen und gefühlsarmen, derben, wenn auch geistreichen „Prosaisten" gab.

Von den Frauen, die Marot geliebt hat, ist nur der Name einer einzigen mit Sicherheit festgestellt worden. Es ist, wie Abel Lefranc erwiesen hat, die aus fürstlichem Geblüt stammende Anne d'Alençon (*Le roman d'amour de Clément Marot* in «Les lettres et les idées depuis la Renaissance» t. II Paris 1914; s. auch La Revue bleue, April und Mai 1913). Becker übernimmt diese Feststellung, weist aber mit hoher Wahrscheinlichkeit nach, daß diese Dame nicht dieselbe ist wie jene Anne, der Marot zwischen 1532 und 1534 einige Lieder im platonischen Liebesstil gewidmet hat, daß sie auch nicht die große Leidenschaft seines Lebens bedeutet, wie Lefranc wollte (siehe auch Morf, Geschichte der franz. Literatur im Zeitalter der Renaissance, 2. Aufl. 1914 S. 51), sondern daß die Liebe zu ihr vielmehr ein poetisches Spiel war, mochte dabei auch das Gefühl des notgedrungen respektvollen und Verzicht leistenden Dichters nicht gänzlich unbeteiligt sein.

Hermann Meyer. *Frankreichs Kampf um die Macht in der Welt.* 8° 73 S. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1918. Preis 2 M. u. 20% Kriegsaufschlag.

In knapper, klarer und streng sachlicher Weise gibt der Verfasser eine Darstellung von dem Kampf Frankreichs um die Geltung in der Welt durch die Jahrhunderte hindurch, von den politischen Bestrebungen der Herrscher und Regierungen, wie von den ihnen vorangehenden oder sie begleitenden Träumen und Phantasien patriotischer Schriftsteller; gibt er ein Bild von den nie aufgegebenen Ansprüchen entweder auf eine tatsächliche Beherrschung der Welt oder doch nur auf die politische und geistige Führung in Europa. Er zeigt, wie diese Ansprüche unter der Forderung des Gleichgewichts unter den Mächten und gegenüber Deutschland, vor allem unter der Forderung des linken Rheinufers als der natürlichen Grenze im Wandel der Zeiten, man darf wohl sagen, unabhängig von den gegenseitigen Kräfteverhältnissen, unabhängig von Sieg oder Niederlage, immer von neuem erhoben worden sind.

Unter denen, die kurz vor dem Kriege 1870/71, die Gebietserwerbung im Osten, die Annektierung von Belgien und den Rheinlanden, auf Grund des in dem unvermeidlichen Kriege zu erringenden Sieger-

rechtes forderten, hätte er auch Prévost-Paradol und sein Buch *La Nouvelle France* (Paris 1868) erwähnen können. Wohl glaubt Prévost-Paradol, daß eine solche Ausnutzung des Sieges in Gegenwart und Zukunft neue Verwicklungen schaffen könnte, aber er will doch nicht auf die Eroberung verzichten aus Furcht vor den Eroberungsgelüsten der Deutschen, die im Falle ihres Sieges Elsaß und Lothringen nehmen und so der Größe Frankreichs das Grab bereiten würden.

Der Ausdehnungsdrang Frankreichs nach Osten hat manche Gegner gefunden. Es sei hier nur an Michelet erinnert und an Renan, der in seinem Vortrag *Qu'est-ce qu'une nation?* (Paris 1882) die nationalistische Theorie, daß der Rhein die natürliche Grenze zwischen Frankreich und Deutschland sei, mit den Worten zurückweist: «Si l'historie l'avait voulu, la Loire, la Seine, la Meuse, l'Elbe, l'Oder auraient, autant que le Rhin, ce caractère de frontière naturelle qui a fait commettre tant d'infractions au droit fondamental. qui est la volonté des hommes».

Georg Simmel. *Der Krieg und die geistigen Entscheidungen.* 8°. 72 S. Verlag von Dunker und Humblot, München und Leipzig. 1917. Preis kart. 1.50 M.

In den Vorträgen *Deutschlands innere Wandlung* (Straßburg 1914) und *Die Krisis der Kultur* (Wien 1916), sowie in den kürzeren Aufsätzen *Die Dialektik des deutschen Geistes* und *Die Idee Europa* versucht der Verfasser eine Vorstellung von der Kulturverfassung zu geben, in die der Krieg hineinbrach, und die Wirkung anzudeuten, die er auf das geistige Erleben der Zeit wohl ausüben könnte. Er bezeichnet als Krisis unserer zeitgenössischen Kultur, daß die zu unübersehbarer Zahl sich vermehrenden und zugleich beständig sich verfeinernden Kulturmittel von dem Menschen nicht mehr verarbeitet werden können, daß die Vielheit der Objekte dem Subjekt das eigentliche Ziel seiner Seele verdunkele, daß der Mensch das Tempo der objektiven Kultur in der Gestaltung seiner subjektiven Ausbildung nicht einhalten könne, daß ganz allgemein die Ziele und Zwecke durch die Mittel und Wege, die trügerischer Weise allein wertvoll erscheinen, verdrängt werden. In feinen und tiefen Erörterungen geht er den Erscheinungen dieser Krisis auf sittlichem, künstlerischem, religiösem und philosophischem Gebiete nach, indem er überall die Bedrängnis der Geister und ihre Versuche, sich aus ihnen zu befreien, die durchgehende Tragödie und das augenblicklich Krisenhafte ihres Erlebens und Strebens mit kundiger Hand berührt. Im Gegensatz zur geschlossenen Einheit weiter zurückliegender Kulturperioden erkennt er die Stillosigkeit unserer Zeit, die dadurch entstand, daß die verschiedenen Kulturgebiete sich fremd und unabhängig voneinander entwickelten. Und er glaubt nun sehen zu dürfen, daß das Chaos der Kulturäußerungen schon vor dem Kriege im Bewußtsein zusammengehalten und vereinheitlicht worden wäre durch den Begriff des Lebens und daß der Krieg selbst auf geheimnisvolle Weise mit jener Richtung des Geistes, „die die Einheit der auseinanderstrebenden Inhalte in der Tiefe des Lebensvorgangs selbst suchte", zusammengetroffen sei.

Wie an die Wiederherbeiführung der Einheitlichkeit des Erlebens möchte Simmel auch an die Verinnerlichung des Lebens, an die Heranbildung eines neuen Menschentypus glauben, der sich in der Beurteilung der Dinge nur an das wirklich Wertvolle, in seiner wissenschaftlichen Arbeit an die entscheidenden, grundlegenden Probleme halten wird und soll. In diesem Zusammenhang findet er sehr beherzigenswerte Worte gegen das Überangebot von Kräften, die nicht ihrer geistigen Vorzüglichkeit, sondern nur ihrer Wohlhabenheit den Zugang zu Literatur und Wissenschaft verdankten. Wenn er hofft, daß nach dem Kriege nur die wirklich Berufenen an die Stelle der vielen Unberufenen treten möchten, so übersieht er doch die Gefahr, daß gerade die Verarmung des Mittelstandes die Berufenen in ihrem Aufstieg hemmen und daß die Bereicherung der ungeistigen Menschen das Eindringen der unberufenen Dilettanten in das Reich der Schaffenden fördern wird.

Wenn zum Schluß seiner Schrift Simmel Gewinn und Verlust, die der Krieg gebracht hat, gegeneinander abwägt, so sieht er wohl als deutlichen Verlust, daß „Europa“ zerschlagen ist, aber er will doch nicht glauben, daß die höhere Idee „Europa“ für immer verloren ist, und er hegt die Hoffnung, daß „das in seinen eigenen Grenzen erstarkte, in sich immer echter gewordene Deutschtum“ ihr eines Tages wieder neues Leben geben wird. Er hofft es um so eher, weil die europäische Sehnsucht der eigentlichen Veranlagung, den tiefsten und gefährlichsten Eigenschaften der deutschen Seele entspricht, die, wie er in dem Aufsatz *Die Dialektik des deutschen Geistes* gezeigt hat, ihre Vollendung erst dann findet, wenn sie das Fremde, das Entgegengesetzte in sich aufnimmt und verarbeitet.

Walther Küchler.

Würzburg.

Wilhelm Wundt, *Die Nationen und ihre Philosophie.* Ein Kapitel zum Weltkrieg. 16.–25. Tausend. Kröners Taschenausgabe. Alfred Kröners Verlag in Leipzig. 1918. 154 Seiten. Geb. M. 2,–.

In der hübschen und wohlfeilen Krönerschen Sammlung von Taschenausgaben wertvoller Werke der Weltliteratur liegt hier ein Neudruck der Wundtschen Schrift vor, die zum erstenmal im Jahre 1915 erschien. Das Problem, das ihr zugrunde liegt, ob und in welchem Umfang das künstlerische und wissenschaftliche Schaffen eines Volkes von seiner geistigen Eigenart abhängt, ist sicherlich für jeden, der sich mit der Kultur fremder Völker befaßt, also auch für den Lehrer der neueren Sprachen, von großer Bedeutung. Wundt hat offenbar nicht unrecht, wenn er meint, daß neben der Dichtung in erster Linie die Philosophie einer Nation ihren geistigen Charakter zum Ausdruck bringt. Freilich dürfte das kaum für die Philosophie in ihrem ganzen Umfang gelten, sondern nur für einzelne Gebiete derselben und für das Werk einzelner Philosophen, in denen der Geist des Volkes in gesteigertem Maß und manchmal auch in urwüchsiger Weise nach Ausdruck ringt. Ob dies stets die vom Standpunkt der internationalen Wissenschaft am höchsten gewerteten Philosophen sind, ist eine andere Frage, auf die Wundt nicht ein-

geht. Was er gibt, ist eine gedrängte Übersicht der Geschichte der Philosophie von der Renaissance bis zur Gegenwart, die ausschließlich nach nationalen Gesichtspunkten geordnet und gegliedert wird. Dabei fließen einige anfechtbare Bemerkungen zur Psychologie der Völker ein. Erst das Schlußkapitel spricht etwas ausführlicher vom „Geist der Nationen im Krieg und im Frieden".

Der Fachmann wird aus dem Versuche, die Geschichte der Philosophie in nationaler Gliederung vorzuführen, die interessante Tatsache ableiten können, daß die sachlichen Zusammenhänge zwischen dem philosophischen Denken verschiedener Völker stärker sind als die nationalen Besonderheiten. Die Darstellung in nationaler Sonderung, die uns hier geboten wird, mußte vielfach Dinge auseinanderreißen, die organisch zusammengehören. Dem nationalen Prinzip wurde hier ein anderes Prinzip geopfert: das der Kontinuität. Gerade in der Geschichte der Philosophie hat sich aber dieses letztere Prinzip als unentbehrlich erwiesen, seitdem wir die tatsächlich bestehenden Zusammenhänge zwischen den geistigen Leistungen der Philosophen verschiedener Nationen erkannt haben. In vielen Fällen lag diese Erkenntnis von vornherein offen zutage. Leibniz bemüht sich um Probleme, die Descartes und Locke, jeder in seiner Weise, zu lösen versucht haben. Er fügt den beiden entgegenstehenden Lösungen eine dritte hinzu. Er unterläßt die Veröffentlichung seines erkenntnistheoretischen Hauptwerks (»Nouveaux Essais sur l'entendement humain«), weil Locke, gegen den es sich wendet, vor der Drucklegung starb. Der Engländer Locke ist in seinen Problemen von dem Franzosen Descartes bestimmt, der Deutsche Kant von dem Schotten Hume, die Philosophen der französischen Aufklärung von Locke und den englischen Freidenkern. Wie kann man da künstlich scheiden wollen, was naturgemäß zusammengehört? Leibniz, den Wundt als den vollendetsten Repräsentanten des deutschen Idealismus feiert, wird bekanntlich von den Franzosen als französischer Denker in Anspruch genommen. In dem Werk dieses großen Deutschen kann man auch bei näherem Zusehen überraschend viele Züge finden, die vom Standpunkt einer Vulgärpsychologie der Nationen, wie sie sich bei Wundt findet, eber als französisches denn als deutsches Gut gedeutet werden müßten. Dazu kommt noch, daß grundlegende Gedanken von Leibniz ihre Vorfahren schon in der italienischen Renaissancephilosophie haben. Daß Wundt den Zusammenhang zwischen Descartes und Spinoza zu lockern sucht, offenbar weil der eine ein Franzose, der andere ein portugiesischer Jude war, daß er einen modernen Denker, Bergson, weil er französisch schreibt, zum Abkömmling des Descartes stempelt und dabei den überwältigenden Gegensatz zwischen diesen beiden Philosophen und die deutlichen Beziehungen Bergsons zu Leibnizens dynamistischer Weltauffassung übersieht, sind bedenkliche Blüten der Überspannung des Nationalprinzips in der Geschichte der Philosophie.

Über das, was Wundt im Schlußkapitel seines Werkes zur Psychologie der Nationen beiträgt, braucht man nicht viel Worte zu verlieren. Es sind die landläufigen Urteile über Engländer,

Franzosen und Deutsche — vom deutschen Standpunkt aus gesehen —, die man aus der Unterhaltung mit Menschen der verschiedensten Berufe und aus den Zeitungen zur Genüge kennt. Sicherlich enthalten sie manches Wahre, doch von dem Völkerpsychologen WUNDT hätte man mit Fug und Recht mehr erwarten dürfen. Das Desiderat einer Psychologie der Nationen ist durch das vorliegende Werk seiner Erfüllung nicht näher gekommen.

Solange wir eine solche wissenschaftliche Psychologie der Nationen nicht haben, werden wir den nationalen Einschlag im philosophischen Denken nicht scharf erfassen können. Dem Referenten erscheint es freilich von vornherein verfehlt, diesen Einschlag nur bei den Koryphäen der Philosophie und nur in der Behandlung der großen Probleme und in den methodischen Grundgegensätzen des philosophischen Denkers zu suchen. In Gestalten und Fragen, an denen die ganze Kulturwelt interessiert ist, wird das nationale Moment sicherlich weniger scharf ausgeprägt sein als auf den Seitenwegen der Philosophie und bei Leuten, die, ohne Weltdenker zu sein, ihrem Volk etwas zu sagen haben. Zudem wird man eine nationale Psychologie des philosophischen Denkens nicht geben können, ohne dabei der Inder, der Slaven und der orientalischen Völker zu gedenken. Auch die Philosophen der Vereinigten Staaten werden Berücksichtung erheischen.

Würzburg. W. PETERS.

Dimbowitza-Klänge. Rumänische Volkslieder in freier Uebersetzung von ALBERT ESPEY. — König-Carol-Verlag, Bukarest, F. Volckmar-Leipzig 1917.

Wie alle echten Lieder des Volkes, die aus ihm erwachsen sind und die von ihm gesungen werden, Spiegel seiner Seele sind, so treten uns auch aus den rumänischen Volksliedern rumänische Menschen in ihrer Lebensweise, ihren Gedanken und Gefühlen, tritt uns die rumänische Landschaft in ihrem eigentümlichen Reiz entgegen. Bauern schneiden den reifen, goldenen Weizen und den raschelnden Mais, Bäuerinnen sind beschäftigt mit Heuwenden, mit Spinnen, mit dem Backen der Mamaliga (Maiskuchen), Winzer pflücken die süßen, schweren Trauben der sonnigen Rebhügel, Lautare singen dem lauschenden Volk Lieder aus alten, ruhmreichen Tagen, Räuber schleichen mit gespannter Flinte durch Waldesdickichte, Schafhirten weiden ihre Herden am Ufer der rauschenden Dimbowitza, die Männer leeren im Kretscham, der dumpfen Branntweinschenke, ein Glas ums andere, stolze Haiducken ziehen auf edlem Streitroß zum Kampf gegen den Feind des Vaterlandes, dunkeläugige Dorfmädchen kommen zum Stelldichein an den flüsternden Quell oder eilen zum Hora-Tanz, langhaarige, braune Zigeuner spielen auf der Geige ihre wilden und sehnsüchtigen, jubelnden und trauernden Weisen, daß es fernhin klingt durch die weite Steppe.

Der Inhalt der rumänischen Volkslieder ist im allgemeinen der gleiche, wie er uns aus den Volksliedern aller Nationen entgegentönt. Die ursprünglichen Gefühle der Menschen kommen darin zum

Ausdruck: Freude an der Natur, an Sonne, Blumen und Frühling Lust am Gesang und am Becherklingen, Liebe zu Wehr und Waffen Vaterlandsliebe und Stolz auf den erworbenen Kriegsruhm. Der weitaus größte Teil der Lieder aber singt von der Liebe Glück und Leid, von zarter Sehnsucht und wilder Minne, von Abschied und Liebestod, von dem scherzhaften Geplänkel mit den jungen Mädchen, von dem Verlangen der jungen Mutter nach einem Kinde und der blutigen Rache des Mannes an der ungetreuen Geliebten.

Wie das Allgemein-Menschliche, ist dem rumänischen Volkslied auch ein anderes Zeichen der echten Volksdichtung eigen, das Sprunghafte und Irrationale. Sie sind weit entfernt von allem Logischen und Verstandesmäßigen, ihre Quelle ist das warme Erleben, Gefühle und Seelenstimmungen. Hierbei überwiegt die wehmütige Stimmung, die Sehnsucht und Klage, wie es ja bei einem Volke, das Jahrhunderte lang unter dem harten Druck weniger Bevorrechteter geschmachtet hat, nur zu natürlich ist.

Formell kann man die rumänischen Volkslieder einteilen in Legenden und Balladen, in *Doinen* und *Horen* oder Tanzliedchen. Behandeln die Legenden und Balladen vorwiegend historische Stoffe, so sind die Doinen Lieder der Sehnsucht, der Liebe, des Schmerzes oder der Trauer, wogegen die Horen oder Tanzliedchen heiteren, ja übermütigen Inhalts sind."

A. Espeys Auswahl vermittelt einen guten Begriff vom Wesen rumänischer Volkspoesie. Seine Uebertragung ist im allgemeinen sehr frei, gibt aber den Sinn der Lieder in allem Wesentlichen wieder und trifft nachfühlend den eigentümlichen Ton dieser Dichtungsart. Als kleine Probe sei nur eine Strophe aus einem Lied hergesetzt:

Aşa — i legea crudei soarte:
Azi plăcere,
Mâine durere:
Azi e vieţa — mâine e moarte.

In der Uebersetzung Espeys:

Heute, ja heute ist alles so schön,
Morgen, ach morgen muß alles vergehn.
So wills des Schicksals grausame Not:
Heute voll Leben uud morgen schon tot.

Würzburg. Josef Englert.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

BAND XXVI FEBRUAR-MÄRZ 1919 HEFT 9/10

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT

FÜR DEN

NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT

BEGRÜNDET MIT

FRANZ DÖRR UND KARL KÜHN

VON

WILHELM VIËTOR

HERAUSGEGEBEN

VON

WALTHER KÜCHLER UND THEODOR ZEIGER

MARBURG IN HESSEN

N. G. ELWERT'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG

1919

AUSGEGEBEN AM 15. MÄRZ 1919.

Die Neueren Sprachen erscheinen jährlich in 10 Heften zum Preise von M 12.— für den im April beginnenden Band. Preis für Mitarbeiter M 9.— portofrei direkt. Frühere Jahrgänge nur zum *erhöhten Einzelpreis von M. 15.—*. Für neue Abonnenten bleibt der Friedenspreis von M. 12.— trotz der erheblich vermehrten Herstellungskosten bestehen.

Die behördlich angeordnete Einschränkung des Papierbezugs zwingt zur Ausgabe des 26. Bandes in *Doppelheften*.

Inhalt.

Seite

Wilhelm Viëtors fachwissenschaftliche Bedeutung. Von A. SCHRÖER in Cöln 385
Zur Phonetik der Vokale. Von TH. SPEIDEL in München . . . 395
'Syr Gawayne and the Grene Knyght' und Stuckens 'Gawân'. Von GERTRUD JAHRMANN in Cottbus 405
Pro Domo. Von MAX KUTTNER in Berlin-Wilmersdorf 425
Wie treibt man an der Schule praktische Literaturgeschichte? Von KARL RICHTER in Dillingen a. d. Donau 433

VERMISCHTES.

Le Cafard. Von PAUL SCHULTZ in Münster i. Westf. 448
Abwehr — Einsicht — Forderung. Von WALTHER KÜCHLER in Würzburg 454
Zur Beachtung 456
Aus dem Inhalt des nächsten Jahrgangs der neueren Sprachen . . 456

ANZEIGER.

Fr. Klincksieck, *Französisches Lesebuch.* — Französische Unterrichtsbücher: 1. Ph. Rossmann und F. Schmidt, *Lehrbuch der französischen Sprache.* 2. Ph. Rossmann, *Wörterverzeichnis.* 3. Sokoll und Wyplel, *Lehrbuch der französischen Sprache.* 4. Ph. Plattner, *Wörterbuch der Schwierigkeiten der französischen Aussprache und Rechtschreibung.* 5. Ph. Plattner, *Grammatisches Lexikon der französischen Sprache.* Von ALBERT STREUBER in Darmstadt 457
Holm Süssmilch, *Die lateinische Vagantenpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts als Kulturerscheinung.* — Paul Rühlmann, *Die französische Schule und der Weltkrieg.* — Friedrich Lienhard, *Das klassische Weimar.* Von WALTHER KÜCHLER in Würzburg .. 463
Hans Borbein, *Auslandsstudien und neusprachlicher Unterricht im Lichte des Weltkriegs.* Von TH. ZEIGER in Frankfurt a. M. . 465
Artur Korlén, *Modern språkundervisning.* Von H. KLINGHARDT in Kötzschenbroda 470
M. G. Edward, *Colloquial English, Dialogues on Every-Day Life.* Von MAX FREUND in Gießen und Marburg 474
A. Hüppy, *Die Phonetik im Unterricht der modernen Sprachen mit besonderer Berücksichtigung des Englischen.* Von WALTHER FISCHER in Würzburg 477
Th. Litt, *Geschichte und Leben.* — Rudolf Blümel, *Einführung in das Mittelhochdeutsche.* Von OTTO WEIDENMÜLLER in Flensburg 477
Friedrich Seiler, *Das deutsche Sprichwort.* — Erasmus von Rotterdam, *Das Lob der Narrheit.* — Friedrich Kluge, *Von Luther bis Lessing.* Von H. WOCKE in Haynau 479

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT
FÜR DEN
NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT.

BAND XXVI. FEBRUAR-MÄRZ 1919. HEFT 9/10.

WILHELM VIËTORS FACHWISSENSCHAFTLICHE BEDEUTUNG.

Wenn man Wilhelm Viëtors rein fachwissenschaftliche literarische Tätigkeit, vor allem die auf dem Gebiete seines eigentlichen „Lehrauftrages", der englischen Philologie, ins Auge faßt, so erscheint diese vielleicht im Rahmen seiner ausgedehnten, weitreichenden und bahnbrechenden Wirksamkeit oberflächlich betrachtet verhältnismäßig gering, und jene Fachvertreter, die ihre Aufgabe vor allem in der Herausgabe zahlreicher alt- und mittelenglischer Handschriften, textkritischer, sprachgeschichtlicher oder literargeschichtlicher Arbeiten sahen, waren vielleicht anfänglich hie und da geneigt, seine Tätigkeit, weil sie in ihren Anregungen und Wirkungen die öffentliche Praxis in so entscheidender Weise beeinflußte und umgestaltete, als wissenschaftliche Tätigkeit zu unterschätzen. Wenn man Viëtors rein wissenschaftliche Arbeiten aus dem Gebiete der englischen Philologie quantitativ mit denen manches anderen angesehenen ordentlichen Professors der englischen oder deutschen oder romanischen Philologie, der daneben zur Gesundung der Praxis der Schule nicht mitgewirkt hat, vergleicht, so dürfte der Vergleich nicht zu Ungunsten Viëtors ausfallen; aber die große Zahl Viëtorscher Arbeiten und Anregungen, die zugleich der Praxis der Schule zugute kamen und die seinen Namen wie ein Programm auch weit über die Grenzen Deutschlands hinausgetragen haben, hat vielleicht dadurch den Eindruck erweckt, als ob Viëtor selbst darauf größeres Gewicht legte wie auf die Arbeit auf seinem Spezialfachgebiete. Aber für den Eindruck, den seine Tätigkeit machte, hatte der bescheidene Mann, dem es nie um die Person, sondern stets nur um die Sache zu tun war, kein Interesse. Mochten die Leute über ihn denken, was sie wollten, er selbst dachte ja

über sich selbst noch viel bescheidener als irgendeiner — ihm lag nur daran, das, was er für richtig und wahr hielt, zur Geltung zu bringen, und zu nützen, zu fördern, zu helfen, wo er nur konnte. Welcher Hochschätzung sich Viëtor gleichwohl bei ernstzunehmenden Fachgenossen und Nachbarfachgenossen, und zwar nicht nur bei praktischen Schulmännern erfreute, konnte man sehen, als ich seinerzeit die Herausgabe einer Festschrift aus Anlaß seines 60. Geburtstages anregte, die als Ergänzungsband zu den *N. Spr.* 1910 erschienen ist. Die irrige Vorstellung, als ob V.s Wirksamkeit, weil sie auch den Interessen der Schule zugute kam, von den akademischen Vertretern der „reinen Wissenschaft" unterschätzt würde, ward dabei in glänzender Weise spontan widerlegt. Dabei ist noch folgendes zu beachten: Wem die Wissenschaft nicht Spielerei, nicht gutmelkende Kuh, nicht Sache der Eitelkeit ist, bei der der strebsame junge Mann, sorgfältig auf den äußeren Eindruck bedacht, bald hier bald dort sich betätigt, oft auch ohne inneren Beruf dazu, nur um sich möglichst vielseitig zu zeigen, dem kann es leicht begegnen, daß er von einem Gegenstande oder einer Aufgabe, die er in jungen Jahren mit lebendiger Begeisterung und schönem Erfolge in Angriff genommen, immer mehr festgehalten wird; je mehr darin Erfolg sich auf Erfolg häuft, je mehr ein Schritt weitere und immer weitere und größere zur Folge haben muß, je mehr Mitstrebende und Nachstrebende sich ihm als Führer anschließen und ihn auf diese Weise für sich in Anspruch nehmen, desto mehr muß er, um dieser seiner Aufgabe nicht untreu zu werden, dabei aushalten, auch wenn ihn später mitunter die Sehnsucht beschleicht, auch einmal auszuspannen und einen Ritt ins alte romantische Land oder die zahlreichen modernen Kulturprobleme zu tun. So war Viëtor durch die zunehmenden Aufgaben der „Reform" festgehalten, und er hielt es für seine Pflicht, durchzuhalten. Es gab ja andere genug, die vortrefflich alt- und mittelenglische Handschriften u. a. m. herausgaben oder literargeschichtliche und andere Untersuchungen anstellten, die Viëtor mit warmem Interesse verfolgte, und dabei immer mit dem in diesem Falle unberechtigt bescheidenen Gefühle, die andern könnten eigentlich alles besser wie er; in seiner freudigen Anerkennung fremder Verdienste tat er niemals jemand anderem Unrecht als nur sich selbst. Dazu kam die wirklich für eine menschliche Arbeitskraft auf die Dauer schier erdrückende Arbeitslast, die auf dem einzelnen Vertreter der englischen

Philologie — und auch der romanischen, wie seinerzeit der allzufrüh verstorbene treffliche Schneegans nachgewiesen — an preußischen Universitäten ruht. Vorlesungen, Seminare, Doktor- und Staatsexamensarbeiten in erdrückender Fülle! Und Viëtor machte es sich wahrlich nicht leicht. Vorlesungen und Übungen über alle Gebiete seines Faches von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Sprachgeschichte und Literaturgeschichte und Interpretation, Shakespeare, Addison, Milton, Browning, Ruskin u. a. m. wiesen die Vorlesungsverzeichnisse auf; auch da unterdrückte sein Pflichtgefühl gegenüber seinen Studenten jede persönliche Liebhaberei oder gar Erleichterung. Wie wenig Zeit blieb da für eigene Arbeiten! Wie Viëtor trotzdem noch so viel eigener Arbeit zu Stande gebracht, ist geradezu erstaunlich. All das muß gesagt werden, nicht als ob Viëtor etwa der Rechtfertigung bedürfte, daß er nicht mehr alt- und mittelenglische Texte u. a. m. herausgegeben, was auch andere konnten, sondern weil dadurch erst die edle Selbstverleugnung des Mannes ins rechte Licht gerückt erscheint, der es zu danken ist, daß er trotz alledem und trotz zartester Gesundheit sein eigentliches Lebenswerk so erfolgreich erfüllen konnte.

Über dies sein eigentliches Lebenswerk ist ja schon von berufenerer Feder das Wesentliche gesagt worden. Die *Reform* des neusprachlichen Unterrichts, die Viëtor bekanntlich 1882 mit seiner zunächst anonym erschienenen Streitschrift „*Quousque tandem.* Der Sprachunterricht muß umkehren“ ins Leben rief, lag in ihrem Ideenzusammenhange gewissermaßen in der Luft. Sie war ein notwendiges Ergebnis jener großen Bewegung in der Sprachwissenschaft, die gegenüber der alten Buchstabengrammatik und klassizistischen Dogmatik von Sprachrichtigkeit die *Physiologie* und *Psychologie* der Sprache in den Vordergrund der Untersuchung rückte, eine Bewegung, die wohl ihren entscheidendsten Anstoß von Wilhelm Scherers Buch *Zur Geschichte der deutschen Sprache*, 1868, 2. Aufl. 1878, erhielt, in England u. a. in Henry Sweets Abhandlung *Words, Logic, and Grammar*, 1876, ihren Ausdruck fand und von den sogenannten „Junggrammatikern“ bald auf der ganzen Linie aufgenommen wurde. Hermann Pauls *Prinzipien der Sprachgeschichte* erschienen zuerst 1880. Bei solchen Wandlungen in der wissenschaftlichen Betrachtungsweise ist es oft sehr schwer, ja unmöglich, zu sagen, von wem dieser oder jener Gedanke zuerst ausgesprochen oder richtiger: gedacht worden ist; häufig gehen Untersuchungen

und Äußerungen unabhängig voneinander und nebeneinander, und mancher wird in solchen Fällen die Erfahrung gemacht haben, daß er seine eigenen Gedanken unvermutet von andern ausgesprochen findet; daran liegt ja an sich auch weiter nicht viel, es ist vielmehr erfreulich und ein Beweis für die Bedeutung des Ausgesprochenen. Immerhin muß man aber hier Viëtor, der schon 1872 nach England gekommen war und Gelegenheit zur Betrachtung einer fremden Sprache in ihrer Heimat fand, und der auch bald als Lehrer praktische Erfahrungeu zu machen Anlaß hatte, eine gewisse Selbständigkeit und Originalität, wenn nicht Priorität zuerkennen, die dem bescheidenen Manne schon 1881 die Feder zu seinem *Quousque tandem* in die Hand drückte.

Dieser kühne erste Vorstoß sollte ihn freilich, wie oben gesagt, für sein Leben an diese eine große Aufgabe fesseln, die neue Richtung in der Sprachwissenschaft dem praktischen Schulunterricht dienstbar zu machen. Die beiden Gesichtspunkte, die hier in Frage kamen, der sprachphysiologische und der sprachpsychologische, regten aber zu gleicher Zeit so viele Probleme an, daß ein einzelner sie nicht alle zu gleicher Zeit in Angriff nehmen konnte. Viëtor griff zunächst die *sprachphysiologischen* Aufgaben in vollem Umfang an und beschränkte sich, was das Sprachpsychologische anlangt, im wesentlichen auf die praktischen Konsequenzen, die sich daraus für die Methode des Unterrichts ergaben; aber die Probleme der Forschung verfolgte er gleichwohl mit regem und kritischem Geiste bis zuletzt[1]). Schon 1880 hatte Viëtor eine „Zeitschrift für *Orthographie*, unparteiisches Zentralorgan für die orthographische Bewegung im In- und Auslande“ (später unter dem Titel: *Ztschr. f. Orthographie, Orthoepie und Sprachphysiologie*, Verlag von W. Werther

---

[1] Dafür ist eine seiner letzten brieflichen Äußerungen, die ich von ihm besitze, vom 7. Juni 1918 ein Beleg, und es ist vielleicht von Interesse, wenn ich die betreffende Stelle hier wörtlich mitteile; es handelte sich um meine Besprechung des geistvollen Schriftchens *Sprachpsychologische Studien* von Max Deutschbein, in der D. L. Z. 1918, 472ff.: „... wie ja auch das Schriftchen selbst viel Anregung bot. Immerhin kommt es mir vor, als ob diese sprachpsychologische Methode von der verkehrten Seite her käme. Sie tut so, als ob der Ideengehalt das vornherein Gegebene wäre, das sich in diesen und jenen Formen äußert — ich meine: der jetzige Ideengehalt in voller Entwicklung. Tatsächlich ist diese ‚Entwicklung‘ doch eben nur historisch zu fassen und ist mit der Entwicklung der Sprach*formen* Hand

in Rostock, 5 Bände 1880—1885) erscheinen lassen, einen Vorläufer der seit 1888 erschienenen *Phonetischen Studien,* die seit 1894 unter dem Titel „*Die Neueren Sprachen,* Zeitschrift für den neusprachlichen Unterricht“ weiterleben und zum eigentlichen Organ der Reform geworden sind.

Seine Erstlingsarbeit, „Die rheinfränkische Umgangssprache in und um Nassau“, Wiesbaden 1875, ist mir leider nicht zugänglich, aber dem Titel nach zu schließen verrät sie doch schon das Interesse für die *lebende* Sprache als Objekt der Beobachtung und Darstellung. So erkennt man auch unschwer in der Gründung der „Zeitschrift für Orthographie“ die auf die *Phonetik* hinzielende Tendenz. Dieser ist eines seiner namhaftesten wissenschaftlichen Werke, die *Elemente der Phonetik und Orthoepie des Deutschen, Englischen und Französischen mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Lehrpraxis,* Heilbronn, Henninger, 1884, gewidmet, das 1914/15 in sechster Auflage erschienen ist. (Der Titel wurde seit der 3. Aufl. 1894 zu Elem. d. Phon. d. Dtsch., Engl. u. Franz. vereinfacht.) Ich nenne das Buch absichtlich ein *wissenschaftliches,* weil der bescheidene Titel und die praktische Tendenz leicht zu einem Mißverständnisse verleiten können. Auch die erste Auflage mit ihren 271 Seiten (gegen 424 der sechsten) zeigt die *geschichtliche* Betrachtungsweise, ohne die jede Darstellung sprachlicher Erscheinungen mehr oder weniger in der Luft schwebt, und es ist methodologisch interessant, mit diesem Buche Viëtors aus dem Jahre 1884 ein in seiner Art ebenfalls vortreffliches Werk aus allerjüngster Zeit, *An Outline of English Phonetics* von *Daniel Jones,* Leipzig-Berlin, B. G. Teubner (o. J., ?1917) zu vergleichen, dem aus dem Mangel geschichtlichen Blickes eine Menge unnötiger Schwierigkeiten und Mißverständlichkeiten erwachsen. Schon die erste Auflage ist methodologisch vorbildlich durch die Heranziehung der älteren Grammatikerzeugnisse, und wenn Josef Seemüller seinerzeit in seiner lehrreichen Anzeige von ihr sagte, sie sei „zugleich Lehr- und Nachschlagebuch, meines Erachtens

---

in Hand gegangen; und diese letzteren bilden m. E. eine festere Unterlage für die Betrachtung als ihre Erfüllung mit Ideen. Es wird da vieles in die Sprache hineingeheimnist.“ Aber in die Sprachpsychologie hinein dürfte doch auch Viëtors hübsche Studie über *Statik und Kinematik im englischen Lautwandel,* Festgabe der Universität Marburg zur 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, Marburg, J. G. Koch, 1913, gehören.

noch brauchbarer in dieser Eigenschaft als in jener", so gilt dies von den späteren Auflagen in zunehmendem Maße, denn sie bringen das Quellenmaterial für eine Lautgeschichte des Deutschen, Englischen und Französischen in einer Reichhaltigkeit, wie man sie bei dem bescheidenen Titel nicht erwarten sollte.

Begreiflicherweise brachte es das neu übernommene Lehramt der englischen Philologie mit sich, daß Viëtor sich mehr und mehr den *englischen* Problemen zuwandte, und so bedeutete die kleine Festschrift zum ersten „Neuphilologentag" zu Hannover *Die Aussprache des Englischen nach den deutsch-englischen Grammatiken vor 1750*, Marburg 1886[1], ein Programm, das zur Weiterarbeit auf diesem Gebiete bis in unsere Tage Anregung gab, der wir sodann die wichtigsten Untersuchungen der frühneuenglischen Lautlehre zu danken hatten. Diese Studien führten Viëtor selbst zu einer Darstellung der Aussprache Shakespeares, die ihm vielleicht auch seine Shakespeare-Reprints nahegelegt hatten, *Shakespeare's Pronunciation* in zwei Teilen: *A Shakespeare Phonology with a Rime-Index to the Poems as a Pronouncing Vocabulary* und *A Shakespeare Reader iu the Old Spelling and with a Phonetic Transcription*, Marburg i. H., London, New York 1906. Ist an sich der Reimindex schon eine unschätzbare Grundlage jeder weiteren Untersuchung, so enthält die eingehende systematische Darstellung der Lautlehre einen der wertvollsten Beiträge zur historischen neuenglischen Grammatik, gleich wertvoll in der kritischen Verarbeitung der reichen einschlägigen Literatur, wie in der vorbildlichen Knappheit der Darstellung, die auf diesem Gebiete bei manchen anderen leider vielfach zu vermissen ist. Viëtors wissenschaftliche Eigenart, mit eigenen Einfällen und Theorien möglichst zurückzuhalten, dafür aber die aus den Quellen zu schöpfenden Tatsachen sauber herauszuschälen und für sich sprechen zu lassen, bewährt sich da aufs beste. Man wird ja vielleicht mit Recht Viëtors Wiedergabe der Shakespeareschen Aussprache für etwas konservativ oder archaisch, weil wesentlich auf die Reime gestützt, halten; aber für irgendeine Norm mußte er sich entscheiden, und die strittigen Probleme werden in der *Phonology* mit eingehender Heranziehung der einschlägigen Literatur erörtert. So kann sich jeder danach

[1] Wozu man noch Viëtors Aufsatz im 10. Bd. der Engl. Studien, S. 361 ff., über die älteste deutsch-engliche und englisch-deutsche Grammatik 1686—87 von H. Offelen vergleiche.

selbst sein Urteil bilden. Diese echt philologische Behandlungsweise charakterisiert ja auch seine *Shakespeare-Reprints*, besonders seine mustergültige Hamletausgabe. Noch in jüngster Zeit hat Viëtor seinen grundsätzlichen Standpunkt in der Frage, wie man Texte herausgeben solle, bei Anlaß seiner Besprechung von Björkmans *Morte Arthure*-Ausgabe im Beiblatt zur *Anglia*, 29, 129 ff. vom Mai 1918, mit Bezugnahme auf seinen Abdruck der *Bone Florence of Rome* (1893) dargelegt, und ich glaube, man wird ihm da je länger desto mehr beistimmen. Methodengeschichtlich scheint mir hier, wenn man an die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und das heißt die Anfänge unserer anglistischen Spezialwissenschaft, zurückdenkt, ein charakteristischer Unterschied zwischen deutscher spekulativer und englischer empiristischer Betrachtungsweise vorzuliegen, wobei ich nicht anstehe, den Engländern mich anzuschließen. Ich erinnere an die bezeichnende Äußerung Sweets in seiner Ausgabe der *Cura Pastoralis* (1877), Preface p. VII. 'All alteration in the text of a MS., however plausible and clever, is nothing else but a sophistication of the evidence at its fountain-head: however imperfect the information conveyed by the old scribe may be, it is still the only information we have, and, as such, ought to be made generally accessible in a reliable form.' Natürlich ist die Aufgabe des Philologen mit der Herstellung eines diplomatischen Abdrucks nicht zu Ende, sie hat nach dieser unerläßlichen Vorarbeit erst eigentlich zu beginnen — und dasselbe gilt für alte Drucke wie für Handschriften —, jedoch unsere landläufigen kritisch hergestellten Texte sind auch erst nur ein Provisorium, zudem ein recht unvollkommenes, wenn die vom Herausgeber zu ergründende Aussprache nicht auch veranschaulicht wird. Von diesem Gesichtspunkte sind die Shakespeare-Texte in Viëtors Shakespeare-Reader das heute erreichbare Ideal einer Ausgabe: auf der einen Seite die diplomatisch getreue Wiedergabe des Originals, auf der gegenüberliegenden die vom Herausgeber ermittelte Aussprache, wozu durch seine Interpunktion und etwaige Korrekturen und Konjekturen auch noch seine Auffassung von der durch mangelhafte Überlieferung verdunkelten ursprünglichen Gestalt des Textes geboten werden kann. Die diplomatische Wiedergabe der Überlieferung kann so für alle Zeiten bleiben und ihre Gültigkeit haben, die von ihm gegenübergestellte kritische Herstellung kann schon heute in diesem oder jenem Punkte von andern Forschern in ihrer Überzeugungskraft an-

gezweifelt werden und wird dies höchstwahrscheinlich mit dem Fortschritte unserer Erkenntnis im Laufe der Zeiten noch mehr werden, aber sie ist und will eben auch nichts anderes sein als des Herausgebers *zeitlich bedingte* Auffassung. Natürlich haben praktische Erwägungen der Möglichkeit, seinen Text gedruckt zu bekommen, und der relativen Wichtigkeit des Textes ihre Berechtigung. Man wird z. B. die 20000 Verse des Orrmulum oder die 24000 Verse des Cursor Mundi oder den ganzen Lydgate u. a. m. nicht alle mit phonetischem Gegenüber abdrucken, sondern sich auf Proben beschränken und Bemerkenswertes in Anmerkungen oder Glossar verzeichnen können, und es ist gewiß richtig, umfangreiche Texte von vorwiegend *inhaltlichem* Interesse ihrem vollständigen Inhalt nach leicht lesbar herzustellen; aber der Grundsatz wird dadurch nicht berührt, und von einer großen Anzahl mittelenglischer und frühneuenglischer Texte wäre es viel nützlicher gewesen, sie wenigstens *einmal* in diplomatischer Wiedergabe als nur in einem hergestellten Texte zu veröffentlichen.

Der Grundsatz, vor allem die Überlieferung kritisch zu prüfen, und das heißt hier zunächst den möglichen und wahrscheinlichen Lautwert der Buchstaben und Schreibungen, wie weit traditionelle, wie weit phonetische Tendenz, wie weit ein Kompromiß zwischen beiden vorliege, muß auch heute noch oft in Erinnerung gebracht werden! Diesem streng philologischen Bestreben, vor allem das Quellenmaterial für die Forschung sauber beizuschaffen, entsprangen auch Viëtors Veröffentlichungen aus den Überresten der englischen Runen: *Die Nordhumbrischen Runensteine.* Beiträge zur Textkritik, Grammatik und Glossar. Mit einer Übersichtskarte und 7 Tafeln in Lichtdruck. Marburg i. H., N. G. Elwert, 1895 (s. darüber Bülbring, Beiblatt zur *Anglia*, 9, 65—78, Juli-August 1898, Kluge, *Engl. Stud.* 24, 83 f.) und *Das Angelsächsische Runenkästchen* aus Auzon bei Clermont-Ferrand. Fünf Tafeln in Lichtdruck mit erklärendem Text. Heft 1: Tafeln. Heft 2: Text. Marburg i. H., N. G. Elwert, 1901, das sogenannte Franks Casket (s. darüber u. a. Binz, Literaturbl. f. g. u. r. Phil. 1904, Bd. 25, S. 152—6). Zu einem vollständigen *Corpus* der englischen Runen, das man von Viëtor erhoffte, ist es zwar nicht mehr gekommen, aber noch im letzten Juni beschäftigte ihn „eine neue Ausgabe (Texte, Grammatik und Glossar) der ältesten englischen Denkmäler“, die er 'dem Andenken seines in Flandern gefallenen Sohnes Alwin widmen wollte.

Wenn der Beruf als Vertreter der englischen Philologie Viëtor auch begreiflicherweise immer mehr an das Englische fesselte, ließ er die orthographisch-orthoepischen Interessen seiner Jugendzeit für das *Deutsche* doch nicht aus den Augen, und seine einschlägigen Arbeiten, die u. a. in der kleinen Broschüre *Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren?* (zuerst 1893, Marburg, Elwert, 6. Aufl. 1906) oder *Die Aussprache des Schriftdeutschen* (Leipzig, Reisland, 8. Aufl. 1911), *Die deutschen Lesebücher in Lautschrift* u. a. m. sich auch an ein größeres Publikum wandten, gipfelten schließlich in dem wertvollen *Deutschen Aussprachewörterbuch,* Leipzig, Reisland, 1912.

Mit diesen wissenschaftlichen Hauptwerken Viëtors war seine wissenschaftliche Wirksamkeit auch literarisch insofern keineswegs erschöpft, als sie sich in den Anregungen zu Arbeiten anderer entscheidend dokumentierte. Man möchte das gern für die *Spezialwissenschaft der Phonetik* Wort haben, wenn sich dieses Stiefkind unserer deutschen Universitäten heute irgendwie fassen ließe, d. h. wenn hier wissenschaftliche und praktische Arbeit systematisch geleitet und unter Dach und Fach gebracht würde. Das ist aber solange unmöglich, als die Phonetik an unseren Universitäten dem *Zufall* überlassen bleibt, ob gerade ein Vertreter der deutschen, der englischen, der romanischen Philologie oder der vergleichenden oder allgemeinen Sprachwissenschaft dafür so nebenher Interesse, Befähigung, Zeit und Lust hat oder nicht. Dieses Nebenher ist aber der Hemmschuh für jede Kontinuität in der Ausbildung einer wissenschaftlichen Schule; sie führt zu Ansätzen, die aber immer wieder unterbrochen werden; sie kann daher auch im allgemeinen sprachwissenschaftlichen Lehrbetrieb unserer Universitäten nur geringen sicheren Fortschritt bringen, was umso bedauerlicher ist, als unsere Lehramts-Prüfungsvorschriften doch phonetische Studien voraussetzen. Umso höher muß man da Viëtors Einfluß einschätzen, dem es trotzdem gelungen ist, die Kenntnisse und das Interesse für Phonetik in einem Maße zu verbreiten, wie es außer ihm wohl nur Ed. Sievers gelungen sein dürfte. Wer sich an die Fähigkeit — oder Unfähigkeit — der meisten Lehrer der fremden Sprachen an unseren höheren Schulen, die lebende Sprache lautrichtig und idiomatisch zu sprechen und zu lehren, wie sie vor 30—40 Jahren vorherrschte, noch erinnert, der kann den gewaltigen Fortschritt bestätigen, den ein großer Teil unserer Lehrerschaft seither gemacht; und abgesehen von der großen

Zahl, die in Marburg selbst studiert, hat der mittelbare Einfluß Viëtors auch die übrigen angeregt, ermutigt, ja genötigt, lautlichen Dingen ihre intensive Aufmerksamkeit zu schenken. Aber nicht weniger zeigte sich Viëtors Einwirkung auf die phonetische Forschung. Er hat Schüler angeregt, die trotz aller Ungunst der Verhältnisse der Phonetik die rückhaltslose Anerkennung aller ernsten Sprachforschung gebracht haben, von denen hier nur *Ernst A. Meyer* in Stockholm genannt sei. Das ist weit mehr als Vermittlung elementarer Kenntnisse „für die Praxis" im Dienste praktischer Sprachmeisterei, und es hieße die bleibende Bedeutung Viëtors in der Geschichte der Sprachwissenschaft übel verkennen, wenn man ihn nach den von der Schulpraxis geforderten praktischen Hilfsmitteln, Lauttafeln u. dgl. m. einschätzen wollte. So wie seine Zeitschrift *Phonetische Studien* auch unter dem neuen Namen *Die Neueren Sprachen* das gegebene Organ für phonetische Forschung war, während nun das Internationale Zentralblatt für experimentelle Phonetik „Vox", das Viëtor selbst mit einem Einführungswort eröffnete, dieser Aufgabe dienen soll, so kommen auch die von ihm herausgegebenen *Skizzen lebender Sprachen* (bisher Nordenglisch, Portugiesisch, Holländisch, Italienisch) der phonetischen Forschung zugute. Dasselbe muß man von den sorgfältigen und mühevollen Neuausgaben der seinerzeit von Viëtor angeregten phonetischen Bücher der leider früh verstorbenen Miß *Laura Soames* sagen (*Introduction to English, French & German Phonetics, The Teacher's Manual* in zwei Teilen, die er selbst nach dem Tode seiner verdienstvollen Schülerin auf sich nahm. Es ist wahrlich eine Fülle hingebungsvoller Arbeit und Anregung, bei der man staunen muß, wie ein einzelner sie neben seinem aufreibenden Lehrberufe allein bewältigen konnte.

So sehr Viëtor in den Hauptpunkten seiner wissenschaftlichen Interessen und sprachunterrichtsreformatorischen Ideen seine persönliche Überzeugung stets ebenso sachlich wie offen vertrat, so sehr hielt ihn seine persönliche Bescheidenheit, Güte und Milde davon zurück, in den verschiedenen Gebieten seines Berufsfaches der englischen Philologie seine Auffassungen möglichst geltend zu machen und durchzusetzen, d. h. das, was man „Schule machen" nennt. Er stellte seine Thesen hin, begründete sie durch gewissenhafte, gründliche Darlegung seiner Quellen und überließ es nun den anderen, sich dazu zu stellen. Es scheint mir, als hätte er es geradezu peinlich vermieden, seine

persönlichen Schüler als solche für sich in Anspruch zu nehmen. Die stattliche Reihe der *Marburger Studien zur englischen Philologie* (Marburg, N. G. Elwert, 1901 ff.), die doch offensichtlich auf seine Anregungen und Anleitungen zurückgingen, erschienen ohne seinen Namen als Herausgeber. Man konnte wohl auch manchmal im persönlichen, mündlichen oder brieflichen Verkehr den Eindruck haben, als hätte er über diese oder jene Frage keine eigene Meinung; pflegte er doch von sich selbst nur zu häufig zu sagen, dies oder das läge ihm nicht; in Wahrheit war dies eben auch nur seine Ehrlichkeit und Bescheidenheit; er kannte die Probleme wohl und das Für und Wider; wenn er aber über etwas nicht gerade zu einer bestimmten Entscheidung gekommen war, hielt er sich zurück und ließ lieber andern das Wort. Daß lange Zeit hindurch manche den so schlicht bescheidenen Mann nicht in seiner wirklichen Bedeutung erkannten, gereicht freilich ihm selbst nicht zur Unehre.

Wenn man das wissenschaftliche Lebenswerk Wilhelm Viëtors überblickt, so finden wir da keine Fülle geistvoller Hypothesen und Versuche, über die schon die nächste Generation zur Tagesordnung übergeht, wohl aber eine Reihe grundlegender und für die Dauer bestimmter Arbeiten und Vorarbeiten, auf denen künftige Geschlechter weiterbauen; jedoch den tiefen und weiten Segen, der von dieser vornehmen und dabei so selbstlos bescheidenen Persönlichkeit ausgegangen ist, den wird man erst, und je länger je mehr, so recht empfinden, nachdem der zu früh Vollendete von uns gegangen ist.

Cöln. A. Schröer.

ZUR PHONETIK DER VOKALE.

Natura artis magistra.

Die Ansicht, daß die Vokale [i], [e] und [ä] mit zurückgezogenen Lippen ausgesprochen werden müssen, herrscht mit der Selbstverständlichkeit eines Dogmas, so daß es unerhört erscheint daran zu rütteln. Und doch — sobald höhere Interessen, nämlich die Verwendung der Sprache in der Rede- und Gesangs*kunst* sowie die Gesundheit des Kehlkopfes in Betracht kommen, wird jene altherkömmliche und allgemein geteilte Anschauung von keiner geringeren Seite als von der Natur selbst und ihren Gesetzen verworfen.

Der gottbegnadete Hermann von Helmholtz hat in seiner „Lehre von den Tonempfindungen" (1862) festgestellt, daß der Klangcharakter der Musikinstrumente, je nach ihrer Materialbeschaffenheit und Formung sowie nach der Art der Tonerzeugung durch Blasen, Streichen, Schlagen etc., auf der Verschiedenheit der Obertöne beruht, die das betreffende Instrument dem jeweilig angegebenen Hauptton mitzugeben vermag. Eine akustisch volle und weittragende, ästhetisch angenehme (weiche, satte) Klangfarbe tritt dann ein, wenn die Obertöne der doppelten (Oktav), dreifachen (Quint), vierfachen (nächste Oktav), fünffachen (nächste Terz) Schwingungszahlen des Haupttones in stetig abnehmender Stärke vorhanden sind. Mit anderen Worten: ein akustisch und ästhetisch volkommener Klang muß sich zusammensetzen aus Einzeltönen (von stetig abnehmender Stärke), deren Schwingungszahlen eine arithmetische Reihe mit dem Anfangsglied „n" und der Reihendifferenz „n" bilden, also:

$$\underbrace{n}_{\text{Hauptton}} + \underbrace{(n+n)}_{\text{Oktav}} + \underbrace{(n+n+n)}_{\text{Quint}} + \underbrace{(n+n+n+n)}_{\text{Oktav}} + \underbrace{\ldots\ldots}_{\text{Terz}\ \ldots\ldots}$$

Die Musik nennt diese Reihe die absolute Konsonanz, was natürlich mit dem *sprachlichen* terminus „Konsonant" nichts zu tun hat.

Tritt in dieser Reihe bei der Erzeugung eines Klanges eine Lücke ein, fehlt besonders das 2. und 3. Glied, dann wird der Klang qualitativ schlechter: dünn, flach, schmetternd (Trompete), schrill, gellend, kreischend (Bänkelsängerinnen: es sei gestattet darauf gleich hier vorwegnehmend hinzuweisen).

Die Anwendung dieser einer wissenschaftlichen Gewißheit praktisch gleichkommenden Theorie auf die menschliche Stimme ist nach jahrzehntelanger Bemühung um die Sache einer Dame (Frau Weber-Bell, jetzt in Frankfurt a. M.) gelungen. Sie erfand einen aus Stimmgabeln bestehenden Apparat, der einen gesprochenen oder gesungenen Klang in seine Bestandteile zerlegt. Sind die oben erwähnten, zur Vollkommenheit nötigen Obertöne vorhanden, dann geraten die betreffenden Stimmgabeln in Schwingung und vermitteln vermöge eines telephonischen Anschlusses ihren Ton dem Ohr des horchenden Beobachters. Für fehlende Obertöne aber gibt das Telephon keine Antwort, da die betreffende Stimmgabel unerbittlich schweigt. Die Klangwiedergabe selbst ist dann von dem kontrollierenden Apparat als akustisch und ästhetisch minderwertig gekennzeichnet und,

wenigstens für das Gebiet der Kunst, als nicht daseinsberechtigt abgelehnt, verworfen.

Nun zeigt es sich, daß dieser Apparat sein mißbilligendes Schweigen bei der *herkömmlichen* Aussprache der Vokale beobachtet, was besonders bei [i] und [e] von einschneidender Bedeutung wird. Der technische Klangrichter, in dem sich akustische Naturgesetze verkörpern, dem also schlechterdings nicht widersprochen werden kann, „reagiert" nicht auf die übliche Art der Vokalerzeugung, er schweigt z. B. bei [e] oder [i], wenn sie mit zurückgezogenen Lippen gesprochen werden. Der Klangcharakter dieser so gewonnenen Vokallaute ist flach, dünn, leer, spitzig: die wesentlichen Obertöne fehlen. Kein Zweifel, daß die Kunst, rednerische wie gesangliche, diese Art der Vokalgebung ablehnen muß (leider hat es allerdings mit der Erkenntnis dieses Punktes in der Theorie und Praxis der Kunstprache und ganz besonders des Gesanges noch seine guten Wege!). Die Sprache als gewöhnliches Verkehrsmittel allerdings bedient sich derselben Phonetik, die zur Belehrung Taubstummer angebracht erscheint. Die für sie geltenden Regeln sind von der wissenschaftlichen Sprachbeobachtung als bindend angenommen worden. Aber das soll uns nicht hindern, diese resonanzlose Vokalgebung als unvollkommen, klanglich kümmerlich, im Grunde unschön und, wie unten noch auszuführen sein wird, für den Kehlkopf anstrengend zu bezeichnen. Ihr gegenüber dürfte diejenige Methode der Vokalbildung, welche unter der Kontrolle und mit Billigung der Naturgesetze vor sich geht, als *höhere Phonetik* anzusprechen sein.

Was verlangt nun aber jene von menschlicher Willkür unabhängige, unbeugsam strenge Kontrollinstanz. und welche Wirkung wird unter ihrer Aufsicht erzielt? Da der Klangzerlegungsapparat keine positive Anleitung zum Sprechen und Singen bieten kann, so galt es für die Erfinderin, auf dem Wege des Ausprobierens die Art der Vokalsetzung zu finden, welcher der technische Richter sein Placet erteilt, indem er die Obertöne der absoluten Konsonanz — ich möchte sagen: freudig bejahend — erklingen läßt. Die zahlreichen Tastversuche haben nun zu dem überraschenden Ergebnis geführt, daß *sämtliche Vokale mit o-förmiger Lippenstellung gesprochen werden müssen* und daß außerdem der Zungenstellung und Atmung besondere Aufmerksamkeit zu widmen ist. Die Lippen sind also bei jedem Vokal trichterförmig nach vorne zu schieben; der Unterkiefer

ist tief zu senken und die Unterlippe mehr als beim gewohnheitsmäßigen Sprechen nach außen zu wölben. Ausgehend von dem Worte „hold“, das infolge des fast geräuschlosen Stimmansatzes am geeignetsten erscheint, versuche man mit möglichst wenig veränderter Lippen- und Zungenstellung „Huld“, „Hölle“ und „Höhle“ zu sprechen, dann „hält“, „Held“, „hüllt“ und „Hild“(-egard). Es ist bei der Aussprache nötig, sich den Laut scharf vorzustellen und in Anbetracht der ungewohnten Mundstellung den Willen zur Betätigung des Lautes umso mehr anzuspannen. Die Vokale erhalten durchweg „Brustresonanz“, um mich eines üblichen, aber schiefen Ausdrucks zu bedienen, sie werden voller, satter, runder, weicher und etwas dunkler gefärbt. Denn die absolute Konsonanz verträgt sich nicht mit breiten, flachen, spitzigen und nicht mit solchen hellen Lauten, die zugleich leer klingen. Man erinnere sich, daß auch der volle, warme Schlag der Nachtigall keine zwitschernde, sondern dunkel flötende Klangfarbe hat. — Ausgeschlossen sind also das „spitzige“ [i] und das „helle“ [u]; eher noch gelingt es, das leichte [a] der Franzosen in »il a«, des Münchners in „Pasing“ oder „fader Kerl“ resonanzhaltig im Sinne der absoluten Konsonanz herauszubringen, obwohl es schwierig ist, zwischer [ä] und [a] noch ein Mitteldling unter Wahrung jener arithmetisch stetigen Reihe mitschwingender Obertöne stimmlich darzustellen.

Für die übrigen Vokallaute gilt folgendes: Die offenen und geschlossenen Laute rücken sich durchweg gegenseitig zugunsten einer gemeinsamen Mittellinie etwas näher, fallen jedoch nicht zusammen.

Der Normallaut [o], an sich weder geschlossen noch offen, jedoch einer Differenzierung in diesem Sinne sehr wohl fähig, hat jede Anlehnung an die [u] und [o] der Gewohnheitssprache zu vermeiden. Ihm gegenüber klingt das herkömmliche „rot“ oder „Hut“ dünn, „Rotte“ oder „corps“ breit verhallend. Mit tief herabgezogenem Unterkiefer und trichterförmig gestülpten Lippen gesprochen, erhält der o-Laut einen Klangcharakter, wie wenn er so recht „von Herzen“ käme.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem resonanzgerechten [u], [ü] und [ö].

Das [e] in „Reh“ und „Held“ klingt gehaltvoller und tiefer als das geschlossene [e] der zähnefletschenden Gewohnheitsaussprache. Es ist schlechterdings unmöglich, den neuen Laut durch Beschreibung zu erklären. Von [ö] klanglich durchaus

verschieden, hat er mit diesem die runde Form der Aussprache gemein.

Das [ö] rückt, wie oben erwähnt, dem [e] näher, ohne jedoch mit ihm zusammenzufallen.

Das [i] hat trotz einer vollen, abgerundeten und schwereren Aussprache nichts zu tun mit [ü]. Vom i-Laut des Taubstummenvokalismus unterscheidet es sich etwa so wie der Ton einer Stimmgabel, die auf einen Resonanzboden gesetzt wird, nachdem sie zuerst, frei in der Luft gehalten, dünn und schwach geklungen hat.

Am schwierigsten ist das [a] zu bilden. Bei o-förmiger Mundstellung gedacht und gesprochen klingt es etwas dunkler als das mit weit geöffnetem oder lachendem Munde erzeugte flache [a] der Gewohnheitssprache. Man versuche in dem Liede „Wie lieblich schallt durch Busch und Wald des Waldhorns süßer Klang" besonders die Reimwörter recht weich und sozusagen gütig zu singen, dann wird man vielleicht am ersten dem hier gemeinten Klang nahekommen.

Die Bildung der Nasenlaute und Diphthonge erfolgt ohne weitere Schwierigkeiten auf Grund der Mund- und Einzelvokale.

Nun sehe ich manchen Kollegen bedenklich den Kopf schütteln, „Das wäre ja der Umsturz in allem, was bisher richtige Mundstellung hieß! *Caveant consules!* Es besteht die Gefahr einer Abschwächung charakteristischer Lautunterschiede!" . . . In der Tat bedeutet es keine geringe Ketzerei, einer (fast) einheitlichen Mundstellung für die Aussprache aller Vokale das Wort zu reden. Aber es gibt hier eben *zwei* Wege. Die *Gewohnheits*sprache, die wir sprechen „so wie uns der Schnabel gewachsen ist", d. h. nach Bedingungen, denen wir — ganz abgesehen von individuellen Eigentümlichkeiten —, als Angehörige einer gewissen Volks- und Gaugemeinschaft und als Erben ihrer überlieferten Herdengewohnheiten unterstellt sind, oder nach jenen allgemeinen Regeln, die der Vielheit von nationalen und provinziellen Sprechüberlieferungen gemeinsam zugrunde liegen (allgemeine Phonetik), mit einem Wort: nach einer zur großartigen, altehrwürdigen Mode erstarkten Willkür des Menschen, nicht nach allgemeineren Naturgesetzen — diese Gewohnheitssprache hat in der Bildung ihrer Vokallaute nur auf *Differenzierung* Gewicht gelegt, hat die von der phonetischen Wissenschaft nachträglich beobachteten Unterschiede herausgebildet. Aber sie hat dabei akustisch nur einseitig — lediglich nach

den Gesichtspunkten der Deutlichkeit und einer durchschnittlichen Vernehmbarkeit — verfahren, *auf musikalisch-ästhetische Lautgestaltung aber fast gar nicht und auf die Hygiene der Sprechorgane überhaupt keine Rücksicht genommen.* Zur akustischen Vollwertigkeit gehört nun aber vor allem auch die Tragfähigkeit des gesprochenen Wortes, eine Eigenschaft, die bekanntlich trotz größter Anstrengung des Kehlkopfs bei der herkömmlichen Lautbildung sich meist nur unvollkommen einstellen will; an eine ästhetisch gestaltete Sprache aber — hier handelt es sich um musikalische Ästhetik — muß man den Anspruch stellen, daß sie nicht nur schrille, krähende, kreischende, krächzende, „pelzige und knödelnde" Töne zu vermeiden weiß, sondern auch schon leeren, flachen Schall durch vollen Klang, spitzige und dünne Laute durch runde, ergiebige Tongebung, harte Geradlinigkeit durch weiche Biegsamkeit des stimmlichen Ausdrucks zu ersetzen versteht. Das Geheimnis einer solchen Sprachbehandlung liegt in der Beschickung der Stimme mit den Obertönen lückenlos fortschreitender Schwingungszahlen. Denn

1. nur diese Obertöne verleihen der Stimme[1] den vollen, runden, satten, weichen Klang (ästhetisches Moment);

2. diese volle, klanggesättigte Stimmgebung ist zugleich die weittragendste, vermag mit geringstem Kraftaufwand die größtmögliche Wirkung zu erzielen (akustisches Moment). Inwiefern dies? Weil die *Fülle* des Klangs[2] notwendigerweise Hand in Hand geht mit seiner *Freiheit*, seiner ungeschmälerten Herausgabe. „Freie Stimme" aber ist undenkbar ohne Freiheit des Kehlkopfes, nämlich ohne dessen Freiheit vom Druck irgendwelcher Muskeln um ihn her. Ein durch Muskeldruck nicht behinderter Kehlkopf vermag eine ungehemmte und deswegen „tragende" Stimme in die Welt zu senden. Noch mehr: eine solche freigeborene Stimme ist unter allen möglichen Arten der Stimmerzeugung die weitesttragende. *Bei der gewohnheitsmäßigen*

---

[1] Wir sind gewohnt, das Wort „Stimme" beinahe im Sinne eines Konkretums zu gebrauchen. „Stimme" ist aber nichts weiter als ein bestimmter Gebrauch, den wir vom Atem machen. „Stimme" kann man nicht „haben", sondern nur „bilden"; anstatt zu sagen: er *hat* eine gute Stimme, sollte man sagen: er versteht es gut, sich Stimme zu *geben* oder Stimme zu *bilden*, den schwingenden Atem richtig zu behandeln.

[2] Klang ist eine Summe von Tönen; Ton ist die musikalische Einheit.

Sprachbetätigung arbeitet nun aber der Kehlkopf nicht oder nur teil- und stellenweise frei. Die für ihn wünschenswerte lockere Lage tritt nämlich in dem Grade mehr und mehr ein, als der Unterkiefer zwanglos nach unten klappt, bis das Gelenk des Jochbeins (vor der Mitte des Ohres) knackt[1]. Die ideale Bereitschaftsstellung wäre also gegeben bei völliger Entspannung der in Betracht kommenden Muskeln. Lediglich zur Veranschaulichung könnte man hier an Tote erinnern, deren Unterkiefer, von keinem Willen mehr gehalten, rein infolge der Schwerkraft herabfällt. — Die Unfreiheit des Kehlkopfes beim gewöhnlichen Sprechen kommt uns freilich nicht zum Bewußtsein, solange uns die beteiligten Muskeln nicht etwa Schmerzen verursachen. Aber durch Rückschluß *verstehen* lernen wir die hierbei auftretenden Vorgänge, wenn uns erst einmal durch das Experiment die Augen — in diesem Fall die Ohren — darüber geöffnet sind, was ein guter und was ein schlechter Klang ist, welche physikalischen Bedingungen dahinter stecken und welche Schlüsse und *Ent*schlüsse daraufhin in physiologischer Beziehung gezogen bzw. gefaßt werden müssen. Man sage nicht: Guten und schlechten Klang vermag das Ohr an sich zu beurteilen! Das Ohr erkennt nur die *groben* Unterschiede, versagt aber meist schon bei der Frage, ob ein gegebener Stimmton auch gut im Sinne von „frei gebildet" ist. Überhaupt ist das „Ohr" ein nur sehr relativer Begriff! Das Hörvermögen müßte, um einigermaßen urteilsfähig zu sein, erst gebildet werden und eine *gründliche* und *rasche* Erziehung in diesen Dingen ist eben nur möglich durch die schlagenden Tatsachen des physikalischen Experiments, durch die wissenschaftliche Klanguntersuchung, d. h. Klangzerlegung.

Es verlohnt sich, zu fragen, wie es denn mit der Tragfähigkeit der *gewohnheitsmäßig* gebildeten Laute bestellt ist. — Eine politische Versammlung. Der Saal ist dicht besetzt. Ein Redner tritt auf; man weiß von ihm, daß er seine Sache beherrscht und daß er inhaltlich und stilistisch Bedeutendes zu leisten pflegt; aber o weh! der Mann hat „keine Stimme"! Nur die Nächstsitzenden hören ihn und vergeblich bemüht sich der Sprecher, dem „Lauter! lauter!" der Menge gerecht zu werden,

[1] Dahin zielende Übungen sind sehr zu empfehlen; man lege den Finger an die Gelenkstelle, um das Knacken zu spüren. Keine Angst! es passiert nichts!

ndem er in den höchsten Tonlagen seinem armen, zusammengeschnürten Kehlkopf die „weittragende“ Stimme abzuringen sucht. Weniger wäre hier mehr. Ein körperlicher Schmerz ist es, einem solchen Redner zuzuhören. Sagt man ihm aber: Sie könnten das besser machen! dann erhält man einen verwunderten Blick und die verblüffte Frage: Wieso denn?! Ich habe nun einmal keine Stimme! — O Irrtum! Man lerne eben die richtige Stimme bilden! Man lerne die Vokallaute so hervorzubringen, daß die gewünschte Wirkung erreicht wird! Es sollte nachgerade zur allgemeinen Bildung gehören, daß jeder Mensch neben seiner herkömmlichen Artikulation, mag sie auch in der bisher üblichen Weise phonetisch geschult sein, noch eine andere kunstgerechte Lautbildung erlernte. Warum wird in Deutschland — übrigens auch in den andern Ländern — ex officio ein Punkt sträflich vernachlässigt, der doch schon praktisch von allergrößter Wichtigkeit ist für solche, deren Beruf die Kraft der Rede erfordert?

Kurz soll nur erwähnt werden, daß es neben dem „Schreien“ noch ein anderes harmloseres, aber weitaus unschöneres Mittel gibt, sich „vernehmlich“ zu machen: das Näseln. Dieses Surrogat einer kräftigen Stimme ist beliebt bei gewissen Offizieren und Schulmonarchen, die empirisch gefunden haben, daß das 'nasal twang' den dünnen Ton über die Köpfe hinwegbugsiert — freilich dies nur bis zu einer engen Grenze der räumlichen Ausdehnung.

Die bisher allein anerkannte Phonetik beschreibt und erklärt lediglich die historisch gewordene, auf Willkür und Herkommen beruhende Sprache des Menschen, erscheint also *sekundärer* Art; ein auf die Gesetzmäßigkeit der absoluten Konsonanz gegründeter Vokalismus indessen darf sich auf ein ursprünglicheres, nach menschlichem Ermessen wohl schlechthin *primäres* Prinzip berufen. Er ist von älterem Adel. Da ferner in ihm zu der schallunterscheidenden die qualitativ gestaltende Aussprache tritt, so ist er in seinen Zielleistungen vollkommener und reicher als die rein differenzierende Vokallehre und darf somit ihr gegenüber auf den Namen „höhere Phonetik“ Anspruch erheben, selbst wenn bei ihm minderwertige und grelle Vokalschattierungen ausscheiden müssen. Eine Gleichstellung der Selbstlaute bezüglich ihres klanglichen Wertes verlangt eben als physikalisches Korrelat ein Einschwenken der mathematischen Schwingungskurven der einzelnen Vokallaute nach einer mitt

leren, resonanzverbürgenden Linie und somit eine Milderung schroffer Tonwellenführung. In einem harmonisch angelegten Vokalsystem haben sich die Einzellaute nicht zentrifugal, sondern zentripetal zu verhalten. Die Anforderungen der absoluten Konsonanz können nun aber, nach Ausweis des Experimentes mittels des Weber-Bellschen Apparates, nur bei o-förmiger Mundstellung erfüllt werden. Daran ist nicht zu rütteln und gegenüber diesem Naturwillen wäre das Kopfschütteln zwecklos. „Beuge dein Haupt, stolzer Phonetiker, verbrenne, was du angebetet!“ — Im übrigen würde es sich verlohnen, zu untersuchen, ob und inwieweit die Reichhaltigkeit des Vokalismus durch *psychische* Ausdrucksmittel des Schauspielers, Sängers usw. gesteigert werden kann. Für antiharmonische Leidenschaften, wie Haß, Neid, oder für karikierende Darstellung mag ja wohl auch ausnahmsweise von der herkömmlichen Lautbildung Gebrauch gemacht werden.

Ein anderer Einwand droht von seiten der Frauenwelt, die wahrscheinlich an der „rüsselförmigen“ Mundstellung Anstoß nimmt. „Wie würde es sich ausnehmen, wenn eine Sängerin . . . !“ — Unnötige Sorge. Ein schön sprechender Mund ist immer schön. Außerdem sind Mundstellungen niemals starr; der begleitende Konsonantismus sorgt für fortwährenden Wechsel. Und schließlich ist zwar für den Lernenden ein gewisses Übertreiben der Mundstellung nötig, für den Geübten aber genügt die gewonnene Artikulationsbasis: das erlernte ABC kann jeder nach erlangter Fertigkeit individuell abändern.

Akustische und ästhetische Lautverbesserung ist schließlich nicht der einzige Gewinn der Vokalbildung auf der Grundlage der Helmholtzschen Obertonlehre. Bei ihrer Betätigung fällt uns noch ein freies Geschenk, eine sehr wertvolle Dreingabe in den Schoß: *die hygienisch richtige Behandlung des Kehlkopfes.* Unfreie Lautsetzung ist es, was die bekannten, leider so zahlreichen Stimmerkrankungen bei Lehrern, geistlichen und weltlichen Rednern, Offizieren, Schauspielern, Sängern verursacht; denn die unfreie Vokalbildung ist eine Folge irgendwelchen Muskeldrucks, der den Kehlkopf knebelt. Indem der letztere, vom Willen des Sprechenden angepeitscht, trotz der ungeheuren Hemmung das Äußerste und Letzte leisten muß, wird er überangestrengt, er wird krank, bricht zusammen wie ein Soldat, der mit feldmarschmäßiger Bepackung dauernd mit „Sturmschritt, marsch, marsch!“ den Berg hinanrennen müßte.

Die Behandlung der Aussprache nach allgemein akustischen Naturgesetzen aber, wie sie im Vorstehenden ausgeführt wurde, gewährleistet von selbst, da sie anders nicht möglich wäre, die freie Tätigkeit des Kehlkopfs; diese aber wiederum ist die erste Bedingung für die Gesunderhaltung oder Wiedergenesung des Stimmapparates.

Bei *freier* Arbeit ist der Kehlkopf nur ein weiter, offener Durchlaß für den schwingenden Atem. Mit jauchzender Kraft stürzen sich die Wassermassen der Isar durch die weiten Kanalrohre, ohne sie zu schädigen; wie aber, wenn darin Flaschenhälse eingebaut wären oder wenn Steine und Balken den Durchgang versperrten? Man vergleiche damit das Schicksal des Kehlkopfes unter der sich widerstreitenden Einwirkung des Luftstroms einerseits, der einschnürenden Muskeln andrerseits. . . .

Zum Schluß muß ich mir billigerweise die Frage gefallen lassen, wie ich es im Unterricht mit der Phonetik der Vokale gehalten wissen wolle. Es ist bis jetzt nicht Aufgabe des Unterrichts, auch nicht des neusprachlichen, stimm*bildend* zu wirken. Dies würde besondere Zeit in Anspruch nehmen, in der Regel auch ohne Zuhilfenahme jenes Klangzerlegungsapparates unmöglich sein. Es mag also im großen und ganzen bis auf weiteres bei der üblichen generellen Gewohnheitssprache sein Bewenden haben. Für den nicht rhetorischen und nicht kunstgemäßen Sprachgebrauch genügt es ja auch, mit den „Wölfen zu heulen". Aber man sollte wenigstens auf das unnötige und für die Stimmorgane (bei langer und intensiver Betätigung) schädliche Zurückziehen der Lippen, soweit es nicht unwillkürlich geschieht, verzichten; hingegen ist ein kräftiges Vorstülpen des Mundes bei allen „runden" Vokalen um so mehr anzustreben. Bei [i], [e], [ä] und [a] sind die Lippen nur halb vorgeschoben; die Vorschrift der geringeren oder größeren Öffnung des Mundes bleibt bestehen und diese kann, solange es sich nicht um Stimmbildung handelt, dem natürlichen Nachahmungstrieb des Schülers überlassen bleiben.

Hingegen wäre jedem Lehrer im Interesse seiner gesundheitlichen Schonung zu wünschen, sich die stimmtechnischen Vorteile der Vokalgestaltung auf der Grundlage der absoluten Konsonanz (als Bedingung der Klangvollkommenheit gemäß der Helmholtzschen Obertonlehre) anzueignen. Überhaupt sollte jeder Gebildete in bezug auf Sprachbetätigung zwei Pfeile in seinem Köcher haben: eine Sprechweise nach den Regeln der

elementaren Phonetik zum Hausgebrauch und eine andere, mit bewußter Anwendung einer höheren Phonetik der Vokale, für die besonderen Fälle des öffentlichen Auftretens. Man wird dabei von selbst die letztere Art des Sprechens allmählich immer mehr auf die erstere abfärben lassen, einmal deswegen, weil das Ohr immer mehr Gefühl für die Schönheit und Richtigkeit jener Kunstsprache gewinnt, und zweitens, weil die Beherrschung der letzteren durch das Zurückfallen in die Gewohnheitssprache geschädigt wird — ähnlich wie das intermittierende System des neusprachlichen Unterrichts dem Können der Schüler abträglich ist.

Wie soll aber eine Aufklärung aller Gebildeten auf diesem Gebiet anders zu erreichen sein als durch Vorbildung in der Schule? Ist es zu viel verlangt, wenn man dieser als künftige Aufgabe auch ein Stück Erziehung des Menschen zum vollen und richtigen Gebrauch seiner „Stimme“ einerseits, zur Mündigkeit im Urteil über rednerische und gesangliche Leistungen andererseits zuweist? Wird man dauernd übersehen dürfen, daß auch diese Dinge zur Pflege der Persönlichkeitskultur, zum Humanismus im besten Sinne des Wortes gehören? Und beweisen nicht die gesanglichen und deklamatorischen Vorträge bei jedem Schulfest, daß auf diesem Gebiet noch so gut wie alles zu tun ist?

München. Th. Speidel.

'SYR GAWAYNE AND THE GRENE KNYGHT' UND STUCKENS 'GAWÂN'.

„Kein Ritter der Tafelrunde ist so hoch geehrt worden von den alten Romanzenschreibern wie Sir Gawayne, der Sohn Loths, der Neffe des berühmten Arthur.“ So beginnt Morris seine Einleitung zu der alten Sage, welche er neu herausgab im vierten Band der 'Early English Text Society'. Auch ein moderner deutscher Dramatiker, Eduard Stucken, hat sich mit dieser leuchtenden Heldengestalt beschäftigt und hat die alte Form erfüllt mit neuem, kostbarem Inhalt. Ein Vergleich beider Werke soll sich erstrecken auf die Form, den Inhalt und den Ideengehalt.

I. DIE FORM.

1. Sir Gawayne.

Die äußere Form beider Werke ist eigenartig genug und abweichend von den gleichzeitig üblichen Versmaßen. Der

Dichter der alliterierenden Romanze (vielleicht Strode), welcher sein Werk wohl um 1360 verfaßte, teilt es in vier Abschnitte ein. Jeder dieser Abschnitte besteht aus einer Anzahl äußerst kunstvoll gebauter Stanzen. Die 21 Stanzen des ersten Abschnittes erzählen das Auftreten und Verschwinden des Grünen Ritters bei Hofe. Der zweite Teil schildert in 24 Stanzen Gawaynes Fahrt und Aufnahme bei Hautdesert. Im dritten Teil hören wir in 34 Stanzen von den Versuchungen Gawaynes, und die 22 Stanzen des vierten Abschnittes bieten das Abenteuer der grünen Kapelle. Die einzelne Stanze enthält eine Anzahl alliterierender Längszeilen mit je fünf Hebungen, daran schließt sich eine Kurzzeile aus zwei oder drei Silben mit einer Hebung. Sie reimt auf Zeile b der nun folgenden vier Kurzzeilen. Dieser Abgesang weist den Reim auf, und zwar Kreuzreime: a b a b. Jede Zeile hat drei Hebungen und außer dem Reim auch noch Alliteration. Es ergibt sich folgendes Hebungsschema:

/ / / / /
/ / / / /
(fortgesetzt bis mindestens 12 Zeilen)
/ b
/ / / a
/ / / b
/ / / a
/ / / b

Die Zahl der Längszeilen ist verschieden. Sie schwankt von 12 bis 29, einmal 37 Zeilen.

Der Zahl nach ergibt sich folgender Überblick:

Zeilen:	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	28	29	37	
Vorkommen:	2	3	4	5	4	17	10	6	7	6	13	2	6	5	2	5	2	1	mal

Zur Erläuterung lasse ich die erste Stanze folgen nach dem Text von Morris. Sie hat 14 Langzeilen, der Abgesang trägt reichsten Alliterationsschmuck.

I, 1.

"Siþen þe sege *and* þe assaut watȝ sesed at Troye,
þe borȝ brittened *and* brent to brondeȝ *and* askeȝ,
þe tulk þat þe trammes of tresoun þ*er* wroȝt,
Watȝ tried for his tricherie, þe trewest on erthe;
Hit watȝ Ennias þe athel, *and* his highe kynde,
þat siþen depreced prouinces, *and* patrounes bicome
Welneȝe of al þe wele in þe west iles,
Fro riche Romulus to Rome riechis hym swyþe,

With gret bobbau*n*ce þat burȝe he biges vpon fyrst,
And neuenes hit his aune nome, as hit now hat;
Ticius to Tuskan [turnes,] *and* teldes bigy*n*nes;
Langaberde in Lu*m*bardie lyftes vp homes;
And fer ou*er* þe French flod Felix Brut*us*
On mony bonkkes ful brode Bretayn he setteȝ,
wyth wynne;
Where werre, *and* wrake, *and* wonder,
Bi syþeȝ hatȝ wont þ*er*-i*n*ne,
And oft boþe blysse *and* blu*n*der
Ful skete hatȝ skyfted sy*n*ne."

Diese Stabreimform ist besonders geeignet für Lautmalerei. Nur eine Stelle möchte ich herausheben, bei deren Lesen es einen überrieselt wie bei der realistischsten musikalischen modernen Darstellungsart. In der unheimlichen grünen Kapelle hört Gawayne das Schärfen des Beiles: Abschnitt IV, Strophe 9:

"Quat! hit clat*er*ed in þe clyff, as hit cleue schulde,
As one vpon a gryndelston hade grou*n*den a syþe;
What! hit wharred, *and* whette, as wat*er* at a mulne,
What! hit rusched, *and* ronge, rawþe to here."

2. GAWÂN.

Auch Stucken hüllt die alten Mären der Artussage in ein eigenartiges rhythmisches Gewand. Er schuf Langzeilen mit fünf Hebungen, die Endreim und Binnenreim haben. Letzterer trifft immer die dritte Hebung. Durch die verschiedene Anzahl der Senkungen ergibt sich ein abwechselungsreicher Rhythmus, dessen Wortwellen uns umschmeicheln und in ihren Bann ziehen. Auch hier sei der Anfang des Gawân zur Erläuterung und zum Beweis angeführt:

„(Artus aus der Kapelle tretend; verzückt, wie abwesend.)
Wie berauschend war diese Messe! Wir sahn nicht eines dürren
Gekreuzigten Leibes Blässe im Dampfe der Myrrhen;
Nein, — wir sahn, wie in seliger Lust am Weihnachstag
An eines Mädchens Brust das Gotteskind lag,
Meine Seele ist fortgeschweift; noch fern weilt sie;
Denn dein Atem hat mich gestreift, dein Atem, Marie!
Du Gottesgebärerin, deine mystische Nähe
Offenbarte des Kreuztodes Sinn, Weltglück und -wehe.
Ins Verließ unserer Herzen glitt ein Strahl deines Glanzes
Und wir hörten den leisen Tritt des Engeltanzes.
Dein Festtag, Weihnachten ist heut! Dein Magdtum schaffte,
Daß die Christenheit sich freut, du Mädchenhafte. —

Im Gotteshaus beugten wir stumm anbetend das Knie
Vor diesem Mysterium, Jungfrau Marie."

Dazu kommt bei Stucken noch die Pracht der Sprache, die sich äußert in seltenen Reimen, wie:

Dürren: Myrrhen, Schloßkapelle: Kerzenhelle, Gott: Camelot kredenzen: glänzen, dabei: Livrei, Berylle: Fülle, Sklave: Ave, Särge: Berge, Lamm: Pentagramm, hemme: Memme.

Ferner finden wir eigenartig anschauliche Wortbildungen, wie:

Goldlockenfülle, Kachelkamine, Christabendscherz, Höllenqualen, Eiswüstenei, Schneeflockentreiben, Demantgewänder, Schneeregenbogen, Wolkengewänder, Schneedemanten, Lockengezaus, Schmerzlächeln, Minnegabe, Seelenläuterung, Sündenerlebnis, Wellenlenker, Höllengefäße, Heilsgnade, Schicksalsuhr, Freudenfresser, Seelennot, Strahlenmeer, Schneestöberwirrsal, Waldeinsamkeit, Eidbrecher.

Das Epitheton ornans ist selten angewandt, wo es aber gebraucht ist, verstärkt es den Eindruck ungemein:

Ein makellos Reiner, glimmerndes Grün, grünender Strand, unbändiger Siriusstern, blutige Antwort, arme Seele, mitternächtliche Schwelle, silbern Licht, silberner Flug, banges Geschrei, nächtliche Stunde, fiebrige Lunge, gralähnlichste Blume, märchenhafteste Hof, berauschender Duft, wilde Wirrsal, brünstiges Fragen, seelisches Leid, blutiger Wein, wächsernes Licht, goldiges Haar, schmerzliches Lächeln, liebe Augen, schneeige Hände, eisige Winde, tiefste Höllengrube, sterbender Schwan, die herbe Dolores, grelles Licht, weißlicher Dampf, blutige Schulden, eisige Blumen, wilde Länder, harte Goldmünzen, holdseligstes Ding, eisiger Haß, entflammbare Augen, todsündlicher Wein.

II. DER INHALT.

Beim Vergleich des Inhalts kommt es darauf an, zu zeigen, wie weit Stucken der Quelle folgte; was er beibehielt, aber anders verwandte; worin er abwich. Bei der Inhaltsangabe von *Sir Gawayne*, die ich in Anlehnung an Morris' Randbemerkungen zu der Textausgabe biete, ist durch ( ) hervorgehoben, was bei beiden Werken übereinstimmt, durch [ ], was an anderer Stelle verwandt wurde.

1. 'Sir Gawayne and the Green Knight'.

I. 1. Nach der Eroberung Trojas erbaute Romulus Rom und Felix Brutus gründete Britannien.

2. Von allen Königen Britanniens war Arthur der edelste.

3. (Arthur feierte mit allen Rittern der Tafelrunde in Camelot das Weihnachtsfest) volle 15 Tage.

4. Mit großem Jubel feiern sie den Neujahrstag. Gaben werden gefordert und gewährt. Die Ritter nehmen mit ihren Damen bei Tische Platz. Königin Guenever erscheint.

5. (König Arthur will das Mahl nicht beginnen, ehe er nicht Zeuge irgendeines wunderbaren Abenteuers geworden ist.)

6. Der König unterhält sich mit den Rittern. (Gawayne, Agravain, Bischof Bandewyn) und Ywain (sitzen auf dem Hochsitz.)

7. Es mangelt an nichts. Kaum ist der erste Gang aufgetragen, (da dringt ein riesenhafter Ritter durch die Saaltür ein. Er ist von riesenhaftem Wuchs, aber dabei schlank.)

8. (Er war ganz in Grün gekleidet), auch sein Roß war von dieser Farbe. (Ein grüner Mantel umweht seine Schultern.)

9. Die Pferdemähne war mit Gold durchflochten, der Schwanz mit grünem Band. Nie hatte man je solchen Reiter oder solch Roß gesehen.

10. (In einer Hand trug der Ritter) einen Hollyzweig, in der andern (eine Axt) mit haarscharfer Schneide. (Der Eindringling grüßt niemand, fragt nach dem Herrn des Hauses) und sucht mit den Blicken den Tapfersten.

11. (Die Helden der Tafelrunde sind entsetzt) ob des ungewohnten Anblicks des grasgrünen Ritters und Rosses. (Sie fürchten sich, zu antworten, und sind) so (schweigsam,) als ob sie schliefen.

12. (Arthur begrüßt den Grünen Ritter und lädt ihn ein, zu verweilen. Aber der Ritter will nicht bleiben, sondern den Tapfersten erproben. Arthur versichert ihm, daß er einen würdigen Gegner finden wird.)

13. (Der Ritter forscht, ob einer kühn genug sei, ihm mit der Axt einen Schlag zu versetzen unter der Bedingung, daß der Ritter diesen Hieb in Jahresfrist erwidere.)

14. (Furcht läßt alle schweigen. Der Ritter) zieht die grünen Augenbrauen zusammen, schwingt die Axt (und ruft: „Was? ist das Arthurs Hof? Wahrhaftig, der Ruhm der Tafelrunde ist vernichtet durch eines Mannes Wort!" Arthur) errötet vor Scham und ergrimmt.

15. Er (versichert dem Ritter, daß niemand seine großen Worte fürchte und ergreift die Axt.) Der Ritter streicht seelenruhig den Bart und erwartet den Todesstreich. (Gawayne ersucht den König, ihm den Streich zu gewähren.)

16. (Er meint, es sei des Königs unwürdig, das Abenteuer auf sich zu nehmen, solange noch so viele kühne Helden am Tische sitzen; obgleich er der Schwächste sei, ist er bereit, mit dem Ritter zu kämpfen. Die Edlen beschwören Arthur, die Bitte Gawaynes zu erfüllen.)

17. (Der König reicht die Waffe seinem Neffen und mahnt ihn zur Mannhaftigkeit. Der Grüne Ritter erfragt den Namen seines Gegners. Gawayne nennt sich und erklärt sich bereit, einen Schlag zu geben und zu empfangen.)

18. (Gawayne soll schwören, daß er den Grünen Ritter suchen will, um den Gegenschlag zu erhalten. Gawayne fragt seinerseits nach Namen und Wohnort des Ritters, der aber will beides erst nennen, nachdem er den Hieb empfangen hat. Schweigt er danach — um so besser für Gawayne.)

19. Der Grüne Ritter legt seine langen, schönen Locken über sein Haupt und entblößt den Nacken. (Gawayne trennt mit gewaltigem Schlage das Haupt vom Rumpfe. Das Haupt rollt durch den Saal,) viele stoßen es mit den Füßen beiseite. (Der Ritter eilt hinterher, ergreift sein Haupt bei den Haaren und schwingt sich blutüberströmmt in den Sattel. Er wendet sein Roß.)

20. (Das abgeschlagene Haupt) öffnet die Augen und (fordert Gawayne auf, rechtzeitig bei der grünen Kapelle zu sein, falls er nicht als Feigling und Wortbrüchiger gelten wolle. Der Grüne Ritter verläßt den Saal.) Arthur und Gawayne „lachen und grinsen“ über den Grünen.

21. Arthur geht zu Tisch. Die Axt wird aufgehangen. Der König und die Ritter sitzen schmausend beisammen bis zum Abend.

II, 1. Das Abenteuer ist der Gesprächsstoff bei Hofe. Das Jahr vergeht schnell. Auf Weihnachten folgte die herbe Fastenzeit. [Der Frühling kommt mit warmen Schauern,] frischem Blattgrün, Vogelsang und Blütenpracht.

2. [Warme Sommerwinde wehen.] Tautropfen flimmern in den Blumen. [Bald naht der Herbst] und wühlt den Staub auf. [Die Blätter fallen von den Bäumen,] das Gras verdorrt, [alles] reift und [verwest.] Winterwinde stürmen, da denkt Gawayne an seine Reise.

3. Allerheiligen gibt Arthur seinem Neffen ein Fest. Gawayne bittet um Urlaub. Die Edeln am Hofe beraten und trösten ihn. Trauer erfüllt den Saal. Gawayne fürchtet nichts.

4. Am Morgen verlangt er seine Waffen und wird reich ausgestattet.

5. Er hört die Messe, verabschiedet sich bei Hofe, sein Roß wird herbeigeführt, er setzt den kostbaren Helm auf.

6. Man zeigt ihm den [Schild mit dem Pentagramm. Letzteres ist von Salomo ersonnen als Zeichen der Wahrheit.] Es paßt gut für Gawayne, den treuesten und schönsten Ritter.

7. Er wurde für fehlerlos angesehen in bezug auf [seine fünf Sinne. Die Kraft seiner fünf Finger verläßt ihn nie. Sein Vertrauen beruht auf den fünf Wunden Christi. Seine Kraft schöpft er aus den fünf Freuden der Jungfrau an ihrem Kinde. Das Bild der Jungfrau war auf seinen Schild gemalt.] An Freigebigkeit, Kameradschaftlichkeit, Mitleid, Reinheit und guter Sitte war ihm keiner gleich, deshalb war das Pentagramm auf seinem Schild. Gawayne ergreift die Lanze und ruft allen ein „Lebewohl“ zu.

8. Er spornt das Roß an und begibt sich auf die Reise. Die Zurückbleibenden trauern um ihn und erklären, er wäre besser geeignet, ein Führer der Helden zu sein, als von der Hand eines Zauberwesens zu sterben. Viele Tränen fließen um ihn, während er wüste Wege zieht.

9. Durch Englands Reiche reitet er nach Nordwales. Von Holyhead kommt er nach der [Wildnis von Wirral, wo er nur wenige Christen antrifft. Vergebens fragt er nach dem Grünen Ritter und der grünen Kapelle.]

10. Berge erklomm er, Flüsse durchquerte er, überall fand er einen Feind. Mit Schlangen, Wölfen und Waldmenschen, mit Stieren, Bären und Ebern hat er zu kämpfen. [Schlimmer als jeder Kampf war der furchtbar scharfe Winter.] Bis Weihnachten reist er durch alle Gefahren und fleht die Jungfrau an, ihn zu einer Zufluchtsstätte zu geleiten.

11. Am Morgen findet er sich in einem tiefen Wald mit vielhundertjährigen Eichen. [Halberstarrte Vögel zwitschern jammervoll auf den nackten Zweigen.] Er bittet die Jungfrau, ihn zu einem Ort zu bringen, wo er die Messe hören kann. [Dort will er Pater, Ave und Credo beten.]

12. Kaum hat er sich bekreuzigt, als er ein prächtiges Schloß auf einem Hügel erblickt. Er findet an dem Haupteingang die Zugbrücke hochgezogen und die Pforte fest verschlossen.

13. Auf einer Bank sitzend, bewundert er die Höhe der Mauern, die Stärke der Wachttürme, die stolzen Zinnen. (Er ruft, und ein Wächter erscheint.)

14. (Gawayne bittet um Aufnahme. „Ihr seid willkommen, hier solange zu wohnen, als es euch gefällt!“ antwortet der Wächter.) Die Zugbrücke wird herabgelassen. Ritter versorgen sein Pferd und (nehmen ihm die Rüstung ab. Der Herr des Landes bewillkommnet) und umarmt (ihn.)

15. Gawayne betrachtet seinen riesigen, kühnen Gastgeber. Der Schloßherr bringt ihn in ein prächtiges Zimmer und weist ihm einen Pagen zu.

16. (Ein Stuhl wird für ihn vor den Herd gerückt,) ein reichgestickter Mantel wird über Gawayne geworfen, ein Tisch ist bald gedeckt, (Gawayne erwärmt) und stärkt (sich.) Der Wein steigt ihm zu Kopf; er wird lustig.

17. (Auf gestellte Fragen hin erzählt Gawayne, daß er von Arthurs Hof kommt. Darüber herrschte große Freude.) Jeder sagte leise zu seinem Genossen: („Nun werden wir höfische Weise sehen und höfliche Rede hören: denn zwischen uns weilt die Blüte der Ritterschaft.“)

18. Nach dem Mahl gehen Gastgeber und Gast zum Abendgottesdienst. Die Schloßherrin verläßt ihren Platz, um den Ritter besser zu sehen. Sie ist jung und schön und begleitet von einer häßlichen, alten Ehrendame.

19. Mit Erlaubnis des Wirtes grüßt Gawayne die Ältere und küßt die Junge. Alle gehen in den Saal, wo Wein und Süßigkeiten dargeboten werden. Bei einbrechender Nacht verabschiedet sich Gawayne und begibt sich zur Ruhe.

20. Am Weihnachtsmorgen ist das ganze Schloß von Freude und Heiterkeit erfüllt. Gawayne unterhält sich köstlich mit seiner Wirtin.

21. Nach drei Freudentagen reisen die meisten Gäste ab. (Gawayne wird dringend zum Bleiben aufgefordert.)

22. Der gastliche Fürst möchte wissen, was Gawayne vor Weihnachten von Arthurs Hof getrieben hat. (Gawayne) gibt den Grund an und (fragt nach der grünen Kapelle. Der Fürst verspricht, ihm den Weg) zu der nur zwei Meilen entfernten Kapelle (zu weisen.)

23. (Da war Gawayne froh und willigt ein, zu bleiben. Der Wirt bittet ihn, während der Messe im Bett zu bleiben und sich

dann mit der Wirtin zu Tisch zu begeben. Gawayne billigt diese Forderung.)

24. (Sie machen einen Vertrag, daß jeder dem andern geben soll, was er im Laufe des Tages erlangt.)

III, 1. (Vor Tagesanbruch begibt sich der Wirt auf die Jagd,) nachdem er die Messe gehört und die Morgensuppe zu sich genommen hat.

2. Er jagt Reh und Ricke, Hirsch und Hindin.

3. (Indessen liegt Gawayne zu Bett. Er hört ein Geräusch an seiner Tür. Die schönste Dame betritt das Zimmer und nähert sich seinem Bett. Gawayne stellt sich schlafend. Die Schöne setzt sich an sein Bett. Gawayne gibt vor, erst jetzt aufzuwachen und ist sehr erstaunt.)

4. („Guten Morgen," begrüßt ihn die Liebliche, „Ihr seid ein sorgloser Schläfer, daß Ihr jeden hereinlaßt. Ich werde Euch in eurem Bett binden, wahrhaftig!" Gawayne erbittet die Erlaubnis, aufzustehen. „Nein, schöner Gast," sagt die Dame, „ich weiß wohl, daß Ihr Gawayne seid, den alle Welt verehrt. Wir sind allein; mein Gatte und seine Genossen sind weit weg; die Männer und Frauen im Schloß schlafen noch. Die Tür ist fest geschlossen. Da ich den im Hause habe, den jedermann gern hat, werde ich die Zeit ausnützen. Ich gebe mich in Eure Gewalt und bin Eure Dienerin.")

5. (Gawayne weist das übertriebene Lob ab und will ihr dienen. „Es gibt Damen," sagt seine Besucherin, „die Eure Gesellschaft ihrem gesamten Goldschatz vorziehen würden.")

6. Gawayne sagt, daß er ihre Unterhaltung jeder anderen vorziehe. Die Herrin erklärt, wenn sie sich einen Gatten wählen sollte, würde sie Gawayne vor jedem Mann auf Erden erwählen. Gawayne will ihr treuer Ritter sein, aber der Gedanke an sein Abenteuer hindert ihn, auf Liebesgedanken zu kommen.)

7. (Lachend neckt die Holde: „Ich bezweifle, daß Ihr Gawayne seid. Der hätte inzwischen längst einen Kuß erbeten!" „Ich werde auf Euren Befehl küssen," erwidert Gawayne. Sie aber umarmt und küßt ihn) und verläßt das Zimmer. Gawayne erhebt sich, geht zur Messe und ist mit den beiden Damen, der alten und der jungen, vergnügt, bis der Mond aufgeht.

8. 9. Das Erlegen und Zerlegen des Wildes wird beschrieben.

10. (Der Hausherr zeigt Gawayne das erjagte Wild, bietet es ihm dar und Gawayne küßt ihn in Erfüllung des geschlossenen Vertrages. Der Wirt wünscht zu wissen, von wem Gawayne

diesen Kuß erhalten habe. Da das aber nicht vertraglich ausbedungen war, verweigert Gawayne die Antwort.) Sie gehen gemeinsam zur Tafel.

11. Beim Herd sitzend erneuern sie den Vertrag und eilen zu Bett.

12. 13. Beschreibung einer Eberjagd.

14. Wieder besucht [die Hausherrin] Gawayne und [beklagt sich über seine Vergeßlichkeit. „Ich lehrte Euch das Küssen, das geziemt jedem Ritter.“] Furcht vor Zurückweisung halte ihn ab, das zu wagen, erwidert Gawayne. Die Dame legt ihm nahe, daß er stark genug sei, seinen Willen durchzusetzen, Gawayne aber spricht erzwungener Gabe jeden Wert ab. Da küßt ihn die Dame freiwillig.

15. Sie fordert ihn auf, ihr Unterricht im Lieben zu erteilen.

16. Gawayne weist sie höflich ab, und sie küßt und verläßt ihn.

17. 18. 19. Beendigung der Eberjagd.

20. Gast und Gastfreund tauschen ihre Gaben. Gawayne küßt ihn zweimal.

21. Tische werden errichtet und gedeckt, Fackeln angezündet, ein fröhliches Mahl wird im Saal gehalten. Gawayne sitzt bei der Herrin des Hauses, die ihm alles zu Gefallen tut. Danach gehen alle in ein Zimmer.

22. Dort trinken sie noch, und Gawayne erbittet Urlaub für den folgenden Morgen. Sein Gastgeber schwört, daß er ihn rechtzeitig am Neujahrsmorgen hinbringen werde. Der Ritter willigt ein zu bleiben und schläft fest und ruhig.

23. An [einem klaren, frostigen Morgen] beginnt die Fuchsjagd.

24. Zu dem festschlafenden Ritter kommt die Dame im reichen Mantel und wundert sich, daß er den klaren Morgen verschläft.

25. [Er] aber [träumte] von der grünen Kapelle. Beim Erwachen küßt sie ihn, und große Freude erfüllte sein Herz, und „große Gefahr stand zwischen ihnen“.

26. Fast fürchtet Gawayne, die Gastfreundschaft zu verletzen. [Da fragt ihn die Dame, ob er eine Geliebte hat, die er ihr vorzieht. Gawayne schwört, daß er keine habe und keine brauche.]

27. [Sorgenvoll aufseufzend küßt sie ihn und bittet ihn um ein Erinnerungszeichen. Gawayne weicht aus. Sie verdiene

Besseres, als er bieten könne. Auf seine Reise habe er keine Geschenkkoffer mitgenommen. Da erwidert die Liebliche: „Wenn ich auch nichts von Euch erhalte, so sollt ihr etwas von mir bekommen.“]

28. [Sie bietet ihm einen goldenen Ring an, den er abweist, da er keine Gegengabe zu bieten hat. Traurig über die Zurückweisung löst sie ihren Gürtel und fleht ihn an, den zu nehmen. Wieder weigert sich Gawayne,] verspricht aber, immer ihr treuergebener Ritter zu sein.

29. [„Weist ihr ihn zurück, weil er so einfach ist?“ fragt sie. „Wer seine geheimen Kräfte kennt, wird ihn hoch schätzen. Denn der, welcher mit diesem grünen Band umgürtet ist, kann nicht verwundet oder getötet werden.“ Der Ritter denkt an sein Abenteuer in der grünen Kapelle. Die Dame drängt ihn, den Gürtel zu nehmen. Er willigt nicht nur ein, den Gürtel anzunehmen, sondern auch, seinen Besitz zu verheimlichen.] Inzwischen küßte ihn die Dame dreimal.

30. Dann verabschiedet sie sich. Gawayne kleidet sich an und verbirgt den Gürtel an seiner Person. Er eilt zur Messe, beichtet seine Sünden, erbittet Absolution und kehrt in den Saal zurück. Dort singt er so heitere Weisen, daß die Hofdamen sagen: „So vergnügt war er noch nie, seit er herkam.“

31. Die Fuchsjagd wird beendet.

32. Der Wirt findet daheim Gawayne bei den Damen. Dieser küßt seinen Gastgeber dreimal. Der Fürst lobt sein Glück und erzählt ihm von der Jagd.

33. Bis zum Abschied sind alle sehr vergnügt. [Gawayne dankt] für den köstlichen Aufenthalt [und] erbittet einen Führer zur grünen Kapelle.

34. Er [verabschiedet sich] von den Damen, die ihn in Jesu Hut empfehlen. Er zieht sich zur Ruhe zurück, schläft aber nur wenig, da er ständig an das Morgen denkt.

IV, 1. Der Neujahrstag bricht an. (Das Wetter ist stürmisch. Schnee fällt). Die Täler sind schneeverweht. Gawayne hört jeden Hahn krähen. Er ruft nach Waffen und Streitroß.

2. Beim Anlegen der reichen Kleidung vergißt er nicht den Gürtel. Er trug ihn nicht seines Schmuckes wegen, sondern „um sich zu retten, wenn er geziemend hätte dulden sollen“.

3. Gringold wird vorgeführt, er schwingt sich in den Sattel und reitet ab.

4. Die Pforten tun sich auf, und er verläßt das Schloß mit seinem Führer.

5. (Der Diener warnt ihn vor der grünen Kapelle und ihrem Herrn.)

6. (Er bittet ihn, sein Vorhaben aufzugeben und schwört, keinem Menschen zu verraten, daß Gawayne je die Flucht versuchte. Gawayne will kein Feigling sein und zur Kapelle gehen.) „Gott vermag wohl seine Diener zu schützen,“ fügt er hinzu.

7. „Nun,“ sagt der Führer, „wenn Ihr Euer Leben verlieren wollt, so setzt den Helm aufs Haupt und ergreift den Speer und reitet auf den Grund des Tales, zur Linken werdet Ihr die Kapelle finden.“ Darauf verläßt der Diener den Ritter, der bereit ist, Gottes Willen zu erfüllen.

8. Gawayne findet in dem (Felsental) keine Kapelle. Schließlich entdeckt er eine (Höhle in einer Felsenspalte.) Er betet.

9. („Wahrhaftig,“ sagt Gawayne, „dieser grauenvolle Ort ist der geeignete Platz für den Grünen Ritter, um hier seine teuflischen Hexendienste zu treiben.“) Umhergehend hört er ein lautes Geräusch. Es klingt wie das Schärfen einer Sense mit einem Schleifstein; ein schriller, furchtbarer Ton ist es, aber Gawayne bezeigt keine Furcht.

10. (Mit lauter Stimme ruft er:) „Wer wohnt hier, mit dem ich reden könne!“ Eine Stimme gebietet ihm, zu bleiben, wo er ist. Aus einer Höhlung tritt der Grüne Ritter, eine dänische neue Axt in der Hand haltend. Er überspringt den Strom und trifft Gawayne ohne Gruß. Gawayne erklärt sich bereit.

11. (Der Grüne Ritter lobt ihn wegen seiner Pünktlichkeit und erinnert an den Vertrag. Gawayne bietet furchtlos seinen freien Hals dar.)

12. (Als der Mann in Grün sein grimmes Mordwerkzeug mit aller Macht heruntersausen läßt,) zuckt Gawayne zusammen und wird vom Grünen Ritter verhöhnt und getadelt.

13. Beim zweiten Fallen des Beiles zuckt Gawayne nicht, [der Ritter] aber hält inne und [wird von Gawayne aufgefordert,] endlich [zuzuschlagen.]

14. Beim dritten Hieb verletzt die Waffe die Haut, so daß das Blut fließt. Als Gawayne das Blut im Schnee sieht, bedroht er den Grünen Ritter mit dem Schwert, da ihm vertragsmäßig nur ein Hieb zustehe.

15. Der Grüne Ritter sieht ihn bewundernd an und erklärt ihm, daß er ihn mit zwei Schlägen bedroht habe, da er zwei-

mal ehrlich die Küsse wiedergegeben hätte, daß aber der dritte Schlag ihn verletzte, weil er den Gürtel verheimlichte.

16. Er selbst hatte seine Gattin veranlaßt, Gawayne zu versuchen; makellos sei Gawayne aus der Versuchung hervorgegangen und habe nur wenig gesündigt aus Liebe zum Leben. Verwirrt steht Gawayne da. Er verflucht seine Feigheit, wirft den Gürtel dem Ritter zu und bekennt sich der Unwahrheit schuldig.

17. Der andere erklärt ihn lachend als schuldlos und gibt ihm den Gürtel zum Andenken an das Abenteuer in der grünen Kapelle. Er fordert Gawayne auf, wieder mit auf sein Schloß zu kommen.

18. Das will Gawayne nicht, er läßt sich den Damen empfehlen.

19. Den Gürtel will er tragen zur Erinnerung an seinen Fehler, und wenn ihn je Stolz erfaßt, will er ihn nur ansehen. Er fragt nach dem Namen des Grünen Ritters und hört, daß es Bernlak de Hautdesert ist, ein Verwandter von Morgain la Fay.

20. Diese hat die ganze Probe angeordnet, um Guenever einen Todesschreck einzujagen. Sie sei Gawaynes Tante. Noch einmal wird Gawayne aufgefordert, mitzukommen und sie zu besuchen. Er weist die Einladung ab und reitet zu Arthurs Halle.

21. Wilde Wege durchreitet Gawayne. Seine Wunde heilt. Stets trägt er den Gürtel. Große Freude herrscht, als er an den Hof kommt und seine Erlebnisse erzählt. Bei der Erwähnung des Gürtels errötet er vor Scham und Kummer.

22. Er zeigt den Gürtel, das Zeichen seiner Schande und Schmach. Die Ritter der Tafelrunde aber wollen nun alle Gawayne zu Ehren einen grünen Gürtel tragen.

2. GAWÂN VON E. STUCKEN.

Bis zum Abgang des Grünen Ritters hat sich Stucken an den äußeren Gang der Handlung gehalten. Dann beginnen die Abweichungen, die begründet sind durch die Wandlung der Charaktere, durch die Eigenart des Dramas und des Mysteriums.

a) Die Wandlung der Charaktere.

α) Der Grüne Ritter als Verkörperung des Todes ist unheimlicher gehalten als im *Gawayne*. Nach seinem rollenden Haupte stößt niemand aus der Tafelrunde mit dem Fuße. Nach seinem Verschwinden ist weder Artus noch Gawân imstande, über sein Erscheinen „zu lachen und zu grinsen". Wir hören

nichts von einem fröhlichen, unbefangenen Fortsetzen des Festschmauses.

β) Gawân ist im Charakter vertieft. Gawayne ist in erster Linie Ritter, Gawân ist Christ. Wohl besucht Gawayne regelmäßig die Messe, wohl betet er zur Jungfrau, beichtet und verlangt Absolution, aber das ist doch alles mehr die Erfüllung äußerer Pflicht, die eben einem tadellosen „Ritter" geziemt. Daß er durch das Verheimlichen des Gürtelgeschenkes und auch schon durch dessen Annahme gegen die ritterliche Ehre verstoßen habe, ist sein großer Kummer. Der Feigheit und der Untreue klagt er sich an; daß er eine Seelenschuld auf sich geladen, kommt ihm gar nicht zum Bewußtsein. Ganz anders Gawân. Sofort nach dem Fest macht er sich auf den Weg. Durch Frühling, Sommer, Herbst und Winter sucht er den Grünen Ritter. Daß er ihn nicht findet, stürzt ihn in religiöse Zweifel an der Gnade und Güte der heiligen Jungfrau. Auch er erliegt auf dem Schloß der Gürtelversuchung, aber nur kurze Zeit. Dann brennt ihm das Zauberband in den Händen. Er will es Marie de Hautdesert wiedergeben, und als das nicht gelingt, weiht er den Gürtel der Jungfrau, um rein und unbefleckt in den Tod zu gehen. Von tiefster Reue ist sein Herz erfüllt über seine feige Sünde, durch die er sein Heil verloren hat. Aus Furcht vor dem Grabe hat er den Gürtel genommen; um Marie de Hautdesert nicht bloßzustellen, hat er ihn behalten, dadurch wurde er zu Lug und Trug ihrem Gatten gegenüber gezwungen, und das alles gefährdet sein Seelenheil — nicht nur seine Ritterehre wie bei Gawayne. Bei der reinen Jungfrau fleht er inbrünstig um innere Reinheit. Den Tod will er gern erdulden, um seine Schuld zu sühnen. „Nichts Leibliches mehr ersehnt er, nichts Irdisches mehr", nur gesunden möchte er von dem Sündengift in seiner Seele.

b) Das dramatische Element.

Auf die Abweichungen in den Schloßszenen wirken auch die Anforderungen des Dramas ein. Der Aufenthalt mehrerer Tage, den die epische Quelle bietet, ist im Drama zusammengedrängt auf wenig mehr als 24 Stunden. Am Abend erscheint er vor dem Schloß, schläft dort und verläßt es am nächsten Abend, damit er um Mitternacht bei der grünen Kapelle ist. Auch am Anfang des Dramas ist nur vom Weihnachtsfest die Rede, während die Quelle den Neujahrstag hervorhebt, gemäß altenglischer Sitte. Die dreifache Versuchung der Quelle ist

nicht beibehalten und auf einen Morgen verlegt. Fast wörtlich sind dabei die Reden der liebedurstigen Schloßherrin übernommen. Durch die Gürtelszene kommt bei Stucken der Konflikt hinein, der in der epischen Erzählung fehlt. Gawayne behält den Gürtel, ohne sich Gedanken darüber zu machen, er verschweigt seinen Besitz, ohne zu erröten. Gawân ist von den widersprechendsten Gedanken gequält. Er möchte sich gern vorreden, daß Gott ihm den Gürtel sendet, daß er sich dadurch für Christus und die Jungfrau Maria erhalten will, aber sein redlicher Sinn weiß, daß dies nur elender Selbstbetrug ist. Durch Hautdeserts Erscheinen wird der Konflikt verstärkt: nimmt er den Gurt nicht von dem Tisch herunter, so stellt er die Edelfrau bloß und verletzt seine Ritterpflicht, nimmt er ihn aber und schweigt er über seinen Besitz, so wird er meineidig seinem Gastfreund gegenüber und verletzt Ritter und Christenpflicht. Schuldbewußt antwortet er auf Hautdeserts dringende Frage: „Als Ehrenmann hab ich getan, was ich soll und kann!“ Als Hautdesert beim Abschiedsgruß noch einmal warnend seine Stimme erhebt, da sagt Gawân, an seiner Seele Rettung verzweifelnd: „Mir hilft nichts mehr! Ich verlor und verdarb meine Seele!“

c) Das Mysterium.

Völlig geändert ist der Schluß der Quelle. Während der mittelalterliche Dichter gänzlich im Sagenkreise der Tafelrunde bleibt und die Verwandtschaft feststellt mit Morgain la Fay, bringt Stucken nur dogmatische Erörterungen herein, wie sie die Eigenart des Mysteriums erfordert. Die ganze Szenerie ist zunächst für die Bühne zurechtgeschnitten. Die tobenden Höhlengewässer der erzählenden Romanze waren für den Dramatiker nicht günstig. Die Kapelle zeigt eine Statue der heiligen Jungfrau und einen Sarg. Aus dem Sarg erhebt sich der Grüne Ritter, denn er ist der Tod. Zunächst hält ihn Gawân für den Teufel, bietet ihm willig sein Haupt dar, da aber schreitet die Jungfrau ein, verhindert den Schlag, und nun erfährt Gawân die Vorgeschichte seines Erlebnisses. Sie erinnert an Faust und Hiob, nur daß an Gottes Stelle die heilige Jungfrau, an des Teufels Stelle der Tod tritt. Auf Gottes Befehl trat der Tod eines Tages vor die Jungfrau mit der Bitte, ihre Gestalt einer Sylphe zu leihen, die Gawâns Tugend erproben sollte. Maria willigte ein, und Gawân siegte und erwies sich dadurch würdig des Grals.

III. DER IDEENGEHALT.

1. Gawayne.

Gawayne and the Green Knight war für seine Zeit eine der beliebten spannenden Erzählungen aus dem Sagenkreis der Tafelrunde. Zur Verherrlichung des Rittertums werden unerhörte Wunder erdacht und geschildert. Sagenhaftes und Märchenhaftes kommt hinzu, um den Ruhm des Helden zu erhöhen. Mit behaglicher epischer Breite verweilt der Dichter bei dem, was allgemeines Interesse erweckt, bei der Schilderung des Mahles, der Kleidung, der Jagd. Auch geheimnisvolle Zahlensymbolik mischt er hinein, das Pentagramm, die fünf Sinne, fünf Finger, fünf Wunden Christi, fünf Freuden der Maria, fünf Rittertugenden werden erwähnt und erklärt. Die Handlung schreitet ohne seelischen Konflikt vorwärts, doch fehlt es nicht an Spannung und Erwartung, ob und wie der Held dem scheinbar unvermeidlichen Untergang entgehen wird. Das Individuelle des einzelnen Helden wird besonders betont, seine Tapferkeit, seine Sittenreinheit, seine Furchtlosigkeit wird immer wieder gezeigt und hervorgehoben. Wir erhalten ein farbenprächtiges Abbild des realen Lebens jener Tage, so daß uns das Werk heute nicht nur literarisches und sprachliches, sondern auch kulturhistorisches Interesse einflößt. Ein glückliches Ende krönt das Ganze und löste bei den Lesern und Hörern seinerzeit besondere Befriedigung aus.

2. Gawân.

Aus bloßem Abenteuer mit märchenhaften Einschlägen ist bei Stucken ein Mysterium geworden. Dogmatische Begriffe werden personifiziert, religiöse Probleme, die das Diesseits und Jenseits berühren, werden aufgeworfen. Das Abenteuer eines einzelnen wird erhoben zum Symbol für Allgemeingültiges und Ewiges. Leben und Tod, Sünde und Gnade — zu diesem Doppelklang steigert sich die dichterische Bearbeitung der alten Sage.

Leben und Tod — der ganze erste Aufzug ist durchzittert von diesem Gegensatz. Beide Begriffe sind gleichsam verkörpert. Das höchste göttliche Leben, der Welt geschenkt im Christkinde von der reinen Magd — es ist zum Erleben geworden für die Teilnehmer der prunkvollen Weihnachtsmesse. Kein gemarterter „toter“ Leib wurde andachtsvoll verehrt. Nein, das allewige

Urbild des Lebens, Mutter und Kind, waren, in Jugendschöne getaucht, Gegenstand inbrünstiger Anbetung. Das Geheimnis dieses Lebens, das Wunder der jungfräulichen Geburt, wurde nicht kritisch beleuchtet und erforscht, es wurde gläubig als Tatsache hingenommen. Eine äußerste Steigerung des Innenlebens wurde durch die Weihnachtsmesse hervorgerufen, und vom pulsierenden Erdenleben, das in all seiner Schöne doch rasch vergeht, wurde der Blick hingelenkt auf das ewige Leben mit seinen himmlischen Freuden, dessen Tore durch jenes Christkind geöffnet wurden. Nach dieser Versenkung in das göttliche, ewige Leben entfaltet sich in reicher Fülle das irdische, vergängliche Leben, auch wieder als Höchstes geschaut: die Tafelrunde des Königs Artus, die Wunder der Ritterschaft sitzen beim frohen Festmahl. Kraft und Kühnheit, Stärke und Weisheit sind versinnbildlicht in lebenstrotzenden Rittergestalten. Der eine Begriff, der ihrem Leben die Weihe gibt, ist die Ehre. Kühne Verteidigung bedrohten Lebens, tapfere Überwindung lebenswidriger Gewalten ist diesem Kreise so zur zweiten Natur geworden, daß König Artus es wagen kann, nicht eher Speise zu sich nehmen zu wollen, ehe nicht eine Heldentat vollführt oder erzählt sei.

In diese kraft- und lebensprühende Gesellschaft tritt – der Tod. Wie ein Eishauch umweht es die Heißen, wie ein banger Alp legt es sich auf die Stolzen, Grausen erfaßt die Tapferen. Diese grünglimmernde Gestalt in ihrem unheimlichen Aussehen, mit ihrer unglaublichen Forderung erfüllt den frohen, lauten Kreis mit Totenstille. Die Rede verstummt, die Bewegung erstarrt, die Anzeichen des Todes legen sich über alle. Unbewußt stehen sie unter dem Schrecken nnd Grauen des Todes. Der König versucht den Bann zu brechen, Gawân stürmt vor zur Tat. Alle Herzen sind erfüllt von der einen Frage: wird der Grüne Ritter durch Gawâns Schlag sterben, oder wird er trotzdem weiter leben? In atemloser Spannung folgen sie jedem Wort des Ritters, jeder Bewegung Gawâns. Der erhebt die Hand mit dem tödlichen Beil zum Todesstreich. Das Haupt fällt — aber es redet! Nun heißt die Frage wieder: Leben oder Tod? aber für Gawân. Der Grüne Ritter verläßt den Saal. Das Todesgrauen bleibt.

Der zweite Aufzug beginnt mit einem neuen Kampf zwischen Leben und Tod. Das Leben in der Natur ist in Gefahr, zugrunde zu gehen durch den furchtbaren, todbringenden Winter.

Auch ein Menschenleben schwebt in Todesgefahr: Gawân. Die Gastfreundschaft des Bernlak de Hautdesert rettet ihn vor dem Erfrieren, zeigt uns aber auch, was innerlich schon erstorben ist. Tot ist die Hoffnung, rechtzeitig sein Ziel zu finden, tot ist der Glaube an die gnadenreiche Hilfe der Jungfrau, aber es lebt und flammt noch das Ehrgefühl. Er will nicht rasten noch ruhen, er will weiter suchen. Marie de Hautdesert gelingt es, ihn zum Bleiben zu bewegen, von ihr erfährt er den Platz der grünen Kapelle, und schnell sind Glaube und Hoffnung neu belebt. Durch mehrere Aufzüge zieht sich der Kampf zwischen Lebenslust und Todesgrauen. Marie zeigt ihm das Leben in seiner lockendsten Gestalt: ein Leben in Liebe, ein Leben in Leidenschaft. Marie zeigt ihm den Tod in seiner ganzen Furchtbarkeit, seinem Schrecken, seinem Ekel, seinem Widersinn. Ist es nicht Torheit, ihm entgegen zu gehen in der Jugend? Ist es nicht höchste Lebensweisheit, ihn zu fliehen oder wenigstens das Leben erst zu genießen, den Lebenskelch erst auszuschlürfen bis zur Hefe?

Hier setzt das zweite Motiv ein: die Versuchung zur Sünde. Zu sündiger Liebe und zu sündigem Leben will Marie den Ritter verführen. Irdische Liebe bedrängt Gawân mit allen sinnlichen Reizen. Frauenschönheit lacht und lockt zum Lieben, Frauenleidenschaft sucht alle Vernunft zu betören und drängt zum Genießen, Frauenlist endlich lockt mit dem Gürtel, der unverwundbar macht zum Leben, zum Leben! Gawâns Ehre steht auf dem Spiel, seine Ehre als Gast, als Mensch, als Ritter, als Christ. Welch eine Versuchung! Der sinnlichen Liebe widersteht er in knabenhafter Reine. Der Leidenschaft setzt er männliche Kühle entgegen, und als auch seine Sinne sich entflammen, sucht er Hilfe im Gebet. Die Frauenlist reizt ihn, fängt ihn ein und hält ihn in ihrem Bann. Un-ver-wund-bar! Wie Glockenklang klingts ihm ins Ohr. Er hatte schon völlig mit dem Leben abgeschlossen, er hatte sich mit dem Tode vertraut gemacht, und doch — und doch! Es war nichts Natürliches, es war unnatürlicher, ja widernatürlicher Zwang. Jugend und Tod, die passen nicht zueinander. Blühendes Leben und Verwesung befreunden sich nicht. Die Lichtchenszene zeigt sehr bezeichnend, wie sehr sich das junge Blut unwillkürlich auflehnt gegen des Todes Bann. So sinkt er in Sünde und erliegt der Versuchung zum Leben, aber er versinkt nicht darin. Er erkennt: das Leben ist der Güter Höchstes nicht, der Übel Größtes aber

ist die Schuld. Wohl vernichtet der Tod den Leib, aber das Leben tötet die Seele, und das ist schlimmer. Kraftvoll entsagt er der irdischen und weiht sich der himmlischen Liebe:

„Ihr seid die Verkörperung des gleißenden Lebens;
Doch ob ich auch heiß bin und jung, — ihr lockt vergebens.
Der Tod und das Leben sind eins: das Leben vernichtet
Und ist der Hippe Freund Heins zum Dank verpflichtet.
Seitdem ich die Teufelsmagie des Lebens durchschaut,
Ersehne ich nur Marie, meine Himmelsbraut."

Doch die Verhältnisse sind stärker als er. Ob er sich auch innerlich frei gemacht hat von dem Zaubergürtel, äußerlich bleibt er mit ihm verbunden und häuft Schuld auf Schuld. Und doch kann die Jungfrau Marie von ihm bezeugen: „Rein ist seine Seele." Hier erhebt sich das Mysterium zur höchsten religiösen Weihe und erläutert das Thema Sünde und Gnade in prachtvollen Versen:

„Die Verlockung ist Gottes Huld, die Prüfung ist Lust;
Nur durch Gnade und schwere Schuld kommt Erleuchtung der Brust. — —
Eine Seelenläuterung ist ein Sündenerlebnis. — — —
Dieser Mann ist rein, weil er büßt; seine Tat ist vergeben;
Und die Schar der Engel begrüßt ihn zum neuen Leben. — —
Gott will, daß in Sünden Mitte uns Heilsgnade stille! —
Er hat dir die Verführung als Segen geschickt."

Durch die Versuchung erst kommen die lebensfähigen Kräfte des Menschen zur Geltung; da zeigt er, was er zu opfern bereit ist. Nun spricht die Gnade zu ihm:

„Du hast das Leben besiegt und den Tod überwunden;
Dein seliger Glaube schmiegt sich an Christi Wunden.
Wer durch Sünde und Todesgrauen hindurchgegangen,
Ist wert, den Gral zu schauen und den Kelch zu empfangen."

So schließt sich der Ideenkreis, indem er zurückgeht auf den Ausgangspunkt: das Leben. Gawân hat Sünde und Tod überwunden; die göttliche Gnade hat ihn geläutert durch diese Probe und ihm dadurch verholfen zur Festigung seines inneren und äußeren Lebens. Der Gral bot dem Helden der Tafelrunde den Inbegriff des hehrsten und reinsten Lebens. Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch seinen Sohn Jesus Christus! Das wäre die biblische Umschreibung des Grundgedankens von Stuckens Mysterium.

Cottbus. Gertrud Jahrmann.

PRO DOMO[1].

Der Aufsatz, den O. Lohmann (Hannover) in Band XXV S. 502 ff. der *Neueren Sprachen:* „Über den Wert unserer Regeln und Sprachgesetze bei Behandlung der französischen Grammatik" veröffentlicht hat, verlangt eine Entgegnung, weil Schweigen den Schein erwecken könnte, als ob gleichsam aus dem Hauptquartier der Neuphilologenschaft einer ihrer berufenen Vertreter, der sich ausdrücklich als Schüler Ad. Toblers rühmt, mit unerschütterlichem Tatsachenmaterial vor die Allgemeinheit tritt, um die Meinung der Sonderfachkreise selbst zu „verlautbaren". Die Gefahr für unsere Sache scheint mir daher so groß, daß ich das persönliche Bedauern, wie schon früher einmal, Lohmann entgegenzutreten, überwinden muß.

Wenn ich L. auch in einigen Punkten recht geben kann, so komme ich doch zu ganz anderen Schlußfolgerungen.

L. möchte bei einer zukünftigen Schulreform das Französische auf allen deutschen höheren Schulen als „wahlfrei" sehen. Nur nebenbei erwähnt er in dem vorliegenden Aufsatz, „daß für eine ‚Beschneidung' des Betriebes der fremden Sprachen sich die Stimmen erheblich mehren, da der Wunsch, Deutsch und Geschichte zu verstärken und damit der deutschvölkischen Richtung entgegenzukommen, immer dringender wird".

Dazu ist zu sagen, daß, von einzelnen Verirrungen und Unbesonnenheiten abgesehen, die ruhig unberücksichtigt bleiben können, auch kein deutscher Neuphilologe ein anderes Ziel verfolgt, als seine Schüler zu guten Deutschen zu erziehen, daß er sie gerade durch die fremden Sprachen als Deutsche für den schweren Lebenskampf nur besser rüsten will.

Im Hinblick auf dieses Ziel bestreite ich, daß allein die Natur des Faches nationale Erziehung im wahren Sinne des Wortes verbürgt. Jedes Fach dient ihr und hat ihr zu dienen.

Mir will auch scheinen, als liege in der von L. — gewiß in edelster Absicht — vertretenen Forderung der stillschweigende Vorwurf, daß der Unterricht im Deutschen und in der Geschichte dem wesentlichsten Teil seiner Aufgabe nicht gerecht geworden ist.

---

[1] Diese kurz nach Erscheinen des Lohmannschen Aufsatzes eingesandte Entgegnung konnte aus redaktionellen Gründen leider nicht eher zum Abdruck gelangen. (*Anm. d. Red.*)

Diesen Vorwurf empfinde ich als ein Unrecht unserem Volke und im besonderen unserer Jugend gegenüber. Die sittliche Größe, die unser Land während dieser schweren Kriegsjahre in Glück und Leid, umbrandet von dem Tosen wütenden Hasses und Neides, bewiesen hat, wird ihm stets zum Ruhm gereichen und verbürgt seine Lebenskraft. Unsere Schule in allen ihren Gliedern aber kann stolz darauf sein, daß sie teilgehabt hat, unser Volk zu dieser Reife zu führen.

Wäre es wahr, daß auch der Deutsch- und Geschichtsunterricht sein hohes Ziel nicht erreicht hat, so würde jedenfalls eine Vermehrung der Stundenzahl noch keineswegs den wünschenswerten Erfolg sichern, denn durch ein Mehr von Wochenstunden wird nicht ein Mehr von Persönlichkeit geschaffen.

Derartige Bestrebungen, wie sie L. vertritt, sind natürliche Begleiterscheinungen so schwerer Zeiten, wie wir sie jetzt durchleben. Aber die gleichartigen Regungen auf seiten unserer Feinde sollten uns doppelt zur Vorsicht mahnen.

Wir wissen doch zur Genüge, wie gerade Frankreich in seinem Schulbetrieb allezeit gewissermaßen ein geistiges Chinesentum gezüchtet hat, das sich in grober Selbsttäuschung über die wahren Quellen seiner Kraft möglichst allem Fremden verschließen zu müssen oder zu können wähnte. Aber gerade dieses Verhalten, dessen unheilvolle Wirkungen so klar auf der Hand liegen, sollte uns davor schützen, uns durch die Ächtung und Ausmerzung alles Fremden selbst zu kastrieren und nach dem Ruhm von Säulenheiligen zu streben. Wir sollten uns nicht von dem Engländer Haldane beschämen lassen, der gleichen Bestrebungen die Antwort entgegenhielt, die Zeit hätte gerade gelehrt, daß nur noch mehr Deutsch in England getrieben werden müsse.

Sogar in dem unheilbar verblendeten Frankreich führt Haß und Erkenntnis des eigenen Vorteils zu gleichen Forderungen. Auf eine öffentliche Rückfrage, ob nach dem Kriege Deutsch noch in französischen Schulen gelehrt werden solle, erklärte der „umgekehrte Philosoph“ E. Boutroux in der «Petite Gironde» vom 13. November 1915: „Aber das beste Mittel, seine Feinde zu bekämpfen, ist, sie zu kennen, und es ist klar, daß wir die Deutschen nicht kennen können, wenn wir ihre Sprache nicht verstehen. Nicht dadurch haben sich die Deutschen zu unserer Vernichtung vorbereitet, daß sie das Studium unserer Sprache unterließen, sondern dadurch, daß sie mit allem Fleiß Französisch

lernten. Unsere Soldaten sind immer wieder überrascht über die Masse Deutscher, die sich durch Kenntnis unserer Sprache aus der Not helfen" („Kriegsgefangenschaft in Frankreich" von Prof. K. Bornhausen, Marburg, in *Evang. Wochenh.* 59/60).

Wie unsere preußische Akademie der Wissenschaften, auf Goetheschen Spuren wandelnd (s. „Die Sprachreiniger"), unlängst in einem Gutachten davor gewarnt hat, den Fremdwörtern als berechtigten und oft unentbehrlichen Kulturträgern eine Bartholomäusnacht zu bereiten, so fordern ja im gleichen Sinne die „Ausführungsbestimmungen für die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens", durch die fremdsprachliche Lektüre bei der Achtung vor dem Fremden die Liebe zum Eigenen zu fördern.

Damit soll keineswegs einer lässigen Genügsamkeit, einem bequemen Sichgehenlassen und Sichbescheiden, einem Stillstehen also Zurückgehen das Wort geredet werden. Gewiß kann durch ein verständnisvolles Zusammenarbeiten der Fächer mehr erreicht werden. Eine straffere Ökonomie, ein entschlossenes Überbordwerfen gewohnheitsmäßig mitgeschleppten Ballastes und ein besonnenes Sichfreimachen von manchem hohlen Aberglauben würde es den Lehrern der alten, der neueren Sprachen und der Muttersprache ermöglichen, ihre Arbeit an dem gemeinsamen höchsten Ziel wirkungsvoller und ersprießlicher zu gestalten.

Daraus erwächst aber jedem Vertreter jedes Faches die Pflicht, „still und unerschlafft im kleinsten Punkt die größte Kraft zu sammeln". Durch Erdrosselung der andern wird der eigene Fortschritt nicht verbürgt.

L. versucht nun zu zeigen, wie unzulänglich die grammatische Unterweisung im französischen Unterricht ist.

Wird man ihm ohne weiteres recht geben, daß die üblichen Hilfsmittel gerade im Sinne der voranstehenden Ausführungen vielfach ungenügend sind, so müssen doch auch seine Vorschläge zur „Vertiefung" abgelehnt werden. Seine sprachlichen Beobachtungen erstrecken sich ausnahmslos auf allgemein Bekanntes und Verzeichnetes und seine besonderen Erkenntnisse und Deutungen sind unannehmbar und haltlos. Mit diesem Fehlschlag seiner Bemühung widerlegt er sich selbst und liefert die stärksten Argumente für die Notwendigkeit — richtig betriebener! — fremdsprachlicher Unterweisung in der Schule.

Einleitend bemerkt L., er wolle — sehr mit Unrecht! — von den fremden Lauten absehen, und er spricht zuerst von den großen Schwierigkeiten, die die Formenlehre dem Anfänger

bietet, da das Kind lernen müsse, „Gleiches zu hören, abe Verschiedenes zu sehen“. Es müßten «aimer, aimez, aimé, aimai» usw. beim schriftlichen Gebrauch geschieden werden. Er weist auf die Schwierigkeiten hin, die dem Kinde, das kein Latein kann, homogene Wörter wie «vers, le vers, le verre, le ver, vert» u. dgl. bereiten und daß zur Befestigung der Lehrer „stumpfsinnige Sätze üben lassen muß“ wie: «J'ai bu du vin dans un verre vert, en lisant des vers de Racine.»

L. meint, diese Formen könnten nur gedächtnismäßig angeeignet werden. Obwohl er es nicht ausspricht, scheint er doch sagen zu wollen, daß die Schwierigkeiten dieser Dinge in keinem Verhältnis zu ihrem Werte stehen.

Ich bin derselben Überzeugung, nur komme ich zu anderem Schluß. Ich meine, daß Stumpfsinn im Unterricht zu treiben sich durch keine Erwägung rechtfertigt. Der gleiche Stumpfsinn treibt in deutschen Diktatübungen sein Unwesen. Ich kenne z. B. Fußangeln, die den armen Kindern mit Versen, Fersen und Färsen u. a. gelegt werden. Nebenbei bemerkt, ist ja die Orthographie ein Mausoleum für längst verstorbene Laute («seoir»), oder ein Denkmal des Tiefstandes philologischer Wissenschaft früherer Jahrhunderte («poids»), oder die Bekundung gelehrter Pedanterie, die im Widerspruch steht zu dem Volksempfinden und der Begriffsentwicklung («mesner»).

Eine verständige Beobachtung der *Ausführungsbestimmungen* von 1918, die ausdrücklich vor der Verwechselung von Laut und Schrift, vor der Verquickung von Sprachgesetz und Schreibregel warnen, müßte eigentlich solchen Unfug unmöglich machen. Dann würde die phonetische Einführung in die fremden Laute, die deswegen so notwendig und wertvoll ist, weil bei ihnen ja die unbewußte Beherrschung der Laute der Muttersprache fortfällt, auch der letzteren zugute kommen. Dann würden rein lautliche Vorgänge — z. B. stimmhafter Laut im Inlaut, stimmloser im Auslaut — eine Fülle von Tatsachen aus der Formenlehre vereinheitlichen und vereinfachen, und zwar zugleich für Muttersprache und Fremdsprache, und würde auch den Wert oder die Berechtigung des Schriftbildes von vornherein richtig beleuchten: „Lied, Lieder“; „Brot, Brote“; «verdir, verdure, vert»; «grand homme»; «bœuf, bouvier; œuf, oval; neuf, nouveau, neuve» usw. «verre» würde mit «appelle, jette» usw. zusammengestellt, «vers» im Zusammenhang mit «verset, versifier, versification» u. ä. zusammengelernt werden.

Vielfach leistet die Schule selbst dadurch den Verstößen gegen die Rechtschreibung Vorschub, daß ein Götzendienst mit der Form oder der Vokabel getrieben wird. Es sollte auch bei gedächtnismäßiger Aneignung nie die Funktion der Form im Zusammenhang der Rede unberücksichtigt bleiben: «Je vais aimer, dormir, vendre, savoir; j'ai aimé, dormi» usw., wie ja auch eine Form „lieben“ inhaltslos ist im Hinblick auf: „die *lieben* Kinder, die Kinder *lieben*, ich werde *lieben*“.

Endlich lehrt uns ein Blick in die Aufzeichnungen von Ungebildeten nicht weniger als von Gebildeten, wie die schriftliche Fixierung häufig im Banne des Lautes steht, oder wie der Denkinhalt manchmal unabhängig ist von mechanisch im Gedächtnis hervorgebrachten Lautformen oder -folgen, so daß man bei einem Hochgebildeten in einer literarisch wertvollen Niederschrift «je vous vendrez» (statt «vendrai») u. ä. antreffen kann. Ich habe darüber unlängst in der „Gesellschaft für Neuere Sprachen“ gesprochen und daraus den Schluß gezogen, daß derartige Beobachtungen den Lehrer duldsamer machen können, zum mindesten ihnen aber den verschiedenen Schulfehlern gegenüber die angemessene Stellungnahme in philologischer, psychologischer und pädagogischer Hinsicht lehren können.

L. findet es verständig, daß Formen mit gleichem Lautwechsel zusammengestellt werden: «Meurs, mourons»; «peux, pouvons». Aber er findet, daß die Heranziehung solcher Analogien doch auch Veranlassung zu „bösen Fehlern“ gebe.

Der Lehrer, der sich um die Geschichte der französischen Rechtschreibung gekümmert hat, der sich einmal in das Chaos der Orthographie des XV. und XVI. Jahrhunderts gewagt und gesehen hat, mit welcher Willkür oft die Grammatiker ihre Entscheidungen getroffen haben, der wird sich nicht so entsetzen, daß «pouvons, peux» ein «mouvons, meux» herbeiführt. Er wird trotzdem aber das sprachlich allein Wichtige, den Lautwechsel, in erster Linie betonen. Die Sonderschreibung «meus» mag er erklären oder befestigen durch den Hinweis auf «chevaux, cheveux (chevaulx, cheveulx, vaulx, veulx)» einerseits und «sers, vis, écris» usw. andererseits, so daß eigentlich «peux» als Analogieschreibung zu «veux» auszusondern wäre.

Aus dem syntaktischen Gebiet behandelt L. die Stellung des Adjektivs. Die Grammatik, z. B. Lücking, helfe nicht. Wenn ein Text in kurzer Folge «une grande mémoire» und «une mémoire grande» biete, so sei der Grund nur „in dem subjektiven

Gefühl des Sprechenden oder Schreibenden" zu suchen. Also eine einfache Spracherscheinung führe auf psychologische Fragen, die die Fassungskraft der Kinder auf den Realschulen und Lyzeen übersteige. So diene auch die chiastische Stellung zur Hervorhebung, die durch den ungewöhnlichen Rhythmus herbeigeführt werde («un ministre protestant» du «protestant empereur»), und „aus dem subjektiven Empfinden des Schreibenden erkläre sich", daß von La Rochefoucauld gesagt werde: «l'ami véritable et le véritable ami des hommes».

Damit wird freilich nicht nur der Schüler zu keiner Klarheit über die Erscheinung kommen!

Die Anordnung einer französischen Aussage nach dem Grundsatze, daß das psychologische Prädikat dem psychologischen Subjekt folgt, gilt auch für das Substantiv und seine Attribute. Wer die einst von Vaugelas gemachte Bemerkung über die Stellung von «bon, grand» usw. als Axiom hinnimmt, der gerät allerdings in Verlegenheit, wenn er hintereinander «une grande mémoire» und «une mémoire grande» findet.

Aber auch im elementarsten Unterricht kann und muß man zum Verständnis bringen, daß, wie die letzte Silbe eines Wortes oder eines Sinnganzen den Hauptton hat, so auch das psychologische Prädikat, oder gemeinverständlicher ausgedrückt, das Wesentliche, die Zielvorstellung, die neue Aussage an die Tonstelle d. h. an den Schluß rückt. «Une grande mémoire» hat also als Ziel die Aussage «mémoire», «une mémoire grande» sagt von dem Gedächtnis aus, daß es groß ist.

Die chiastische Stellung ist wohl öfters zu einer stilistischen Spielerei verflacht, aber sie beruht auf derselben psychologischen Grundlage wie alle anderen Stellungsregeln: das adjektivische Prädikat («un ministre *protestant*») bleibt im Bewußtsein und löst ein neues Prädikat in der Form des zweiten Substantivs aus («du protestant empereur»).

Mit dem Hinweis auf das „subjektive Empfinden des Schreibenden" wird kein Schüler etwas anfangen können. Wollte L. aber den Versuch machen, seinen Kindern diese Erscheinung unter dem Gesichtswinkel von Subjekt und Prädikat zu deuten, von erster und zweiter oder Ausgangs- und Zielvorstellung — auf den Namen kommt es nicht an —, so wird er ihnen sicher etwas Dauerndes mitgeben, wird auch die gesamten gleichartigen Erscheinungen zusammenfassend erklären; denn die Anordnung der Glieder in der chiastischen Stellung kann natürlich auch

anders sein als sie die von L. angeführten Beispiele zeigen (Adj., Subst., Subst., Adj.).

Endlich kann der Schriftsteller auch gerade der chiastischen Stellung aus dem Wege gehen. Dann soll eben entweder beide Male das Substantiv oder beide Male das Adjektiv das psychologische Prädikat sein.

Vor allem kann ich auch aus Erfahrung sagen, daß L.s Behauptung, Verständnis für das rhythmische Gefühl, das ihm bei dieser Erscheinung im Spiel zu sein scheint, könne bei den Kindern nicht leicht geweckt werden, unzutreffend ist. Es kann und es muß geweckt werden; denn die ersten — richtig betriebenen! — Leseübungen müssen den französischen Rhythmus, die besondere französische Sprachmelodie beobachten. Durch die Sprachmelodie erklären und vereinfachen sich die Hauptschwierigkeiten der Formenlehre («venons, viennent»; «appelons, appelle, appellerai»). Mit dem richtigen Rhythmus erledigen sich zugleich die Hauptsachen der Interpunktionslehre. Durch ihn werden Interpunktionslehre, Wortstellung, Stilistik zu einer Einheit zusammengeschlossen; denn die Beobachtung der rhetorischen Pause z. B. nach dem Subjekt erklärt die verschiedene Stellung der Umstandsbestimmung und den mit der Stellung wechselnden Sinn des Satzes (vgl. *Archiv* N. S. 18, S. 151).

Wenn diese Dinge nicht gerade in der Schulgrammatik zu finden sind, weil das Beharrungsvermögen der üblichen Schulbücher gegenüber den Fortschritten der wissenschaftlichen Arbeit erfahrungsgemäß allzu kräftig ist, so entschuldigt dies noch nicht den Lehrer. Von ihm kann gewiß billig gefordert werden, daß er sich über das, was seinem Unterricht nützen kann, auch über das Schulbuch hinaus auf dem Laufenden halte.

Wenn L. aus der Konjunktivlehre den «Subjonktiv» des geforderten Merkmals im Relativsatz herausgreift und meint, es sei dem Schüler unverständlich, wenn er statt des Konjunktivs den Konditionalis findet, so braucht der Lehrer ihn nur u. a. auf Plattner § 243 A 4b zu verweisen, wo die Erscheinung erklärt wird. Auch der Wechsel des Modus nach «comprendre» ist eine so elementare, aus der Grundfunktion des Konjunktivs erklärbare Tatsache, daß kein Anlaß vorlag, sie außerhalb der Schulstube zu erörtern und durch Beispiele zu belegen.

Ich glaube auch nicht, daß L. im Namen der neuphilologischen Kollegen sagen darf: „*Wir* lassen lernen: der Infinitiv als vor dem Verbum stehendes Subjekt steht ohne Präposition“,

um dann Beispiele zu bringen, die zeigen, daß die Regel in dieser Allgemeinheit unzutreffend ist.

Aus dem 16. Bd. (N. S. 1906) des *Archivs*, S. 382, hätte er erfahren können, daß H. Engel schon damals auf diese Lücke in den Grammatiken hinweist und die Erscheinung mit zahlreichen Beispielen belegt, ohne die frühe Verdunkelung des «de» vor Infinitiv im Altfranzösischen zu vergessen, über die Tobler in den *Vermischten Beiträgen* Aufschluß gibt.

Da L. sich mehrfach von Lücking im Stich gelassen wähnt, so möchte ich nicht verfehlen, zu bemerken, daß dieser sorgsame Beobachter, dessen Buch nur nicht ganz bequem zu benutzen ist, ebenfalls von diesem Infinitiv mit «de» im § 367, 4 unter „Präpositionen" spricht.

Wiederum darf L. nicht für Neuphilologen sagen: „Als böse Fehler rechnen wir «si» im bedingenden Nebensatz mit Konditional, aber solche ‚Fehler' kommen bei den besten Schriftstellern vor." Er bringt dann ein Beispiel aus der Einleitung zu «Cosmopolis» von Bourget. Dies Beispiel hätte L. bei Tobler *Verm. Beitr.* III 58f. finden können; er hätte dort aber zugleich lernen können, daß gar kein wirkliches konditionales Verhältnis vorliegt. Und dasselbe gilt auch für sein zweites und letztes Beispiel.

Dann hätte L. an derselben Stelle die Bemerkung unseres Meisters für „zum Nachdenken geneigte Schüler — und völlig ausgerottet sind die ja immer noch nicht —" gelesen: „So würde er sich überzeugen, daß auf dem Gebiete der französischen Syntax aufmerksame Beobachter sich schon seit langer Zeit umsehen, und daß die auch nur einigermaßen wichtigeren Erscheinungen, die dem fleißigen Leser aufstoßen können, in den Repertorien der Fachleute in der Tat ihre Stelle und die wünschbare Erörterung gefunden haben." Und L. hätte selbst mehr Umschau gehalten, bevor er diesen Aufsatz schrieb.

Zumal dann seine Vorwürfe nicht den Schein erwecken würden, als vergeude der neusprachliche Unterricht wertvolle Kräfte auf „nutzloses Regelpauken", dem gegenüber er die Forderung erhebt, daß die französischen Schriftsteller „als psychologisch zu erfassende Gegenstände behandelt werden sollten".

Freilich der fremdsprachliche Unterricht, der so falsche und unzulängliche Regeln pauken läßt, wie sie L. mehrfach mit dem Geständnis einleitet: „Wir lassen lernen", der kann

nicht nachdrücklich genug „beschnitten“ werden. Aber mit seiner Forderung, die französischen Schriftsteller „psychologisch zu erforschen“, erfüllt er ja nur das weniger hochtönende Verlangen der *Bestimmungen*, daß die Lektüre im Mittelpunkt des Unterrichts stehe, daß Bedeutendes in künstlerischer Form gelesen und der Ideengehalt voll ausgeschöpft werde.

Andererseits enthalten aber L.s Ausführungen auch die unbeabsichtigte Warnung, wie es mit der „psychologischen Erforschung“ der fremdsprachlichen Texte bestellt ist, wenn sie sich nicht auf ausreichendes grammatisches Verständnis stützt.

L. meint z. B., daß Rousseau in dem Satze: «Elle aime mieux souffrir davantage et que vous entriez dans le sujet de ses peines» aus der Konstruktion gefallen sei; der Verfasser hätte fortfahren sollen: «que de vous faire entrer», und L. übersetzt: „daß ihr aber dafür nicht in die Ursache ihres Leides eindringen möchtet“. Ohne Angabe der benutzten Ausgabe verweist er nur auf S. 293 der «Nouvelle Héloïse». Damit andere nicht ebensoviel Zeit mit dem Aufsuchen der Stelle verlieren wie ich, will ich bemerken, daß sie sich im letzten Absatz des 7. Briefes des III. Teils findet.

L.s Übersetzung verstößt gegen den elementarsten Grundsatz jeder philologischen Interpretation, zunächst festzustellen, was da steht. Von der falschen Deutung der Wendung «entrer dans le sujet» abgesehen, ist unerfindlich, wo das „nicht“ herkommt, mit dessen Einsetzung L. den ganzen Sinn verkehrt. Julie betrauert reuevoll ihre Mutter und möchte ihren Geliebten vergessen. Aber die Liebe ist ein so verschmitzter Ränkeschmied, daß sie sie auf dem Umwege von Reue, Schmerz und Tränen doch immer wieder zwingt, statt ihn zu vergessen, sich mit dem Geliebten zu beschäftigen. Und nun heißt es von der Liebe weiter: «Il l'abuse avec tant d'art, qu'elle aime mieux souffrir davantage, et que vous entriez dans le sujet de ses peines». Der Geliebte soll mit Anlaß ihres Leides sein, wenn es auch dadurch noch vergrößert wird.

So veranlaßt mich denn L.s Aufsatz zu folgenden, von ihm ganz abweichenden Schlußfolgerungen.

Auch die hervorragendsten Lehrer verbürgen für unser Fach noch nicht ein allseitig und dauernd befriedigendes Unterrichtsergebnis. Die vielfältigen Anforderungen, die in praktischer und wissenschaftlicher Beziehung an den neuphilologischen Lehrer herantreten, die rege, weitgespannte Tätigkeit, die ge-

rade unsere Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten entfaltet hat, die Fortschritte, die ihr neue Erkenntnisse auf Gebieten erschlossen haben, von denen auch unsere Meister noch nichts ahnten, und deren elementare Ergebnisse nutzbringend für die Schule verwendet werden können und müssen, machen es dem Neuphilologen zur Pflicht, sich auf dem Laufenden zu halten und sich nicht auf die herkömmlichen „Unterrichtswerke“ zu beschränken. Vor allem aber scheint mir L. durch sein eigenes Beispiel und den Fehlschlag, als den ich seinen Aufsatz in sprachlicher und „psychologischer“ Hinsicht bezeichnen muß, zu beweisen, daß die „großen pädagogischen Werte“, die er trotz allem dem neuphilologischen Unterricht zubilligt, gewiß nicht durch Arbeitsverringerung und „Beschneidung“ gewährleistet werden können.

Fern sei es von mir, nach seinem Vorbilde etwa Stundenvermehrung zu beantragen, aber ich glaube genügend angedeutet zu haben, wo bei der für unsere großen Aufgaben zur Verfügung stehenden Zeit, die als ein Mindestmaß bezeichnet werden muß, der Hebel zu kräftigerer Förderung anzusetzen ist.

Berlin-Wilmersdorf. MAX KUTTNER.

WIE TREIBT MAN AN DER SCHULE PRAKTISCHE LITERATURGESCHICHTE?

Eine der wichtigsten Aufgaben des neusprachlichen Unterrichts ist die Einführung in die Literatur des fremden Volkes. Nun besteht aber doch wohl die Tatsache, daß die Abiturienten unserer höheren Schulen, auch der realistischen Anstalten, oft recht erschreckend geringe Kenntnisse der französischen und englischen Literatur aufweisen. Oft sind ihnen erstklassige Schriftsteller nicht einmal dem Namen nach bekannt, ja vielfach sind ihnen ganze literarische Richtungen völlig fremd. Insbesondere fehlt ein Überblick über die Entwicklung der Literaturgeschichte und das Wesen ihrer hauptsächlichen Strömungen meist vollständig.

Der Grund dieser bedauerlichen Tatsache ist zweifellos der, daß an unseren Schulen eine systematische Einführung in die Literaturgeschichte eben nicht gegeben wird. Die literarische Unterweisung beschränkt sich meist auf dürftige biographische

Angaben über den gerade als Schullektüre gewählten Schriftsteller. Nun erfolgt aber die Wahl dieser Lektüre vielfach recht planlos und willkürlich. Meist entscheidet der persönliche Geschmack des Lehrers, auch wird kein besonderes Gewicht darauf gelegt, daß die verschiedenen Dichtungsgattungen und literarischen Strömungen oder die verschiedenen Zeitabschnitte der Literatur gleichmäßig zu Wort kommen. Manchmal werden auch unbedeutende und unbekannte Schriftsteller als Lektüre gewählt, oder es überwiegt noch immer die historische Lektüre, während die eigentlichen Literaturgattungen zu kurz kommen. So kommt es, daß die Gesamtheit der Schriftsteller, die einem Schüler im Verlauf seiner Schulzeit als Lektüre dargeboten werden, oft eine recht planlose Zusammenstellung aufweist und nichts weniger als eine systematische Einführung in die Literatur darstellt.

Nun sollte man aber doch unbedingt von einem Abiturienten eines Realgymnasiums oder einer Oberrealschule, der soviel Jahre hindurch sich so intensiv mit dem Studium der französischen und englischen Sprache befaßt hat, eine wenn auch nur ganz allgemeine Bekanntschaft mit dem Entwicklungsgange der Literaturgeschichte und ihren hauptsächlichsten Strömungen verlangen dürfen.

Sollte es nicht möglich sein, bereits an der Schule einen allgemeinen Überblick über die Literaturgeschichte zu vermitteln?

Man könnte nun zunächst daran denken, die französische und englische Literaturgeschichte in rein theoretischer Weise an der Hand eines kurzgefaßten Lehrbuches zu behandeln. Dieses Verfahren ist jedoch unbedingt zu verwerfen; denn der Gebrauch eines Kompendiums würde zu einer öden Paukerei führen, zu einem mechanischen Auswendiglernen von Namen und Büchertiteln, einem gedankenlosen Einprägen von Schlagwörtern und allgemeinen Redensarten. Das wäre das sicherste Mittel, um unseren Schülern die Freude an der fremden Literatur zu vergällen.

Ich stelle mir vielmehr vor, daß es möglich wäre, den Schülern an der Hand der Schullektüre selbst eine Übersicht über die neuere Literatur zu vermitteln in der Weise, daß die Schullektüre von Anfang an bis zur obersten Klasse so planmäßig ausgewählt wird, daß die im Verlauf der ganzen Studienzeit gelesenen Schriftwerke typische Proben der wichtigsten literarischen Richtungen und ihrer hauptsächlichsten Vertreter bilden und in ihrer Gesamtheit eine praktische Einführung in

die Literaturgeschichte darstellen. Nicht theoretische, sondern *praktische Literaturgeschichte* soll man an der Schule treiben.

Nun wird wohl mancher ungläubig lächeln und es für ein Unding erklären, eine so umfangreiche Literatur wie die französische oder die englische innerhalb der wenigen Studienjahre den Schülern gewissermaßen im Extrakt darzubieten. Und doch glaube ich, daß sich bei peinlichster Ausnutzung der zu Gebote stehenden Zeit und sorgfältigster Auswahl der Schriftsteller und Schriftwerke ein befriedigender Ausgleich erreichen läßt.

Es müßten allerdings einige Grundsätze aufs strikteste beachtet werden, die ich im folgenden darlegen möchte.

Zunächst müßte streng darauf gesehen werden, daß nur *erstklassige Schriftsteller* mit weltberühmten Namen als Lektüre gewählt werden. Diese Forderung erscheint selbstverständlich, wird aber leider nicht immer beachtet. Man sehe nur einmal das Verzeichnis der verschiedenen Sammlungen der Schulausgaben fremdsprachlicher Schriftsteller durch! Da muß man oft staunen, welch obskure Schriftsteller der Ehre für würdig gehalten werden, unseren deutschen Schülern als Schullektüre dargeboten zu werden. Man findet da manchmal Namen, die man selbst in größeren Literaturgeschichten wie Lanson, Petit de Juleville, Birch-Hirschfeld vergeblich sucht, die wahrscheinlich den meisten Franzosen und Engländern selbst unbekannt sind. Das ist unbedingt zu verwerfen. Nur allgemein anerkannte Meister der Sprache und des Gedankens sollen gewählt werden. Auch in dieser Hinsicht soll für unsere Schüler das Beste gerade gut genug sein.

Ebenso sind Übersetzungen aus anderen Sprachen, z. B. etwa Cervantes' *Don Quijote* in französischer Übersetzung abzulehnen. Nur Originalwerke sollen den Schülern geboten werden.

Weiterhin ist darauf zu achten, daß alle Literaturgattungen gleichmäßig berücksichtigt werden. Es soll jeder Schüler mindestens eine Probe jeder Gattung kennen gelernt haben, also eine Reihe von Gedichten, mindestens je ein Lustspiel und ein Trauerspiel oder ernstes Schauspiel, mehrere Proben erzählender Prosadichtung sowie historischer und philosophischer Prosa.

Endlich aber, und das ist der wichtigste Punkt, soll versucht werden, möglichst alle Perioden und Strömungen der Literatur der letzten drei bis vier Jahrhunderte in ihren bedeutendsten Vertretern in sorgfältiger, systematischer Auswahl zu Wort kommen zu lassen.

Ich will versuchen, darzulegen, wie ich mir die Durchführung im einzelnen denke, indem ich mich in meinen Darlegungen auf die französische Literatur beschränke.

Am einfachsten ist die Sache mit der lyrischen Poesie. Man wird den Schülern schon von der Unterstufe an in jedem Jahre eine Anzahl lyrischer oder lyrisch-epischer Gedichte der verschiedensten Schriftsteller und der verschiedensten Perioden und Richtungen darbieten und bei jedem Gedicht eine kurze Biographie des Verfassers geben, sowie die Eigenart des Schriftstellers und seiner literarischen Richtung erläutern. Dazu ist es nötig, daß die Schüler eine größere Gedichtsammlung mit eingehenden biographischen und literarischen Notizen in den Händen haben. Geeignete Sammlungen dieser Art stehen ja zur Verfügung (z. B. die von Christoph Beck, erschienen in Nürnberg bei Korn, und die von Th. Engwer in Velhagen und Klasings Sammlung).

Die rein *epische* Poesie, die ja in der neufranzösischen Literatur nur eine untergeordnete Rolle spielt, kann wohl übergangen werden. (Dagegen würde es sich im englischen Unterricht sehr empfehlen, auch ein kleineres modernes Epos, etwa Tennysons *Enoch Arden*, zu lesen.)

Wesentlich schwieriger ist die Auswahl von *Prosaerzählungen*. Gerade diese Gattung sollte besonders gepflegt werden, weil sie vom praktischen Standpunkt aus die wichtigste ist, da sie naturgemäß neben dem Lustspiel den Schüler am besten in die moderne Umgangssprache einführt. Gewöhnlich werden nun an den Schulen eine, höchstens zwei längere Erzählungen gelesen, wie etwa Erckmann-Chatrian, *L'Histoire d'un conscrit*, Daudet, *Le petit Chose*, Loti, *Pêcheurs d'Islande* u. dgl. Wird eine Sammlung von kürzeren Erzählungen gewählt, so ist die Auswahl meist ein und demselben Schriftsteller entnommen. So ist bekanntlich eine sehr beliebte Lektüre eine Auswahl aus den Novellen von Daudet, auch Fr. Coppée wird neuerdings gern genommen.

Auf diese Weise lernt der Schüler aber nur einen oder zwei Vertreter dieser gerade in der französischen Literatur so bedeutsamen Literaturgattung kennen. Außerdem macht man die Erfahrung, daß das Interesse der Schüler bei der Lektüre einer längeren Erzählung bald nachläßt, da die Lektüre gewöhnlich nur langsam fortschreitet und sich meist über mehrere Monate hinzieht. Dabei kommt es häufig vor, daß die Erzählung

gar nicht zu Ende gelesen werden kann, obwohl die Schulausgaben meist so stark verkürzt sind, daß die künstlerische Einheit des Werkes stark beeinträchtigt wird. Oft sind auch gerade die anziehendsten Stellen weggelassen.

Ich möchte deshalb vorschlagen, auf die längere Erzählung, den Roman, als Schullektüre zu verzichten und die kurze Erzählung, die *Novelle,* in erster Linie zu berücksichtigen. In der französischen Literatur bietet das keinerlei Schwierigkeiten, da ja in Frankreich diese Schriftgattung stets besonders gepflegt wurde und die meisten hervorragenden Prosaschriftsteller auch Novellen geschrieben haben. Der Vorzug der *Novellen* als Schullektüre ist ein mannigfacher.

Erstens macht es der geringe Umfang einer Novelle möglich, eine größere Anzahl in einem Schuljahre zu lesen.

Zweitens wird das Interesse der Schüler viel reger erhalten, wenn man, wie das bei einer Novelle leicht möglich ist, in kurzer Zeit, oft in wenigen Stunden, zu Ende kommt und infolgedessen möglichst viele Erzählungen in einem Schuljahre oder Semester lesen kann. Das Interesse wird noch gesteigert, wenn man Erzählungen verschiedener Verfasser wählt, weil man natürlich vor Beginn der Lektüre der neuen Erzählung über den neuen Verfasser biographisch-literarische Angaben machen wird.

Drittens eignet sich die Novelle im Unterricht in erster Linie zur praktischen sprachlichen Verwertung. Der praktische Gesichtspunkt darf ja beim neusprachlichen Unterricht nie außer acht gelassen werden. Gerade in der unauffälligen, unaufdringlichen Vereinigung des wissenschaftlichen und des praktischen Standpunktes sehe ich die größte Kunst des neusprachlichen Unterrichts. Diese Vereinigung läßt sich nun gerade bei der Lektüre von Novellen in geradezu idealer Weise durchführen.

Schon bei den biographischen Einführungen bietet sich erwünschter Anlaß zu Sprechübungen. Vor Beginn der Lektüre jeder neuen Erzählung wird der Lehrer in freiem Vortrag in fremder Sprache das Wesentlichste über den betreffenden Verfasser mitteilen und sich durch eingehende Fragen überzeugen, ob die Schüler die Angaben behalten haben. Fragen und Antworten müssen natürlich stets in fremder Sprache gestellt und gegeben werden.

Ebenso lassen sich die Erzählungen selbst in praktischer

Weise verwerten. Man wird niemals verfehlen, nach Beendigung der Lektüre einer Erzählung über ihren Inhalt eingehende Sprechübungen zu veranstalten. Auch kleinere schriftliche Arbeiten, wie etwa eine kurzgefaßte Wiedergabe des Ganges der Handlung, Charakteristik der Hauptpersonen u. dgl, lassen sich in gewinnbringender Weise verknüpfen. Ich habe auch bereits einige Male eine Nacherzählung einer gelesenen Novelle als Schulaufgabe verlangt.

Doch die Behandlung dieser praktischen Seite der Sache sei nur nebenher erwähnt.

Bei der Auswahl der zu lesenden Novellen sind möglichst alle wichtigen Zeitabschnitte und literarischen Richtungen zu berücksichtigen. Ferner sind die Novellen so auszuwählen, daß sie typische Proben für die Eigenart des betreffenden Schriftstellers darstellen. Es ist zweckmäßig, die Vertreter derselben Periode und derselben Richtung in einem, eventuell zwei Bändchen zu vereinigen. Dem Texte müßte eine biographisch-literarische Einleitung in fremder Sprache vorangehen, die zunächst das Wesen der gesamten Richtung in ihren Grundzügen darlegte (z. B. die französische Romantik), sodann über die einzelnen Schriftsteller, ihr Leben, ihre Hauptwerke und vor allem ihre dichterische Eigenart und literarische Bedeutung das Wichtigste mitteilt.

Leider gibt es nun zurzeit keine Schulausgaben, die diesen Forderungen völlig entsprechen. Wenigstens sind mir keine bekannt. Wo bereits Sammlungen von kleineren Erzählungen vorliegen, sind sie meist ganz willkürlich und ohne jedes System zusammengestellt. Das gilt besonders von der bei Velhagen und Klasing erschienenen Serie *Choix de nouvelles modernes*. Vielfach ist auch Minderwertiges in die Sammlungen mit aufgenommen.

Nur ganz wenige der bisher vorliegenden Schulausgaben nähern sich dem Ideal, das mir vorschwebt. So erwähne ich ein Büchlein, das ich bereits zweimal mit Erfolg benutzt habe: *Contes romantiques* (herausgegeben von Dannheisser, erschienen bei Lindauer-München). Die literarische Einleitung (in deutscher Sprache!) ist allerdings viel zu dürftig. Jedoch ist die Auswahl der einzelnen Novellen nicht ungeschickt. Ich lasse sie hier folgen: Lamartine, *Le tailleur de pierre de Saint-Point*; V. Hugo, *Les enfants du régiment*; A. de Musset, *Le fils du Titien*; Nodier, *Jean François les Bas-Bleus*; Mérimée, *Mateo Falcone* und *L'enlèvement de la redoute* (zusammen nur 83 Textseiten).

Wie man sieht, sind hier fünf der wichtigsten Vertreter der Romantik mit je einer oder zwei ihrer bekanntesten und besten Novellen zu Wort gekommen. Man wird auch zugeben, daß die ausgewählten Erzählungen im allgemeinen tatsächlich charakteristische Proben der betreffenden Schriftsteller darstellen. Die gefühlvolle Sentimentalität Lamartines, die melancholische „Weltschmerz“stimmung Mussets, Nodiers Hang zum Exzentrischen, Mérimées Vorliebe für die Darstellung primitiv-leidenschaftlicher Sitten gelangen in den betreffenden Stücken recht treffend zum Ausdruck.

Würde man diese Zusammenstellung nun etwa noch vervollständigen durch je eine Erzählung von Chateaubriand, A. de Vigny und Th. Gautier, so wäre die Liste der erstklassigen Dichter der Romantik so ziemlich vollständig. Chateaubriands Kunst der blendenden Naturschilderung sowie sein schwärmerisches Pathos würde vielleicht am besten veranschaulicht durch die reizende Novelle *Le dernier des Abencérages.* Der düstere Pessimismus A. de Vignys würde etwa in der packenden Erzählung aus der Zeit des Direktoriums *Le cachet rouge* aus *Servitude et grandeur militaire* treffend zur Geltung kommen, und auch für Gautiers Neigung zum Übersinnlich-Phantastischen ließen sich leicht geeignete Beispiele finden, etwa *Adria Marcella* oder *Le pied de la momie.*

Alle diese Erzählungen ließen sich, nötigenfalls bei entsprechenden Kürzungen, in einem starken Bändchen vereinigen und könnten etwa in einem Semester, höchstens einem Schuljahre gelesen werden. Würde man sie auf zwei Bändchen verteilen, so könnte man auch von einem oder dem andern Schriftsteller zwei Erzählungen aufnehmen, wie das in dem Bändchen von Dannheißer für Mérimée bereits der Fall ist. Übrigens braucht ja nicht jede Erzählung im Unterricht gelesen zu werden. Die eine oder andere kann auch der *Privatlektüre* überlassen werden. Eine höchst dankenswerte Übung wäre es auch, einem Schüler ein Referat über eine zu Hause gelesene Novelle in freiem Vortrag in französischer Sprache erstatten zu lassen, wie ich es bereits praktisch mit gutem Erfolg erprobt habe.

In derselben Art würde man auch die wichtigsten Schriftsteller der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts realistischer wie idealistischer Richtung zu Wort kommen lassen. Hier gibt es bereits ein Bändchen in der Sammlung von Freytag: *Sieben*

Erzählungen (herausgegeben von Pariselle[1]), die auch ziemlich zweckentsprechend zusammengestellt sind. Ich lasse sie ebenfalls folgen: Halévy, *Le cheval du trompette*; Maupassant, *La mère sauvage*; Coppée, *Les vices du capitaine*; Daudet, *L'enfant espion*; Theuriet, *Le noël de M. de Maroise*; Zola, *L'inondation*; Masson-Forestier, *La jambe coupée.* (106 Textseiten!)

Es finden hier der brutale Realismus Zolas und Maupassants, die gemütvolle Schreibweise Daudets, die rührselige Art Coppées und Theuriets ihre treffende Veranschaulichung. Für Coppée würde ich übrigens die Erzählung *L'Enfant perdu* empfehlen, die vielleicht besonders charakteristisch ist für die Eigenart des *poète des humbles*, seine zärtliche Liebe der kleinen Leute, seine gutmütige Satire der Reichen, seine Abneigung gegen Parlamentarismus und Freidenkertum. Auch würde man wünschen, daß Daudet auch mit einer seiner köstlichen humoristischen Erzählungen, die ja seine besondere Spezialität bilden (*La défense de Tarascon*, zugleich bezeichnend für seine Satire der Südfranzosen. Hinweis auf *Tartarin de Tarascon*), vertreten sei. Würde man endlich die beiden weniger bekannten Schriftsteller Halévy und Masson-Forestier durch solche ersten Ranges ersetzen, wie Anatole France (*Crainquebille*) oder P. Bourget oder René Bazin, so hätte man schon sieben der bedeutendsten Vertreter der modernen französischen Literatur beisammen.

Da die moderne Erzählungsliteratur besonders reich ist, könnte man mehrere Bändchen verschiedener Schriftsteller zusammenstellen und die Lektüre auf mehrere Schuljahre verteilen.

Diese wenigen Beispiele haben wohl bereits genügend gezeigt, wie vorzüglich sich gerade an der Hand von Novellensammlungen praktische Literaturgeschichte treiben läßt.

Nichts einzuwenden wäre übrigens dagegen, aus bedeutenden größeren Romanen einzelne episodenhafte Bruchstücke, die eine in sich mehr oder weniger geschlossene Handlung darstellen, herauszuschälen. So findet sich z. B. unter den *Contes choisis* von Daudet aus der Sammlung Lindauer (herausgegeben von Dr. Gaßner) eine Episode aus *Le Nabob: La famille Joyeuse*, die durchaus den Eindruck einer einheitlichen Erzählung macht. Auf diese Weise könnte man den Schüler auch mit Bruchstücken

---

[1] Ein zweites Bändchen desselben Verlags: *Contes modernes* erscheint mir weniger glücklich zusammengestellt.

größerer Romane bekannt machen, ohne dieselben bis zur Unkenntlichkeit zu zerstückeln, wie dies manchmal geschieht.

Etwas schwieriger ist die Sache mit der *dramatischen Literatur*, die natürlich stets eine wesentliche Rolle in der Schullektüre spielen muß. Ein Theaterstück hat mit seinen meist fünf Akten einen so reichlichen Umfang, daß nur ganz wenige im Laufe der Studienzeit gelesen werden können. Mit Verkürzungen läßt sich hier wenig ausrichten, wenn die Einheit der Handlung nicht zu stark beeinträchtigt werden soll. Man könnte etwa daran denken, eine Auswahl von besonders interessanten und wirkungsvollen Szenen aus verschiedenen Stücken zu bringen. Ein solcher Versuch liegt bereits vor in dem bei Lindauer erschienenen Bändchen *Le drame français moderne*, herausgegeben von Dr. Dannheißer, wo eine Auswahl von Szenen aus Werken von Augier, Dumas fils, Pailleron und Sardou gegeben werden.

Ich kann mich mit dieser Methode nicht befreunden. Gerade ein Drama stellt doch eine derart in sich geschlossene Handlung dar, daß es mir verfehlt erscheint, einzelne Bruchstücke herauszureißen. Die Lektüre solcher zusammenhangsloser Szenen wird meiner Ansicht nach bei Schülern und Lehrern kaum eine befriedigende Wirkung erzielen. Eher könnte man daran denken, besonders wirksame *Monologe* auszuwählen und sie in der Gedichtsammlung unterzubringen. (Zum Teil schon geschehen in der bereits erwähnten Gedichtsammlung von Beck.) Sonst wird man jedoch dabei bleiben, ein Theaterstück ganz und möglichst unverkürzt zu lesen.

Ich möchte nun anregen, die Gattung des Einakters oder wenigstens des kürzeren Dramas mehr als bisher zu berücksichtigen. Gerade unter diesen finden sich in der französischen Literatur wahre Perlen der Dichtung. Ich denke etwa an die *Comédies-Proverbes* von Musset, die gemütvollen Einakter von Coppée (z. B. *Le luthier de Crémone, le Passant*), Th. de Banvilles *Gringoire* usw. Auch das reizende kurze Lustspiel von Rostand: *Les romanesques* dürfte sich gut eignen. Auf diese Weise ließe es sich doch wohl ermöglichen, die Zahl der zu lesenden Theaterstücke zu erhöhen.

Natürlich sollte auch bei der Auswahl der dramatischen Lektüre ganz systematisch vorgegangen werden. Jeder Absolvent eines Realgymnasiums oder einer Oberrealschule sollte mindestens ein modernes Prosalustspiel (Augier, Sandeau,

Pailleron, Sardou), ein modernes Versdrama (Coppée, Rostand), ein klassisches Drama (Corneille, Racine) und ein Lustspiel von Molière gelesen haben. Die literarische Einleitung zu jedem Stück sollte sich aber nicht nur auf den betreffenden Verfasser beschränken, sondern einen kurzen Überblick über die ganze zeitgenössische Richtung geben. Liest man z. B. ein Lustspiel von Augier, so müßten in der Einführung auch die anderen hauptsächlichsten Vertreter des modernen realistischen Dramas kurz besprochen werden, damit der Schüler doch wenigstens die Namen einmal gehört hat. Bei der Lektüre eines Dramas von Corneille müßte unter allen Umständen auch von Racine gesprochen werden, und umgekehrt, da es natürlich kaum angängig ist, an der Schule zwei klassische Dramen von je einem der beiden Dichter zu lesen. Es müßten die charakteristischen Merkmale, die bekanntlich die beiden großen Dramatiker deutlich unterscheiden — Corneille als Dichter des Heroismus, als Darsteller von Verstandes- und Willensmenschen, Racine als Schilderer der menschlichen Schwächen und Leidenschaften, als Dichter der Liebe – kurz aber scharf hervorgehoben werden. Gerade diese Verschiedenheit Corneilles und Racines läßt interessante Parallelen zwischen Schiller und Goethe sowie zwischen Sophokles und Euripides anknüpfen, wo sich bekanntlich ganz ähnliche Unterschiede vorfinden.

Von den Lustspielen Molières sind möglichst solche zu wählen, die auf die Kulturverhältnisse des 17. Jahrhunderts besonders interessante Schlaglichter werfen, so daß sich bei der Lektüre kultur- und literarhistorische Belehrungen einflechten lassen. Aus diesem Grunde würde ich z. B. den vielgelesenen *Avare* nicht empfehlen, denn in kulturhistorischer Hinsicht bietet dieses Stück verhältnismäßig wenig Interessantes. Für das weitaus geeignetste Stück für die Schule halte ich die *Femmes Savantes*. Abgesehen davon, daß hier das possenhafte Element, das sonst bei Molière so stark ausgeprägt ist, und unserem modernen Geschmack doch eigentlich wenig zusagt, fast ganz zurücktritt, finden sich gerade in diesem Lustspiel eine Fülle von kulturhistorischen und literarischen Anspielungen, an die sich im Unterricht vortrefflich anknüpfen läßt. Schon das Sujet des Stückes selbst zwingt den Lehrer, von den *femmes savantes* der damaligen Zeit, dem Preziösentum, den literarischen Salons, dem Hôtel de Rambouillet usw. zu sprechen. Natürlich darf ein Hinweis auf das frühere Stück Molières über denselben Gegenstand, die

précieuses ridicules, nicht fehlen. Die mannigfachen Anspielungen auf den *auteur des satires*, auf Malherbe, Balzac, Vaugelas, Descartes geben Veranlassung, über die Rolle dieser Schriftsteller einige Worte zu sagen, und die köstlichen Figuren des Trissotin und Vadius lassen auf die literarischen und wissenschaftlichen Kreise des 17. Jahrhunderts hinweisen, die durch den Abbé Cotin und den Gelehrten Ménage vertreten waren. Auf diese Weise kann die Lektüre in unaufdringlicher Weise mit literarischer Belehrung verbunden werden.

Wenden wir uns nun zu der wissenschaftlichen, historischen und philosophischen Prosaliteratur. Gerade hier läßt sich das Prinzip der Auswahl besonders leicht durchführen. Bisher ist es meist Sitte, einen einzigen Historiker, etwa Mignet, Thiers oder Taine, herzunehmen und ihn für ein halbes oder ganzes Schuljahr als Lektüre zu verwenden. Die Erfahrung lehrt aber doch wohl, daß gerade eine solche länger andauernde historische Lektüre, die im Unterricht gewöhnlich nur langsam fortschreitet, rasch ermüdet und an Interesse verliert. Außerdem kann es sich ja auch hier ohnehin nur um Auszüge aus den umfangreichen Werken der betreffenden Geschichtsschreiber handeln. Wäre es hier nun nicht angebracht, eine Auswahl in größerem Maßstabe zu treffen in der Weise, daß möglichst viele Schriftsteller berücksichtigt würden? Die ausgewählten Stellen könnten unter Umständen ziemlich kurz sein, ja gelegentlich sich auf wenige Seiten beschränken, insofern sie nur für die Schreibweise des betreffenden Verfassers charakteristisch sind. Bei Historikern mögen einerseits besonders spannende, dramatisch wirkende Darstellungen bedeutsamer historischer Ereignisse oder interessante kulturhistorische Schilderungen Platz finden, andererseits auch vor allem solche Stellen ausgewählt werden, in denen der prinzipielle Standpunkt des Verfassers besonders deutlich zur Geltung kommt, z. B. Gesamturteile über eine weltgeschichtliche Periode, eine hervorragende Persönlichkeit, geschichtsphilosophische Ausführungen u. dgl. Es wäre z. B. höchst interessant, die verschiedene Auffassung der französischen Revolution, die verschiedene Beurteilung Napoleons (bei Tiers und Taine) durch die großen französischen Historiker nebeneinander zu stellen. So wäre es zweifellos möglich, in einem nicht allzu umfangreichen Bändchen Proben der wichtigsten französischen Historiker zu geben, in denen die Eigenart eines jeden möglichst zum Ausdruck kommt, so Michelet als typisch romantischer,

subjektiver Geschichtsschreiber, Thiers als Hauptvertreter der „Napoleonischen Legende“, Taine als Vertreter der positivistischen Geschichtsauffassung und der „Milieu“theorie, als Zerstörer aller historischen Legenden, Renan als Vorkämpfer der modernen kritischen Religionsgeschichte. Auch die neuesten bedeutenden Historiker, wie Lavisse, wären entsprechend zu berücksichtigen.

Sodann wäre darauf zu achten, daß auch die *philosophischen* Schriftsteller gebührend vertreten sind. Gerade philosophische Lektüre halte ich für äußerst wertvoll, um so mehr, als inDeutschland die Philosophie ja — leider — nicht wie in Frankreich selbständiger Lehrgegenstand ist. So könnte man etwa leicht eine Auswahl aus den großen französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts Montesquieu, Diderot, Voltaire, Rousseau zusammenstellen. Eventuell könnten aus dem 17. Jahrhundert Descartes, Pascal, Bossuet hinzugenommen werden. Wiederum könnten mit wenigen Seiten die betreffenden Schriftsteller hinreichend gekennzeichnet werden. Ein so bahnbrechender Geist wie Rousseau müßte unbedingt an einer Schule, wo die französische Sprache ein Hauptfach bildet, in charakteristischen Proben aus seinen Hauptwerken, die seinen Standpunkt in politischer, religiöser, pädagogischer Beziehung, sowie seine Rolle als „Vater der Romantik“ beleuchten, den Schülern nähergebracht werden.

Es gibt bereits in der Sammlung von Velhagen und Klasing ein Bändchen: *Voltaire, Rousseau, Diderot, Morceaux choisis,* das einen ähnlichen Versuch darstellt. Die Auswahl der Stellen scheint mir allerdings zum Teil wenig zweckmäßig.

Die Philosophen des 19. Jahrhunderts wird man am besten, da sie vielfach zugleich auch Historiker sind (Taine, Renan), mit den Geschichtsschreibern des 19. Jahrhunderts zu einer Sammlung vereinigen. Auch hier können ganz moderne Philosophen wie Bergson, Ribot, Fouillée usw. sehr wohl Berücksichtigung finden. Es könnte auch nicht schaden, wenn die eine oder andere kurze Stelle eines naturwissenschaftlichen Schriftstellers Aufnahme finden würde (Buffon, Lamarck). Im Englischen müßte auf jeden Fall Darwin vertreten sein.

Ein gelungener Versuch liegt für das Französische bereits vor in dem Bändchen Nr. 42 der Sammlung Buchner-Bamberg unter dem Titel: *Psychologie du peuple français,* herausgegeben von Dr. Chr. Beck, wo eine reichhaltige Auswahl aus Fouillée, Taine, Renan, Cousin, Tocqueville und Hanotaux gegeben wird.

Auf diese Weise kann, wie wohl jedermann einleuchten

wird, gerade die historisch-philosophische Lektüre besonders interessant und anregend gestaltet werden. Es wäre dringend wünschenswert, wenn das Beispiel Becks Nachahmung finden und noch weitere derartige Schulausgaben mit möglichst reichhaltiger Auswahl aus Historikern und Philosophen geliefert würden.

Zum Schluß möchte ich nun noch einen allgemeinen Plan für die Lektüre einer Klasse während ihrer Studienlaufbahn an der Schule entwerfen. Wie bereits anfangs erwähnt, halte ich es für höchst wichtig, daß die Lektüre einer Klasse vom ersten bis zum letzten Jahrgang systematisch derart zusammengestellt wird, daß die Gesamtlektüre während der ganzen Studienzeit eben eine planmäßige Einführung in die neuere Literatur darstellt. Natürlich kann man nicht chronologisch vorgehen. Aber ein Prinzip sollte doch vorhanden sein. Ich möchte folgenden Modus vorschlagen, indem ich die Oberrealschule als Muster annehme.

Bis zur sechsten Klasse (Untersekunda) sollte man sich auf die modernste Literatur, zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts und 20. Jahrhundert, beschränken, schon aus praktischen Gründen, um den Schüler in die lebende Sprache einzuführen. Gerade an der Oberrealschule (auch am Realgymnasium), wo ein großer Teil der Schüler die Schule nach der Untersekunda mit dem „Einjährigen“ verläßt, darf der praktische Gesichtspunkt wohl mit entscheidend sein. Es sollen also bis Untersekunda (abgesehen von Gedichten) Novellensammlungen neuerer Schriftsteller und neuere Lustspiele gelesen werden. Historiker sind noch zu vermeiden, da den Schülern auf dieser Stufe noch das Interesse und Verständnis für sie fehlt. Insbesondere wolle man um Gotteswillen nicht als Erstlektüre mit einem Historiker beginnen, wie das vielfach wohl geschieht. Bekanntlich sehen Schüler gerade der fremdsprachlichen Erstlektüre mit besonderer Spannung entgegen. Bei der Lektüre eines Historikers, den sie eben noch nicht entsprechend zu würdigen vermögen, pflegt das Interesse bald zu erlahmen. Kurze, zum Teil humoristische Erzählungen sind als Erstlektüre am beliebtesten, und man darf den Wünschen der Schüler hier wohl einige Konzessionen machen, wenn es gilt, das Interesse für den neusprachlichen Unterricht zu beleben und wach zu halten. Die Lehrbücher bieten ohnehin genügend, oft zu viel, Lesestücke historischen Inhalts, so daß man der historischen Lektüre auf dieser Stufe meiner Ansicht nach völlig entraten kann.

Die siebente Klasse (Obersekunda) würde ich der Romantik vorbehalten. Ein Bändchen Erzählungen von Romantikern, ein Drama von V. Hugo (*Hernani*, *Ruy Blas*), vielleicht noch einen Einakter von A. de Musset würde hier den Schülern einen Überblick über die Romantik gewähren.

Die achte Klasse (Unterprima) mag dem 17. und 18. Jahrhundert gewidmet sein. (Das 16. Jahrhundert kann man im Französischen wohl vollständig übergehen, sofern man nicht kurze Proben von Rabelais oder Montaigne in eine Auswahl mit aufnehmen will.) Als Prosalektüre würde ich hier eine Auswahl von Philosophen und Historikern des 17. und 18. Jahrhunderts vorschlagen, als dramatische Lektüre ein Stück von Corneille oder Racine.

Für die neunte Klasse (Oberprima) endlich würde ich ein Lustspiel von Molière ansetzen, sowie eine Auswahl aus Philosophen und Historikern des 19. und 20. Jahrhunderts, damit die Schüler zum Schlusse noch in die Gedankenwelt der modernen französischen Denker eingeführt werden[1].

Ich lasse nun noch den Entwurf eines Lektürekanons einer Klasse einer Oberrealschule folgen. Der Einfachheit halber lasse ich die Aufführung der lyrischen Dichter weg, indem ich auf die bereits früher gemachte Bemerkung verweise, daß an der Hand einer systematisch geordneten Gedichtsammlung Jahr für Jahr eine entsprechende Anzahl von Gedichten durchzunehmen und die Schüler hierdurch mit den wichtigsten Vertretern der lyrischen Dichtkunst bekannt zu machen sind.

Man darf annehmen, daß man an der Oberrealschule wohl in der vierten Klasse (Untertertia), spätestens in der fünften (Obertertia) mit der Lektüre beginnen kann. Ich würde also folgenden Plan aufstellen:

4. bis 6. Klasse (Untertertia bis Untersekunda): Ausgewählte Erzählungen von Daudet, Zola, Maupassant, Coppée, Theuriet, Souvestre, Anatole France, René Bazin usw.; ein modernes

[1] Es wird sich vielleicht aus praktischen Gründen empfehlen, kurz vor dem Absolutorium noch eine moderne Erzählung oder ein modernes Lustspiel zu lesen, damit zum Schluß, auch mit Rücksicht auf das Examen, noch einmal die moderne Umgangssprache berücksichtigt wird. Hat man zu Beginn des Jahres die *Femmes savantes* gelesen, so würde sich vielleicht Paillerons *Monde où l'on s'ennuie*, das ja bekanntlich einen ganz ähnlichen Stoff, ein modernes „Preziösentum" behandelt, gut anschließen.

Lustspiel (wenn die Zeit reicht, auch zwei), etwa: Sandeau, *Mademoiselle de la Seiglière,* oder Augier, *Le gendre de M. Poirier*; ein modernes Versdrama: Coppée, *Le luthier de Crémone.*

7. *Klasse* (Obersekunda): Ausgewählte Erzählungen aus der Romantik von Chateaubriand, Lamartine, V. Hugo, A. de Vigny, A. de Musset, Th. Gautier, Mérimée; ein Drama von V. Hugo (*Hernani*); eine «comédie-proverbe» von A. de Musset (*Fantasio*).

8. *Klasse* (Unterprima): Corneille, *Le Cid*; Auswahl aus Historikern und Philosophen des 17. und 18. Jahrhunderts (etwa Descartes, Pascal, Bossuet, Montesquieu, Diderot, Voltaire, Rousseau).

9. *Klasse* (Oberprima): Molière, *Les Femmes savantes*; Auswahl aus Historikern und Philosophen des 19. und 20. Jahrhunderts (etwa Michelet, Thiers, Mignet, Taine, Renan, Fouillée, Bergson).

Ein Blick auf diese Tabelle zeigt, daß doch wohl die bedeutendsten Namen der französischen Literatur der letzten drei Jahrhunderte zum größten Teil vertreten sind. Dazu kommen noch die oben ausgelassenen lyrischen Dichter, soweit nicht die angeführten Schriftsteller wie die meisten Romantiker zugleich auch Lyriker sind. Eine Vollständigkeit ist natürlich nicht möglich, ist auch nicht nötig und nicht beabsichtigt. Vielleicht wird man in der Praxis auf das eine oder andere verzichten müssen. Auf jeden Fall aber halte ich es für möglich, den Schülern auf diese Weise einen Überblick über den Entwicklungsgang der modernen französischen Literatur sowie einen Einblick in das Wesen ihrer hauptsächlichsten Richtungen zu vermitteln, ihnen eine Reihe der wichtigsten Vertreter derselben an praktischen Proben vorzuführen.

Für das Realgymnasium kann der Lektürekanon sich wohl ganz ähnlich gestalten. Am humanistischen Gymnasium, wo bekanntlich bedeutend weniger Zeit zur Verfügung steht, müßte er natürlich wesentliche Einschränkungen erfahren. So wird man u. a. die Lektüre eines klassischen Dramas am besten fallen lassen. Allein auch hier läßt sich sicher bei sorgfältiger Ausnutzung der Zeit manches erreichen.

Ich dächte, daß es sich der Mühe verlohnt, dieses System einmal praktisch zu erproben. Ich selbst stehe erst noch zu kurze Zeit im Lehrberuf, als daß ich die nötigen praktischen

Erfahrungen in dieser Hinsicht hätte sammeln können. Auch wirkten in den letzten Jahren die Kriegsverhältnisse an den Schulen vielfach störend auf den regelrechten Unterrichtsgang ein. Waren ja doch die oberen Klassen infolge der Einberufungen vielfach ganz eingegangen. Ferner fehlt es noch, wie schon hervorgehoben, sehr an geeigneten Schulausgaben. Immerhin konnte ich doch bereits einige günstige Erfahrungen machen, wie z. B. an der Hand der oben erwähnten *Contes romantiques* von Dr. Dannheißer.

Ich würde mich glücklich schätzen, wenn die Anregungen, die ich in meinen bescheidenen Ausführungen zu geben versucht habe, Anklang finden und den einen oder andern Kollegen veranlassen würden, einen Versuch mit dem System der „praktischen Literaturgeschichte“ zu wagen[1].

Dillingen a. d. Donau. KARL RICHTER.

VERMISCHTES.

«LE CAFARD»

In den Briefen französischer Kriegsgefangener, die ich als Dolmetscher an einem Gefangenenlager zu lesen hatte, tauchte immer wieder ein seltsames Wort auf, das uns anfangs viel Kopfzerbrechen machte: *le cafard.* «J'ai le cafard», «le cafard me tourmente» war eine stets wiederkehrende Klage. Der Sinn des Wortes blieb zunächst unklar, bald schien es eine Krankheit, bald eine Art Ungeziefer zu sein. Auch den Angehörigen der Gefangenen war das Wort meist unbekannt, was zahlreiche Anfragen und die oft beigefügten Erklärungen bewiesen. So ist es offenbar eins jener Soldatenwörter, die, entweder im Frieden auf einen engen Kreis beschränkt, oder neugeschaffen, jetzt durch den Krieg in aller Mund gekommen sind.

Im folgenden sei kurz dargelegt, was ich aus schriftlichen und mündlichen Äußerungen Gefangener der verschiedensten Bildungsgrade und ihrer Angehörigen, sowie aus den meist nur dürftigen Angaben in einschlägigen Werken über Bedeutung und Herkunft des Wortes feststellen konnte.

In den großen Wörterbüchern war über das Wort in dem Sinne, den ihm heute der französische Soldat beilegt, so gut wie nichts zu

---

[1] Die hier vorgetragenen Forderungen dürften von manchen Kollegen wohl schon längst in ihrer Praxis verwirklicht worden sein. Dennoch werden die Ausführungen willkommen sein und manchem jungen Fachgenossen Anregung und Belehrung bieten. (*Anm. d. Red.*)

finden. In mehreren anderen Bedeutungen dagegen ist es schon seit Jahrhunderten in Gebrauch. Wo das Wort in älteren Werken überhaupt vorkam, war entweder nur die eine Bedeutung: „Heuchler, Scheinheiliger, Mucker“ angeführt, (so bei: Du Cange, Sainte-Palaye, Godefroy, Diez, Körting, Hatzfeld-Darmsteter) oder außerdem noch eine zweite, die sich aber auf die Provence beschränkt: = *blatte*, „Küchenschwabe“ (so Littré und Mistral).

In der ersten Bedeutung taucht das Wort zuerst im 16. Jahrhundert auf[1], wo die Reformierten es in gehässiger Weise auf die Katholiken anwandten[2]; das älteste Beispiel stammt aus dem Jahre 1512[3]. In ähnlichem Sinne braucht es Rabelais[4], und später Saint-Simon, Lafontaine, Voltaire, Béranger[5], sogar noch Musset[6]. Aus der modernen Sprache scheint es sonst in dieser alten Bedeutung geschwunden zu sein.

Die zweite dagegen, = *blatte*, „Küchenschwabe“, ist auch heute noch so lebendig[7], daß sich aus ihr der neue Kriegs-«cafard» entwickeln konnte.

Neben diesen zwei alten Bedeutungen hat das Wort in der modernen Sprache und im Argot eine ganze Reihe neuer Bedeutungen angenommen. So finden wir z. B. im Nouveau Larousse[8] unter *cafard*: 1) das alte: «hypocrite, cagot, faux dévot ou bigot ridicule», 2) «rapporteur, dans le langage des écoliers», 3) «nom vulgaire donné à la blatte», 4) «(argot) la cafarde» = der Mond, der verräterisch durch die Wolken bricht (in der Diebessprache), 5) «damas cafard = damas mêlé de soie et de fleuret».

Dazu kommen noch die Ableitungen: *cafarder* (Schülersprache = anschwärzen, verklatschen, *cafarderie* und *cafardise*.

Ebenso Sachs-Villatte. Klöpper führt außerdem noch an: c., im Argot der Soldaten = ein unausstehlicher Offizier (in diesem Sinne jedoch niemals in den Briefen Gefangener), sowie bei Arbeitern: „ein Kollege, der sich ins Vertrauen seiner Kameraden einschleicht, um sie beim Patron zu denunzieren.“[9]

Nur Delesalle[10] gibt für «cafard» eine Bedeutung an, die der heutigen nahekommt, nämlich: «avoir un cafard dans le choubersky = être toqué, timbré».

So ergäbe sich für das Wort ein bunter Kranz von Bedeutungen, die höchstens das gemein haben, daß sie alle etwas unangenehmes widriges, häßliches bezeichnen, worin sich ihnen auch der neue Kriegs-«cafard», wie sich zeigen wird, würdig anreiht.

---

[1] Littré, S. 452. Bd. I.
[2] Klöpper, Bd I, S. 690.
[3] Angeführt bei Du Cange, I., S. 17.
[4] Lorédan: *Dict. d'Argot*, S. 69.
[5] Littré, a. a. O.
[6] Nouveau Larousse, II, S. 378.
[7] So braucht z. B. Daudet das Wort in *Le Petit Chose*.
[8] Bd. II. S. 378.
[9] *Frz. Real-Lexicon*. Bd. I. S. 690.
[10] *Diction. argot-français*. Paris 1896. S. 26.

Mannigfaltig wie die Bedeutungen des Wortes, sind auch die Versuche es etymologisch zu erklären. Während Diez, Ménage Körting, Sachs-Villatte für *cafard* = Mucker, Heuchler, zwar mit dem Zusatz „zweifelhaft", ein spanisches und portugiesisches «*cafre*» roh, grausam, vom arabischen „*kâfir* = ungläubig, treulos" annehmen, ziehen Du Cange und Littré die Ableitung von *caphardum*, einem schwarzen Universitätsgewande des 14. Jahrhunderts vor[1]. Ob nun diese „capitis tegumenti species" wegen ihrer schwarzen Farbe der Küchenschwabe ihren Namen gegeben hat, wie Clédat[2] anzunehmen scheint, oder ob umgekehrt der «cafard-bigot» seinen Namen dem «cafard-grillon» entliehen hat «pour la couleur et les mœurs cachés»[3] diese noch unentschiedene Frage sei hier nur deshalb erwähnt, weil sich zeigen wird, daß bei dem heutigen Wort, wie bei seinen Vorgängern vor 400 Jahren, Grundbedeutung und Übertragung in engem, oft ganz bewußtem und betontem Zusammenhang stehen.

Was versteht nun heute der französische Soldat unter dem «cafard»? Keine einzige der bisher erwähnten, dafür aber eine ganze Gruppe neuer Vorstellungen verbindet sich heute mit dem vielgenannten Wort. Wenn ein Gefangener seiner Frau schreibt: «Tes gentilles cartes, surtout ta photo, m'ont fait grand plaisir, mais m'ont donné bien le cafard», oder ein anderer: «ce qui me fait souffrir le plus c'est l'éloignement et la séparation de vous tous: c'est le cafard en un mot» oder: «j'ai le cafard quand je reçois une lettre, où tu me dis que Roger ou d'autres sont allés te voir, mais de suite je me remets . . .», so meinen all' diese offenbar nichts andres als: „Sehnsucht nach den Lieben daheim, Heimweh."

Diesen Gefühlen entsprach der Ausdruck in den zahlreichsten Fällen, so z. B.: «J'ai le cafard en y (die Heimat) pensant.» «Ça fait le cafard d'être si loin des siens.» «Je suis loin de mes parents, loin d'une gosse qui m'aime. Alors il est inévitable que je possède quelquefois le cafard.» In diesem Sinne hat der Ausdruck das alte «mal du pays» fast völlig verdrängt. Gewiß kein Gewinn für die Sprache, denn in «mal du pays» lag immerhin viel mehr Gefühl und Stimmung ausgedrückt — wenn man es auch nicht mit unserm wundervollen Heimweh vergleichen darf — als in diesem farblosen, nichtssagenden und darum so vieldeutigen «cafard»! Zuweilen empfand sogar der Schreiber selbst diese Unbestimmtheit des Ausdrucks und fügte erläuternd bei: «Je souffre du cafard nostalgique» oder: «La principale maladie du prisonnier c'est le cafard nostalgique.» Denn in der Tat ist der Gedanke an die Heimat, das Fernsein durchaus nicht notwendig mit dem Ausdruck verknüpft. Wenn z. B. jemand schreibt: «ce qui me donne le cafard, c'est de voir le soleil et d'être enfermé» oder: «il pleut toute la journée, ce qui me donne un cafard formidable», so ist hier nur an den bedrückenden und langweiligen Zustand des Gefangen- und Eingeschlossenseins gedacht, ganz abgesehen von der Entfernung von der Heimat. So

[1] Littré, a. a. O.
[2] L. Clédat, *Dict. Etym.* Paris 1913 S. 77.
[3] Littré, *Supplém.* S. 77.

kann sogar, wie mir von verschiedenen Seiten bestätigt wurde, ein Gefangener oder Soldat, ein Beamter oder ein Schüler, kurz jeder, der an eine geregelte, besonders eine recht eintönige Beschäftigung gebunden ist, auch in der Heimat selbst vom heftigsten «cafard» gequält werden. Dann bezeichnet er nur, wie mir ein Gefangener, Professor an der Universität Lille, erklärte: «l'ardent désir de changer de position».

Dieser Wunsch kann natürlich in ganz verschiedenem Grade das Gemütsleben beeinflussen. Er mag sich etwa nur in übler, verdrießlicher Laune, in Überdruß, Ekel am Tagewerk, an der Umgebung, an den Gesichtern der Leidensgenossen sowohl als der Vorgesetzten äussern, was alles darin liegt, wenn etwa ein Gefangener ohne weitere Erläuterung schreibt: «malgré tous les divertissements le cafard a prise sur ma personne,» oder: «Je défie bien le cafard car je t'ai pour me faire oublier tous les mauvais moments», «je fume beaucoup, il faut bien chasser le cafard dans la fumée, on attrape joliment le cafard ici» usw.

Es können aber noch die mannigfachsten Gemütsbewegungen hinzukommen, die dem Worte seine besondere Färbung geben. So tritt gerade bei den Kriegsgefangenen meist noch die Unruhe und Sorge wegen der Zustände daheim hinzu, z. B.: «je suis bien étonné que tu me dis que le petit va mieux. Je ne savais pas qu'il était malade. Aussi j'étais très inquiet et j'ai un cafard épouvantable». Rechnen wir dazu noch die ständige Sehnsucht nach Beendigung des Krieges, die Ungewißheit über die Lage an der Front, bei manchen Einsichtigen auch den Schmerz, daß es dem Vaterlande schlecht geht, und den nagenden Kummer, ihm nicht helfen zu können, so haben wir etwa den Gefühlsinhalt erschöpft, den heute der Franzose in das mystische Wörtchen «cafard» hineinlegt.

Es ist klar, daß bei einer jahrelangen Gefangenschaft, wo notwendigerweise so zahllose Reize auf die schon durch das Frontleben geschwächten Nerven einwirken, dieser krankhafte Zustand geradezu epidemisch auftritt, niemanden ganz verschont, manchen tagelang festhält und bis an den Rand der Schwermut führt. So hat der Krieg dem «cafard» zu einer ungeahnten Beliebtheit verholfen. Geschaffen hat er aber das Wort, auch in seiner neuen Bedeutung, nicht. Diese stammt vielmehr aus den Kasernen Marseilles und Algiers, wo schon seit ungefähr 30 Jahren die Soldaten, besonders die Fremdenlegionäre, den geschilderten Zustand übler Laune «cafard» nennen; nur nahm hier diese üble Laune unter dem Einfluß der Tropensonne und des Alkohols häufig Formen an, die an Wahnsinn grenzen und oft genug zuletzt darin übergehen. Hier konnte also der «cafard» wirklich als eine Geisteskrankheit bezeichnet werden. Welche Rolle er bei den afrikanischen Soldaten spieltet dafür bietet eine reiche Auswahl von Beispielen das Buch von Erwin Rosen *In der Fremdenlegion* (Stuttgart 07), worin er die verschiedenen Stadien des «cafard» vom dumpfen Hinbrüten bis zum sinnlosen Wutausbruch schildert (S. 196—237).

In diesen packenden Bildern finden wir schon fast die ganze Leidensgeschichte der heutigen Gefangenen wieder; nur fehlt das

Heimweh als Hauptmotiv, sowie die übrigen erst durch den Krieg erregten Gefühle.

Ganz ähnlich wie Rosen beschreibt auch ein Franzose den Legions-«cafard», Georges d'Esparbès in *Les Mystères de la Légion Étrangère.* (S. 27—32), nur kommt außerdem bei ihm in interessanter Weise Ursprung und Entstehung des neuen Ausdrucks zum Vorschein. Nach seiner Auffassung ist der «cafard» eine «maladie grave», neben Sumpffieber und Syphilis das Hauptübel der Legion. Er scheint ihm das direkte Erzeugnis des Alkoholismus zu sein. Den Rausch nach Wein und Absinth, die Erhitzung der Ideen, die Unordnung und Willenlosigkeit vergleicht der Soldat dem Nagen und Bohren eines kleinen Insekts, eben des «cafard» im Gehirne. Dieser gefährliche Käfer macht sich über sein Opfer her, «y traîne ses pattes fines. s'assoupit dans une fissure, trotte, rampe, furette et corrompt ainsi tout l'entendement . . . L'insecte est redoutable!»

Wie man dazu kam, gerade dem «cafard» diese Rolle des Quälgeistes zuzuweisen, darüber äußert sich d'Esparbès nicht. Hier sei eingefügt, was ich darüber feststellen konnte. Für „verrückt, nicht ganz richtig sein" gibt es im Französischen eine bekannte Redensart: «avoir une araignée dans le plafond». (Vgl. unser deutsches: „Raupen im Kopfe haben" oder „Grillen fangen"). Hier hat man also das Insekt, das am empfindlichsten die Ordnung und Sauberkeit im Hause, besonders an der Zimmerdecke, stört, zum Vergleich genommen für die Störung im Gehirn, im „Oberstübchen", wie der Deutsche sagt. Nun soll in Marseille, auf den Schiffen, die dem Verkehr nach Algier dienen, und in den afrikanischen Kasernen, nicht die Spinne, sondern eben die Küchenschwabe, die gerade in diesen Gegenden «cafard» heißt, eine wahre Plage sein. So hat nun vielleicht ein Matrose oder Legionär einmal statt der Spinne diesen «cafard» zum Vergleich genommen, was bald Nachahmung fand und in allgemeinen Gebrauch überging.

Daß diese Vorstellung des Käfers dabei oft noch ganz lebendig ist, zeigt sich nicht nur bei d'Esparbès, sondern auch in zahlreichen Gefangenenbriefen. Wurde der «cafard» in allen bisher angeführten Beispielen als Zustand, als Krankheit betrachtet, so ist er doch ebenso oft «la petite bête noire», oder er hat «les pattes en l'air» (sehr häufig), «il tracasse le pauvre prisonnier», «il a prise sur sa personne», «il lui saute dessus» oder: «Nous avons cru d'abord à une nouvelle invasion du cafard. Le parasite commençait à résister à la „Régina" (alkoholfrei), nous l'avons définitivement noyé dans les verres de Dürkheimer!"

Wie populär er auch als Insekt geworden ist, zeigt folgender Brief: «J'ai trouvé dans le colis d'excellents bonbons en forme de «Cafards». C'est du même nom que nous baptisons ici le spleen. J'échappe heureusement à ce mal désastreux. Chaque fois que je sens le cafard me frôler de ses antennes crochues je vais retrouver mes chanteurs et tout s'évanouit.»

Das eigentliche Urbild, die «blatte», erscheint aber zuweilen, besonders poetisch veranlagten Gemütern, gar nicht mehr gräßlich genug, um den grausamen Quälgeist der Gefangenen zu verkörpern.

So erhält er z. B. in der *Épopée du Cafard*, die von einem Pariser Schauspieler im „Kasino" des Lagers vorgetragen wurde, geradezu fabelhafte Eigenschaften. Ein paar Proben seien mitgeteilt:

«Naissance du Héros!
Un soir, le diable noir
Et envieux, voulant imiter Dieu,
Qui venait d'inventer une bête à bon Dieu,
Se dit: Ben! mon vieux!
Dans ma table de nuit
J'ai mieux.
En trois coups de cuiller à pot
D'un peu de glaise molle,
Il fait une bestiole.
Dans la tête il lui colle
Un œil unique, géant
Phosphorescent;
Deux antennes fixes
A rayons ixe.
Trois pinces de homard
Avec un livide et perfide
Dard.
Quatre mâchoires de grillon.
D'un côté du tronc,
Il lui plante cinq élytres
Crochus de hanneton.
De l'autre, six pattes velues
D'araigne de plafond;
Et, au milieu du derrière,
Une énorme tarière
En tire-bouchon».

Die Leiden des von diesem Ungeheuer Überfallenen schildert Chant III:

«Alors commence le supplice.
Il rôde, frôle, glisse,
Et se hisse, file et tisse
Un réseau lisse
Où s'annihile le cerveau.
Il pince, rince, et ça grince.
Vrille, visse — et ça crisse;
Ronge, grignote — et ça frotte;
Lime, scie et broie — et ça ploie;
Se tord, mord, fore
Et explore;
Tourne, volte. vire
Et déchire,
Mord les chairs, tord les nerfs
Se gorge de sang
Et pousse en tous sens
Son travail lancinant
Si lent
De tortionnaire patient
Sciant».

Als einziges Heilmittel wird zum Schluß empfohlen:

«Il n'y a qu'un palliatif
Les mandats et colis hâtifs
Servis d'une manière
Régulière
Sans commentaire».

So liegt für den Gefangenen in dem kleinen Wort die ganze Skala von Schattierungen seines gequälten Seelenzustandes. Der schwarze Käfer ist zum Sündenbock geworden, der die Schuld an allem Mißgeschick und aller Verstimmung auf sich nehmen muß. Psychologisch interessant ist dabei, daß der leichtblütige Franzose dieses Tier, das für ihn der Träger so peinlicher Vorstellungen ist, doch, wie die *Épopée*, aber auch mancher Brief zeigt, mit einem gewissen Humor umgibt, der es von dem tiefen Herzeleid, das sich in dem deutschen „Heimweh" ausspricht, weit entfernt.

Unsere Sprache hat kein Wort für all' die peinlichen Gefühle, die sich im «cafard» vereinen.

Für diesen Mangel unserer Sprache bietet einen unerwarteten Beweis unser größter Sprachmeister, — Goethe. Er gibt in *Dichtung*

und Wahrheit[1] eine ausgezeichnete Charakteristik des «cafard», die uns zeigt, daß dieser schon damals die Menschen quälte, — nur wußten weder Deutsche noch Franzosen ihren Peiniger zu bezeichnen. Vom Königsleutenant, Grafen Thorane, schreibt Goethe: Dieser Mann war sich selbst seiner Eigenheiten aufs deutlichste bewußt, und weil er gewisse Zeiten haben mochte, wo ihn eine Art von Unmut, Hypochondrie, oder wie man den bösen Dämon (!) nennen soll, überfiel, so zog er sich in solchen Stunden, die sich manchmal zu Tagen verlängerten, in sein Zimmer zurück, sah niemand als seinen Kammerdiener und war selbst in den dringendsten Fällen nicht zu bewegen, daß er Audienz gegeben hätte. Sobald aber der böse Geist von ihm gewichen war, erschien er nach wie vor, mild, heiter und tätig."

Das war der «Cafard» in reinster Kultur!

Münster i. Westf. PAUL SCHULTZ.

ABWEHR — EINSICHT — FORDERUNG.

Kürzlich kam mir ein Büchlein in die Hände, das ich in einem müßigen Augenblick durchblätterte. Es sollte ein lustiges Büchlein sein, aber es stimmte mich niedergeschlagen und traurig. Es betitelt sich *Das Paukerbuch*[2] und erzählt wirkliche oder vermeintliche Erinnerungen des Verfassers an seine Schülerzeit auf dem Gymnasium. Ich dachte erst, da das Büchlein von dem Verlag von Georg Müller in München gedruckt war und da sein Verfasser in Kritiken als ein Humorist von ganz besonderem Schlage gerühmt wurde, daß hier vielleicht lustige Jugenderlebnisse, ewig menschliche Schwächen, künstlerisch gehoben dargestellt, oder Fehler und Schäden des Systems, Unzulänglichkeiten der Personen in Spott und eindrucksvoller Anklage gegeißelt würden. Doch das Büchlein entpuppte sich als ein ödes, leeres, würdeloses Machwerk. Der Verfasser hat wohl geglaubt, das Gymnasium, die höhere Schule, die verhaßte Drill-Pauk-Autoritäts- und Zwangsanstalt mit ihren bornierten Lehrerkreaturen lächerlich zu machen. Das gelingt ihm auch. Zugleich aber verlächert er noch mehr sich selbst, die Schüler, die Pennäler, in der kläglichsten, erniedrigendsten Weise. Er merkt nicht oder will nicht merken, daß er nicht harmlose, witzige Lausbübereien erzählt, die man belachen kann, selbst wenn man von ihnen getroffen wurde, sondern daß er dem Leser dumme und plumpe Albernheiten, widerwärtige, von den gedankenlosen Schülern verübte Roheiten und Grausamkeiten auftischt und daß er damit einen erschreckenden Tiefstand nicht der eher harmlos erscheinenden Pauker, sondern der eigenen Gesinnung und der seiner Mitschüler enthüllt.

Sicher können wir alle Schnurren erzählen, die wir auf der Schulbank getrieben oder erlebt haben, sicher tragen wir in der

---

[1] Soph. Ausg. S. 81.

[2] Hans Reimann, *Das Paukerbuch*, Georg Müller, München 1918. Preis 4 M.

Erinnerung Bilder von Lehrern, die besser nicht Lehrer geworden wären, sicher weiß mancher über erlittene Ungerechtigkeit zu klagen, über Verständnislosigkeit gegenüber jugendlichem Selbständigkeits- und Freiheitsdrang, gedenkt er innerer heißer Auflehnung gegen Wissenshochmut, Paragraphenweisheit und moralfeste Bevormundung.

Aber wer als erfahrener Mann — und der Verfasser behauptet, er sei alt und grau geworden — von solchen Dingen reden will und es nicht vermag in strenger Sachlichkeit, in zorniger Empörung oder mit der versöhnenden Kraft des großen Humors, der soll die Finger von ihnen lassen. Und ein angesehener Verlag sollte sich nicht dazu hergeben, allerniedrigste Schundlektüre aus schwersten Erziehungs- und Unterrichtsfragen zu machen.

Gewiß soll nichts verschwiegen werden; Mißstände sollen rein sachlich oder in literarischer Bearbeitung ans Licht gebracht werden, schonungslos, wenn nötig, aber was hat es für einen Sinn, nur Trottel, eitle Fatzken, Streber und Idioten als Lehrer und die Schüler nur als eine Bande von heulenden, betrügenden, ulkenden Pennälern vorzuführen, die Schule als eine Schreckensstätte, wo jede Dummheit möglich und jede Albernheit erlaubt ist.

Der Verfasser des Paukerbuches stellt sich das Leben auf dem Gymnasium als einen Ringkampf vor, gewissermaßen als einen Ringkampf, wobei der eine dem andern hinterlistig oder in ausgelassenem, rachsüchtigem Übermut ein Bein stellt, wo Lehrer und Schüler als Gegner feindselig einander gegenüberstehen und sich mit unfairen Mitteln bekämpfen.

Es mag wohl sein, daß es auf unseren hohen und höchsten Schulen nicht immer vornehm genug hergegangen ist. Es ist wohl so, daß Lehrer und Schüler, Professoren und Studenten sich nicht immer als freie Menschen, als reifere und als werdende Persönlichkeiten einander gegenübergestanden sind, daß manchmal die einen nur ihr mehr oder minder mühsam erworbenes Wissen mechanisch auf die anderen abgeladen und daß die anderen die so übermittelten Kenntnisse widerwillig aufgenommen haben. Es hat nicht immer der Mensch zum Menschen gesprochen, nicht der erfahrenere, überlegene Geist dem suchenden sich hingegeben, sondern es hat nur der Pauker dem Pennäler sein Pensum Tag für Tag eingedrillt, und der gelehrte Professor im Kolleg an den gleichgültig bleibenden Studenten vorbeigeredet. Lehrer und Schüler sind sich oft fremd geblieben, sind nicht Freunde geworden. Nicht immer hat der eine den anderen gehoben und beglückt.

Es gibt wohl keinen unter uns, der nicht wünschte und verlangte, daß Schule und Universität sich erneuern und vervollkommnen müßten. Nicht indem man nur abwägt, wieviel Stunden diesem oder jenem Fach zuzubilligen oder welche Fächerverbindungen die vorteilhaftesten für die Kandidaten des höheren Schulamts seien, sondern indem man sich ernstlich fragt: Was wollen wir denn eigentlich? Was ist denn unser Ziel?

Wollen wir uns ewig damit begnügen, daß die einen auf der Universität aus Deutsch, Geschichte, Französisch, Englisch irgendwelche Kenntnisse erwerben und im Examen sich bezeugen lassen, das

meiste davon schnell wieder vergessen, sich dann von Fall zu Fall die für den Schulunterricht notwendigen Kenntnisse und Handgriffe aneignen, daß die anderen — ohne daß auf Neigung, Begabung, Interesse besondere Rücksicht genommen wird — vielfältig zersplitterten Wissensstoff, toten Ballast im widerstrebenden Gehirn aufnehmen?

Solange nicht Schule und Universität in klarer Erkenntnis der Gemeinsamkeit ihrer Aufgaben sich die Hand reichen und sich gegenseitig Menschen schicken, Charaktere, geistig geschulte, nur nach Grad und Stufe verschiedene Arbeiter, solange werden geist- und witzlose Verfasser von Paukerbüchern nicht aussterben.

Von wissenschaftlichem Geist durchtränkte, aber nicht mit zusammenhangslosem Einzelwissen belastete Lehrerpersönlichkeiten, die mit gehobenem Bewußtsein aus der Vollkraft selbständig erworbenen Besitzes schöpfen und sich, ihr Wissen und Wesen dauernd angeregten Schülern mitteilen können, brauchen wir in der Schule, die wir haben müssen. Die Heranbildung solcher Lehrerpersönlichkeiten soll sich die Universität als eines ihrer Ziele setzen, wenn sie ihren Beruf, die geistige Kraft des Volkes auf der Höhe zu halten, nicht versäumen soll.

Die Pflege dieser Forderung und damit die Pflege des Bewußtseins, daß Schule und Universität im Interesse ihres Gedeihens, im Interesse der geistigen Kraft der Nation zusammen arbeiten müssen, soll wie bisher eine der vornehmsten Aufgaben dieser Zeitschrift sein und bleiben.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

ZUR BEACHTUNG.

Infolge zahlreicher Anfragen aus Kreisen Viëtorscher Schüler hat sich der Verlag entschlossen, die von F. Dörr und A. Schröer verfaßten Nachrufe in einem Sonderdruck vereinigt erscheinen zu lassen. Bestellungen können direkt an den Verlag gerichtet werden.

Aus dem Inhalt des nächsten (27.) Jahrgangs der *Neueren Sprachen*:

A. ARNS, *Algernon Charles Swinburne.*
O. H. BRANDT, *Volksgeist im französischen Kriegslied.*
F. CLEMENT, *Die Dichtung der neuen Generation.*
M. FREUND, *Über die Nationalhymnen Irlands.*
W. KÜCHLER, *Ernest Renans Jugendwerk «L'Avenir de la Science».*
H. SCHMIDT, *Beiträge zur französischen Syntax.*
TH. SCHÖNINGH, *Zum Kampf gegen den neusprachlichen Unterricht.*
W. PETERS, *Psychologische Grundfragen des neusprachlichen Unterrichts.*
D. WEIDENMÜLLER, *Oberrealschule und neuere Sprachen.*

ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXVI. **FEBRUAR-MÄRZ 1919.** HEFT 9/10.

Fr. Klincksieck, *Französisches Lesebuch* für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 2., durchgesehene und vermehrte Auflage. Dresden, L. Ehlermann, 1917. VIII u. 222 S.

Das Lesebuch, das die Klassenlektüre nicht ersetzen, sondern nur ergänzen und als Unterlage für einen kurzen Überblick über die französische Literatur dienen soll, tritt uns mit der 2. Auflage in wesentlich veränderter Gestalt entgegen. Pascal, Friedrich der Große und Renan haben Aufnahme gefunden, die Zahl der Gedichte ist von 50 auf 83 erhöht worden, den Proben der bedeutendsten Autoren gehen kurze Lebensbeschreibungen voran, und Bildnisse französischer Dichter und Schriftsteller schmücken den auch sonst vorzüglich ausgestatteten Band. Außerdem ist jetzt ein Anhang mit kurzen Wort- und Sacherklärungen in deutscher Sprache beigefügt, die nichts Überflüssiges enthalten. Einige grammatische Bemerkungen und Hinweise auf die besondere Bedeutung der ausgewählten Verfasser und Proben, ihre Stellung im literarischen Zusammenhang wären hier oder als Einführung zu den Texten am Platze gewesen. Da das Buch nur als Ergänzung zu der Lektüre größerer dramatischer, historischer und erzählender Werke gedacht ist, sind Drama und Geschichtsschreibung gar nicht berücksichtigt. Die paar Seiten aus Michelet und Taine sind literargeschichtlichen Inhalts. So gut aber S. 11/12 ein Abschnitt über Molières Leben und Schaffen eingeschoben wurde, worin übrigens die Bedeutung seiner größten Werke keineswegs genügend hervorgehoben wird, ebenso hätte auch auf ein bis zwei Seiten auf Corneille und Racine hingewiesen werden können. Und ebenso wie S. 27 die Literatur des 18. Jahrhunderts charakterisiert wird, hätte dem I. und III. Teil eine Charakteristik des 17. und 19. Jahrhunderts — gleichzeitig als bedeutsame Proben der französischen Literaturgeschichtsschreibung — vorangestellt werden können. Ja sogar ein ganz knapper Überblick über die Entwicklung der französischen Literatur in früheren Jahrhunderten, mit ständigem Hinblick auf das Charakteristische des französischen Geistes auch in den Werken der Neuzeit, wäre vielen Lesern zweifellos erwünscht.

Die Proben sind nicht nach sachlichen oder formalen Gesichtspunkten, sondern rein chronologisch angeordnet. Dankbar begrüße ich es, daß auf alles Mittelgut verzichtet ist, daß nur wirklich sprachlich und inhaltlich bedeutende Vertreter des französischen Schrifttums in der Sammlung vertreten sind. Zeigen Madame de Sévignés Briefe, abgesehen von ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung, die Geschicklichkeit, mit der unsere westlichen Nachbarn über nichtige Dinge zu plaudern verstehen, so wird andererseits die Bekanntschaft mit Pascal, La Rochefoucauld, Bossuet, La Bruyère, Montesquieu, Voltaire und Rousseau unseren Schülern mehr als formalen Gewinn bringen können. Dann erst vermag sich die neusprachliche Lektüre der altsprachlichen würdig zur Seite zu stellen.

Eine noch etwas genauere Kenntnis wenigstens einiger der genannten Geister, unter denen ich Diderot vermisse, wird aus diesem Grunde erwünscht sein. Statt allzusehr im Ästhetischen aufzugehen, betonen wir auch im neusprachlichen Unterricht — nicht zuletzt aber gerade in den Gymnasien! — den wissenschaftlichen Geist!

Hinsichtlich der Auswahl von Gedichten entspricht das Lesebuch ganz den Anforderungen, die man an eine solche Sammlung stellen muß; es ersetzt die Anschaffung einer besonderen Auswahl von Gedichten. Das 17. und 18. Jahrhundert sind außer durch zehn Fabeln La Fontaines und Voltaires «La Bastille» mit Gedichten gar nicht vertreten. Hier hätte sich etwa André Chéniers «Jeune Captive» einfügen lassen. Béranger wird mit Recht nur sparsam geboten, während Lamartine, V. Hugo, A. de Vigny, vor allem aber Musset, Leconte de Lisle, Prudhomme und Hérédia reichlicher vertreten sind und von neueren Lyrikern Verlaine, Régnier, Samain, Verhaeren und Fernand Gregh zu Wort kommen. Von Coppée, dessen novellistische Arbeiten gar nicht berücksichtigt sind, findet sich nur das allerdings für den Verfasser bezeichnende Gedicht *Petits bourgeois*; hier hätten noch *La Grève des Forgerons*, *Ma vieille Mère*, *Le Régiment qui passe* oder *L'Un ou l'Autre* stehen können. Vermissen wird man auch vielleicht eine Gedichtprobe für Chateaubriand. Statt der zwei Stellen aus «Atala» konnte ein Gedicht wie *Charlottenbourg* Aufnahme finden, das inhaltlich und sprachlich große Schönheiten birgt. Ob dagegen ein so abstraktes Gedicht wie Lamartines *L'Immortalité* mit der darin ausgesprochenen Todessehnsucht für junge Menschen geeignet ist, möchte ich bezweifeln. Ich will nicht sagen, daß auch ein Gedicht von Th. Gautier oder Edm. Rostand u. a. hätte aufgenommen werden müssen, denn meines Erachtens kommt es nicht auf die Menge der Autoren an, sondern darauf, daß die bedeutendsten mit möglichst zahlreichen und charakteristischen Proben vertreten sind. Nur eine gründliche Bekanntschaft mit den hervorragendsten und eigenartigsten Erscheinungen der Literatur wird für den Schüler zu einem bleibenden Erlebnis und Gewinn werden.

Balzac ist nicht mehr der Romantik, sondern dem Realismus zuzuzählen, Zola dagegen als Vertreter des Naturalismus aufzuführen. Wo bleibt ein so einflußreicher Schriftsteller wie Gobineau?

Wenn wir für eine Neuauflage einige Wünsche und Vorschläge vorgebracht haben, so soll damit keinerlei Einschränkung der Anerkennung ausgesprochen werden, die wir der im allgemeinen vorzüglich zusammengestellten Auswahl zollen. Wie gut sich einzelne Abschnitte der Chrestomathie zueinander in Beziehung setzen lassen, dafür nur zwei Beispiele. Wenn Montesquieu in seinen Ausführungen über die Staatsgewalt sagt: «Lorsque, dans la même personne ou dans le même corps de magistrature, la puissance législative est réunie à la puissance exécutrice, il n'y a point de liberté» (S. 32), so findet sich derselbe Gedanke in den Worten Rousseaus «Il n'est pas bon que celui qui fait les lois les exécute» (51). Ähnlich lassen sich zu den Fabeln La Fontaines das dem Dichter gewidmete Gedicht Mussets (S. 105) und der Artikel «La

Fontaine écrivain» von Taine (S. 158) oder zu der Lektüre klassischer französischer Dramen V. Hugos Ausführungen über die drei Einheiten (S. 89) in Beziehung setzen.

Französische Unterrichtsbücher.

1. Ph. Rossmann und F. Schmidt, *Lehrbuch der französischen Sprache* auf Grundlage der Anschauung. Ausgabe A. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.
   I. Teil: 34. Aufl. (1914) XVI u. 361 S.
   II. Teil: 9. Aufl. (1917), X u. 299 S., M 3,20.
2. Ph. Rossmann, *Wörterverzeichnis* zum Lehrbuch der französischen Sprache. Ausg. A., I. Teil: 12. Aufl. (1917) ebenda; 100 S., M 1.—
3. Sokoll und Wyplel, *Lehrbuch der französischen Sprache.* Ausgabe für *Bürgerschulen*, bearbeitet von Heinrich Hohl. II. Teil. 2. Aufl. Wien, Franz Deuticke, 1917. 134 S., Gebd. 2 K 20 h.
4. Ph. Plattner, *Wörterbuch der Schwierigkeiten der französischen Aussprache und Rechtschreibung*, mit phonetischer Bezeichnung der Aussprache. 2. Aufl. Freiburg i. Br., J. Bielefelds Verlag, 1917. 148 S.; Geh. M 3,70; Geb. M 4.70.
5. Ph. Plattner, *Grammatisches Lexikon der französischen Sprache.* Zugleich Registerband zur „Ausführlichen Grammatik der französischen Sprache". 2. vermehrte Auflage. Freiburg i. Br., J. Bielefelds Verlag, 1917. 591 S.; Geh. M 14.—, geb M 15.—.

1 und 2. Über die Methode dieser schon lange bekannten und bewährten Lehrbücher ist Neues nicht zu sagen. Sie gründen sich ganz auf die Anschauung, betonen vielleicht etwas zu sehr den Wortvorrat des täglichen Leben, vernachlässigen aber auch geschichtliche Stoffe nicht ganz und bieten in Wort und Bild eine derartig reiche Abwechslung und Anregung, daß das Lernen wirklich zur Freude werden muß. Genau wie De la Veaux und der von ihm abhängige Hezel im 18. Jahrhundert[1] beginnen auch Roßmann-Schmidt zunächst nur mit mündlichen, mit Sprechübungen: „erst nachdem Ohr und Zunge der Schüler mit der neuen Sprache einigermaßen vertraut geworden sind, beginnt das Lesen und die schriftlichen Übungen" (I. Teil, S. IV). Einige deutsche Übungssätze sind den einzelnen Kapiteln erst im II. Teil beigegeben. Stellen sie auch nur einen Teil der grammatischen Übungen dar, die zumeist in der fremden Sprache selbst stattfinden, immerhin scheinen die Verfasser ihre Ansicht über den Wert des Übersetzens aus der Muttersprache in die fremde etwas geändert zu haben. Denn in der Vorrede vom Jahre 1891 hatten sie die Ansicht ausgesprochen, daß derartige Übungen „die Aneignung der fremden Sprache nicht befördern, sondern hemmen". Später (1904) haben die Verfasser zur Wiederholung sogar ein besonderes Bändchen Übersetzungsübungen zu ihrem Lehrbuch herausgegeben. Andererseits betonen sie mit Recht, daß die Reform, der die Verfasser doch trotz des Zugeständnisses

[1] Vgl. meine „Beiträge zur Geschichte des französischen Unterrichts" (Berlin 1914), S. 136 u. 150 ff.

an eine beschränkte Zahl von Übersetzungsübungen angehören, eine kleine Einräumung, die die Reform wohl in vielen Fällen den Forderungen der Praxis hat machen müssen — andererseits also erinnern sie mit Recht daran, daß auch die Reform die Grammatik keineswegs vernachlässigt. Es ist deshalb auch ein Unding, im Gegensatz zu ihr von einer grammatischen Methode zu sprechen. Der Gegensatz liegt nicht in der Betonung oder Vernachlässigung der grammatischen Kenntnisse, sondern in der Art, wie diese Kenntnisse erworben werden. Auf der einen Seite bilden die *deutschen* Übersetzungsstücke das A und O des Lehrbuchs (z. B. Ploetz), bei der neueren Richtung dagegen stehen die *einsprachigen* Übungen im Vordergrund. Durchdringen sich beide Lehrarten in vernünftiger Weise, dann haben wir jene gemischte Methode, die uns in den meisten modernen Lehrbüchern entgegentritt. Leider hält der immer noch vielverbreitete Ploetz gerade den wertvollen einsprachigen Übungen (Umformungen, Ergänzungsübungen, Wortübungen u. dgl.) mit einer gewissen Hartnäckigkeit Tür und Tor verschlossen, wie er auch sonst durch die recht bedeutenden Fortschritte neuerer und neuester Lehrgänge sich so gar nicht aus seinem alten Schlendrian aufraffen läßt; eine Tatsache, die ja vollkommen gleichgültig sein könnte, wenn nicht so zahlreiche Anstalten gewohnheitsmäßig an dem einmal eingeführten Lehrbuch festhielten.

So gut die methodische Durcharbeitung des Roßmann-Schmidtschen Lehrbuchs ist, der grammatische Teil vertrüge sehr wohl eine erneute kritische Durchsicht. Nur mit einigen Bemerkungen sei darauf hingewiesen. Unter den ersten Beispielen der Lautlehre (I, 246) würde ich ein Wort wie *quadrupède* wegen des von der allgemeinen Aussprache abweichenden Anlautes vermeiden. Allerdings setzt sich die Aussprache *k* statt *kw* allmählich durch. — Die ausführliche Wiederholung der Laut- und Formenlehre im II. Teil hätte vermieden werden können. — Die „unregelmäßigen“ Verben (z. B. II, § 60—62) spuken auch durch diese Grammatik noch recht mannigfach, obwohl zunächst (I, § 84 ff; II, § 43 ff.) ein richtiger Versuch zu ihrer Erklärung gemacht wird. — Bei *quatre cinquièmes* (II, § 85) dürfte in Klammer (*les*) vorangestellt werden. — Mit § 92 (II. Teil) kann der Schüler nichts anfangen; erst § 184, Zusatz 3 gibt näheren Aufschluß, enthält allerdings auch nur, wie die ganze Grammatik, das Wesentlichste. — In § 106 und § 145 vermißt man nach den Ausdrücken des Fürchtens das immer noch gebräuchliche *ne*, ebenso § 106, f und § 146 *non pas que* neben *non que* und in Gruppe *g* das bedingende *et que*. — In § 120 konnten noch Adjektive wie *vaste*, *gros*, *laid* genannt werden; auch *court* steht keineswegs immer voran. Auf das *allgemein* Kennzeichnende dieser Eigenschaftswörter hätte hingewiesen werden müssen. *Grand*, *petit*, usw. enthalten nicht eine absolute Feststellung wie *rouge*, *rond* u. ä., sondern eine von den Umständen abhängige Angabe. Dasselbe Zimmer z. B, das für den einen groß ist, erscheint einem anderen klein u. ä. Die Verben *demander q. ch. à q.*, *rappeler q. ch. à q*, *apprendre q. ch. à q.* sind nicht mit *remercier q. de q. ch.*, *s'approcher de* u. ä. (§ 126) zu-

sammenzustellen. Nicht bei den letzteren, wohl aber bei *demander*, *rappeler* usw. handelt es sich um Verben, die sowohl einen Akkusativ der Person als auch der Sache, nicht aber beides zugleich, nach sich haben können. Stehen *zwei* Objekte bei diesen Verben, dann tritt das persönliche (vgl. § 127, 1) in den Dativ. Warum ist § 127, 1 u. 2 „Akkusativ" eingeklammert? An dieser Stelle hätte auch darauf hingewiesen werden können, daß in Sätzen wie *On le fit général* der zweite Akkusativ nicht Objekt, sondern prädikative Bestimmung im gleichen Kasus ist (im Passiv auch nicht zwei Subjekte!). In § 128 wird man wichtige Zeitwörter wie *jouer*, *servir*, *hériter*, *user*, *abuser* vermissen. Ebenso wäre § 130 ein Hinweis am Platze, daß der erwähnte Gebrauch nicht nur die wenigen zufällig genannten Verben betrifft. — § 137 vermisse ich einen Hinweis auf den strengeren Gebrauch des Futurums im Französischen (s. § 142, Anm.). In den Anmerkungen dieses Paragraphen fehlt wie öfters auch an anderen Orten jegliche Erklärung oder Regel. — Eine selbständige und gute Darstellung findet der Gebrauch des Konjunktivs;[1] unschön ist das Wort „Nochnichtwirklichkeit". — In § 149, Anm. mußte gesagt werden, daß es sich bei *le déjeuner*, *le dîner* u. ä. um Reste eines früheren Gebrauches handelt. — § 150 hätten die wichtigsten Verben aufgezählt werden können. § 154 hieße es besser: Das Gerundium ist die andere substantivische Form des Verbs. Schlecht ist auch der Ausdruck: „Das Französische für *sehr*" (§ 171). Die Regel des § 170 entspricht nicht der geschichtlichen Entwicklung. § 179 fehlt jegliche Angabe des Grundes für die Anwendung des „unübersetzbaren *ne*"; § 188 mußte auf den Gebrauch des Artikels hingewiesen werden.

Durch Vermeidung unnötiger Wiederholungen — vor allem der ausführlichen Formenlehre in Band II — ließe sich genügend Raum für diese oder jene Ergänzung der Regeln finden. Vielleicht aber entschließen sich die Verfasser noch einmal, statt der üblichen Regeln über die Anwendung der einzelnen Redeteile eine wirkliche Syntax zu schreiben, die vom Satz als einem psychologischen und begrifflichen Ganzen ausgeht und Bezug nimmt auf die deutsche Satzlehre. Lobend erwähnt sei noch das vorzüglich gearbeitete und illustrierte einsprachige *Vocabulaire* des II. Teiles. Überhaupt widmen die Verfasser der Wortkunde besondere Sorgfalt, wofür auch das gesondert erschienene Wörterverzeichnis des I. Bandes Zeugnis ablegt.

3. Wegen des Lehrbuchs von Sokoll-Wyplel-Hohl verweise ich auf meine Besprechung des ganzen Unterrichtswerkes in Band XXV, S. 563 dieser Zeitschrift. Auch für die 2., im wesentlichen unveränderte Auflage gilt noch das dort Gesagte. In den phonetischen Umschriften fehlt die Angabe der Länge; bei der Umschreibung von *appendice* (S. 78) ist das *n* nach *ã* zu streichen. — Auch hier natürlich stehen noch die „unregelmäßigen" Zeit-

[1] Verwiesen sei dabei auch auf die beachtenswerte Ausführuug dieses Kapitels in der franz. Grammatik von W. RICKEN (Chemnitz und Leipzig[6] 1911), S. 72ff.

wörter. — Die Regel über *soi* (S. 42) ist irreführend. — S. 43: *surtout* ist nicht mit „überhaupt“ zu übersetzen. Die methodische Darbietung ist geschickt, die Übungsstoffe sind meist recht unbedeutend, die recht kindlichen Bilder oft wenig gelungen.

4. In zweiter, wenig veränderter Auflage gibt Plattner sein „Wörterbuch der Schwierigkeiten der französischen Aussprache und Rechtschreibung“ heraus, das den II. Teil seiner „Ausführlichen Grammatik“ bildet. Die Seiten 7—35 enthalten Ergänzungen zu einzelnen Paragraphen der Lautlehre, wie sie im I. Teil dieser Grammatik enthalten ist. Daß man immer noch in zwei verschiedenen Bänden nachschlagen muß, ist lästig. Praktischer wäre es gewesen, diese erläuternden Bemerkungen, die selbständige Bedeutung nicht beanspruchen können, bei einer Neuauflage in den entsprechenden Abschnitten des I. Teils unterzubringen, sodaß der II. Teil nur noch das alphabetische Verzeichnis solcher schwierigen oder schwankenden Aussprachen enthalten hätte. Hier wird man am schnellsten nachschlagen und sich auf die betreffenden Paragraphen des I., nicht aber auch noch einmal des II. Teils, zu genauerer Aufklärung verweisen lassen.

Viele der von P. verzeichneten Doppelaussprachen sind künstlich unter dem Einfluß des Schriftbildes entstanden (S. 6). Also auch für die französische Sprache bestätigen sich die sog. *spelling pronunciations*. Von großer Bedeutung übrigens ist die Beachtung der Mehrzahl dieser nur selten genau festzulegenden Eigenheiten nicht. Der Verf. selbst spricht sich in diesem Sinne aus (S. 7). Wichtiger sei es, einen richtigen Tonfall zu erzielen, sich so zu üben, „daß es der Sprache eines Einheimischen möglichst nahe kommt“, ein Ziel, über das die Meinungen — und meines Erachtens nicht mit Unrecht — sehr geteilt sind.

Wo auf eine ältere Aussprache hingewiesen wird, hätte dem Namen des Grammatikers das Erscheinungsjahr seines Buches zugefügt werden dürfen. Nicht jeder Benutzer des Werkes ist über Pillot, Oudin oder Thiébault unterrichtet; knappe Bemerkungen über die Stellung dieser Grammatiker zur Aussprache und Schreibung wären am Platz gewesen.

S. 10 wird von diphthongischen Nasalvokalen (*jẽ*, *jõ* usw.) gesprochen. Nasal ist aber nur der zweite Vokal, das *i* dagegen, wenn man es nicht als Konsonant auffassen will, ein reiner „Vorschlagvokal“ (vgl. I. Teil[2], § 13). — Bei dem Artikel *aux* (S. 49) sollte die kurze Aussprache wie bei dem Singular *au* in den Vordergrund gestellt werden, zumal es für diesen und ähnliche Fälle schon S. 19 heißt: „Unbedingt lange Silben werden verkürzt vor Wörtern, in deren Abhängigkeit sie treten“. — Sehr oft wird fälschlich das Wort „laut“ statt des ebenfalls sich findenden „gesprochen“ gebraucht, z. B. „exempter, *p* stumm; exemption, *p* laut“. Der Gegensatz von „laut“ wäre nicht „stumm“ sondern „leise“. — An Druckfehlern seien vorbessert: S. 18, 3 und 105 (lh) Inlaut; S. 17, 15 v. o. findet, steht; S. 54 bourgmestre. Für *goêlette* (S. 88) findet sich auch die Schreibung *goëlette*. Vermißt habe ich u. a. *caduc* und *le*

raid. Wörter, wie sie durch den Weltkrieg in Gebrauch gekommen sind, haben noch keine Aufnahme gefunden.

5. Das „Grammatische Lexikon“ bietet, wie das auch in früheren Jahrhunderten gelegentlich schon geschehen ist, eine Grammatik in der zu schneller Orientierung praktischen Form eines Wörterbuchs. Allerdings, wer gründlicher über irgend einen Gegenstand Aufschluß sucht, der wird mit dem Wörterbuch nicht auskommen, sondern in der Grammatik selbst sich Rat holen müssen. Es ist außerordentlich verdienstlich, welch eine Menge grammatischen Stoffes auch in dieser 2., vermehrten Auflage zusammengetragen ist. Das Auffinden könnte noch erleichtert werden, wenn manches Überflüssige, Wörter, die mit grammatischen, hauptsächlich syntaktischen Schwierigkeiten nichts zu tun haben (z. B. „*cervelas*, s. m. Cervelatwurst“) oder grammatische Erscheinungen, die elementarer Natur sind und deshalb massenhaft wiederkehren (z. B. *cervical*, *e*, ad., zum Genick gehörig; pl. m. — aux), ausgelassen worden wären. Auch findet bei solchen Wörtern (S. 110) ein Hinweis auf bestimmte Paragraphen der Grammatik gar nicht statt. Oder auch, wenn ich wegen der Aussprache eines Wortes im Unklaren bin, werde ich nicht in dem dickeren Lexikon, sondern in dem Aussprachewörterbuch nachsehen. Wenn hier z. B. ein Wort wie „Buckingham“ mit *bykĩgam* (S. 55) umschrieben ist, so ist das am Platze, während in dem Lexikon (S. 94) die bloße Bemerkung dazu „*am* nicht nasal“ wenig hilft, schließlich doch noch zu einem Nachschlagen in dem Aussprachewörterbuch zwingt, wohin das Wort eben nur gehört hätte.

Darmstadt. ALBERT STREUBER.

HOLM SÜSZMILCH, *Die lateinische Vagantenpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts als Kulturerscheinung.* (Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance. Herausgeg. von Walter Goetz, Bd. 25.) 8°. X + 104 S. Leipzig (Teubner) 1918. Preis geheftet 4,80 M. + Teuerungszuschlag von 30 %.

Die vorliegende Studie steht in der Reihe jener Arbeiten, welche die Bewegung der Renaissance nicht, wie H. Burckhardt wollte, einseitig aus dem Persönlichkeitsstreben der italienischen Menschen, zu dem dann die Wiedererweckung des Altertums getreten wäre, ableiten wollen, sondern welche die Renaissance als Vollendung des Mittelalters selbst würdigen möchten. Im Anschluß an Burckhardt faßt der Verfasser daher die lateinische Vagantenpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts wohl als Vorläufer der Renaissance auf, wendet sich jedoch gegen die Auffassung, als ob sie in der Hauptsache das Werk eines Italieners oder überhaupt als Ausdruck des italienischen Bewußtseins zu betrachten wäre. Indem er die Stellung der Vagantenpoesie zum Ideal der Enthaltsamkeit, der Armut, der Demut untersucht, gelangt er dazu, die Vagantenpoesie im Rahmen einer Bewegung zu sehen, „die sich, unabhängig vom italienischen Volksgeist, aus der christlich-mittelalterlichen Ideenwelt und antiken Fort-

wirkungen gebildet hat“. Er erklärt also die Ähnlichkeiten zwischen Vagantenpoesie und späteren Erscheinungen der Renaissance nicht aus unmittelbarer Berührung, sondern daraus, daß „beide innerhalb desselben großen Erneuerungsvorgangs als Gipfelpunkte des Säkularisationsprozesses erscheinen“ (S. 98 f.).

Die Arbeit, der eine sehr dankenswerte Einleitung über die neueren Auffassungen vom Wesen der Renaissance voraufgeht, ist mit Sachkenntnis, Verständnis und Wärme geschrieben und gibt einen guten Einblick in die Vagantenpoesie als Kulturerscheinung. Einige Einzelheiten, z. B. die vom Verfasser nur gestreifte Frage der Beziehungen der Vagantenpoesie zur Troubadourdichtung, bedürften noch eingehenderer Betrachtung.

Paul Rühlmann, *Die französische Schule und der Weltkrieg.* 8°. IV + 112 S. Leipzig, Quelle und Meyer. 1918. Preis geb. 2,20 M.

Dieses mit hervorragender Sachkenntnis und rühmenswerter Objektivität geschriebene Büchlein ist ein wertvoller Beitrag zur Entstehungsgeschichte des nun beendeten Krieges. Die Beobachtungen und Ausführungen des Verfassers stimmen durchaus mit den Erfahrungen überein, die sich dem Kenner französischer Verhältnisse darboten. Die Revanchestimmung war gegen die Wende des Jahrhunderts in Frankreich stark abgeflaut. Der Wunsch Elsaß-Lothringen zurückzuerhalten bestand wohl, aber nur ganz wenige dachten an Zurückgewinnung durch einen neuen Krieg. Viele erhofften eine friedliche Verständigung. Zum Verständigungsgedanken bekannte sich die organisierte, vom Pazifismus und internationalen Sozialismus stark beeinflußte Lehrerschaft, die offen den Militarismus und den Revanchekult bekämpfte. Und dennoch wurde im neuen Jahrhundert die Staatsschule zu einem hervorragenden Förderer und Träger der Revancheidee. Daß es so werden konnte, ist das Werk einiger entschlossener Politiker, die von neuem die Kriegsstimmung ins Land getragen und den Revanchegedanken, als ein künstliches Gewächs, zum Teil gegen den Willen der Lehrerschaft in die Schule verpflanzt haben. Es ist das Werk Poincarés vor allen Dingen, der dabei politisch von Clémenceau, praktisch-pädagogisch von dem Historiker Lavisse unterstützt wurde. Unterstützt haben ihn auch — das ist allerdings bei Rühlmann nicht zu lesen — die Fehler und Ungeschicklichkeiten der deutschen Regierung und ihrer Mitläufer, die von der Stimmung der französischen Volksseele keine Ahnung hatten und im Verein mit den französischen Chauvinisten Wind ins Feuer bliesen. Wie der Verfasser im einzelnen den Nachweis für seine These bringt, wie er dabei klare und wertvolle Angaben über die Organisation des französischen Schulwesens macht, mögen recht viele Leser in der ausgezeichneten Schrift nachlesen.

Friedrich Lienhard, *Das klassische Weimar.* 3. Aufl. 8°. 148 S. Leipzig, Quelle und Meyer. 1918. Preis geb. 1,50 M.

Es ist erfreulich, daß dieses aus Jenenser Ferienkursen des Jahres 1908 hervorgegangene Büchlein, dessen zweite 1914 erschienene

Auflage in dieser Zeitschrift Bd. 25, S. 551 besprochen wurde, nun schon in dritter Auflage erscheinen kann. Lienhard versteht es in gut volkstümlicher Art, die auf Innerlichkeit und Humanität, auf wahre Freiheit, auf den Sieg des Geistigen über die Triebe und Leidenschaften gerichteten Bestrebungen unserer großen klassischen Denker und Dichter kurz und eindringlich vorzuführen. In dieser Zeit schwerster staatlicher Bedrängnis und aufgewühlter politischer Erregung, in der Deutschland seinen harten Schicksalsgang gehen muß, sollte Weimar und der Wegweiser nach Weimar mit doppeltem Ernst gehört werden. Wohl erstreben und hoffen wir eine Vertiefung der politischen Bildung unseres Volkes, aber es ist doch so, daß sie nicht erstehen kann, ohne daß gleichzeitig oder vorher die innere Persönlichkeit, das Verlangen nach eigenem persönlichen Leben geweckt und vertieft werde. Politische Bildung muß getragen werden von Persönlichkeitsbildung. Gemeinschaftsgefühle müssen betätigt werden von Menschen, die zuerst ihre eigene Vollendung und Erhöhung wollen und wirken. Gewiß soll die Bildung des einzelnen und der Gesamtheit erfolgen in bewußtem Zusammenhang mit der jeweiligen Verfassung der Welt, aber sie darf auch in weitestem Umfang zurückgreifen auf die hohen Zeiten früherer Bildung. Sie darf nicht nur, sie muß; denn der Klassizismus birgt Schätze geistiger und künstlerischer Art, die wir nicht entbehren können für unser Volk. Die „Wege nach Weimar“ sind Wege in das Zukunftsland deutscher Persönlichkeits- und Volksbildung.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

BORBEIN, HANS, Prof. Dr., *Auslandsstudien und neusprachlicher Unterricht im Lichte des Weltkriegs.* VI, 93 S. Leipzig, Quelle und Meyer, o. J. (1917). Geb. 1,80 M.

Draußen Surren, Dröhnen, Knattern. Drinnen ruhiger Abendbetrieb einer großen Fernsprechvermittlung im Westen. Die Arbeitsplätze sind noch alle besetzt, das Lesen ist erlaubt. Ich habe eben die zweite Lektüre von Borbeins Büchlein beendet, als zufällig mein Blick auf das Buch des Telegraphisten am Nachbarschrank fällt. Ich lese da von der Bedeutung des Französischen und Englischen in einer Schrift über das Fortkommen nach dem Kriege. Also auch unsere vorwärtsstrebende Jugend macht sich Gedanken über Fragen, die uns Lehrern Sorge bereiten. Zwar in einem anderen Sinne als wir, aber doch ist es der gleiche Gegenstand: sind es *praktische* Erwägungen, die dort im Vordergrund des Interesses stehen, so sind es die Fragen der *Jugendbildung*, die bei uns den Ausschlag geben. Und doch berühren sich die Kreise, denn unsere Jugendbildung soll und kann ja, heute weniger als je, sich praktischen Erwägungen verschließen.

Die Not des Krieges lehrt uns, daß wir nicht in der uns durch den Krieg aufgezwungenen Lage bleiben können. Mehr als früher noch wird man von dem jungen Deutschen selbständiges Handeln und Denken fordern müssen, mehr als je müssen alle Möglichkeiten

den Unternehmungsgeist zu stärken gefördert werden. Daß eins der notwendigen Mittel, uns in der Welt durchzusetzen, die Kenntnis der fremden Sprache und des Lebens der fremden Völker ist, das ist allgemein anerkannt. Notwendig bleibt aber trotzdem eine Untersuchung der Frage nach dem Wert der neueren Sprachen als Bildungsmittel. Es läßt sich nicht leugnen, daß unser Arbeitsgebiet vielfach einer Wüste gleicht, oder von vielen als solche betrachtet wird.

Wenn man stundenlang durch die Wüste gegangen ist, die ein ehemaliges Schlachtfeld darstellt, so könnte man glauben, es sei unmöglich, dies Land wieder der menschlichen Arbeit und dem Glück, das in der Arbeit auf eigener Scholle liegt, dienstbar zu machen; und doch wird einst wieder dort die Lerche von sorgsam gepflegten Feldern aufsteigen, in denen der Bauer seine Furchen zieht. So ist man denn auch nicht überall verzweifelt an die Frage des Verhältnisses von Krieg und neueren Sprachen herangetreten. Das Thema ist ja fast unmittelbar nach Ausbruch des Krieges vielfach behandelt worden — zu voreilig vielfach, wie so manche Fragen, die uns die Entwicklung der Dinge in einem andern Licht hat sehen lassen, als man sie im ersten Augenblick gesehen. Auch die Herausgeber der *N. Spr.* glaubten eine ganze Reihe von Meinungen zu Wort kommen lassen zu sollen; auch solche, die sie nicht oder nicht ganz als die ihrigen anerkennen konnten. Sie selbst glaubten vorläufig nicht mit einem bestimmten Plan hervortreten zu sollen, weil die Frage im Lichte unserer erst werdenden Anschauungen gesehen werden muß. Daß wir als Herausgeber einer neusprachlichen Zeitschrift nicht an unserer Lebensarbeit völlig verzweifelten, war nicht anzunehmen, es schien uns auch kein Grund dazu vorzuliegen. Wir freuen uns, feststellen zu können, daß Herr Provinzialschulrat Prof. Dr. Borbein, der auch schon früher als ein Anhänger und Verfechter der in dieser Zeitschrift auf unterrichtlichem Gebiete vertretenen Gedanken aufgetreten ist, den in dem Problem Krieg und neuere Sprachen gelegenen Fragen in hervorragender Weise gerecht wird. Das Buch erscheint mir auch aus dem Grunde besonders bedeutungsvoll, weil es bei der Erörterung der Dinge von einem höheren Standpunkt ausgeht, der auch schon im Titel zum Ausdruck kommt, von der Frage der *Auslandsstudien*, deren Förderung sich als notwendige Pflicht aus den Lehren des Weltkriegs ergeben hat. In glücklicher Weise bringt der Verfasser diese Frage wieder mit einer anderen in Verbindung, die schon vor Kriegsausbruch viel erörtert, durch den Krieg selber in den Mittelpunkt des Interesses gerückt ist: die Frage der *staatsbürgerlichen Erziehung.* Dies wird so bedeutungsvoll entwickelt, daß ich es begrüßt hätte, wenn auch der Titel darauf hingewiesen hätte, aus dem Inhalt ergibt es sich von selbst. Wenn manche in Verblendung oder aus Zorn über das durch den Krieg entstandene Verhältnis zu den Ländern französischer oder englischer Zunge die Sprache dieser Völker als nicht geeignet zur höheren Schulbildung ansehen, so weist Borbein nach, was uns mehr als je nottut. Ich will auf eine Analyse verzichten, weil ich meine, alle Neusprachler sollten dies Buch wirklich gelesen haben, was auch aus dem Grunde ein besonderer Genuß ist,

als die wohldurchdachten Gedanken in einer sehr anziehenden Form geboten werden. Ohne Anregung wird keiner das Buch aus der Hand legen, und bei der Lösung einer ganzen Reihe von Fragen, an die wir herantreten müssen, kann man von den scharf gefaßten Sätzen Borbeins ausgehen. Der Verfasser regt selbst zu solchen Erörterungen an und zeigt Orts- und Landesvereinen neben dem Allgemeinen Deutschen Neuphilologen-Verband, was für Fragen ihre Arbeit gewidmet sein muß, so der Frage nach dem Verhältnis von Methode zum neuen Ziel, einem Gegenstand, dem wir an dieser Stelle unsere besondere Aufmerksamkeit zu widmen hoffen. Es sei hier hervorgehoben, daß in methodischer Hinsicht die Ausführungen eine Verteidigung des durch die Reform Erreichten sind, daß der Befürchtung Ausdruck verliehen wird, die durch den Krieg erzeugte *Stimmung* werde die Lehrerschaft um die besten Früchte des Erreichten betrügen.

Zu einigen Fragen möchte ich heute Stellung nehmen. Borbein spricht auch von der *Stimmung in der Schülerwelt*, die dem Betrieb des neusprachlichen Unterrichts bei Kriegsbeginn hemmend in den Weg getreten sei, von einer Unlust, über die auch in anderen Aufsätzen über den gleichen Gegenstand viel gesprochen worden ist. Ich habe in der Zeit, als ich während des Krieges noch unterrichtete, solche Stimmung nicht feststellen können. Ich glaubte allerdings auch meinen Schülern, kleinen wie großen, eine grundsätzliche Aussprache über unser Verhältnis zu der fremden Sprache schuldig zu sein, eine Darlegung der Bedeutung dieser Sprache für uns in Krieg und Frieden. So war für uns der Boden gewonnen, auf dem wir weiterarbeiten konnten. Ich konnte meine Behauptungen noch stützen durch das, was frühere Schüler ihrem ehemaligen Lehrer aus dem Felde über die Sprache zu schreiben hatten, die sie nun im fremden Lande anzuwenden Gelegenheit hatten. Als ich dann selbst im Westen stand, hörte ich oft Kameraden darüber klagen, daß sie von dem fremdsprachlichen Unterricht in der Schule nicht so viel Vorteil hätten, daß sie sie jetzt auch anwenden könnten; ich sah vor allem auch, wie oberflächlich mancher Urteile über das Land waren, in dem sie standen. Anderseits hatte ich reichlich Gelegenheit zu beobachten, was es bedeutet, wenn man in der Schule schon darauf hingewiesen ist, daß Französisch und Englisch lebende Sprachen sind, die man nicht nur liest und übersetzt, sondern auch verstehen und selber sprechen lernen muß. Daß man es fast nie, also erst recht nicht in der Schule zur Vollkommenheit bringen kann, ist klar, aber die Anleitung dazu sollte die Schule geben, ganz abgesehen von der Bedeutung des Sprechens für die Spracherlernung als methodisches Mittel.

Zu einer anderen von Borbein erörterten Frage möchte ich hier einige Einwendungen erheben. Er glaubt, dem von mancher Seite empfohlenen und auch zum Teil schon eingeführten Hinausschieben des Beginns der ersten Fremdsprache nach Quinta nicht zustimmen zu sollen, weil nachteilige Folgen für die späteren Klassen zu befürchten seien. Ich bin der Meinung, daß wir vor einem solchen Versuch nicht zurückschrecken sollten, auch im Interesse des neu-

sprachlichen Unterrichts. Vielfach ist es bei uns schon Brauch geworden, daß Schüler nach drei Jahren Vorbereitung, sei es auf einer Vorschule oder in einer Volks- oder Mittelschule, in die Sexta aufgenommen werden. Eine Herabsetzung der Forderungen war damit notwendig verbunden, darüber sollen wir uns keinen Täuschungen hingeben. Das darf aber nicht zu einem Sinken des Zieles der höheren Schule führen, darüber sind wir uns wohl auch klar. Wie das verhindern? Mir scheint nun ein Mittel dies zu erreichen die Sexta ohne fremde Sprache. Nach meinen Erfahrungen spreche ich allerdings von der höheren Schule, die mit Französisch beginnt, ich glaube aber auch, daß es richtig ist für die Schulen, die mit Lateinisch beginnen. Die Sexta müßte meines Erachtens dazu dienen, die aus verschiedenen Schulen stammenden, verschieden vorgebildeten Schüler zu einer Einheit zusammenzuschweißen, zu einer Klasse, in der das Deutsche völlig beherrschend wäre. Wir Alten haben wohl meist Grammatik erst aus dem Lateinischen gelernt, dessen fast gemütlicher Betrieb mit neun Wochenstunden von Sexta bis Quarta das zuließ. In den neueren Sprachen liegt die Sache anders, die Ziele sind so viel mannigfaltiger, vor allem kommt für den Anfang die Schwierigkeit der Aussprache hinzu. Zur Erlernung der Aussprache auf phonetischem Wege aber treten die meisten Schüler ohne jede Vorbereitung an ihre neue Aufgabe heran, und anstatt daß die Schüler aus ihren Kenntnissen über die Aussprache des Deutschen Vorteile für die Erlernung der fremden Sprache ziehen, ist es heute wohl meist umgekehrt: die Sinne werden geschärft auch für die Aussprache des Deutschen. Eine andere in den letzten Jahren viel behandelte Frage ist der Mangel an Ausdrucksfähigkeit. Daß es von Wichtigkeit ist, diese zu fördern, wird besonders der Neusprachler behaupten, der bei dem Versuch, nach der direkten Methode zu unterrichten, sehr häufig die Beobachtung gemacht haben wird, daß die Schüler die einsprachigen Übungen nicht einmal in der Muttersprache glatt bewältigen können. Zweifellos wird eine sprachlich allgemein, also durch die Muttersprache höher gebildete und besser geschulte Klasse ganz anderes auch im fremdsprachlichen Unterricht leisten können, der dann viel weniger auf die Muttersprache zurückgreifen muß. Die sechs Stunden Französisch denke ich mir etwa folgendermaßen verteilt, wenn nicht durch Hinzutreten von Zeichen- und Handarbeitsunterricht eine andere Verteilung in Betracht käme: Deutsch erhält drei Stunden mehr, je eine Stunde Erdkunde und Naturbeschreibung, die nicht nur Wissen vermitteln sollten, sondern auch die Fähigkeit pflegen, Gesehenes und Beobachtetes sprachlich auszudrücken. Die sechste Stunde könnte vielleicht an Rechnen abgegeben werden, das dafür in Quinta eine Stunde an Deutsch oder Französisch abtreten würde. Ich glaubte grade im Anschluß an Borbeins begrüßenswertes Eintreten für die Reform diese Gedanken hier aussprechen zu sollen, weil meines Erachtens häufig bei der Kritik der Grundsätze und Erfolge der direkten Methode dieser Dinge zur Last gelegt werden, an denen sie nicht die Schuld trägt, daß ihr der Weg gebahnt würde durch eine geeignete sprach-

liche Vorbereitung und Bildung überhaupt. Das Erlernen der fremden Sprachen wird dann später mit dem Unterricht im Deutschen zur „Ausdruckskultur"[1] beitragen können, deren Pflege eins der wichtigsten Ziele der Schule sein sollte.

Nachwort. — Mein alter Freund, Prof. Deutschbein in Halle, hat in der Dezembernummer der „Zeitschrift für die Reform der höheren Schulen" in einer eingehenden Würdigung des Borbeinschen Buches, die sich in den Grundzügen mit meiner Auffassung deckt, auch kritisch Stellung genommen zu den methodischen Bemerkungen des Verfassers. Deutschbein glaubt, „der Herübersetzung eine größere Bedeutung beilegen zu müssen, als Borbein es tut". Dafür führt er mehrere Gründe an. Wer wird nicht mit ihm übereinstimmen, wenn er sagt: „Als oberste und erste Zielforderung sowohl der Abiturienten der höheren Schule als auch der Lehramtskandidaten sollte das wirkliche Verständnis des sprachlichen Textes gelten"? Wenn er aber weiter sagt — „und dieses kann am sichersten durch die Herübersetzung erreicht werden", so scheint er mir zu allgemein zu sprechen. Ich bin gleich ihm der festen Überzeugung, daß wir unter keinen Umständen ins Deutsche zu übersetzen unterlassen dürfen, wenn noch Unklarheiten geblieben sind, aber man darf nicht aus dem Auge verlieren, daß bei der Fülle der dem neusprachlichen Unterricht gesteckten Zielforderungen die Herübersetzung ein *Mittel* bleibt, nicht zum Selbstzweck wird. Daher scheint es mir bei der knappen Zeit unmöglich, den ganzen Text übersetzen zu lassen; dies ist überflüssig und wenig bildend, wenn das sprachliche Verständnis vorhanden ist. Man kann zwar durch dies Verfahren zweifellos eine größere Gewandtheit erzielen im Übersetzen selber, nicht aber im sprachlichen Verständnis. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß Schüler, auch solche der Mittelklassen, die eine gewisse sprachliche Gewandtheit im Deutschen hatten, ungleich leichter den entsprechenden deutschen Ausdruck fanden als andere, die ihnen darin zwar nachstanden, ihnen aber überlegen waren im wirklichen Verständnis eines fremdsprachlichen Textes. Anderseits wollen wir doch auch nicht übersehen, daß mit der Herübersetzung das Verständnis noch durchaus nicht erschlossen ist, daß wir auch im deutschen Unterricht unsere Texte zum Teil erklären müssen. Ich will nicht unterlassen hinzuzufügen, daß, wenn es nötig ist, bei der Behandlung von fremdsprachlichen Texten die Erklärung in deutscher Sprache gegeben werden muß: über dem Prinzip muß das Verständnis und die Auswertung des Textes stehen.

Mit meinem Einwand will ich auch nicht sagen, daß von dem Schüler nur gefordert werden solle, daß er einen Text in der fremden Sprache wiedergeben könne, wobei ihm freisteht, einen schweren Ausdruck zu umgehen, aber er dazu geführt werden kann, schwierige Stellen leichthin zu behandeln. Er soll dazu geleitet werden — und dazu ist der Lehrer da, das an der geistbildenden Stelle zu tun — sprachliche Gebilde zu zergliedern, grammatische Besonderheiten

[1] Vgl. Baumgarten, *Erziehungsaufgaben im neuen Deutschland.*

zu erklären und stilistische Feinheiten zu empfinden. Ich teile Deutschbeins Auffassung, daß die Übersetzung ins Deutsche ein sehr geeignetes Mittel sei, „das Wesen der fremden Sprache und mit ihr des Volksgeistes zu erkennen“, mir scheint aber auch hier ein Hinweis darauf, daß dies am tauglichen Objekt, d. h. an bestimmtem, vom Lehrer gruppierten Stoff geschehe, durchaus nicht überflüssig, eben deshalb, damit die Übertragung nicht beim Übersetzen stehen bleibe, sondern zu dem angedeuteten Zweck benutzt werde.

Deutschbein meint, daß die Anwendung der direkten Methode „in gewissem Umfange überall Anerkennung gefunden habe“, daß man „eine weitere Einschränkung derselben, insbesondere der Sprachübungen, nicht für wünschenswert halten“ werde. Aber er scheint mir die lebhafte Sorge, die Borbein veranlaßt hat, so warm für das durch die Reform Erreichte einzutreten, leichter zu nehmen, als ich dies nach den geäußerten Befürchtungen tun kann. Man muß sich, glaube ich, bei einer Besprechung des Borbeinschen Buches klar zu seinem Standpunkt in bezug auf methodische Fragen bekennen oder ihn verwerfen. Das soll nicht heißen, daß die Reform etwas Festes und Starres sei, vielmehr ist sie nicht nur entwicklungsfähig, sondern sie scheint mir sogar tot, wenn sie sich nicht entwickelt. Deutschbein, der uns in seinen letzten Veröffentlichungen über die englische Sprache und die Sprachbetrachtung im allgemeinen so viel zu sagen hat, wird gerade in den Kreisen der Reform viel Anhänger für seine Ideen finden. Daß sie in den ersten Zeiten ihres Wirkens die Grammatik weniger als andere Gebiete gepflegt hat, ist einfach so zu erklären, daß andere damals im Unterricht ebenso vernachlässigte wie von Wissenschaft und Praxis dringend geforderte Gebiete nicht weiter vernachlässigt werden konnten. Soweit ich die Anschauungen in den Kreisen der Reform heute kenne, kann, zumal auch nach dem Erscheinen der Arbeiten von Wendt zur englischen Syntax, für sie Deutschbeins Wort, daß „die Grammatik das Aschenbrödel der neueren Sprachen“ sei, nicht Anwendung finden.

Frankfurt a. M. TH. ZEIGER.

ARTUR KORLÉN, *Modern språkundervisning.* Stockholm P. A. Norstedt & Söners Förlag. 1917. Preis 3 Kr. 50 Öre. 157 S. 8⁰.

Nicht lange nach dem Erscheinen (1882) der epochemachenden Schrift unseres allzufrüh dahingeschiedenen Viëtor sprang die von ihm ins Leben gerufene Bewegung für Umgestaltung des neusprachlichen Unterrichts nach dem skandinavischen Norden über, und schon auf der dritten nordischen Philologenversammlung (Stockholm, 1886) wurde behufs energischer Verbreitung einer Unterrichtsmethode in Viëtors Sinne von Jespersen (Dänemark), Western (Norwegen) und Lundell (Schweden) der rührige Verein *Quousque tandem* gegründet. Bald war der Enthusiasmus für das neue Unterrichtsverfahren allgemein, und ein Widerspruch wagte sich kaum an den

Tag. In Dänemark und Schweden scheint man auch bis heute mehr oder weniger an der „Reform“ festgehalten zu haben.

Anders in Schweden. Hier flaute die Bewegung ziemlich rasch wieder ab. Die Zahl der Lehrer, welche mit der neuen Methode einen Versuch machten, war wohl nicht ganz gering. Aber die einen scheiterten, weil sie sich nicht genügend in die leitenden Gesichtspunkte derselben eingearbeitet hatten, die andern, weil sie, um mit Elfstrand (S. 36 des obigen Buchs) zu reden, in der neuen Methode nur eine *Bequemlichkeitsmethode* sahen, mit verminderter Korrekturlast und geringerer Verantwortlichkeit für grammatische Unsicherheit ihrer Schüler. So nahm man nun von der Reform zwar einige willkommene Äußerlichkeiten an, wie interessantere (modernere) Texte und bessere Aussprache, freute sich, über die Schwäche seiner Schüler in Grammatik mit dem achselzuckenden Bemerken hinweggehen zu können, daß der moderne Sprachunterricht von der Überschätzung grammatischer Korrektheit völlig zurückgekommen sei, und glaubte, der Forderung der Reform, daß der Schüler lernen müsse, die fremde Sprache auch zu sprechen, dadurch nachzukommen, daß man gelegentlich „Parlierübungen“, am besten nach irgendeinem „Parlierbuche“, in den Unterricht einstreute. Im übrigen blieb aber alles beim alten, und das ganze nannte man *vermittelnde Methode*, besonders, wenn man überdies die schriftlichen Übungen an den gerade gelesenen fremden Text anknüpfte. Das Ende vom Liede aber ist gewesen, daß diese „Ersatzmethode“ — der Krieg hat die Schweden wie uns gelehrt, was von „Ersatzmitteln“ zu halten ist — wie es scheint, fast über das ganze Land hin bankrott gemacht hat. Nur die Aussprache ist besser geworden, sogar die fremde Intonation wird stellenweise (Rodhe) gepflegt. Aber der Gesamtzustand des neusprachlichen Unterrichts in Schweden ist nach dem Urteil Elfstrands (S. 41) und andrer, gleich angesehner Fachgenossen „kläglich“. Insbesondere das grammatische Wissen der Schüler steht weit zurück, sagt man, hinter ihren betreffenden Leistungen zur Zeit der grammatischen Alleinherrschaft.

Eine gewissenhafte Fachlehrerwelt kann das natürlich nicht auf die Dauer so weitergehen lassen. Und so hat man denn in den letzten Jahren dem neusprachlichen Unterrichte in Lehrerversammlungen, Einzelschriften und Tagesblättern erneute Aufmerksamkeit zugewandt. Der Herausgeber aber des obigen Buchs hat den glücklichen Gedanken gehabt, zum Besten des jüngeren Lehrergeschlechts in einem Bande solche Aufsätze, Vorträge und Ähnliches zu vereinigen, in denen hervorragende, mehr oder weniger dem Neuen zuneigende Fachgenossen ihre Ansichten über die fruchtbarste Einrichtung des neusprachlichen Unterrichts niedergelegt haben. Nun mag der junge Lehrer sich entscheiden.

1. Daniel Elfstrands Beitrag, „25 Jahre Erfahrungen mit der induktiv-imitativen Sprachunterrichtsmethode“, der weitaus umfangreichste des Buches, besteht in einem Vortrag, den er im Jahre 1915 in Jönköping auf der Augustversammlung der schwedischen Lehrer höherer Schulen hielt und worin er an einen ähnlichen Vortrag anknüpfte, den er gerade 20 Jahre zuvor auf der siebenten nordischen

Lehrerversammlung in Stockholm gehalten hatte. Damals blickte er zurück auf fünf Jahre Erfahrungen (englisch) mit der imitativen, oder wie er vorzieht zu sagen, mit der induktiv-imitativen Methode. Jetzt war es ein Vierteljahrhundert unerschütterten freudigen Festhaltens an den einmal für richtig erkannten Grundsätzen. Es waren die des oben genannten Vereins *Quousque tandem:*

1. Zugrundelegung moderner, der gebildeten Sprechsprache naheliegender Texte, ev. Gebrauch von Lautschrift;
2. zusammenhängende Texte von Anfang an;
3. Grammatik zunächst aus der Lektüre erschlossen, erst später systematisch zusammengefaßt;
4. Übersetzung in beiden Richtungen möglichst eingeschränkt und ersetzt durch Reproduktion und freie Arbeiten in der fremden Sprache mit Anschluß an die Lektüre.

Es ist für den echten alten Reformer — gibt es noch junge bei uns? — ein herzerquickender Genuß, zu sehen, mit welcher Begeisterung, welcher Siegesfreude der Redner für Wahrheiten, die schon die Leitsterne seiner jungen Jahre waren, Zeugnis ablegt. „Nicht um Haaresbreite bin ich bis heute von der Stellung abgewichen, die ich in jenem Vortrage einnahm. Jahr um Jahr, ich möchte sagen Tag um Tag, hat mich in der Überzeugung bestärkt, daß ich, geleitet von angeborenem Sprachinstinkt wie von Erwägung, wirklich auf den richtigen Weg gekommen bin.“ Man gestatte mir, diesem Zeugnis Elfstrands das gleichlautende meinige hinzuzufügen, das ich auch Gelegenheit erhielt durch die Tat zu bekräftigen. Als man mir im Jahre 1911 verwehrte, die bis dahin in Übereinstimmung mit dem obigen Grundsatz 1. gewählte Lektüre weiterhin meinem Unterrichte zugrunde zu legen, gab ich lieber, sobald das statthaft war, mein Amt auf, als daß ich meinen herrlichen, frischen Reformunterricht durch „vornehme“ historisch-philosophische Texte hätte verdorren lassen.

Übrigens sei ausdrücklich bemerkt, daß E. sogar Grammatik auf englisch betreibt. Sehr mit Recht. Denn grammatische Erörterungen sind die leichteste Stilart gesprochener Rede, und das grammatische Vokabular ist nahezu international.

2. Hj. Hjorth, Verfasser in Schweden weit verbreiteter deutscher Unterrichtsbücher, ist vertreten durch eine naturgemäß viel ruhiger gehaltene methodische Anweisung zu seinem *Praktisk lärobok i tyska språket.* Die Schilderung seines Unterrichtsganges bildet ein treues Abbild von Reform- oder ‚imitativer‘ Methode, wie er sie mit mir nennt, und ein Reformer kann nur in vollem Maße von seinen Ausführungen befriedigt sein. Außerdem enthalten dieselben eine Menge einzelner feiner Winke und Ratschläge, die den geschickten und geübten Lehrer bekunden. Vom Anfangsunterricht schließt er den Gebrauch der Muttersprache nicht aus; doch ist das ja auch ein Punkt, in dem man wohl den Lehrer nach seiner persönlichen Art gewähren lassen muß. Aber in den höheren Klassen ist Deutsch als ausschließliche Klassensprache sein Ziel.

3. Rødhe, einer der angesehensten Neusprachlehrer Schwedens, steuert ein Stück aus dem Vorwort zu seinem *Tysk elementarbok* bei,

welches letztere in erster Linie für die Anfängerstufe bestimmt ist. Für diesen Unterricht stellt er Realienkunde und damit verknüpft Aneignung eines reichen Wortschatzes obenan, was ja nur den neueren Ideen entspricht. Die Texte fragt er deutsch ab. Aber die von ihm gewünschten reichlichen Realienerklärungen sollen doch wohl auf schwedisch gegeben werden. Damit wird, scheint mir, zu viel Muttersprache in den Unterricht eingeführt. Lieber solche Dinge für später aufheben und dann in deutscher Fassung geben,

4. Die Methode Kjederquists, Rektors des Realgymnasiums (*högre latinläroverk*) in Norrmalm, Stockholm, wird am besten illustriert durch einen Bericht Korléns (im nächsten Aufsatze), der bei Kj. in Untersekunda, der schwedischen Untersexta, hospitiert hatte. Deutsch beginnt in Schweden in Sexta mit sechs Stunden wöchentlich, hat in Untersekunda aber nur noch zwei. Einzelne Schüler erzählten frei, ohne schriftliche Notizen, den Inhalt je eines aufgegebenen und vom Lehrer vorbereiteten Abschnitts leichter Privatlektüre. Die Kameraden und der Lehrer machten sich Notizen über sachliche und sprachliche Fehler sowie über Flüssigkeit des Vortrags, um danach den Vortrag zu kritisieren bzw. ein Schlußurteil abzugeben — alles auf Deutsch.

Der eigene Beitrag Kj.s zu unserem Buche besteht in einem Vortrage für die Stockholmer Probekandidaten des Jahres 1906 über „Übersetzen, Abfragen und Sprechübungen". Kj. lehnt Übersetzen nach Möglichkeit ab, besonders weil damit das Verständnis des Textes nicht genügend verbürgt wird. Bei uns glauben ja freilich Direktoren und Schulräte noch vielfach an solchen Wert der Übersetzung.

5. A. Korlén, der Herausgeber unseres Bandes, Lektor in Nyköping, liefert einen Bericht über „Kraftsparende Unterrichtstechnik". Es handelt sich um gegenseitiges Abfragen der Schüler, zum Teil in Kettenfragen durch die ganze Klasse. Auch das ist ganz im Sinne der Reformmethode. Ein zweiter Aufsatz desselben Verfassers beschäftigt sich mit Satzanalyse, die uns ja nicht näher angeht.

Das Buch schließt mit einem Abdruck der preußischen Lehrpläne, und den vorgeführten Beiträgen aus der Praxis ist vorausgeschickt: a) eine geschichtliche Skizze der Reformbewegung in Deutschland, England, Frankreich und Schweden von W. Fevrell, b) ein Bericht des Unterrichtsausschusses des Reichstags aus den Jahren 1899—1902 „Über die sogenannte Neue Methode".

Blicken wir nun zurück auf den vorstehend angedeuteten Inhalt unseres Buches, so haben wir mit Rücksicht auf das einleitend Gesagte das Bild einer Gruppe von Offizieren ohne Armee vor uns. Und in Deutschland dürften die Verhältnisse recht ähnliche sein, auch die Gründe der unbefriedigenden Entwicklung. Nur die auffällige Verschlechterung des grammatischen Wissens der Schüler, nicht durch die Reformmethode selbst, sondern durch äußerliche Berührung mit ihr, scheint bei uns nicht so allgemein eingetreten zu sein. Solchen Kollegen aber, die nach dem Mitgeteilten doch glauben könnten, daß auch die echte Reformmethode notwendig ungenügende grammatische Sicherheit bei den Schülern bedingt,

will ich hier zu ihrer Beruhigung mein Verfahren in diesem Punkte für das Französische skizzieren.

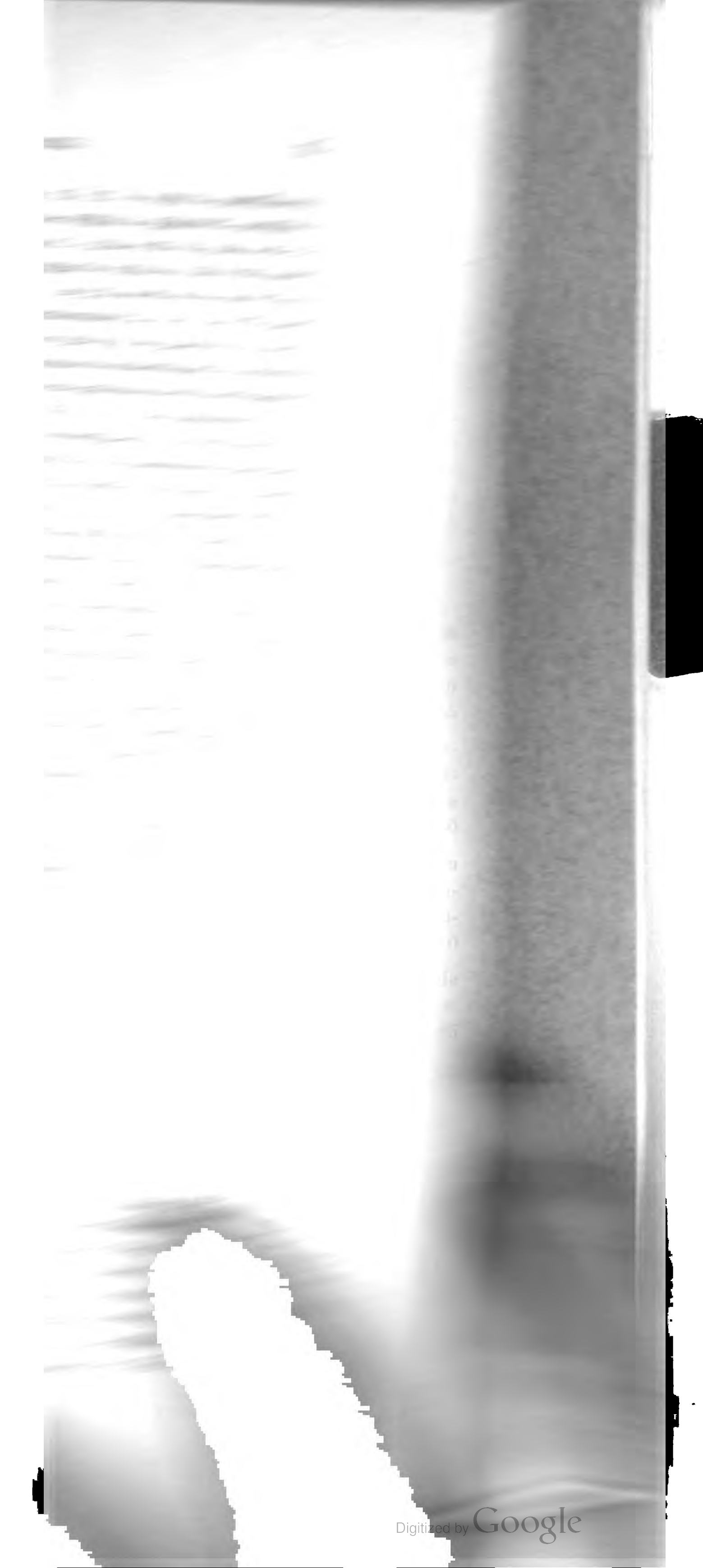
In Tertia wurden die unregelmäßigen Verba an der Hand von Ableitungsregeln sehr erfolgreich aus der Lektüre gewonnen, aller andere grammatische Stoff in Tertia und Sekunda zwischen Weihnachten und Ostern aus Ploetz, Grammatik und Übungsbüchern — andere Bücher wären mir natürlich lieber gewesen, am liebsten von einem Reformer auf Französisch abgefaßte. Die Zeit von Ostern bis Weihnachten aber gehörte der echten Reformmethode an. Mit *einer* Ausnahme: die ersten zehn Minuten jeder Stunde waren ein für allemal zu grammatischer Repetition beiseite gesetzt. Und diese Einrichtung galt auch in Prima die ganzen zwei Jahre hindurch Schriftliche Repetitionen, sogenannte Extemporalien (10—15 Minuten) fanden jede zweite Woche statt, dazwischen freie Arbeiten. Die Primaner waren dann so sicher in Grammatik, daß sie es ganz natürlich fanden, wenn ich ihnen für fehlerlose oder fast fehlerlose Extemporalien keine anerkennende Zensur gab, nur tadelnde für fehlerhafte. Sie hatten mich zu oft sagen gehört: „Ein Reformschüler macht in Prima selbstverständlich keine grammatischen Fehler mehr." Und nicht minder geläufig war ihnen der andere Satz: „Bloße grammatische Sicherheit [alte Methode] hat an sich gar keinen Wert. Aber *solche Sicherheit ist unerläßliche Vorbedingung für den freien Gebrauch der Sprache* [*neue Methode*]."

Kötzschenbroda. H. KLINGHARDT.

M. G. EDWARD, *Colloquial English, Dialogues on Every-Day Life*. Revis[ed] and enlarged by Prof. Dr. E. Hofmann. Second edition. Leipz[ig] O. R. Reisland. O. J. [1917]. 8°. VI u. 119 S. Hlwd. M. [...]

Dieses hübsch ausgestattete Büchlein enthält englische Gesprä[che] über Gegenstände des täglichen Lebens. Eine gute Auswahl, [die] einem Besucher Englands und insbesondere Londons sehr von Nutz[en] sein kann. Einige Überschriften mögen die Art und Mannigfalt[ig]keit der besprochenen Gegenstände dartun: 1. 'The Garden Par[ty]' 3. 'Arrival in an Hotel.' 8. 'At the Theatre.' 13. & 14. 'The Doct[or's] Visit.' 16. 'The Dinner Party.' 28. 'The Garden.' 35. 'At a Dre[ss]maker and Milliner's.' Bekanntschaft mit englischen Anschauung[en] und Lebensgewohnheiten wird durch diese Gespräche zwanglos u[nd] ansprechend vermittelt. Auf jeder Seite steht oben in kleinem Dr[uck] ein englisches Sprichwort, das mit dem Gesprächsgegenstand m[ehr] oder weniger in Zusammenhang steht. Anmerkungen oder Vokab[ular] enthält das Buch nicht.

Colloquial English ist es aber eigentlich nicht, was hier geb[oten] wird. Wenigstens kann dieser Haupttitel nicht ohne Einschränk[ung] als zu Recht bestehend anerkannt werden, während der Neben[titel] *Dialogues on Every-Day Life* den Inhalt treffend deckt. Alle Gesprä[che] ohne Ausnahme sind in einem gleichmäßigen braven Englisch [ge]schrieben, das sich niemals die geringste Freiheit nimmt, geschw[eige] denn jemals gegen die geheiligten Regeln der Schulgrammatik v[...]



will ich hier zu ihrer Beruhigung mein Verfahren in diesem Punkte für das Französische skizzieren.

In Tertia wurden die unregelmäßigen Verba an der Hand von Ableitungsregeln sehr erfolgreich aus der Lektüre gewonnen, aller andere grammatische Stoff in Tertia und Sekunda zwischen Weihnachten und Ostern aus Ploetz, Grammatik und Übungsbüchern — andere Bücher wären mir natürlich lieber gewesen, am liebsten von einem Reformer auf Französisch abgefaßte. Die Zeit von Ostern bis Weihnachten aber gehörte der echten Reformmethode an. Mit *einer* Ausnahme: die ersten zehn Minuten jeder Stunde waren ein für allemal zu grammatischer Repetition beiseite gesetzt. Und diese Einrichtung galt auch in Prima die ganzen zwei Jahre hindurch Schriftliche Repetitionen, sogenannte Extemporalien (10—15 Minuten) fanden jede zweite Woche statt, dazwischen freie Arbeiten. Die Primaner waren dann so sicher in Grammatik, daß sie es ganz natürlich fanden, wenn ich ihnen für fehlerlose oder fast fehlerlose Extemporalien keine anerkennende Zensur gab, nur tadelnde für fehlerhafte. Sie hatten mich zu oft sagen gehört: „Ein Reformschüler macht in Prima selbstverständlich keine grammatischen Fehler mehr." Und nicht minder geläufig war ihnen der andere Satz: „Bloße grammatische Sicherheit [alte Methode] hat an sich gar keinen Wert. Aber *solche Sicherheit ist unerläßliche Vorbedingung für den freien Gebrauch der Sprache* [*neue Methode*]."

Kötzschenbroda. H. KLINGHARDT.

M. G. EDWARD, *Colloquial English, Dialogues on Every-Day Life*. Revised and enlarged by Prof. Dr. E. Hofmann. Second edition. Leipzig, O. R. Reisland. O. J. [1917]. 8°. VI u. 119 S. Hlwd. M. 1,90.

Dieses hübsch ausgestattete Büchlein enthält englische Gespräche über Gegenstände des täglichen Lebens. Eine gute Auswahl, die einem Besucher Englands und insbesondere Londons sehr von Nutzen sein kann. Einige Überschriften mögen die Art und Mannigfaltigkeit der besprochenen Gegenstände dartun: 1. 'The Garden Party.' 3. 'Arrival in an Hotel.' 8. 'At the Theatre.' 13. & 14. 'The Doctor's Visit.' 16. 'The Dinner Party.' 28. 'The Garden.' 35. 'At a Dressmaker and Milliner's.' Bekanntschaft mit englischen Anschauungen und Lebensgewohnheiten wird durch diese Gespräche zwanglos und ansprechend vermittelt. Auf jeder Seite steht oben in kleinem Druck ein englisches Sprichwort, das mit dem Gesprächsgegenstand mehr oder weniger in Zusammenhang steht. Anmerkungen oder Vokabular enthält das Buch nicht.

Colloquial English ist es aber eigentlich nicht, was hier geboten wird. Wenigstens kann dieser Haupttitel nicht ohne Einschränkung als zu Recht bestehend anerkannt werden, während der Nebentitel *Dialogues on Every-Day Life* den Inhalt treffend deckt. Alle Gespräche ohne Ausnahme sind in einem gleichmäßigen braven Englisch geschrieben, das sich niemals die geringste Freiheit nimmt, geschweige denn jemals gegen die geheiligten Regeln der Schulgrammatik ver-

stößt. Selbst die Hausschließerin in Nr. 36 spricht salonfähiges Englisch. Eine getreue Wiedergabe wirklich gehörter Gespräche würde natürlich ganz anders ausfallen. Daß sich für das hier eingeschlagene Verfahren gute pädagogische Gründe ins Feld führen lassen, soll nicht verkannt werden. Es geht aber doch zu weit, die vielen Verkürzungen und Zusammenziehungen, die in der Unterhaltung auch der gebildetsten Leute gang und gäbe sind, so gut wie ganz zu vermeiden. Von allein kommen nichtenglische Lernende nicht darauf, *don't* und *doesn't it* statt der gedruckten schriftenglischen Formen *do not* (S. 27) und *does it not* (S. 1) zu gebrauchen. In modernen Lustspielen und bei der Wiedergabe von Gesprächen in modernen Romanen werden allgemein die zusammengezogenen Formen der Umgangssprache gedruckt. Selbst in einigen unserer deutschen Lehrbücher des Englischen, z. B. in Hausknechts *The English Student*, werden von vornherein diese Formen gelehrt. Wie viel mehr Ursache, ihnen in einem Lehrbuch der Umgangssprache nicht aus dem Wege zu gehen! Mit *won't*, *shan't*, *isn't* usw. muß jeder vertraut gemacht werden, der sich auf englisch zu unterhalten lernen will. Das auf S. 76 gebrauchte *thrice* gehört der Umgangssprache nicht mehr an und sollte durch *three times* ersetzt werden. *Slang* ist nun schon gar nicht in dem Buche zu finden, und doch wird gerade in den besten Kreisen von der jüngeren Generation viel *Slang* geredet. Nun ist es gewiß für einen Nichtengländer nicht ratsam, *Slang* zu gebrauchen. Aber eine gewisse Kenntnis der üblichsten *Slang*ausdrücke ist zum Verständnis mancher Engländer beinahe unentbehrlich. So dürften ein paar Gespräche mit einer reichlichen Beimischung von *Slang*, die etwa einem Theaterstück von Bernard Shaw oder einem Roman von Richard Whiteing entnommen sein könnten, in einem Handbuch für *Colloquial English* mit enthalten sein.

Es wäre überhaupt verdienstlich und lohnend, wenn einmal Beispiele von ganz verschiedenen Stil- und Gangarten englischer Unterhaltung in einem Buche zusammengestellt würden. In neueren Lehrbüchern der englischen Aussprache auf phonetischer Grundlage hat man schon geschieden zwischen verschiedenen Arten der Aussprache, die nebeneinander berechtigt sind, je nachdem es sich um Rezitation, um langsame oder um rasche Unterhaltung handelt. Das geschieht in den *Phonetic Transcriptions of English Prose* von Daniel Jones, in den *Specimens of English Spoken, Read and Recited* von Walter Rippmann und in den *Types of Standard Spoken English* von Marshall Montgomery. So könnten nun einmal *Types of Colloquial English* zusammengestellt werden, englische Gespräche, die verschieden wären nach dem größeren oder geringeren Grade von Schnelligkeit und Vertraulichkeit der Unterhaltung, nach der Gesellschaftsschicht, der die Redenden angehören, nach der Stimmung, in der sie sich befinden. Außer Salon-, Familien-, Geschäfts-, Reise- und Straßengesprächen dürften politische und andere Debatten, Gerichtsverhöre und akademische Diskussionen mit vertreten sein. Andererseits aber auch ganz einfache Unterhaltungen, selbst von der lakonischen Art, wie sie Edmond About in *Le Roi des Montagnes*

durch wörtliche Übersetzung ins Französische so wirksam ins Lächerliche gezogen hat: *J'ai faim. — Oh, avez-vous? — Êtes-vous fatiguée? — Je suis* . . . usw. (oder so ähnlich; ich führe aus dem Gedächtnis an). Außer modernen Lustspielen und Romanen wären Sitzungsberichte in den Tageszeitungen, Witzblätter (*Punch!*) und ähnliche Quellen zu verwerten. Phonetische Umschriften sowie Aufnahmen durch Sprechmaschinen wären dabei sehr erwünschte Beigaben.

Für die Benutzung des Edwardschen Gesprächbüchleins wird in der Vorrede folgende Anweisung gegeben: 'The contents of each conversation and especially the many idiomatic phrases should be read aloud and translated and re-translated orally or in writing until the full meaning has been grasped.' So erwirbt man doch im ganzen Leben keine Geläufigkeit im Englischreden! Das Hin- und Herübersetzen ist gewiß eine gute geistige Übung. Zur Unterhaltung aber in fremder Sprache schalte man von vornherein die Muttersprache völlig aus. Unbekannte Wörter schlage man in einem einsprachigen Wörterbuch nach, etwa im *Annandale* oder im *Concise Oxford Dictionary*. Zugleich mit der ersten Auflage von Edwards *Colloquial English* erschien 1900 auch eine deutsche Übersetzung dieser Gespräche, zum Rückübersetzen ins Englische eingerichtet von C. Just. Vor dieser Übersetzung warnt C. Th. Lion in den *Englischen Studien* von 1903 (S. 427) als einer recht mittelmäßigen Arbeit. Das beweist, daß auch die Ausführung der beanstandeten Gebrauchsanweisung ihre Schwierigkeiten hat. Beherzigenswerter sind auch für die Benutzung des Edwardschen Buches die Winke, die Sefton Delmer seinem *A Key to Spoken English* voranschickt, wo es u. a. heißt: 'The dialogues in the book should be read or even learned by heart and recited with distributed parts.'

Zu den neununddreißig Gesprächen der ersten Auflage sind in der zweiten noch zwei hinzugekommen: 40. *Landing in England* und 41. *Aerostation*. Im übrigen ist das Buch beinahe unverändert geblieben. Von Druckfehlern ist es erfreulicherweise ziemlich frei; zu verbessern wäre *It* auf S. 28 zu *I* und *Mr.* auf S. 108 letzte Zeile zu *Mrs.* Zur Fassung des Titelblattes muß schließlich noch eine Bemerkung gemacht werden. Wenn man sich dafür entscheidet, auf dem Titelblatt in englischer Sprache zu reden, so muß es gewiß auch im Einklang mit dem in England herrschenden Sprachgebrauch geschehen. Nun ist es in England nicht üblich, vor dem Namen mehr als einen Titel zu gebrauchen. Auf dem Titelblatt der nächsten Auflage, die dem Büchlein zu gönnen und zu wünschen ist, möge deshalb etwa folgende Fassung zu lesen sein: *Third Edition Revised by Professor E. Hofmann, Ph. D.*

So sei denn M. G. Edwards *Colloquial English* der Beachtung empfohlen. Es ist durchaus geeignet, neben dem schon genannten Buch von Sefton Delmer, neben Krons wohlbekanntem *The Little Londoner*, neben *Daily Dialogues* von Carr und ähnlichen englischen Gesprächbüchlein seinen Platz zu behaupten.

Gießen und Marburg. MAX FREUND.



A. Hüppy, *Die Phonetik im Unterricht der modernen Sprachen mit besonderer Berücksichtigung des Englischen.* Mit Figuren, Diagrammen und Tabellen. Zürich, Rascher & Co., 1918. V u. 99 S. Fr. 3,30.

Für Schriften, die in verständiger Weise über phonetische Dinge reden und auf weitere Kreise aufklärend wirken wollen, sind wir immer erkenntlich, auch wenn darin keine neuen Ergebnisse enthalten sind und nur Gekanntes wiederholt wird. In diesem Sinne heißen wir Hüppys Büchlein gern willkommen. Verf. ist ein überzeugter Anhänger phonetischer Schulung bei Lehrer und Schüler, steht aber dabei in Hinblick auf das in der Schule Zweckdienliche und Erreichbare auf einem anerkennenswert gemäßigten Standpunkt. Gerade deshalb aber sollte er auch von der graphischen Methode (d. i. Experimentalphonetik) nicht behaupten, daß „ihr Wert darin besteht, Sprachfehler ... zu heilen“ oder „eingefleischte Aussprachefehler ... zu beseitigen“ (S. 66). Unter reichlichen Zitaten aus bekannten Autoren gibt Verf. u. a. eine kurze Übersicht über die Geschichte der Phonetik und ihren gegenwärtigen Stand im Universitätsbetrieb, wobei er besonders auf Schweizer Verhältnisse eingeht. Dann folgt ein Kapitel über die Hilfsmittel des phonetischen Unterrichts, von der einfachen Lautschrift bis zum Pathégraph und den Röntgenstrahlen, weiter ein Abriß der englischen Lautlehre für die Schule auf der bewährten Grundlage von Jones' "Pronunciation of English". Den Schluß bildet eine Gruppierung der englischen Vokale aus des Verf. Praxis mit phonetischer Erklärung der Ausspracheregeln. Hierbei erkennt man allerdings, daß die alte Forderung, daß der neusprachliche Lehrer neben der phonetischen Ausbildung die sprachhistorische nicht vernachlässigen darf, immer noch zu Recht besteht. Die Kenntnis der historischen Grammatik müßte den Verf. vor so außerordentlichen Behauptungen schützen wie etwa daß in *mild*, *might*, *toast*, *mould* die Diphthonge [ai] und [ou] in offener Silbe stünden, denn „die Verbindungen ld, nd, gh, gn, sl zählen nur als Einzellaut, dürfen deshalb nie getrennt werden; im Mittelenglischen folgte noch ein e, also mi-lde, ni-ghte, d. h. die Silbe ist tatsächlich offen wie in wine“ (S. 93). oder daß *son*, *mother*, *put*, *push* ihre Aussprache „dem so häufigen Gebrauche im täglichen Leben“ zu verdanken haben (S. 93/94). Ebenda (S. 93) wird der Vokal in *do* als kurz bezeichnet. Das Quellen- und Literaturverzeichnis schenkt auch wichtigeren Zeitschriftenaufsätzen Beachtung.

Würzburg. Walther Fischer.

Th. Litt, *Geschichte und Leben.* Von den Bildungsaufgaben geschichtlichen und sprachlichen Unterrichts. Leipzig 1918, B. G. Teubner. IV u. 199 S. M. 3,60, geb. M. 6,20.

In der umfänglichen Literatur zum Geschichtsunterricht, die in der Kriegszeit herausgekommen ist, fällt Litts Schrift durch ihre Nachdenklichkeit und Tiefgründigkeit auf. Sie wirkt für eine völlige Neugestaltung des Geschichtsunterrichts. Angesichts der Tatsache, daß unsere Schüler einmal im geschichtlichen *Wissen* ersticken, aber

(oder daher!?) zum andern unfähig sind, ein Verhältnis zu der verwirrend vielseitigen Gegenwart zu gewinnen, baut er auf einer Kritik des gegenwärtigen die Grundlegung eines neuen Geschichtsunterrichts auf. Er gibt dabei weit mehr als methodische Bemerkungen: Man möchte sein nicht leicht geschriebenes Buch geradezu eine Philosophie des Geschichtsunterrichts nennen; will er doch — im Anschluß an Rickert, Troeltsch, auch Simmel — einer geschichtsphilosophischen und soziologischen Betrachtungsweise Eingang verschaffen. Er fragt: Sollte es nicht möglich sein, die geschichtlichen *Kenntnisse* durch soziologische *Erkenntnisse* zu vertiefen? Sollte man nicht schon dem Schüler eine Ahnung von dem vielfach ineinander verflochtenen Kampf und Ausgleich von Individuum und Gesellschaft übermitteln können und ihm von den gesellschaftlichen Wachstumserscheinungen der Gegenwart her das Leben der Vergangenheit näher bringen? Litt glaubt, daß man die Gegenwart kennen muß, um die Vergangenheit zu begreifen; dann erst wird man auch aus der Vergangenheit die Gegenwart voll erfassen können. So gliedert sich seine Untersuchung in einen kritischen Teil über *historisches Verstehen* und die Erziehung dazu; den aufbauenden Hauptteil, in dem aufs eingehendste gezeigt wird, wie die Einführung des Schülers in das *historische Leben*, die ihn umgebenden gesellschaftlichen Gebilde, gedacht ist: Klasse, Schule, Jugend; Stände, Konfessionen, Stadt; Familie, Volk, Staat, Staatengesellschaft; und diesen mehr formalen Erörterungen folgt ein dritter Abschnitt über *historisches Werten*, in dem Litt sich mit den Beziehungen zwischen den konkreten *Inhalten* von Vergangenheit und Gegenwart beschäftigt und auf das Beispiel der Antike in ihrem Verhältnis zur Gegenwart seine These anwendet und aufs geistreichste eine Reihe historischer Begriffe entwickelt, zugleich auch zum soundsovielten Male die Antike „rettet", aber mit viel feineren und vornehmeren Waffen als mancher ihrer grauen Triarier. Besonders anziehend ist dann noch der Anhang: hier beleuchtet Litt den im Text schon mehrfach berührten Zusammenhang zwischen Geschichts- und Sprachunterricht und weist in scharfsinniger Scheidung nach, daß es unsinnig ist, „zugunsten" des Geschichtsunterrichts den Unterricht in den Fremdsprachen zurückzudrängen — Litt kann aus eigener Kenntnis nur von den *alten* Sprachen reden —; diese Zurückdrängung würde dem Geschichtsunterricht nichts nützen, eher abträglich sein: denn die Durchnahme eines fremdsprachlichen Literaturwerks (vom Erleben des Wortsinnes an bis zum Verständnis einer Schriftstellereigenart, eines bestimmten Ausschnittes aus unserem Kulturkreis) erzieht (S. 198) „die Lernenden in der Tat zu einem historisch-genetischen Denken, das aus dem Stoff der Wirklichkeit, die selbst im sprachlichen Verstehen erst erobert werden mußte, ein kleines Stück jener Welt historischer Begriffe *selbsttätig erbaut*. Alle die Mühseligkeiten des Sprachunterrichts, die den unbewußten Stimmungsuntergrund für manche grollende Verurteilung geschaffen haben, sind der Preis, den er für dieses völlige Einleben in das historische Objekt zahlt, wie umgekehrt der Geschichtsunterricht die relative Glätte seines Verfahrens mit dem weitgehenden Verzicht auf geistige Selbsttätigkeit erkauft".

Daß diese Selbsttätigkeit — bei Schülern wie Lehrern — geweckt werde, daß der Geschichtsunterricht sein stark rezeptives Wesen verliere: das ist ja Litts Bestreben; und deshalb werden seine ernsthaften, gründlichen und umwälzenden Vorschläge schon schlechthin als bedeutungsvoller Vorstoß in dieser Richtung im Kreise der Fachgenossen und darüber hinaus schärfste Beachtung finden: denn der Geschichtsunterricht *muß* umkehren!

Einführung in das Mittelhochdeutsche. Von Dr. Rudolf Blümel. 27 S. Deutschkundliche Bücherei. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig. 1918. Geh. M. —,60.

Dieses Büchlein bietet sich dem ganz Unerfahrenen als allererste Einführung ins Mhd. dar und leistet diese Aufgabe geschickt und umsichtig durch deutliches Unterstreichen der Gegensätze zwischen Nhd. und Mhd. in Lautentwicklung, Grammatik, Wortwahl und Verslehre.

Flensburg. Otto Weidenmüller.

Friedrich Seiler, *Das deutsche Sprichwort.* 78 S. Straßburg, Karl J. Trübner. 1918. Trübners Bibliothek, Bd. 10.

Das Büchlein, der Vorläufer eines großen Werkes über deutsche Sprichwörterkunde, gibt einen hübschen Einblick in Wesen und Wert des deutschen Sprichwortes. Die Einteilung des Stoffes ist sehr geschickt, die Darstellung lebendig und fesselnd. S. redet über Wort und Begriff des Sprichworts und über verwandte Begriffe wie Sittensprüche (Denksprüche, Gnomen), Sentenzen und geflügelte Worte. Entstehung, Entwicklung und die Quellen des deutschen Sprichwortes behandeln zwei weitere Abschnitte. Seine Kenntnis verdanken wir dem Volksmund, Dichtern und Schriftstellern und Sammlungen (Egbert, *Proverbia Henrici*; *Proverbia communia sive seriosa*; Sammlung des Erasmus; Agricola, Luther, Franck; Sailer, Wander usw.). Die meisten der ins Volk gedrungenen literarischen Sprichwörter entstammen fremden Völkern. Aus der Bibel und dem klassischen Altertum schöpfen unsere Lehnsprichwörter. Auch über die Form, die innere und äußere Form des Sprichwortes, über Bildlichkeit, die Beseelung der toten Gegenstände verbreitet sich Seiler, über Sinnreim, Reim, Wortspiel, die Moral des Sprichwortes und die Beziehungen zwischen Sprichwort und Volkscharakter. Mit den sprichwörtlichen Redensarten und den Gebieten, denen sie entstammen, beschäftigt sich das Schlußkapitel. Zur Literatur S. 15 sei die Abhandlung über Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten bei H. Sachs in der Festschrift zur vierhundertjährigen Geburtsfeier des Dichters, Nürnberg 1894, angefügt. Die kleinen Sprichwörtersammlungen der vorreformatorischen Zeit gibt Seiler in der *Zeitschrift für deutsche Philologie* neu heraus. Erwähnt sei auch Seilers Aufsatz: *Die deutsche Vergangenheit im Spiegel des deutschen Sprichwortes* in der *Zeitschrift für den deutschen Unterricht*, 32. Jahrgang

ERASMUS VON ROTTERDAM, *Das Lob der Narrheit.* Georg Müller, München 1918. 207 S.

Das weltbekannte, ursprünglich in lateinischer Sprache geschriebene Werk des Humanisten ist auch wiederholt ins Deutsche übertragen worden, zum ersten Male von Sebastian Frank im Jahre 1534. Gewidmet hat Erasmus das Buch seinem jungen Freunde Thomas Morus. Ihm selbst sollte es freilich nur ein Ausruhen von strenger wissenschaftlicher Arbeit sein; davon zeugt schon die Entstehungsgeschichte, über welche die (in unserer Übertragung allerdings nicht abgedruckte) Vorrede Aufschluß gibt, Geistreich im einzelnen, aber leicht gezimmert ist das Werk des Erasmus. Lucians Einwirkung verrät es; auch der Einfluß von Brants *Narrenschiff* ist unverkennbar. Freilich ist Erasmus nicht lehrhaft wie Brant; er steht über dem Ganzen, er schilt nicht, sondern blickt weise lächelnd auf das verworrene Getriebe des Alltags: hinter allen menschlichen Handlungen erkennt er als Triebfeder die Torheit. Wie Brants Werk dem Bilde des Narrenschiffes nicht immer treu bleibt, so fällt Erasmus im zweiten Teile, in dem er gegen Kirche und Theologie mit scharfen Waffen zu Felde zieht, aus der Rolle eines Lobredners der Narrheit. Die Übersetzung von 1781 ist unserem Neudruck zugrunde gelegt. Die Ausstattung ist prachtvoll. Die Ausgabe bringt zahlreiche Holzschnitte nach Radierungen von Holbein, dem Freunde des Erasmus, die der Meister in ein zu Basel aufbewahrtes Exemplar eingetragen hat.

FRIEDRICH KLUGE, *Von Luther bis Lessing.* 5. Aufl. 315 S. Quelle u. Meyer, Leipzig 1918. Preis geh. 7 M., geb. 8 M.

Das Werk, das jahrelang im Handel gefehlt hat, hat sich viele Freunde geworben, und wie viele Anregungen von ihm ausgegangen sind, beweist die Tatsache, daß zahlreiche Facharbeiten im Anschluß an einzelne hier abgedruckte Aufsätze entstanden sind. Einen wundervollen Einblick erhalten wir in die ungeahnten Wirkungen, die von Luthers Bibel ausgegangen sind. Seine Bibelübersetzung ist nicht bloß eine sprachliche, sondern auch eine kulturgeschichtliche Tat. Auf Einzelheiten können wir nicht eingehen, wir verweisen nur auf Abschnitte wie Schriftsprache und Mundart in der Schweiz, Oberdeutscher und mitteldeutscher Wortschatz, Niederdeutsch und Hochdeutsch, Latein und Humanismus, Ideal und Mode im 17. Jahrhundert. Das zehnte Kapitel zeigt uns, daß wir selbst im dritten Viertel des 18. Jahrhunderts eine in allen Teilen Deutschlands angenommene Schriftsprache noch nicht besaßen. Neu hinzugekommen, aus einem früheren Buche Kluges, ist der Beitrag über Schiller. Am Stil hat Kluge, der ein treffliches Deutsch schreibt, in der Neuauflage des vorliegenden Bandes sorgsam gefeilt; an einzelnen Stellen hat er auch Fremdwörter getilgt.

Haynau. H. WOCKE.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Druck von O. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03954 4880

